



Magazin

für

Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode
von Nord-Amerika.

Neue Folge. Vierter Band.

Dreißigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.
1902.





Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1902.

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 4. Band. St. Louis, Mo. Januar 1902.

Vorwort.

„Ihr seid das Salz der Erde."
„Ihr seid das Licht der Welt."
Matth. 5, 13. 14.

In diesen zwei Worten ist die ganze eigentümliche Berufsstellung der Jünger Jesu in dieser Welt ausgesprochen. Hören wir, was Dr. J. T. Beck*) darüber tiefsinnig sagt. „Salz und Licht liegen keineswegs so weit aus einander, als es scheint. Der Mittelbegriff zwischen beiden ist Feuer (Mark. 9, 49 f.). Salz ist nämlich das Feuer, gebunden in Erdenstoff, wie es denn etwas Brennendes für den Geschmack hat. Vermöge dieser Bindung an den Erdstoff hat das Salz eine temperierte Feuerkraft oder eine temperierte Schärfe, eine Wirkung, die nicht zerfrißt, sondern dem Fäulnisprozeß in den irdischen Stoffen, der Zerstörung, wehrt, die gute Substanz konserviert, den Geschmack erhöht, den Genuß würzt und gesund macht: es ist also ein durch Schärfe reinigendes und besserndes, eben dadurch konservierendes Element, ein disziplinares Element, das mit Salz bezeichnet ist. — Licht ist ebenso Feuer, aber im Unterschied von dem in Erde gebundenen Feuer ist Licht das aus der Höhe herab entbundene, das überirdische Feuer. Das Licht repräsentiert vermöge seiner Feinheit das Immaterielle, das Geistige. Seine Wirkung ist wieder nicht zerstörend, aber auch nicht bloß konservierend, sondern scheidend, verklärend, befruchtend. Durch sein Hineinleuchten in den finstern Erdstoff werden die höheren Lebenskräfte und Lebensgestaltungen erweckt und entbunden, so daß sich das Leben unter der Einwirkung des Lichts sublimiert zu höheren Organisationsstufen und Produkten, während in der Finsternis das niedrige, kriechende Afterleben wuchert: Das Licht also ist der Typus des überirdischen, himmlischen Lebenselements in seiner geistigen Belebungs- und Organisationskraft."

„Wenden wir nun beides an: Wenn die Bürger des Himmelreichs als Salz und Licht gefaßt werden, so wird damit vorausgesetzt, daß sie in sich selbst mit Feuer gesalzen, Mark. 9, 49, und Kinder des Lichtes sind, Licht aus Jesu Christo in sich haben, Joh. 12, 36, daß sie mit dem Heiligen Geist

*) Siehe Pastorallehren, S. 136 ff.

und Feuer getauft sind. Dem Heiligen Geist kommt jene teils züchtigende und reinigende, teils neu belebende Feuerkraft zu. Zunächst tragen die Jünger den Schatz des Geistes in irdenen Gefäßen; das Geistige ist bei ihnen gebunden in der irdischen Natur, wie beim Salz, immerhin mit der Bestimmung, das irdische Leben, so weit sie an dasselbe gebunden sind, reinigend und veredelnd zu durchdringen, als Salz. Aber das Geistige in den Geistesjüngern soll auch als Licht wirken, soll vermöge der überirdischen Lebenskraft des Geistes, vermöge seines Ursprungs und Zusammenhangs mit der oberen Geisteswelt, auch frei sich entbinden in überirdisch-geistigen Kräften und Einwirkungen auf die Menschen, um neues Leben zu erwecken und zu entwickeln, das über diese Welt hinausreicht."

„Die Bestimmung der Bürger des Himmelreichs oder der himmlische Beruf führt nicht sprungweise in das rein Geistige, in das Jenseits hinein; sie sollen nicht aus den Grundbeziehungen zur Erde und zur Welt herausgerissen werden, obgleich die inneren Eigenschaften derer, die am Himmelreich teil haben, in einem wesentlichen Kontraste stehn zum Charakter derjenigen, die nur der Erde und der Welt angehören. Sie sollen ihr inneres Wesen keineswegs verlieren an dem Weltcharakter, aber sie sollen es einwirken lassen und zwar zunächst eben als S a l z d e r E r d e , d. h. die echten Christen sollen ein Disziplinarelement für die irdischen Verhältnisse sein, das sie reinigt und eben dadurch veredelt; sie sollen aus und mit ihrer von oben empfangenen Natureigentümlichkeit, mit ihrer Feuerkraft reagieren gegen das irdische Wesen, gegen die fleischliche Verderbnis, die zur Fäulnis führt, und eben dadurch sollen sie den Natursegen, das Brauchbare und der guten Entwickelung Fähige konservieren, das in den göttlichen Grundlagen der weltlichen Verhältnisse und Dinge liegt: 1 Tim. 4, 4; 1 Kor. 7, 31. Hierher gehören alle evangelischen Bestimmungen über die Heiligung des Leibeslebens, über die Behandlung der häuslichen, ehelichen, geselligen und bürgerlichen Verhältnisse. Alles in dieser Beziehung Gesagte ist ein Kommentar für das Wort: Ihr seid das Salz der Erde. Ueberall liegt die Bestimmung des Christen zu Grunde: sie sollen die irdischen Verhältnisse durchsalzen (nicht verzuckern, aber auch nicht versalzen!), sie sollen mit der Zuchtkraft und Schärfe der göttlichen Wahrheit, nicht des eigenen Temperamentes, gegen die Verderbnisse und Aergernisse in diesen Verhältnissen reagieren, der Fäulnis darin wehren und so das Gute darin konservieren und ausbilden, sollen durch Reinigung die irdischen Verhältnissen veredeln, den Menschen zu gesundem, heilsamem Genuß."

„Sie sollen aber auch das L i c h t d e r W e l t sein. Dadurch ist den Christen ihre Wirkung im inneren geistigen Gebiet angewiesen, wie durch „Salz", das auf das Fleischliche geht, ihre Wirkung im äußeren materiellen Gebiet. Als Licht sind die Christen wieder zunächst bestimmt, das irrgeistige und falschgeistige Wesen der Welt geistig zu sichten und zu richten, aufzudecken und auszuscheiden: Eph. 5, 8. 11. Sie sollen aber auch in der Welt L i c h t f r ü c h t e hervorbringen, Früchte des himmlischen Geistes (Eph. 5, 9; Gal. 5, 22), Früchte, die über den irdischen Horizont hinausweisen und hinausführen durch die Lehre des Himmelreichs, wie sie die Schrift giebt. Dies

geschieht, indem sie die Erkenntnis und Gemeinschaft Gottes in Jesu Christo als das Licht des ewigen Lebens verbreiten, Glaube, Hoffnung, Liebe pflegen, damit daraus Leben, Gesinnung und Wandel im Geiste hervorgehe und in diesem Geiste Werke mit ewigem Lebenscharakter. So wird das ewige Leben, das Himmelreichsleben in dem Scheinleben und Todeswesen dieser Welt erzeugt, und Gott als der himmlische Vater in der Finsternis dieser Welt verklärt (und Jesus Christus mit und in ihm), was Jesus eben als den Endzweck seines ganzen Werkes im Auge hat: Joh. 17, 3 f."

„In all dem bisher aus Matth. 5, 13—16 Entwickelten ist auch der Geist und Inhalt echt evangelischer Predigt ausgesprochen. Soll sie Himmelreichspredigt sein, so hat sie zwar allerdings nicht in ein unbestimmtes Jenseits hineinzuspekulieren und zu sentimentalisieren, aber sie muß Geist und Feuer von oben in sich tragen und muß daher vor allem als Salz wirken. Sie muß es sich also zur Aufgabe machen, in die vorhandenen irdischen Lebensverhältnisse und ihre Beziehungen als Salz einzugehen, d. h. so, daß sie dieselben durchdringt mit der reinigenden Reaktionskraft und der veredelnden Zucht, die in den sittlichen Elementen des göttlichen Gesetzes und des dieselben in sich aufnehmenden Evangeliums liegt. Dabei aber bleibt allerdings die Geistesrede nicht stehen, sondern es gilt ihr, auf diesem disciplinarisch zubereiteten Naturboden eine neue Pflanzung zu schaffen mit und aus dem Lichtzeugnis des Geistes. Diese Pflanzung bezieht sich nicht bloß auf ein disziplinarisch geregeltes und veredeltes Leben dieser Erde, sondern auf ein neues, auf das ewige Leben, das sich entwickelt aus dem Geiste des Himmelreichs mittelst seines Geisteswortes in Kräften und Früchten des Geistes. Auf diese Art kommen in der evangelischen Predigt Diesseits und Jenseits, Gegenwart und Zukunft, irdische Wohlordnung und ewige Lebensordnung zur rechten gegenseitigen Durchdringung. Die Grundbedingung ist aber immer, daß Salz in der Rede sei, wie das bei der christlichen Rede überhaupt gefordert wird: Kol. 4, 6. Will man Geistiges und Himmlisches etablieren, ohne den irdischen Stoff immer wieder zu durchsalzen, so nimmt man dem Evangelium sein Salz, seine sittlich reinigende und veredelnde Kraft, so verlieren Christentum, Kirche und Amt, Lehre und Lehrer alle ihre Kraft und Wirkung unter dem irdischen Sauerteig, unter dem faulen, unreinen Wesen der menschlichen Natur und der menschlichen Gesellschaft; das ist dann das dumm gewordene Salz, ein fader, geschmackloser, unbrauchbarer Stoff. Die Folge aber dieser Entkräftung ist die: Christentum, Kirche und Amt, Lehre und Lehrer werden der Verachtung preisgegeben und „hinausgeschüttet", ein Tummelplatz der Fleischesmenschen."

„In Gegensatz zu diesem saft- und kraftlosen Christentum und Lehrwesen, das sich in das weltliche Massen- und Verkehrsleben versenkt, darin dann verliert und zertreten wird, stellt der Herr, V. 14, den Standpunkt der Himmelreichslehre, ihrer Zeugen und Angehörigen, indem er sie als eine auf der Höhe liegende Stadt bezeichnet, während dort beides, Lehre und Lehrer, Wahrheit und Zeugen, den Leuten unter die Füße gelegt ist. Die Himmelreichsgemeinde, die wahre Kirche, ist eine Bergstadt, die das niedere Erdengetümmel überragt, als Sitz des höheren Lebens. Der Ausdruck verliert sein

Fremdartiges, wenn man sich erinnert, wie die alttestamentliche heilige Stadt, die Stadt des großen Königs, der Sitz der göttlichen Offenbarung, des göttlichen Lichtes, schon im Alten Testament als Stadt auf der Höhe beschrieben wird, und wie derselben im Neuen Testament das Jerusalem, das droben ist, das himmlische, parallel steht. Dieses ist die Mutter der Geisteschristen, Gal. 4, und letztere stehen in geistigem Verband mit demselben. (Hebr. 12, 22 ff.) Das neutestamentliche Jerusalem ist der Sammelplatz des oberen Lichtlebens und der Lichtkinder. Der Herr erinnert also, anschließend an „ihr seid das Licht der Welt," seine Jünger mit der „Stadt auf der Höhe" daran, daß der Höhepunkt des göttlichen Offenbarungslichts in ihnen und von ihnen aus zur Erscheinung kommen soll, woraus sich ferner, V. 15 f., ergiebt, daß sie ihr Licht in entsprechenden Werken, d. h. in Lichtwirkungen sollen leuchten lassen, deren Folge ist, daß die Menschen zur Erkenntnis Gottes gebracht und bekehrt werden, der Vater im Himmel verherrlicht wird."

Das sind in der That fruchtbare Gedanken für die christliche Kirche und Gemeinde der Gegenwart. Man klagt so viel darüber, daß die christliche Kirche heutzutage so wenig Einfluß auszuüben vermag auf das ganze Volksleben. Man klagt über das Ueberhandnehmen des weltlichen Sinnes, des Materialismus, der Gesetzlosigkeit, der Korruption im Staats- und Gerichtswesen u. s. w. Sollte nicht vor allem nachgeforscht werden, ob die Christen und die Kirche mit ihren amtlichen Vertretern nicht eben diesen doppelten Charakter und Aufgabe ein Salz und ein Licht zu sein, gar vielfach eingebüßt haben?

Vor allem dürfte die Frage gestellt werden, ob es nicht innerhalb der Kirche selbst schon an dem bewahrenden und reinigenden Salze fehlt. Treten nicht da und dort traurige Uebelstände, Zuchtlosigkeit und Gesetzlosigkeit gar offen hervor ans Tageslicht und bringen die christliche Kirche in Verachtung? Der geistlose und unwürdige Wandel mancher Diener des Evangeliums, der so oft ungerügt und ungestraft bleibt, die leichtfertige Umgehung und Uebertretung synodaler Ordnungen, die so oft ungestraft, oft wohl gar ungerügt bleibt von seiten der maßgebenden Personen, ja oft sogar direkt gefördert und unterstützt wird von Leuten, die als Hüter und Wächter der synodalen Gesetze erwählt sind — das sind wahrlich Dinge, die der christlichen Kirche nicht zum Ansehen verhelfen.

Viel wird in unseren Tagen geklagt über den Abfall von der christlichen Heilswahrheit und in Verbindung damit über den Mangel an Studenten der Theologie. Für letztere Erscheinung sucht man allerlei Erklärungsgründe. So las ich in diesen letzten Wochen einen englischen Artikel, welcher die Hauptschuld für den Mangel an Theologie-Studenten darin suchte, daß die sogenannte negative Kritik, die auf Universitäten und theologischen Seminarien vorgetragen werde, die allgemeine Glaubensgrundlage erschüttere, so daß die betreffenden Studenten, wenn sie zu Kandidaten herangebildet sind, den festen Boden unter den Füßen verloren haben, und also im Amtsleben eine Sache vertreten sollen, die sie selbst nicht mehr mit gutem Gewissen vertreten können. Und es ist ja wahr, wo die theologische Bildung darauf hinausläuft, die grundlegenden Thatsachen des christlichen Glaubens zu leugnen, die Quellen

der göttlichen Offenbarung teils zu verschütten, teils zu vergiften, indem die Autoren der biblischen Bücher nur als phantasievolle menschliche Schriftsteller betrachtet werden, denen es nicht darauf ankam, ihre menschlichen Gedanken und Dichtungen als göttliche Offenbarungen hinzustellen, oder ihre Bücher unter verfälschtem Namen ausgehen zu lassen —, da kann der sich zum Predigtamt rüstende junge Mann keine innere Ausrüstung und Freudigkeit gewinnen, das Amt, das die Versöhnung predigt, zu treiben.

„Versöhnung?“ Die Ritschlsche Theologie braucht ja keine Versöhnung mehr. Wo also diese in einem Seminar die Grundrichtung der Unterweisung abgiebt, da fallen in der That alle Grundlagen des christlichen Glaubens dahin. Es bleiben vom ganzen Christentum nur noch die paar mageren Sätze Harnacks, Christus wird als Fremdkörper aus dem Evangelium und dem Verhältnis zwischen Gott und der Seele hinausgewiesen, eine Gottvaterreligion bleibt noch übrig, worin ein verständiger Jude und Türke mit dem Christen unbedenklich zusammenstehen kann. — Das muß also allerdings zugestanden werden, daß der in vielen Schulen der Theologie vorherrschende Geist des Unglaubens notwendig einen schädlichen Rückschlag üben muß auf die Theologie Studierenden. Es muß namentlich dabei in Betracht gezogen werden, daß gläubige, christliche Eltern bei solchem Stand der Theologie auch keine Freudigkeit haben können, ihre Söhne solchen Professoren anzuvertrauen, die die Seelen und den Glauben ihrer Studenten gefährden. Andere als gläubige Eltern aber werden erst recht kein Interesse haben, ihre Söhne zu einem Studium zu ermutigen, das eine auf den Aussterbeetat gesetzte Sache vertritt.

Indessen wäre es doch gewiß verfehlt, diesen derzeitigen Stand der Theologie, wie er, Gott sei's geklagt, heute in vielen theologischen Schulen zu finden ist, als alleinige Ursache dafür zu betrachten, daß die Zahl der Theologie Studierenden allerwärts, auch bei uns, so bedeutend zurückgegangen ist. Wir haben hierzulande doch gewiß noch manche theologische Lehranstalt, wo die oben genannten Ursachen nicht vorhanden sind. Die höhere Kritik in ihrer destruktiven Tendenz hat hier noch nicht die Vorherrschaft in den der christlichen Kirche unterstellten Seminarien; und auch die Ritschlsche Theologie dürfte selten zu finden sein. Auf den Staatsuniversitäten, wo die Professoren vom Staat berufen und besoldet werden und die Kirche kein Recht hat gegen die Anstellung ungläubiger Professoren zu protestieren, da steht natürlich die Sache wesentlich anders. Da ist das Mißtrauen wohl begründet, christliche Söhne solchen Professoren anzuvertrauen, die als ungläubig bekannt sind. Wenn gleichwohl auch hierzulande der Rückgang der Studentenzahl ein so allgemeiner und auffallender ist, so muß die Ursache wohl noch anderswo gesucht werden.

Eine Ursache dürfte darin zu suchen sein, daß zur Zeit der Beruf des Predigers in Anbetracht der hohen Anforderungen, die an ihn gestellt werden, der am schlechtesten bezahlte ist. Das klingt sehr materialistisch, aber wir wollen das Odium einstweilen geduldig auf uns nehmen, das aus obigem Satz auf uns fallen mag. Man bedenke, welche lange Jahre angestrengten Studiums heute auch bei uns gefordert werden, ehe ein junger Mann fürs

Amt fertig ist! 4—5 Jahre im Proseminar, drei Jahre im Predigerseminar, nachher noch Spezialstudium fürs Englische in einem rein englischen Kollege! Wer so lange studiert hat, und es am Ende ganz auf eigene Kosten gethan, welche Geldmittel, welche Zeit und welche Arbeitskraft hat er aufwenden müssen, um fürs Amt reif zu werden. Ist er nun fertig, welche Aussichten bietet ihm das Amt? Ein Einkommen von $350—$400; vielleicht auch $500. Viel höher dürfte der Durchschnitt sich nicht stellen bei den Landpastoren, und diese sind doch die Mehrheit. Vergleicht man damit die Stellung anderer junger Leute, die viel weniger studiert und gelernt haben, und die von vornherein Einkommen haben von $40, $50, $60 und mehr monatlich — so dürfte solche Vergleichung nicht sehr ermutigend wirken für das Studium der Theologie. — Dazu kommt aber neben dem geringen Einkommen noch die Stellung des Pastors der Gemeinde gegenüber. Wir haben ja wohl noch Gemeinden, die das Wort in ungeschwächter Kraft und Lauterkeit ertragen, wo der Pastor nicht gleich riskiert, davongejagt zu werden, wenn er auch den Gliedern der Gemeinde gelegentlich auf wunde Stellen tritt. Aber es giebt auch gar viele Gemeinden, die es bald genug den Pastor empfinden lassen, wenn er ihnen unangenehm wird aus irgend welchen Gründen. Er kann dann je nach einer Reihe von Jahren den Bündel schnüren, einen kostspieligen Umzug vornehmen, und sich entweder — verbessern oder auch verschlechtern. Etwaige Ersparnisse verschlingt der Umzug. An die Zukunft kann und darf er nicht denken; auch die Kirche garantiert ihm keine Stellung und keine Pension, die in Tagen des Alters, der Krankheit und Not ihn vor Mangel schützt. Verglichen mit weltlichen Berufsarten der höher gebildeten Gesellschaftklassen nimmt der Pastor heutzutage eine exzeptionell ungünstige Stellung ein. Ungünstig finanziell und sozial. Reiche Leute schauen sehr oft verächtlich oder mitleidig auf ihn herab, als auf einen armen Schlucker, der von ihrer Gnade abhängig ist und nach ihren Launen sich richten soll. Arme Leute suchen ihn drunten zu halten, damit er ja nicht zu hoch über sie hinaus kommt. Ein gewisser kluger Handwerksmann meinte, wenn der Pastor einen Dollar per Tag habe, sollte er damit zufrieden sein. Andere sagen das nicht gerade frei heraus, aber sie denken, geben und besolden so, daß nicht viel mehr herauskommt als das. Thatsache ist, daß der Farmer, wenn er auch durch jahrelangen Wohlstand sich empor gearbeitet hat und sich in den Stand gesetzt sieht, entweder Kapitalien zinstragend anzulegen oder Farm um Farm zu kaufen und zu bezahlen, sich nicht bereit finden läßt, den Gehalt des Pastors zu verbessern. Lieber ist es ihm, wenn er seine Beiträge unter irgend welchem Vorwand verringern kann.

Was mag mit die Ursache sein, daß der Stand des Pastors in solche ungünstige Lage gekommen ist? Dürfte nicht zum Teil die Schuld in der Ueberproduktion gesucht werden, die früher vorhanden war? Die Gemeinden, die ein besseres Einkommen zu bieten haben, müssen sehr oft recht — für unseren Stand — beschämende Erfahrungen machen: Das Wettlaufen der Pastoren um solche Stellen macht den ganzen Stand verächtlich in den Augen der Welt.

Solches Wettlaufen ist aber bei uns nur möglich mit Umgehung der synodalen Ordnung, welche die Besetzung vakanter Stellen in

die Hände der Präsides legt. Wären nicht der Pastoren so viele, die auf vakante Stellen fahnden, müßten die Gemeinden mehr warten, bis sich ein neuer Mann findet, so würde es auch in der Macht der Kirche liegen, den Gemeinden die Notwendigkeit einzuprägen, den Pastor anständiger zu besolden. Wenn den Gemeinden die treue Versorgung mit Wort und Sakrament nicht so viel wert ist, daß sie den Pastor seinem Stande gemäß besolden, so daß er wenigstens nicht mit beständigen Nahrungssorgen zu kämpfen hat, so ist es ohne Zweifel ein Akt göttlicher Heimsuchung und Strafe, wenn allmählich Zeiten kommen, wo „das Wort des Herrn teuer wird“ im Lande (1 Sam. 3, 1), und wo es aus Mangel an Pastoren nicht möglich wird, die eintretenden Lücken auszufüllen.

Wir haben aber noch nicht alles genannt, was die Stellung des Pastors ungünstig beeinflußt. Es kommt dazu der Mangel einer festen kirchlichen Organisation, durch welche der Pastor eine Garantie bekäme, daß mit zunehmenden Jahren und mit zunehmenden Bedürfnissen sich auch seine ganze Lage pekuniär verbessert. Vielmehr ist von zwei Seiten die Zukunft des Pastorenstandes bedroht.

Die eine Seite kommt von den Gemeinden, die ein Vorurteil haben gegen Pastorsfamilien mit zahlreicher Kinderschar, oder gegen Pastoren, die schon höherem Alter entgegengehen. Während die deutschen Kirchen solche Ordnungen haben, daß die Diener der Kirche dem Dienstalter nach in Klassen eingeteilt sind, also mit höherem Alter in höhere Dienstklassen einrücken, mit dem Anrecht auf höhere Besoldung, ist hierzulande die Sache umgekehrt: Je höher die Bedürfnisse steigen mögen, um so mehr sieht sich oft der Vater einer zahlreichen Familie zurückgestoßen in geringe Stellen, die ihm kaum das Nötige zum Leben bieten. Von Ehrung des Dienstalters keine Spur. Das Schlimmste aber an dieser Sache ist, daß diesem Zustande von seiten der Kirche nicht energisch gewehrt wird, sondern daß gerade junge Männer, z. T. Neulinge im Amt, die eben gerügte Neigung der Gemeinden benützen, um auf irgend welche Weise sich in die besten Stellen einzudrängen, welche ganz wohl eine große Familie ernähren könnten. Und das geschieht, teils mit Beihilfe von Beamten oder doch Gliedern der Synode, teils auch wider den Willen der Beamten. Und solche Ordnungswidrigkeiten erfolgen z. T. von solchen, die noch unter der anderen synodalen Verordnung stehen, daß sie die ersten zwei Jahre auf dem Posten auszuhalten haben, auf den der Präses sie geschickt hat, dem sie unterstellt sind; es sei denn, daß dieser selbst eine Aenderung anordnet. Wenn solche fortgesetzte, systematische Uebertretung synodaler Ordnungen zum Nachteil der älteren Synodalpastoren ungerügt und ungestraft erfolgen kann, wenn Pastoren über die von Gott verordneten Hüter der Ordnung und des Gesetzes mit leichtem Gewissen sich hinwegsetzen, sobald sie ihnen selbst unbequem werden, ist's da ein Wunder, wenn der ganze Stand in Verachtung und Mißkredit kommt, wenn die Gemeinden sehen, daß dieselben gemeinen, selbstsüchtigen Interessen so viele Pastoren beherrschen, von denen auch sie selbst beherrscht werden? Ist das nicht auch Gesetzlosigkeit, die Vorstufe der Anarchie? Wo ist da das Salz, das vor allem die Kirche durchdringen, reinigen, bewah-

ren soll vor den Dingen, die wider die göttliche und menschliche Ordnung streiten? Ein Organismus, der nicht so viel Lebenskraft in sich trägt, daß er die älteren und verdienten Mitglieder vor Uebervorteilung von seiten der jungen, und damit vor Entwürdigung, Zurücksetzung und Mangel zu schützen vermag, — darf sich nicht wundern, wenn die Zahl der Aspiranten fürs geistliche Amt weniger wird.

Da thun also Reformen not im eigenen Organismus der Kirche, solche Reformen, welche das Alter vor Entwertung, Entwürdigung und Verlust der zur Ernährung der Familie nötigen Einkünfte schützen, und welche überhaupt den ganzen Stand so heben in den Augen des Volks, daß der Pastor nicht rechtlos der Laune und Willkür der Gemeinde preisgegeben ist und sich gefallen lassen muß, was sie ihm zu geben für gut findet. Man wende nicht ein, daß das ein materialistischer Sinn sei, der in diesen Ausführungen sich kund gebe. Wer die Aussprüche der Schrift über diesen Punkt gründlich in Betracht zieht, wird nicht zu der Meinung kommen, daß der Pastor sein Leben lang sich in gedrückter Notlage kümmerlich durchsorgen soll mit den Seinen, während er reiche Gemeindeglieder bedient, die in Hülle und Fülle leben und sich Reichtümer sammeln, dabei aber sich nicht schämen, ihren Pastor auf Taglöhnersstufe herabzudrücken.

Haben wir so zuerst hineingeleuchtet in kirchliche Notstände, wo Reformen dringend nötig sind und mit Macht erstrebt werden sollten, so können wir jetzt auch die andere Seite betonen: Die christliche Kirche ist berufen als ein Salz und als ein Licht im Volksleben und zwar in allen Beziehungen, zu wirken. Wenn die Kirche ihre heilige Aufgabe für das Volk erfüllen soll, so muß sie sich darüber klar werden, welche Schäden am Organismus des Volkes nagen und wie dieselben am wirksamsten vom Standpunkt des Evangeliums zu bekämpfen und zu besiegen sind. Sie muß also die verschiedenen Gruppierungen, unter welchen das Volk sich darstellt, ins Auge fassen.

Da ist zuerst die Familie, die uns folgende Seiten darbietet: Eheleben, Verhältnis der Ehegatten; Familienleben, Eltern und Kinder, Kinderzucht; Gebet, Hausandacht, Tischgebet; Gebrauch der Bibel; Lebensberuf, Führung desselben u. s. w. Hier kommt namentlich die Aufgabe der Kirche in Betracht, auf bessere, einheitliche Ehegesetzgebung im Lande zu dringen; dem Gräuel der leichtsinnigen Ehen und Ehescheidungen entgegen zu wirken; der Zuchtlosigkeit, Roheit und Verwilderung der Jugend zu wehren; dem neuen Heidentum zu steuern, das die Kinder ungetauft, oder die Getauften ohne christliche Erziehung und Unterricht aufwachsen läßt u. s. w.

Dann folgt das Schulwesen. Wenn auch die öffentliche Schule keine Religion lehren kann, so bleibt es doch die heilige Aufgabe der christlichen Kirche, auf zweierlei zu achten und hinzuwirken: 1. Daß das Lehrmaterial nicht schon das Gift des Materialismus und Unglaubens in kleinen Dosen in die Kinderseelen einträufelt, oder auch einen engherzigen Nativistengeist, der nichts Großes in der Welt mehr kennt und weiß, als nur die eigene hoch aufgeblasene Größe. 2. Das andere ist, was auch die letzte Generalsynode als nötig erachtete zu beschließen: In Verbindung mit unsern ame-

rikanischen Schwesterkirchen sollen die öffentlichen Schulen ersucht werden, gewisse Stunden für die religiöse Erziehung der Jugend freizugeben.

Dann folgt das soziale Verhältnis: Herrschaften und Dienstboten, Kapital und Arbeit u. s. w. Wie viel da zu thun ist, wie groß und schwer die Aufgabe der christlichen Kirche, den schweren Konflikt zu mildern, der da besteht, das ist jedem Kenner der heutigen Zustände wohl bekannt.

Und schließlich das Staatsleben, das so sehr entfremdet ist vom Geiste des Evangeliums und der göttlichen Gerechtigkeit. Da hat ein Wechselblatt recht, welches sagt: „Was ist denn das Programm der Kirche für den Eintritt und Anfang des neuen Jahrhunderts? Nach unserem Urteil muß es in der Richtung praktischen Christentums liegen. Christliche Männer müssen die Verantwortlichkeit christlicher Bürgerschaft fühlen und die christliche Kanzel muß einstehen für die Prinzipien des Evangeliums, welche sich auf Bürgerrecht und Gerechtigkeit beziehen, und welche ohne Rücksicht auf politische Parteien allen Elementen ihre Unterstützung versagen, die zur sozialen oder politischen Korruption führen." Die Kirche muß ihre Stimme erheben gegen die frevelhaften, gräulichen Lynchmorde, aber auch gegen das faule Gerichts- und Staatswesen, das sie begünstigt oder herbeiführt; gegen die vielen unnötigen Eide und die Meineide; gegen den Leichtsinn, womit der Eid behandelt wird. Gegen die selbstsüchtige Raubpolitik, die nur auf die eigenen Vorteile bedacht ist und herzlos die Fremden ausbeuten oder vom Mitbewerb ausschließen will. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben." Das ist die Wahrheit, die unerbittlich gepredigt werden muß, ohne Ansehen der Person. Läßt die Kirche es daran fehlen, so wird sie zum dummen Salz, das zu nichts mehr nütze ist, als daß es zertreten und zum „Tummelplatz der Fleischesmenschen" wird. Wie denn thatsächlich an manchen Orten die Kirche schon zu solchem Tummelplatz der Welt geworden ist.

Man braucht darum noch lange keine politischen Stumpreden auf der Kanzel zu halten. Der Prediger des Evangeliums muß es lernen, die Schäden des Volkslebens so mit dem Lichte von oben zu beleuchten und zu durchleuchten und so zu strafen, daß man ihm nicht sagen kann und darf mit Recht, er mische sich in solche Dinge, die ihn nichts angehen. Ihm gilt die apostolische Regel: „Der Geistliche richtet alles und wird von niemand gerichtet." Wir setzen das richtige exegetische Verständnis dieses Wortes hier voraus. — Gott erwecke uns doch recht viele treue Zeugn in Stadt und Land, welche die Schäden in und außer der Kirche mit heller Fackel göttlichen Wortes beleuchten und im Geiste des Evangeliums bekämpfen. H.

Die segensreiche Gestaltung der Konfirmation.

Von P. G. Fr. Schütze.

Der Jugend gehört die Zukunft, das ist nun mal ebenso unbestreitbar wie das Naturgesetz des Lebens und Vergehens. Der Jugend der Kirche gehört also die Zukunft der Kirche. Aus diesem Grunde allein schon ist die Pflege und Erziehung der Jugend eine der wichtigsten Aufgaben unserer Kirche. Und in der ganzen Thätigkeit der Kirche an der Jugend ist nichts, das einen tieferen, unauslöschlicheren Eindruck auf das junge Herz zu machen geeignet ist, als eine segensreiche Konfirmationszeit. Aber damit kommen wir sofort auf das punctum saliens, nämlich die große Frage: Wie gestalten wir denn die Konfirmation segensreich? Zur Beantwortung dieser Frage sind die im Märzhefte erschienenen Thesen von Prof. Kawerau in der That ein äußerst schätzenswertes Material, wenn man auch nicht in allen Punkten mit dem Herrn Verfasser übereinzustimmen braucht. Wenn z. B. in These 3 die Befürchtung ausgesprochen wird, etwaige Aenderungen möchten die Volkskirche alterieren, so klingt das ja wirklich sehr gefährlich, wenn man dann aber in These 3 e als den Gegensatz der Volkskirche die Freikirche bezeichnet sieht, so daß unter Volkskirche nichts anderes als die Staatskirche gemeint ist, dann müssen wir in der Freikirche lebenden uns doch sagen, daß diese Gefahr nicht so schlimm, im Gegenteil eher ein Grund mehr wäre, die Konfirmationspraxis zu ändern. Wollen wir nun versuchen über die segensreiche Gestaltung der Konfirmation Vorschläge zu machen, so werden wir trennen müssen zwischen pia desideria und practicabilia, d. h. Aenderungen, die unter den gegebenen Verhältnissen unmöglich sind und solchen, die wir durchsetzen können.

Die Konfirmation ist, wie Kawerau richtig sagt, in ihrer geschichtlich gewordenen Gestalt der feierliche Abschluß des kirchlichen Katechismus-Unterrichts in Bekenntnis und Gelübde. Darum muß man sich denn auch vorsehen, daß man in dieselbe auch nichts anderes hineinlegt: Es hat nie gefehlt an Versuchen, aus dem evang. Unterrichtsschluß nach katholischer Analogie ein Sakrament zu machen, so Schwenckfeld, so Bucer, von dem die romanisierende Formel stammt: nim hin den Heiligen Geist, schutz und schirm vor allem argen, sterck vnd hülff zu allem guten von der gnedigen handt Gottes des Vaters, Sohns vnd heiligen Geistes (vgl. Caspari: Die evang. Konf., vornähmlich in der luth. K. 1890.) In neuerer Zeit endlich hat A. F. C. Vilmar in den Pastoraltheol. Bl. I, 1 und II, 1 die Konfirmation als sakramentale Handlung bezeichnet. Und das ist falsch. Luther nimmt in der Schrift De captivitate Babylonica die Konfirmation ausdrücklich aus der Zahl der Sakramente heraus, Calvin nennt das Sakrament der Konfirmation "abortiva haec sacramenti larva" (inst. chr. rel. IV, 19, 13) und Spener verwahrt sich nachdrücklichst gegen die „Arrogierung eines besonderen apostolischen Geistes." Diesen mit Kawerau beistimmend ist es auch unsere Pflicht, die Konfirmation als das zu behandeln, was sie ist. Ein Aufprägen des Sakramentcharakters würde die Neigung des Volkes noch mehr bestärken, in der Konfirmation ein Ruhepolster für das Gewissen zu finden. Oft genug hört man die Ansicht ausgesprochen, daß ein Konfirmierter vor dem Nicht-

konfirmierten ein Stück zur Seligkeit voraus habe. Um diese falsche Wertung zu verhindern, muß man im Unterricht den Kindern bei Frage 131 unseres Katechismus es klar auseinander setzen, daß die Konfirmation nichts nützt und nichts giebt, wenn sie nicht die Unterrichtszeit vorher treu auskaufen und sich in Wahrheit dem lieben Heiland hingeben. — Wollen wir also eine segensreiche Konfirmation haben, so müssen wir den Segen schon in die vorhergehende Unterrichtszeit zu verlegen suchen. Aller Segen aber kommt von Gott. So ist das eine große Hauptmittel zur Erreichung des Zieles das Gebet. Doch das liegt eigentlich außer dem Rahmen dieser Zeilen, denn was wir thun können, das ist die Frage: können wir Schäden abstellen und können wir Hilfe holen zum Segen unserer Konfirmanden? Was die Schäden betrifft, so müssen wir, wie Kaweraus These No. 3 richtig bemerkt, prüfen, ob sie der Konfirmation selbst anhaften oder nur ungünstigen Begleitverhältnissen entspringen. Im letzteren Falle sind wir ziemlich machtlos und werden da die meisten Aenderungsvorschläge in das Gebiet der pia desideria entfallen. Der Hauptschaden, an dem unsre Konfirmationspraxis leidet, ist aber die mangelhafte Vorbildung unserer Kinder in sprachlicher, wie in religiöser Beziehung. Was die sprachliche Vorbildung angeht, so stehen wir vor der großen Frage, ob wir nicht der Landessprache mehr Berücksichtigung schenken sollten; denn was nützt der beste Religionsunterricht, wenn die Kinder ihn nicht verstehen. Anderseits aber liegt wieder die Gefahr nahe, daß mit der englischen Sprache auch englische Moden und Auswüchse sich bei uns einbürgern möchten. Wir können aber die Frage offen lassen, da unsere Synode doch über kurz oder lang Stellung dazu nehmen muß und wird. Was aber die religiöse Vorbildung unserer Konfirmanden angeht, so können wir wohl etwas erreichen. Und zwar der erste Schritt, den wir thun können und müssen, ist die Sonntagschule abzuschaffen und an deren Stelle den Kindergottesdienst setzen. Das Wort Sonntagschule erscheint doch als ein entsetzliches Armutszeugnis für Pastor und Gemeinde. Die Sonntagschule ist englischen Ursprungs und anfänglich eingerichtet für die Verwahrlosten und Verkommenen, die auf der Gasse aufgelesen wurden. Hat eine Gemeinde Sonntagschule, stellt sie sich nicht damit das Zeugnis aus, daß ihre Kinder verwahrlost sind? Und hat der Pastor seine Schuldigkeit gethan, wenn in seiner Gemeinde Verwahrlosung einreißen kann? Darum fort mit der Sonntagschule und dafür einen Kindergottesdienst im Gruppensystem eingeführt. Vgl. übrigens dazu die Schriften von Tiesmeyer und Zauleck in Bremen. Freilich macht ein solcher Kindergottesdienst viel mehr Arbeit und Mühe, denn man muß seinen Helfern oder Gruppenleitern wöchentlich einen Abend zur Vorbereitungsstunde widmen, und mit den Kindern für die ausfallende Belehrung im Lesen einen Tag und wenn es der Sonntag ist, Schule halten. Auch erfordert es einige Arbeit und Geduld, sich ein geschultes Helferkorps heranzuziehen. Aber diese Schwierigkeiten können mit etwas gutem Willen wohl überwunden werden. Das zweite nun, was wir auch in der Sonntagschule thun können und unbedingt sollten, ist die Abschaffung der Internationalen Lektionen. Denn ganz abgesehen davon, daß manche Bilder ästhetisch unschön sind, ist auch der Gang zu sprung- und lückenhaft. In diesem

Jahrgang folgt z. B. auf Pfingsten eine Lektion über Ebr. 9, Pauli Bekehrung, und dann zwei Lektionen aus der Offenbarung. Solche Lektionen sind aber für unsere Kinder zu hoch. Viel besser wäre es, an der Hand eines guten Biblischen Geschichten-Buches Schritt für Schritt zu gehen. Diese Geschichten könnten in der Wochen- oder Sonntagschule gut memoriert werden und am Sonntag würde dann der religiöse Kernpunkt der Geschichte viel tiefer und sicherer ins Herz eindringen, als durch die Bilder. So aber kommen oft Kinder in den Unterricht mit einer für den Nietzscheaner wahrhaft erhebenden, uns Christen aber tief beschämenden „Jenseitigkeit von Gut und Böse." Wenn man Kinder erst erziehen muß, mit Sünde einen andern Begriff zu verbinden, als den „Böse ist, wofür ich Haue kriege," dann geht die meiste Zeit fort mit der Legung der Fundamente, eine Arbeit, die schon vor Beginn des Unterrichtes gethan sein sollte, und für den Aufbau des religiösen Gebäudes bleibt zu wenig Zeit. Darum müssen wir auch, wo es sich irgend thun läßt, auf dem Generalsynodalbeschluß bestehen, der eine zweijährige Konfirmandenzeit fordert.

Was nun die Unterrichtszeit selbst angeht, so liegt ein weiterer Grund dafür, daß oft so wenig Segen gegeben wird, in dem Umstand, daß zu viel Gewicht auf das Auswendiglernen und zu wenig Nachdruck auf die seelische Aneignung des Gelernten gelegt wird. So mancher glaubt, er habe genug geleistet, wenn seine Kinder den ganzen Katechismus von vorn bis hinten herunterschnurren können. Bei solcher Anschauung erzielt man Gemeindeglieder, die umgekehrt wie jener deutsche Philosoph mit dem Kopfe Christen, mit dem Herzen aber Heiden sind. Wie ist dem aber abzuhelfen? Mit Recht fordert Kawerau in These 4 die Herstellung übersehbarer Klassen, intensiveren Unterricht und persönliche Einwirkung des Geistlichen auf die Kinder. Die Herstellung übersehbarer Klassen ist nun aber wohl das einzige dieser drei Mittel, das den meisten Pastoren unserer Synode wenig Schmerzen bereitet, denn abgesehen von einigen Gemeinden in den Großstädten werden unsre Klassen ja wohl kaum 30—50 Kinder übersteigen, und in einer solchen Klasse kann man noch mit Erfolg unterrichten, wird doch in Deutschland erst wenn die Schülerzahl einer Klasse über 80 steigt. ein zweiter Lehrer angestellt. Was den intensiveren Unterricht angeht, so ist die Frage eng verknüpft mit der persönlichen Einwirkung auf die Kinder, denn durch diese erst wird der Unterricht zu einem intensiven. Diese ist aber schwer zu erreichen, so lange der Pastor unnahbar wie der Dalai Lama über den Kindern thront, und diese wiederum vom Pastor als weiße unbeschriebene Blätter entgegengenommen werden, die nur des Beschreibens durch den Pastor warten. In der That ist aber keine Kinderseele ein leeres Blatt, sondern die Sünde, die Erziehung, das Elternhaus, die Spielgefährten, sie alle haben schon mehr oder minder deutliche Schriftzüge hinterlassen. Um darin ein besseres Urteil zu gewinnen, hat der Pastor die Hausbesuche, wo er mit den Eltern über ihre Kinder sprechen und diese unbemerkt und unmerklich beobachten kann. Auch hat er bei solchen öfteren Hausbesuchen während der Konfirmandenzeit am besten Gelegenheit darauf hinzuwirken, daß nicht andere Einflüsse den Einfluß der Konfirmandenzeit paralysieren. Ferner hat der Pastor ja noch die sonntäg-

lichen Gottesdienste, um auf die Kinder nachdrücklich einzuwirken. Eine gelegentliche direkte Anrede an die Konfirmanden in der Predigt wird stets von großem Nachdruck auf die Kinderseelen sein. —

Ist dann nun die Unterrichtszeit vorüber, so kommt die feierliche Konfirmation, die bewußte Entscheidung für Christum, und kann Verfasser in diesem Punkt mit Prof. Kaweraus These 5 nicht übereinstimmen; denn erstens widerspricht sie These 9 und 10, die, wenn auch modifiziert, doch eine bewußte Entscheidung fordern, und Bekenntnis und Gelübde hat, wie Achelis Prakt. Theol. 1. S. 158, § 47 bemerkt, nur dann ein evangelisches Recht, wenn beides ein Akt freiester Selbstentscheidung, nicht kirchlicher Gewöhnung oder kirchlichen Zwanges ist. Auch unsre synodale Agende teilt diesen Standpunkt, indem sie vorschreibt, nur solche Kinder einzusegnen, die durch ihr ganzes Verhalten zeigen, daß sie wirklich Christo leben wollen. Dadurch nun, daß unsere Synode eine solche Stellung eingenommen hat, fällt von selbst für sie die von v. Hofmann, Wichern, Buchrucker, Th. Harnack, Achelis u. a. m. befürwortete Trennung von Kommunion und Konfirmation hin; wie sie denn auch Kawerau nachdrücklichst in These 6—8 bekämpft, obwohl sich nicht leugnen läßt, daß These 8 b und e nur auf schwachen Füßen stehen, während wiederum einige der von Wichern u. s. w. angeführten Gründe recht plausibel erscheinen.

Wie wir aber nun einmal stehen, so müssen und können, nach einem sorgsamen Unterricht, wir auch mit gutem Gewissen von den Konfirmanden fordern, daß sie nach dem Maße, das ihnen gegeben ist, sich bewußt für Christus und die Kirche entscheiden. Haben wir nur unsre Schuldigkeit gethan und auch nicht versäumt, die Kinder auf die Bedeutung des Konfirmationstages und die Verderblichkeit einer weltlich lärmenden Nachfeier hinzuweisen, so dürfen wir getrost die Zusicherung des Heilandes an seine Jünger Joh. 15, 3 auf unsere Kinder anwenden und uns der Verheißung, daß das Wort nicht leer zurückkommen soll, getrösten. Freilich in vielen Fällen wird unsre Arbeit auf Hoffnung sein, wo besten Falls einer unsrer Nachfolger wird die Saat aufgehen sehen. Aber das soll uns nicht anfechten. Wir dürfen das Bibelwort aus der Vergangenheit in die Zukunft rücken und gewiß sein: Wir pflanzen und wir begießen, aber Gott wird das Gedeihen geben.

Zum Abschluß nun noch eine Frage, die zwar wieder nicht direkt in das Thema hineingehört, aber doch mit ihr im engsten Zusammenhang steht, nämlich, dürfen wir einem nichtkonfirmierten Kinde das heil. Abendmahl reichen? Wie wir gezeigt haben, liegt die Hauptsegenszeit in der Vorbereitung. Hat ein Kind also unseren Unterricht genossen und sagen wir, selbst mit ersichtbarem Segen genossen, hat aber aus irgend einem Grunde nicht teilgenommen an der Konfirmation selber, dürfen wir da nun das Sakrament verweigern? Gewiß werden manche Geistliche über dieser Frage, und die gewissenhaftesten nicht am wenigsten, großem Bedenken unterworfen sein. Wir teilen doch das heil. Abendmahl an andere Nichtkonfirmierte aus, wenn sie in andern Denominationen voll Kirchenglieder gewesen sind! Dürfen wir überhaupt einen Christen ausschließen vom Sakramente, wo unser Heiland nicht einmal einen Ischarioth ausschloß, und wo uns Hes. 33, 9 von der Verantwortung frei

spricht? Und doch müssen wir ganz entschieden darauf bestehen, ein in unserer Kirche aufgewachsener Nichtkonfirmierter darf nicht zum Tische des Herrn gehen. Judas war doch ein Christ und Jünger Jesu, er hatte doch einmal sich zu Jesu bekannt und ihm Treue gelobt. Den nichtkonfirmierten Kindern aber fehlt das Bekenntnis, sie sind nicht volle Glieder der christlichen Kirche. Zudem, welche Gründe können wohl ein Kind nach besuchtem Unterricht von der Konfirmation abhalten? Der einzige rechtliche Grund kann doch nur Krankheit sein. Ist diese nun so gefährlich, daß Lebensgefahr vorliegt, so kann ein solches Kind ja auch auf dem Sterbebette noch das Bekenntnis zu Christo ablegen, ehe es das heil. Mahl empfängt. Betonen wir es noch einmal, Konfirmation ist Bekenntnis und Gelübde; die handelnden sind in erster Linie die Konfirmanden. Ist die Krankheit aber nicht so gefährlich, dann kann auch die erste Kommunion warten, bis die Gemeinde wieder des Herrn Opfermahl feiert, und das Kind muß dann vor der versammelten Abendmahlsgemeine erst sein Bekenntnis ablegen, ehe es zum Abendmahl zuzulassen ist. — Sind es aber andere Gründe, die das Kind von dem Konfirmationsakt fernhalten, so hat es auch kein Recht an das Sakrament. Ist es, weil das Kind sich nicht zu Jesu bekennen will, so werden wir kaum vor die Frage der Zulassung gestellt werden. Ist es, weil die Eltern aus einer Denomination stammen, die keine Konfirmation haben, wie z. B. von den Methodisten, die vor lauter Bußbank die Gnade Gottes nicht sehen und wo das Geheul der Büßenden das Wort Jesu, Matth. 10, 32, übertönt, — ist dies, sage ich, der Fall, so haben wir doch nicht das Recht, einem solchen Fremdling zuliebe, von unserer kirchlichen Ordnung abzugehen.*) Freilich das Kind mag darunter leiden müssen, aber das können wir nicht ändern, die Verantwortung müssen die Eltern tragen. Gott ist kein Gott der Unordnung, sondern will: Lasset alles ordentlich und ehrlich zugehen, 1 Kor. 14, 40. Wer da nicht an die Konfirmation glaubt, oder ihren Segen nicht sehen will, der bleibe doch, wo er gewesen ist. Wer sich aber zu uns hält, und Glied unserer Kirche sein will, von dem müssen wir auch verlangen, daß er sich unserer Ordnung unterwirft, und die sagt es, daß ohne das Bekenntnis zu Jesu auch niemand zu seinem Mahle kommen darf.

Sollen wir den Dekalog einteilen nach Augustinus oder Origenes?

Referat für die Konferenz des Kansas-Distrikts von P. Em. Asbrand.

Wenn wir den Dekalog oder die zehn Gebote nach der menschlichen Vernunft betrachten, so scheinen es nur neun Gebote und keine zehn zu sein. Weil aber Gott selbst in der Schrift wiederholt und klar (2 Mos. 34, 28; 5 Mos. 4, 13; 5 Mos. 10, 4) von zehn Worten redet, so müssen wir wohl suchen, auf die rechte Teilung in zehn zu kommen. Aber wie? Ja, wenn der Herr sein Gesetz durch die Schreiber des Wortes hätte ebenso bestimmt in zehn Gebote einteilen lassen, wie er das heilige Land durch Josua in 12 Lose zerlegen ließ, dann wäre alles entschieden. Aber warum unterließ Gott das, was uns so natürlich erscheint? Offenbar, weil er auch dadurch die Einheit des Ganzen gegenüber der Vielheit der Teile betonen wollte. Denn was ist Gottes Gesetz anders als die für das menschliche Verständnis in eine Zahl von Lichtfalten

*) Ich habe diesen Satz nicht gelesen, ehe er in die Druckerei ging, sonst hätte ich ihn völlig verändert. Das ganze Manuskript kam mit dem Postzug an, der mein Manuskript fortnahm, und ich schickte eilig es nach, ohne mir Zeit zu nehmen, es nochmals zu lesen. Dieser Zusatz war nachträglich beigefügt worden.

auseinander gebreitete Heiligkeit Gottes? Das Ganze hält er selbst oben in der Hand; mit den Falten läßt er die Menschen unten schalten, so sie nur über dem Falten und Teilen nicht auf den ebenso sündlichen als thörichten und doch echt menschlichen Wahn verfallen, wenn man nur einige Gebote recht halte, so brauche man's mit den andern nicht so genau zu nehmen. Denn dagegen mahnt er durch Jakobus (2, 10): So jemand das ganze Gesetz hält und sündigt an einem, der ist es ganz schuldig. Wie so? Weil alle Gebote des Gesetzes Eins sind *in* ihm, d. i. in seinem Wesen und *durch* ihn, d. i. durch die eine göttliche Majestät, die sie alle gegeben. Obgleich nun der natürlichen Vernunft die Teilung in neun statt in zehn Worte natürlicher erscheint, so muß auch die Teilung in zehn nach der göttlichen Weisheit sich rechtfertigen lassen ohne allzu große Schwierigkeit. Der Herr that eben, was die menschlichen Gesetzgeber schon so oft thaten und noch thun. Er nahm aus einem allgemeinen Gebot einen darin enthaltenen Teil um seiner Wichtigkeit willen heraus, und formte daraus ein neues Gebot. Aber wo ist es am wahrscheinlichsten, daß Gott also verfuhr.*) Die acht Gebote in der Mitte sind so unnahbar rund geformt, daß ihnen noch niemand mit dem Schneide- und Scheidemesser zu nahen versuchte. Anders ist's oben und unten. Kommt man also, so fragen wir, dem Sinne Gottes näher, wenn man oben aus dem allgemeinen Verbot der Abgötterei das Verbot der Bilderverehrung als ein besonderes Gebot herausnimmt, oder wenn man unten aus dem allgemeinen Verbot der Lust nach allem, was des Nächsten ist, das Verbot der Lust nach dessen Haus und Grundeigentum ausscheidet zur Bildung eines neuen Gebotes? *Oben teilt Origenes*, der bedeutendste Kirchenvater vor Augustinus, *unten Augustinus*, der auf die Entwicklung der alten Kirche mehr Einfluß ausübte, als alle Kirchenväter vor ihm zusammengenommen. Dem Origenes folgen die reformierte und die evangelische Kirche, dem Augustinus die lutherische und eigentlich auch die katholische, obgleich sie

*) *Anmerkung der Redaktion.* — Es erscheint bei dieser ganzen Kontroverse betreffs der Zählung von vornherein ein Fehler zu sein, daß man zehn *Gebote* herauszählen will. Man sehe doch alle oben angeführten Bibelstellen nach, es heißt nicht zehn *Gebote*, sondern zehn *Worte*. Die natürlichste Einteilung dieser Worte ist nun die:

1. *Das oberste Grundgesetz*, aus welchem das Recht der Gesetzgebung fließt und in welchem alle Gebote in nuce zusammengefaßt sind, das geistige *Zentrum* aller nachfolgenden Gebote ist: *Ich, der Herr, bin dein Gott.* „Der ich dich aus Aegyptenland, aus dem Diensthause geführt habe," ist ein Beisatz, der die lebendige Erfahrung dieses Gottes festhalten und für alle Zeiten einprägen will, so daß dieser überweltliche Gott, als der ins menschliche Leben eingreifende, fort und fort erkannt, geglaubt und ergriffen werden soll. Das ist das *erste Wort*, das *Grundwort*.

Nun folgen der Reihe nach die Worte, welche sich daraus ergeben:

2. Wort: Du sollst keine andern Götter neben mir haben. Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen u. s. w. . . .

3. Du sollst den Namen u. s. w. . . .

Bei dem 4. Wort: Gedenke des Sabbattages u. s. w. . . . pflegt die Auslegung auch weit fehl zu gehen, indem sie dieses Wort eben nur zu einem Sabbatgebot stempelt und auf die andern Worte: Sechs Tage sollst du arbeiten u. s. w. gar kein Gewicht legt. Das Richtige wäre, hier zu sagen, daß die *ganze Lebenszeit des Menschen* in diesem Wort unter eine heilige Regel und Richtschnur gestellt ist. Die heilige Regel lautet: Sechs Tage arbeite! Den siebenten gebe ich dir als Ruhetag und segne ihn dir, so daß du dabei nicht zu kurz kommst, wenn du ihn zu einem Tag der heiligen Ruhe weihst! So wird der Sabbat nicht zu einem harten Zwang, sondern zu einem heiligen Vorrecht und seligen Privilegium, dessen der Mensch sich selbst beraubt, wenn er den Ruhetag nicht heiligt.

schlauer Weise das Bilderverbot unter dem Meßgewand der Priesterschaft und der Tiara des Papstes verschwinden läßt. Auf den ersten Blick schon scheint es allerdings höchst geschraubt und gezwungen, das Verbot der Lust zu teilen, und das Verbot der Bilderverehrung als eine bloße Erläuterung des ersten Gebots zu betrachten, die also gar nicht getrennt davon gedacht werden dürfe. Doch Augustinus und noch weit mehr Luther gehören zu den größten Kirchenlichtern, welche die christliche Kirche seit der Apostel Zeit erleuchteten. Luther insonderheit, ein Genie ersten Ranges, hat außer seiner Bedeutung für die Kirche nicht nur durch die Schöpfung der neu-hochdeutschen Sprache, die wir jetzt, wenn auch verfeinerter, sprechen, die Entwicklung unseres deutschen Volkes, sondern vor allem durch eine Menge neuer, echt praktischer und wahrhaft epochemachender Gedanken und Ratschläge die geistige Entwicklung der ganzen Menschheit mehr gefördert, als mancher der berühmtesten Gelehrten und Erfinder der Gegenwart. Er hat gewiß seine Gründe gehabt, warum er die Begierde nach des Nächsten „Haus und Erbe" wie er das Gebot erklärt, allen andern Begierden als etwas ganz Besonderes gleichsam gegenüberstellt. Laßt uns vorurteilsfrei die Gedanken suchen und untersuchen, die ihn leiteten.

So lange die Menschen als Fischer, Jäger und Hirten unstät in der Welt herumzogen, waren sie zur Zivilisation weder fähig noch geneigt. Sobald sie aber, des Wanderns müde, anfingen, sich in bestimmten Ländern festzusetzen, jeder einzelne ein Stück Land erwählte, das er bebaute, worauf er Haus und Herd errichtete, sobald also die warme Liebe zu Haus, Heimat und Vaterland im Menschen sich entzündete, ward er edlerer Regungen fähig, und ein weicherer Stoff in der bildenden Hand derer, die ihn einem besseren, d. h. geordneten, Zustand entgegenführten. Wohl mag in jenen Uranfängen der Kultur, wie einst bei den alten Deutschen, ein jeder in der Mitte seines Grundbesitzes für sich gewohnt haben, aber zur Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs in Handel und Wandel, zum Schutz gegen die, welche noch in wilden Horden herumstreifend von der Beraubung der kultivierten Landstrecken fast einzig lebten, mußten die Ansiedler bald näher zusammenrücken, feste Plätze als Mittelpunkte des Verkehrs und Burgen gegen die Feinde bauen, und so zur Städtegründung schreiten. Auf den Städten, als der unumgänglichen Grundlage, ruht alles geordnete Staatswesen, aus ihnen gingen hervor alle die höheren Bestrebungen, die durch Jahrtausende der Zivilisation die Menschheit zu jenem blühenden Zustand irdischer Wohlfahrt hoben, auf dem die gebildeten Nationen der Ost- und West-Welt heute stehen. So lange die Kinder Israel mit ihren Herden frei im Lande Gosen, dem wasserreichen Stromgebiet der Nilmündungen, und noch ungebundener in der syrisch-arabischen Wüste herumwanderten, waren sie selbst wie ihr bestes Besitztum verwilderte Herden, die sogar die Gesetzgebung auf dem Berge Sinai, menschlich zu reden, nicht zu Bürgern eines geregelten Staatslebens erziehen konnte. Als sie aber in Kanaan sich niederließen, ein jeder Stamm sein Land, eine jede Familie ihren Grundbesitz bekam, wuchsen sie empor zu einem der größten Kulturvölker der Welt. Da legte der Geist Gottes, der von außen, in die Wolke verhüllt, vor ihnen her, von innen im Pulsschlag ihrer Seele, oft kaum bemerkt, mit ihnen durch die Wüste zog, als Leiter und Bereiter so recht sicht-

bar Hand an, die halsstarrige Horde der ewigen Rebellen zu verwandeln in das auserwählte Volk, dessen er sich zur unvergänglichen Zukunft der Welt zu bedienen gedachte. Weil so die Anhänglichkeit an den Boden als feste Heimat die absolute Grundlage ihrer irdischen Wohlfahrt und zugleich, recht verstanden, eine große Förderung ihres geistlichen Wachstums bildete, hatte der Herr schon durch Moses in Gesetz und Satzung alles gethan, um jedem einzelnen den heimischen Boden in Kanaan über alles Irdische teuer und, so zu sagen, heilig zu machen. Darum, nicht bloß die Verarmung zu verhindern, sondern weit mehr aus dieser höheren Rücksicht war es für den Israeliten so überaus schwer, ja geradezu sündlich, irgend einen Teil seines Grundbesitzes zu veräußern, — man denke nur an den armen Naboth, der lieber des Königs lebensgefährliche Ungnade auf sich zog, als daß er ihm den ererbten Weinberg verkaufte! — und darum auch sollte nach 50 Jahren der irgendwie verlorene Besitz wieder zurückkehren zu dem ursprünglichen Besitzer. Ja in so vielen Kulturstaaten Asiens und Europas galt noch bis ins vergangene Jahrhundert nur der für Vollbürger eines Staates, der irgend eine Art von festem Besitz darin aufweisen konnte. Heutzutage, wo die durch die Welt so leicht rollende Münze, und die von Hand zu Hand so schnell übertragenen Papierwerte die Hauptrolle spielen, ist es freilich viel anders geworden; aber es ist noch nicht lange her, daß Haus und Hof in der Stadt oder Feldbesitz auf dem Lande als das von den Vätern überkommene Erbe den Grundstock des Vermögens der einzelnen bildete. Ja fast überall in der Welt gilt noch heutzutage das unbewegliche Eigentum in Stadt oder Land als ein viel festerer und sicherer Besitz, denn derselbe Wert in Geld, das auch nicht immer unbedingt sich gleich bleibt und so leicht durch die Hand geht, oder gar in Wertpapieren, die von Tag zu Tag schwanken, fallen oder steigen. Die bis zum Aberglauben sich steigernde Empfindung für das Haus, das seine Väter bewohnten, das Feld, das schon seine Vorfahren bauten, den Besitz, über dem gleichsam die Geister der Abgeschiedenen segnend zu schweben scheinen, verhindert meist noch heut in den Ländern der alten Welt gerade den Mittelmann, das Mark der Staaten, wie die Geschichtschreiber sagen, Haus und Hof oder Landbesitz, ohne wirkliche Not zu veräußern. Es ist ihm, als ob er damit gleichsam sein Glück verkaufte.

Wer nun dem Menschen solchen Besitz in seinem bösen Wunsch und Willen nimmt, das ist, so heftig danach begehrt, daß er ihn, wie Luther richtig auslegt, mit List oder einem Schein des Rechts an sich zu bringen sucht, der reißt dem Armen gleichsam das Dach über dem Haupt, den Boden unter den Füßen weg, zerschneidet das stärkste Band, das ihn an eine bestimmte Heimat, Stadt und Staat bindet, und macht ihn so, an seinem Teil, wieder zum Flüchtling, zum Unbehausten, der sich all den Gefahren, all den schädlichen Einflüssen auf den Charakter aussetzen muß, die jedermann, so gar der, welcher von Geschäfts- und Berufswegen eine unstäte Lebensweise zu führen genötigt ist, ohne Ausnahme riskiert. Ein solch arger Ahab bedroht den sichersten und oft wertvollsten Teil dessen, was der Nächste besitzt. Er will ihm aus böser Begierde stehlen das Gut, woran sein Herz fast ebenso hängt als an den Eltern und Voreltern, die es durch ihr Leben und Sterben darauf in seinen

Augen gleichsam geweiht und gesegnet haben. Ja der hinterlistige Raub dessen, was ihm als Vätererbe höher stand, denn der ganze Vermögensrest, der ihm noch blieb, hat schon manchen feinfühlenden Menschen so total zu Boden geschlagen, daß er nie wieder in die Höhe kam, und sich nur noch mühsam durchs Leben schleppte. Wer das alles bedenkt, und aus dem Geist unserer Tage, wie er sich namentlich in diesem Land am stärksten äußert, der weniger nach der Art als dem Geldwert des Besitzes fragt, und Kauf und Verkauf von Haus und Hof und Land zu einem der einträglichsten Geschäfte stempelte, in den Zeitgeist Luthers und der nächsten zwei Jahrhunderte nach ihm sich zu versetzen sucht, muß gestehen, nichts weniger als verächtlich, sondern gewichtig und wahrhaft hochachtbar sind die Gründe, die Luther zu seiner Trennung am Schluß der Gebote bewogen. Aber selbst wenn der ernste, fast zu gewissenhafte Geist der abgesessenen Bürgerschaft, die an allem Ererbten, namentlich an dem ererbten Grundbesitz so zäh festhing, und der bis fast in unsere Zeit herein im alten Europa noch eine ziemliche Rolle spielte, ganz und gar der Geist unserer Zeit sein könnte — so sehr zu beklagen wäre das am Ende nicht — und uns darum die Gründe Luthers in einem noch viel helleren Licht erschienen, als sie so schon erscheinen — sie wären doch nicht durchschlagend genug, um eine Scheidung der Lust nachdem, was des Nächsten ist, in zwei so ungleiche Teile zu rechtfertigen. Sollte doch das Weib, das Luther zum zehnten Gebot rechnet, dem Manne wichtiger sein als der Besitz des Hauses! Oder doch mindestens ebenso wichtig. Denn die Lust nach dem, was des Nächsten ist, zeigt ein und dieselbe Regung des Herzens, ändert sich nicht mit dem Gegenstand, auf den sie's abgesehen. Die sündliche Regung oder Begierde nach des Nächsten Haus wird, nachdem sie das Haus verschlungen, ganz dieselbe bleiben, wenn sie durch das Verschlungene gereizt, Appetit bekömmt auch nach andern Dingen, die dem Nächsten gehören. Ja, alles, was in dem Verbot der Lust liegt, steht bündig und klar in dem Satz am Ende: „Alles, was der Nächste hat." Die vorangegangenen Worte ohne Ausnahme zählen nur im einzelnen auf, was vornehmlich zu den Besitztümern des Nächsten gehört, und sind berechnet für Leute in den Kinderschuhen, worin damals die Juden steckten, und worin, so lang die Welt steht, immer die größere Hälfte der Menschen stecken bleiben wird. Das eigentliche Gebot in den Worten zu suchen: „Alles, was der Nächste hat," widerspricht freilich dem Buchstaben und der Wortfolge, denn danach sind diese Worte nur beigegeben, um alles zusammenzufassen, was nicht namentlich aufgezählt wurde — dem tiefsten geistlichen Verstand nach kann es sich kaum anders verhalten.

Wer dem Nächsten irgend etwas nimmt oder zu nehmen sucht, sei es Haus und Hof oder anderes Eigentum, ja wer ihn um alles bringt, was er hat, der schadet ihm doch nur an dem Leib und dem, was dem Leib angehört, dem zeitlichen Gut, der sündigt an ihm gegen die Liebe zum Nächsten. Wer ihm aber das Licht über das, was er glauben soll, durch seine Schuld schwächt oder gar verdunkelt, der schadet ihm an der Seele, und versündigt sich an ihm nicht nur gegen die Liebe des Nächsten, sondern auch gegen die Liebe Gottes. Wer wie der Herr und seine Apostel nichts sein nennt auf Erden, kann deshalb doch den Weg zum Himmel finden. Wer aber als Wegweiser dem Men-

schen gerade diesen Weg nicht auf das Deutlichste und Unmißverständlichste vorzeichnet, durch eine falsche oder halbe Beleuchtung ihn die Richtung nicht genau genug erkennen läßt, der wirft ihm eine Möglichkeit, irre zu gehen, in den Weg und kann nicht wissen, wie leicht die Möglichkeit durch die Arglist des Bösen zur Wirklichkeit werden kann. Man kann in diesen Dingen nie zu vorsichtig und skrupulös sein. Wir dürfen nicht vergessen, daß gerade den Armen das Evangelium gepredigt werden soll, und daß wir darum vor allem zu sorgen haben für die geistlich ganz Armen. Von dieser allerhöchsten Rücksicht geleitet, wollen wir, da die Teilung des Gebots gegen die Lust mindestens gesagt, überflüssig erscheint, es einmal mit der Teilung der Gebote am Anfang, d. i. der Worte, welche den Glauben an den einen Gott so recht unauslöschlich ins Herz pflanzen sollen, nach bestem Wissen und Gewissen versuchen. Das Verbot gegen die Bilderverehrung ist ja allerdings in dem allgemeinen Verbot der Anbetung anderer Götter eingeschlossen, aber was dieses Verbot alles sagen will, erkennen wir erst dann recht deutlich und unmißverständlich, wenn wir die Worte gegen die Bilderverehrung nicht als eine bloße Erläuterung des ersten Gebots, die man im Notfall, wie die Katholiken ja thun, auch ganz außer Acht lassen könnte, sondern als ein besonderes Gebot fassen und darstellen. Luther wollte hier nicht abteilen; ihm schien das Gebot der Anbetung des einen wahren Gottes viel überwältigender auf die Seelen zu wirken, wenn er alle Worte, die sich irgend darauf beziehen, in eins faßte, als wenn er sie, so zu sagen, in zwei Teile zerschnitt. Um so nötiger schien ihm das zu sein, da ja im letzten Grund der Mangel am tiefsten Verständnis des ersten Gebots, darin sich Gott als das höchste Ideal der Sittlichkeit, die persönliche Spitze sittlicher Vollkommenheit offenbarte, die eigentliche Differenz bildete zwischen der Reformation und der alten Kirche. Auch glaubte er, der Wiederholung des groben Misverständnisses in den Worten gegen die Bilderverehrung, als ob schon das Bildermachen, und nicht vielmehr allein das Bilderanbeten eine Sünde sei, durch einen zweiten Karlstadt und Genossen am besten dadurch vorzubauen, daß er das, was wir nach Origenes das zweite Gebot nennen, als eine bloße Notiz zum ersten Gebot betrachtete,*) und darum auch im Text seines kleinen Katechismus nicht erwähnte, obgleich er und seine Nachfolger es allezeit bei der Erklärung des ersten Gebots einführten, und auf das Gewissenhafteste benützten.

Aber alle Völker der Erde ohne Ausnahme waren mit der Zeit in den allergröbsten, nicht nur das Sittlichkeits-, sondern meist auch alles Schönheitsgefühl wahrhaft empörenden Bilderdienst in Götzentempeln und Götzenhainen verfallen. Sie hatten sich geformt und gebildet, und beteten das Göttliche, das an sich hienieden ewig unsichtbar ist und bleiben wird, an in ihren sichtbaren, oft so plumpen Machwerken. Da war kein Stoff der Erde, kein Metall, kein Gestein, kein Thon und Holz unentweiht geblieben, um aus dem, was der wahre Gott doch geschaffen, einen Abgott gleichsam ihm zum Spott für die mit Sünde durch und durch getränkten Götzendienste herzustellen. Keine Kreatur Gottes, weder der Himmel mit Sonne, Mond und Sternen,

*) Anmerkung: Ob diese Beweggründe Luther bei der sehr fragwürdigen Einteilung der Gebote leiteten, ist doch sehr zweifelhaft. D. Red.

noch die Erde mit ihren Tieren und Pflanzen, noch das Wasser mit seinen Bewohnern blieb unentheiligt, daß man sie nicht zum Vorbild genommen hätte für ein Götzenbild der Anbetung. Vor allem der Mensch, das Bild des wahren Gottes, machte sich selbst zum Gott, indem er seine lebendige Leiblichkeit in ein totes Bild verwandelte, um, so zu sagen, sich selbst anzubeten. Daß die gebildetsten Heiden das noch mit einem gewissen Schönheitsgefühl vollbrachten, war nur um so gefährlicher und verführerischer. Steigerte sich doch in ihnen der völlige Mangel an wahrer Gotteserkenntnis so weit, daß der größte Bildhauer der Griechen, Phidias, vor der soeben von ihm selbst vollendeten Statue ihres höchsten Gottes, Zeus, niederfallen und sie anbeten konnte. Die Römer verstiegen sich gar bis zu dem Wahnsinn des Götzendienstes, daß sie den Bildsäulen nicht nur der verstorbenen, sondern sogar der noch lebenden Kaiser göttliche Ehre erwiesen. Auf wahrhaft ekelerregende Weise mischten gewisse Völker wie die Aegypter, Philister und andere, Mensch und Tier zusammen, um vor Menschenleibern mit Tierköpfen, vor einem Löwenleib mit einem Menschenantlitz, ja vor einem Menschenbild, dessen untere Hälfte vom Fisch geborgt war, die Knie zu beugen, als wären diese Ausgeburten völlig entarteter Menscheneinbildung wirkliche Götter. Die nackten Riesenbilder der indischen Götzen zu Ellora, Salsette und Elefantine sind so schamlos unzüchtig ausgeführt, daß keine auch nur ganz oberflächlich von der Kultur beleckte Nation der Gegenwart sie irgendwo öffentlich zur Schau stellen, noch viel weniger, wenn sie sonst Lust dazu hätte, dieselben in einen Tempel bringen würde zur Anbetung. Gerade dadurch, daß man die Gottheit zur sinnlich wahrnehmbaren Darstellung für die Anbetung im Götzentempel herabwürdigte, konnte es kommen, daß offenbare Unzucht, natürliche wie unnatürliche, förmlich zum Dienst gewisser Gottheiten der Griechen und Phönizier gehörte. Daß man die Bilder erst nur als sichtbare Darstellungen einer unsichtbaren Idee betrachtete, ändert an dem ganzen Greuel nicht das Geringste, weil schon die Idee und Bild nur zu bald zusammenfielen, indem man das Standbild des Gottes in unsichtbarer Weise erfüllt und beseelt glaubte von dem Gott, den es darstellte, und so die Anbetung des Bildes wirklich eins und dasselbe war mit der Anbetung des Gottes selbst. Um in der unermeßlichen Meerflut von Sünde, Schande und Thorheit, die mit ihren verpestenden Wassern die ganze Welt überdeckte, die Wahrheit nicht völlig untergehen zu lassen, erwählte sich Gott ein Volk, dem er sich in seinem wahren Wesen wieder offenbarte: das Volk der Juden, erlesen zum Dienste Gottes schon in Abraham, und aufs Gewaltigste bestätigt in Moses.

All das Gesagte wäre eigentlich schon Beweis genug dafür, daß es am wahrscheinlichsten sei, Gott habe nicht unten das Gebot gegen die böse Lust, sondern oben das Gebot gegen die Abgötterei in zwei Gebote wollen zerlegt wissen, er habe wirklich die Worte, dadurch er das schon im allgemeinen Verbot der besonderen Abgötterei, nämlich der Bilderanbetung, noch einmal ganz besonders wiederholt, als etwas ganz Besonderes und zwar als das zweite Gebot uns vorgelegt. Um aber diese Annahme menschlich fast unwiderleglich zu machen, kommt noch die ebenso wahre als haarsträubende Thatsache, daß die Bilderverehrung sich sogar in die christliche Kirche einschlich und in einzel-

nen Zweigen derselben, der römisch- und griechisch-katholischen wie der armenischen, offenbar und ungescheut im Schwange geht. Es wuchs dieser Auswuchs hervor aus der leider schon früh in der Kirche aufgekommenen Verehrung, die man denjenigen Männern und Frauen darbrachte, welche die Kirche nach ihrem Tode für heilig erklärte. Aber irgend etwas anderes zu verehren als den wahren Gott, ist schon Sünde. Die römische Kirche, welche durch das Tridentiner Konzil die Heiligenverehrung sanktionierte, d. h. für eine unantastbare Wahrheit erklärte, hat, um ihr Schoßkind zu schützen, einen Unterschied aufbringen wollen zwischen Verehrung, die man den Heiligen erweisen dürfe, und Anbetung, die allein Gott gebühre. Aber dieser Unterschied, wenn überhaupt, besteht vielleicht in dem haarspaltenden Gehirn gelehrter Theologen, aber nicht im menschlichen Herzen. Schlimm genug, wie die Heiligenverehrung an sich schon war, wurde sie noch schlimmer dadurch, daß man diesen Heiligen, Maria an der Spitze, die Gewalt zusprach, bei Gott Fürbitte einzulegen für die Menschen, und ihnen also dieselbe göttliche Ehre beilegte, die Gott dem Sohne, Jesus Christus, allein gebührt. Am allerschlimmsten aber wurde der Unfug dadurch, daß man gar bald diesen Heiligen nicht nur Altäre in den Kirchen und ganze Kirchen zu ihrer besonderen Verehrung weihte, sondern ihre Bilder in Farben malte, aus Holz, Marmor und Elfenbein schnitzte, und zur Verehrung auf ihren Altären, oder in ihren Kirchen aufstellte. Das Bild sollte ja im Anfang bloß eine Erinnerung sein an den Heiligen, den es darstellte, aber gar bald drang der alte heidnische Aberglaube in seiner ärgsten Entartung so völlig in die Kirche Christi ein, daß das Bild auf Erden allmählig eins ward mit dem Heiligen im Himmel, daß man das Bild durch den Geist des betreffenden Heiligen so wahrhaftig erfüllt und beseelt glaubte, daß es zu gewissen Zeiten Wunder zu vollbringen vermöchte. Die Kirche mag zur Wegläugnung oder Beschönigung dieses seelenverderblichen Wahns sagen, was sie will — die Thatsache bleibt, daß von Kanzeln, Beichtstühlen und Kirchenzeitungen zu Prozessionen nach solch wunderthätigen Bildern förmlich aufgefordert wird. Das Unheil, daß man in der Kirche über der Verehrung der Bilder, der Maria und der Heiligen, die Verehrung Gottes fast zu vergessen anfing, ward zuletzt einer Reihe von Kaisern des griechisch-römischen Reiches, das vor mehr als 500 Jahren dort bestand, wo heut die Türken herrschen, so arg, daß sie alle Bilder gewaltsam aus den Kirchen entfernen ließen. Aber sie kamen immer wieder herein, und sind noch heut in der griechisch-katholischen Kirche fast mächtiger als in der römisch-katholischen. Ja die ganze Priesterschaft der griechischen wie der römischen Kirche, Papst und Patriarchen eingeschlossen, könnten dieses Heidentum nicht mehr aus den Herzen der Bekenner beider Kirchen ausrotten. Wäre man in der Christenheit von Anfang an bei der Einteilung des Origenes geblieben, so hätte ein solch grober Verstoß gegen die Grundlage des christlichen Glaubens schwerlich in der Kirche aufkommen können, oder wäre daraus entfernt worden, lang ehe die Reformation auch damit aufräumte.

Selbst wenn auch dieser grobe Unfug nie in einigen Partikular-Kirchen geherrscht hätte oder noch herrschte, es ist für die christliche Gesamtkirche nur zu gut, daß das Gebot gegen die Bilderverehrung, welches vielleicht viel Tau-

sende nie im ersten Gebot gesucht hätten, aus dem ersten Gebot herausgenommen und in ein besonderes Gebot gefaßt wurde. Denn gerade weil Gott in Christus sichtbare Gestalt annahm, liegt es uns nahe, das Unsichtbare als eine Art Allegorie sichtbar zu machen, und dagegen gehen ja die Worte, die von den Bildern handeln, an sich in keiner Weise. Aber wenn der Kunst die Sichtbarmachung so gut gelingt, wie den genialen Malern der Reformationszeit in Italien, Deutschland und den Niederlanden, deren Bilder vieltausendfältig in den besten Nachahmungen und namentlich Photographien über alle Reiche der Christenwelt verbreitet sind, dann steigt beim längeren Anblick eines solchen Meisterwerkes gern eine Empfindung auf, der das Bild mehr zu sein anfängt als es eigentlich sein soll, nämlich ein bloßes Gedenken an wahre Frömmigkeit. Darum wie nötig, daß gegen solche Schwärmerei, in die zumal der kunstliebende Christ sich so leicht verirren kann, ein besonderes Gebot beständig seinen Mahnfinger aufhebt!

Wir sind in dieser Abhandlung nicht als Glied der evangelischen Kirche, um für unsere Teilung eine Lanze einzulegen, sondern als einfacher Christ aus Gründen, die jeder andere wahre Christ gelten lassen muß, für die Teilung der Gebote, wie wir sie mit den Reformierten für gut halten, offen eingetreten. Gott selbst hat ja in dieser Sache, wie schon wiederholt erwähnt, keinerlei bindendes Urteil gesprochen. Auch haben weder die Lutheraner, die es mit Augustinus halten, noch wir Evangelische und Reformierte, die bei Origenes bleiben, ein Oberhaupt von göttlicher Unfehlbarkeit. Darum wenn wir, auf unseren Gründen fußend behaupten, wir haben Recht, so können und wollen wir nicht den Bannfluch schleudern gegen andere, die, auf ihren Gründen fußend behaupten, sie hätten Recht, da ohnedem von der Entscheidung dieser Frage weder die Fortdauer irgend einer Partikular-Kirche noch die der heiligen allgemeinen christlichen Kirche, die wir glauben, auch nur im Geringsten abhängt.

Der Wert des fortgesetzten Studiums der Heiligen Schrift in den Ursprachen für den Pastor.

Von Eugene H. Avery, D. D. Uebersetzt aus dem Englischen.

Die Sache zu erörtern würde unnötig, ja überflüssig sein, wenn nicht hier und da die Thatsache ans Licht käme, daß viele Pastoren dieses so wichtige Studium so arg vernachlässigen. Und gerade deshalb kann es nicht als unpassend gedacht werden, wenn von Zeit zu Zeit einige Worte über diesen Gegenstand gesagt werden. Nur kurz und bündig sollen einige Winke zum Antrieb gegeben werden.

1. Es liegt ein nicht unbedeutender Wert in dem Lesen irgend eines Schriftstückes oder Dokumentes in einer anderen Sprache als in der uns am besten vertrauten, d. h. der Muttersprache. Solch ein Verfahren ist hilfreich, nützlich und erleuchtend. Die Aufmerksamkeit wird dabei gehalten; der Gedanke gefaßt. Anstatt leicht über Wörter und Redensarten, welche uns ganz selbstverständlich erscheinen, hinwegzueilen, finden wir uns gleichsam gefangen und für einen Moment festgehalten von einem Wort oder einem Ausdruck, dessen volle und ganze Bedeutung wir auf den ersten Blick nicht erfassen. Un-

willkürlich halten wir an, um zu denken, zu fragen: „Was bedeutet das?" Wir sind gezwungen, den Satz einen Augenblick länger zu betrachten, und zwar mit Aufmerksamkeit. Sind wir genötigt zum Lexikon zu greifen, um so besser ist es für uns. Ehe wir dann vielleicht den Satz verlassen können, haben wir einen Sinn, eine Feinheit in der Bedeutung oder eine Andeutung bekommen, die uns vorher verschlossen war.

Allerdings einen Teil dieses Vorteils können wir bekommen, indem wir noch einige andere unabhängige Lesarten in derselben Sprache benutzen, als zum Beispiel: die revidierte Ausgabe, die Elberfelder, Weizsäckers u. s. w., ferner Uebersetzungen einzelner Bücher.

Ganz getrost kann ich die Beantwortung der Frage solchen überlassen, welche neben der deutschen, die englische und vielleicht die französische Sprache beherrschen und gebrauchen, ob das Lesen der Psalmen, der Evangelien oder der Episteln in einer der letztgenannten Sprachen ihnen nicht immer neue Gedanken erschlossen und neue Beziehungen zur Wahrheit angedeutet haben, welche ihnen sonst vielleicht unentdeckt geblieben wären. Wenn das schon wahr ist in Bezug auf die modernen Sprachen, welche eben nur auf gleicher Stufe mit unserer Muttersprache stehen, wie viel mehr solchen Vorteils muß dann erzielt werden können bei dem Lesen der göttlichen Wahrheiten in den Sprachen, welche von Gott geehrt worden sind, Medium der Offenbarung zu sein. Man kann nicht ein Kapitel aus dem Matthäus-Evangelium oder aus einer Epistel Pauli, in den Worten, welche Matthäus und Paulus geschrieben, aufmerksam lesen, ohne getroffen und angeregt zu werden von Wörtern und Feinheiten der Bedeutungen, welche wir nie bei dem sorgfältigsten Studium der Heiligen Schrift in der Muttersprache angetroffen hätten.

2. Es ist sehr wichtig, einige Bekanntschaft mit den Grundsprachen der Offenbarung aufrecht zu erhalten, um den größtmöglichsten Nutzen aus den Kommentaren zu ziehen. Hier liegt gerade der Punkt, wo so viele junge Pastoren geneigt sind zu fehlen. Wozu denn, sagen sie, bieten uns doch Männer mit den geeignetsten Fähigkeiten und der tiefsten Gelehrsamkeit die Früchte ihrer lebenslangen Arbeit in dicken Bänden dar; können wir nicht Zeit sparen, indem wir diesen uns so handlich gemachten Reichtum annehmen und gebrauchen?

Das erscheint wohl sehr angenehm, aber sind keine ernste Bedenken dabei? Es ist nicht ratsam für irgend einen Menschen, sich auf Krücken zu verlassen, wenn er mit seinen eigenen Füßen gehen und Kraft dabei gewinnen kann. Und zum anderen, so unvollkommen ist die menschliche Sprache, daß man der großen Gefahr ausgesetzt ist, den Ausleger falsch zu verstehen. Scheidet diese eine Unsicherheit aus, indem ihr zurückgeht zu derselben Quelle, aus der er geschöpfet hat, und suchet und schöpfet selbst.

Außerdem werden eure Exegeten mehr oder weniger untereinander differieren, teils nach ihrem geistign Charakter, teils nach der theologischen Schule, welcher sie angehören. Auf jeden Fall wirst du nicht vorbereitet sein deinem Lehrer nachzufolgen, oder einzugehen auf subtile Argumente betreffs der Lehre, außer du besitzest einige Kenntnis der Etymologie, des Gebrauches und des Nachdruckes der Wörter, auf welche er beständig hinweist.

Bezüglich des ganzen Gebrauches der Kommentare erlaubt mir frei und offen die Ueberzeugung auszusprechen, daß in dem Verlassen auf dieselben viel Unheil und Schwachheit liegt. Ich hörte einmal einen hervorragenden Geistlichen in einer trefflichen Ansprache sagen: Laßt eure Kommentare in dem Regal stehen, aber behaltet euer griechisches Testament auf dem Studiertisch.

3. Es schließt sich hieran noch eine andere sehr wichtige Erwägung für jeden Pastor. Ein jeder Pastor ist im großen und ganzen der Exeget und Ausleger für seine Gemeinde. Nun kann es jeden Tag vorkommen, daß sich ihm ein bibellesendes Gemeindeglied, ein eifriger Sonntagschullehrer, oder auch ein wißbegieriger Jüngling naht mit der Frage: Was bedeutet dieser Vers? oder: Was ist der genaue Sinn des Originalwortes in diesem oder jenem Verse? Ich weiß wenigstens einen Pastor, dem es verschiedentlich passierte.

Nun, man mag ja meinen es sei genügend, wenn ein Pastor, der auf diese Art und Weise ausgefragt wird, sofort antworten kann: Barnes oder Ellicott oder Meyer oder Lange giebt diese oder jene Uebersetzung und Auslegung. Wie viel besser ist es aber, beides für des Fragenden Befriedigung und des Pastors guten Ruf unter den achtsamen Leuten, wenn er fähig ist, auf Grund seiner Forschung eine Antwort zu geben. Fähig zu sein dieses zu thun, ist sicherlich eines ernsten Studiums wert für jeden einzelnen Fall. Gelegenheit mag sich häufig genug bieten. Oftmals ist eine Debatte über eine scheinbar dunkle und zweideutige Stelle leicht entschieden, wenn man erklären kann, wie gerade diese Form des Wortes in der Ursprache die Bedeutung und Verbindung genau bestimmt. Man kann dies leicht an vielen Beispielen klar machen.

4. Sorgfalt, diese fleißige Sorgfalt, welche die heilige und hohe Arbeit der Auslegung der göttlichen Geheimnisse verlangt, würde manchen Prediger vor manchem irreführenden und demütigenden Fehler bewahren. Unzählige Predigten werden aufgebaut auf Gedanken, die im Texte gar nicht vorhanden sind. Und es ist leicht möglich, daß irgend ein Zuhörer anwesend ist, der intelligent genug ist, den Fehler zu entdecken. Nur z. B., da hörte ich gelegentlich einen guten Mann über das Wort predigen: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt." Der gute Mann fand es nun angebracht, in seiner Einleitung auf die Wichtigkeit des Predigens im Gegensatz zu dem Vorlesen von Predigten hinzuweisen, während das Wort „predigen" im Urtext gar nicht zu finden ist. Es heißt nämlich πτωχοὶ εὐαγγελί ζονται. Hätte der Mann sein griechisches Testament gelesen, so würde er seine Zeit nicht so vergeudet haben.

5. Das beständige Handhaben des Wortes Gottes in der Ursprache ist wunderbar fruchtbringend in der Hervorbringung von Predigt-Thematas und Predigtmaterial. Kein anderes Studium ist diesem gleich zu stellen in der Befriedigung dieser wichtigen Forderungen der ministeriellen Arbeit. Laßt einen Mann sich hineinarbeiten in eine Seite Hebräisch, oder die Schwierigkeiten einiger paulinischen Sätze zu lösen suchen, und es muß ganz merkwürdig zugehen, wenn er seinen Geist nicht auf Gedanken hingewiesen findet, welche auf der Kanzel viel mehr wert sind, als die besten „Predigt-Dispositionen" oder „Kanzel-Hilfen". Laßt uns auf unseren eigenen Füßen stehen und selbst ein wenig denken! Laßt uns durch unsere eigene Forschung, mit Hilfe des Heiligen Geistes, aus dem Reichtum des Wortes hervorbringen neues und altes!

In Bezug auf die Zeit, die auf das soeben angedeutete Studium verwandt werden soll, kann natürlich keine bestimmte Regel festgesetzt werden. Sie wird und soll verschieden sein, soweit der Mann und sein Arbeitsfeld in Betracht kommt. So viel wird man aber doch sagen können, daß jeder Pastor, der Vorschulen genossen, und das Predigerseminar besucht hat, wenigstens so viel Kenntnis der hebräischen Sprache besitzen sollte, daß er gewöhnliche Stellen lesen, und vor allen Dingen richtigen Gebrauch von seinem Kommentar machen kann. Das Neue Testament sollte er ganz gewiß frei lesen können und im stande sein, ohne Schwierigkeit griechische Texte zu vergleichen. Aber nur auf eine Art und Weise kann diese Fähigkeit erlangt und bewahrt werden. Nämlich durch täglichen Gebrauch des herrlichen Originals. Das herrliche Motto des Appelles in der Erlernung dieser Kunst: „Kein Tag ohne eine Zeile,“ sollte jeder Pastor ernstlich zu Herzen nehmen.

Betreffs des Gebrauches des durch diese Studien Gewonnenen, muß große Sorgfalt angewandt werden. Die scheinbare Pedanterie des häufigen Hinweises auf den griechischen und hebräischen Text muß vermieden werden. Ebenso dürfen wir auch nicht allzu frei sein mit dem Verbessern der deutschen Lesart, damit wir ja keine Zweifel über ihren Wert und ihre Zuverlässigkeit anregen. Hier und da mag ja allerdings ein Punkt klar gemacht, oder eine Wahrheit bestärkt werden durch ehrliche Angabe des genauen Textes; im allgemeinen aber werden sich die Früchte wohl am besten und schönsten zeigen in des Pastors klaren Gedanken und weitem Blick.

Eine der treffendsten Aeußerungen Dr. R. D. Hitchcocks vor unserer Klasse war: „Am Ende waren die dunklen Zeitalter gar nicht so dunkel, noch das Mittelalter so sehr mittelalterlich.“ Mit genau demselben Recht kann man sagen: Die toten Sprachen sind gar nicht so sehr tot. Irgend ein Geistlicher von Durchschnittsbegabung kann durch geduldigen und beständigen Gebrauch sich recht wohl bekannt und vertraut machen mit der Sprache Davids und Jesu. Und bei unaufhörlicher Treue in diesem Studium können wir uns den Inhalt dieser kostbaren Seiten, wie Stephan sagt, zu einer lebendigen Offenbarung machen.

Predigt zur Eröffnung der Generalsynode in St. Louis am 18. September 1901.

Kol. 4, 17.

(Gehalten von Direktor D. Irion. — Auf ausdrücklichen Wunsch der Redaktion eingesandt.)

S i e h e a u f d a s A m t , d a s d u e m p f a n g e n h a s t i n d e m H e r r n , d a ß d u d a s s e l b i g e a u s r i c h t e s t.

Von allen Seiten unseres großen Landes haben wir uns in dieser Stadt und in dem Gotteshause dieser gastlichen Gemeinde versammelt, um das Werk unserer Kirche mit einander zu beraten und die Geschäfte zu erledigen, die zur Betreibung unseres kirchlichen Werkes nötig sind. Wir treten zusammen unter dem Zeichen der Trauer, der allgemeinen Landestrauer. Unser vielgeliebter Präsident McKinley liegt auf der Totenbahre, hingestreckt von der Mordwaffe eines Buben, der sich hat aufstacheln lassen von einer Mörderbande, die keinen Gott, keine Ordnung, kein Gesetz mehr anerkennen will und

den von Gott verordneten Einrichtungen den Krieg bis aufs Messer erklärt hat. Aus dem Verbrechen, das unser Land in Trauer gestürzt hat, erkennen wir, wie der Geist aus dem Abgrund Einfluß zu gewinnen sucht. Diesem Einfluß entgegenzuarbeiten, ist die Aufgabe der Kirche. Sie hat die Aufgabe, das Salz der Erde und das Licht der Welt zu sein, und das Bewußtsein dieser Aufgabe soll uns auch jetzt bei dieser unserer Konferenz beseelen.

In allen Dingen, selbst in solchen, die rein äußerlicher Natur sind, ist an Gottes Segen alles gelegen. Dazu kommt, daß für den Christen auch ein weltliches Geschäft durch den Glauben geheiligt wird. Wir stehen hier nicht an einem weltlichen Geschäft, sondern am Werke des Reiches Gottes. Um so mehr bedürfen wir des göttlichen Segens und um so heiliger muß uns unsere Arbeit sein. Der Geist, der die Verhandlungen der jetzt beginnenden Generalsynode beherrscht, wird einmal für oder gegen uns zeugen. Man kann die äußerlichste Arbeit mit Christo thun und die geistlichste ohne ihn; man kann synodale Versammlungen ohne ihn abhalten, ohne ihn das Reich Gottes zu bauen versuchen. Aber solcher Arbeit hat der Herr schon im voraus sein Urteil gesprochen: „Ich habe euch noch nie erkannt.“ Das wissen wir alle, und jeder von uns ist davon überzeugt, daß wir in diesem Stück nicht gleichgültig sein dürfen. Jeder von uns fühlt sich dem Herrn verbunden. Darum wollen wir ihn suchen und bitten, daß er bei uns sei; denn wir brauchen ihn in unserer Arbeit.

Unsere Arbeit klopft bei uns an mit ernstlichem Ermahnen: es ist Gottes Werk. Je mehr wir den Herrn suchen, desto nachdrücklicher mahnt uns das Gewissen an unsere Arbeit. Darum auch die Mahnung des Apostels, die unsern Text bildet. Möge sie uns tief ins Herz drücken das Bewußtsein unserer Verpflichtung dem Herrn gegenüber, indem uns gesagt wird:

1. Daß wir ein Amt überkommen haben;
2. daß es im Herrn übernommen worden ist;
3. daß es darum auch im Herrn ausgerichtet werden soll.

I.

„Siehe auf das Amt.“ Mit diesen Worten läßt Paulus den Archippus in Kolossä ermahnen. Dieser Mann hatte ein Gemeindeamt, wahrscheinlich das eines Evangelisten, übernommen. Heute rufen wir dieselbe Mahnung unserer Kirche zu, die sich in ihren Vertretern hier versammelt hat. Sie hat auch ein Evangelistenamt übernommen und nennt sich selbst evangelisch. Unser Amt und vornehmste Aufgabe ist die Verkündigung des Evangeliums von Jesu Christo. Es sind schon mehr als sechzig Jahre her, seitdem unsere evangelische Synode dies Amt übernommen hat. Es handelte sich bei der Uebernahme um die Evangelisierung unseres Landes und um die Gewinnung der Einwanderung für das Reich Gottes. Andere Kirchen haben an derselben Aufgabe gearbeitet. Andere haben Erfolg gehabt, wir auch; andere sehen noch weiteren Erfolgen entgegen, wir auch. Und darum sehen wir auf unser Amt und wollen uns dasselbe in diesen Tagen des gemeinsamen Beratens besonders vor Augen halten.

Unsere Kirche hat etwa 1100 Gemeinden mit der regelmäßigen Predigt des Evangeliums zu versorgen. Sie läßt sich die Sammlung kirchlich unver-

sorgter Deutschen in unsern Städten und Landdistrikten angelegen sein; sie hat auch seit nun siebzehn Jahren ihr Werk bis in das ferne Ostindien ausgedehnt und predigt nun auch dort das Evangelium. Es ist schon viel Arbeit geschehen, und eine große Summe von Gaben ist von uns den verschiedenen Zweigen des kirchlichen Werkes zugewendet worden. Sollte es nötig sein, eine so regsame Kirche zu mahnen: „Siehe auf dein Amt?“

Wir kennen uns selbst zu gut, um in thörichter Empfindlichkeit zu antworten: „Wir wissen selbst, was unseres Amtes ist; man braucht uns nicht an unsere Pflicht zu mahnen.“ Ferne sei es von uns, uns im Glanze früherer Erfolge selbstgefällig zu sonnen oder uns der gelungenen Arbeit zu rühmen und mit Sicherheit und Selbstvertrauen in die Zukunft zu blicken. Wir kennen die Mängel gut genug, die unserer Arbeit anhaften, und besonders den Feind, gegen den wir kämpfen müssen, so daß wir uns gerne an unser Amt und an den Zweck unseres Dienstes erinnern lassen.

Unsere Synode steht seit den Tagen ihrer Gründung in der Arena eines hitzigen Kampfes der Denominationen. Man mag die Konkurrenz der verschiedenen Kirchengemeinschaften als einen Segen betrachten, weil sie die Einzelkirche zu reger Thätigkeit anspornt und vor Versumpfung bewahrt. Aber die Art der Konkurrenz, wie sie vielfach betrieben wird, die darin besteht, den kirchlichen Nachbar schlecht zu machen, um die eigenen Vorzüge in desto hellerem Glanze strahlen zu lassen, und ihm an Seelen abzugewinnen, was sich nur gewinnen lassen will, ist nicht nur unchristlich, sondern oft, mit ganz weltlichem Maßstabe gemessen, durchaus unanständig und der wahren Förderung des geistlichen Lebens nachteilig.

Unsere Synode betrachtet es als einen Teil ihres Amtes, ihrer Aufgabe, mit den kirchlichen Nachbarn womöglich im Frieden zu leben und allen Streit nur als Notwehr aufzufassen. Von gewisser Seite wird uns diese friedfertige Gesinnung als ein Fehler angerechnet, als ein Liebäugeln mit der Lüge. Wir wissen wohl, daß diese vermittelnde Stellung eine verwundbare Seite unseres kirchlichen Körpers ist. Meist alle kirchlichen Gemeinschaften haben ein Losungswort, ein Schibbolet, das sie als Lock- und Zugmittel emporgehalten und dessen sie sich menschlich rühmen. Rom z. B. begeistert seine Nachfolger durch den Hinweis auf das Alter seiner Kirche und den Anspruch auf die absolute Schlüsselgewalt in den Händen der Priesterschaft, und endlich durch den Hinweis auf ein sichtbares Oberhaupt der Kirche. Das Luthertum hat die reine Lehre auf seine Fahne geschrieben, und unbesehen folgen die Massen; denn sie haben etwas, dessen man sich menschlich rühmen, wofür man sich begeistern kann. Wir haben nichts derartiges. Unser Amt, darauf wir zu sehen haben, ist die stille Nachfolge Christi, der uns sagt: „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt.“ Darum wollen wir Frieden halten mit denen, die mit uns in der Hauptsache einig sind, die Jesum Christum als den Sohn Gottes anbeten und die allein aus Gnaden selig werden wollen. Die verschiedenen dogmatischen Auffassungen dieses oder jenes Teiles der kirchlichen Lehre stören unsere Einigkeit nicht; wir können zu einem Abendmahlsgenuß herantreten, obgleich die Richtung des einen mehr lutherisch, des andern mehr reformiert ist, weil wir

wissen, daß nicht das die Hauptsache ist, was wir uns dabei denken, sondern ob wir dem Worte des Herrn schlicht glauben. Es ist wahr, mit solcher Stellung kann man die Massen nicht fanatisieren, aber diese Stellung gehört zu unserer Eigenart, sie ist unser Amt, auf das wir zu sehen haben.

Wenn wir nun auch kirchlichen Gegnern gegenüber fleißig sind, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens, so ruft uns doch unser Amt auf zu einem unnachsichtigen Kampf gegen die Welt und gegen das Eindringen des Weltgeistes in unsere Reihen. Der böse Feind hat es darauf abgesehen, die Kirche weltförmig zu machen. Wir stehen mitten in dem Getriebe dieser Welt. Unsere Gemeinden werden z. T. von ihren Wogen überflutet und, wer will's leugnen, mitgerissen. Es ist eine allgemeine Klage, daß das christliche Leben immer weniger Herzenssache wird und man mit Äußerlichkeiten und etwas christlichem Aufputz sich begnügt, wo der Herr das Herz haben will. Vielfach kann man es besonders der Jugend anmerken, daß sie eine nur oberflächliche Heilserkenntnis besitzt, während der Zug des Herzens auf die Welt gerichtet ist. Bei diesem Zustand der Kirche hat schon mancher Prediger geklagt: „Ich bin allein übrig geblieben. Sie suchen alle das Ihre; ihr Christentum ist zumeist Form ohne innern Gehalt und innere Ueberzeugung!" Wem sollte diese Stimmung nicht schon aufgestoßen sein?

Wenn nun auch bis heute noch immer das Wort wahr geblieben ist von den Siebentausend, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor dem Baal des Zeitgeistes, so ist uns damit doch der Kampf mit dem Zeitgeiste, dem widerchristlichen, nicht erspart. Wir dürfen mit unserm Zeugnis nicht zurückhalten. „Siehe auf dein Amt," sagt Gottes Wort zu uns, und unser Amt heißt uns kämpfen gegen die Welt. Die Kirche darf nicht weltförmig werden, sonst verliert sie ihre Berechtigung. Sie soll die Welt überwinden, verchristlichen und in ihr dem Worte Christi Geltung verschaffen. Darum, evang. Kirche, siehe auf dein Amt!

II.

Dies Amt hat unsere Kirche im Herrn übernommen. „Im Herrn" — dieser viel gebrauchte Ausdruck hat eine Bedeutung, die man leichter nachfühlen als erklären kann. Unsere Synode hat nicht in willkürlichem Zugreifen und nach eigener Wahl die Stellung in Glauben und Lehre eingenommen, in der sie steht, sondern mit der festen Ueberzeugung, daß sie damit den Willen des Herrn erfüllt und seinen Sinn, seine Meinung trifft. Wir sind nicht imstande, uns vorzustellen, es sei Christi Wille, daß Jünger, die an ihn glauben und für alle Ewigkeit auf ihn die Hoffnung setzen, sich hier auf Erden sollten streiten, gegenseitig verdammen und sich weigern, mit einander zum Tisch des Herrn zu gehen. Wenn wir der kirchlichen Verträglichkeit das Wort reden, sofern überhaupt Gläubige protestantischen Bekenntnisses in Betracht kommen, so geschieht das im Namen des Herrn, in seinem Geiste, in seinem Dienste, nach seinem Willen und im Vertrauen auf ihn. Da haben wir den Grund, weshalb wir uns evangelisch nennen und dem kirchlichen Frieden das Wort reden. Diese Stellung nehmen wir ein im Herrn.

Dieser Herr ist Christus. Einen andern Herrn erkennen wir nicht an. Er ist unser Mittler, unser Versöhner und unser Meister, um den sich

nicht bloß unser ganzes kirchliches, sondern auch unser persönliches Leben bewegt und bewegen muß. Es ist allemal ein erbaulicher und erhebender Anblick, wenn wir über eine Stadt hinsehen und schauen alle die vielen Kirchtürme, von denen jeder uns sagt: Hier wohnen Christen. Ebenso erhebend ist es, wenn wir im Geiste über unsere Synode hinblicken, sehen ihre großen und kleinen Kirchen, ihre Schulen, Seminarien und Anstalten, und stellen uns dann vor: Das alles wäre nicht, könnte nicht sein, wenn Christus nicht wäre, dies Wunder der Zeiten, dieser Herr, der wie sonst niemand diesen Namen verdient. Bei wahren Christen ist er aber mehr: er ist der Mittelpunkt des Glaubens, des Herzenslebens der Seinen, der bewußte Mittelpunkt aller kirchlichen Thätigkeit. Ihm dienen alle, weil alle ihn lieben. Wenn's so steht, dann können wir mit Recht sagen: „Wir haben unser Amt im Herrn empfangen."

Mit unserer Arbeit stehen wir also im Dienste unseres Erlösers, des Sohnes Gottes. Sollte uns dieser Gedanke nicht mit Begeisterung erfüllen? Seit unsere Synode besteht, steht sie auf dem Grunde des Glaubens, der unüberwindlich ist: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." Auf diesem Grunde stehen wir heute noch, und darin liegt auch das Geheimnis unserer Kraft. Diesen Glauben an den wahrhaftigen Sohn Gottes laßt uns im Herzen mehr und mehr befestigen und auf andere fortpflanzen. Mit solcher Predigt kann man Menschen fangen, Seelen retten, anders nicht.

Wir kennen die verflachenden Bestrebungen unserer Zeit, die darauf ausgehen, unser Glaubensleben seines köstlichsten Inhalts zu berauben. Man will Christum vom Throne der Göttlichkeit stoßen und weist ihm dafür den Thron der Geschichte an. Man will uns von Christo das nehmen, was seinen unendlichen Wert für arme Sünder ausmacht. Er soll unser Vorbild, aber nicht unser Versöhner sein. Solche Bestrebungen der modernen Theologie weist unsere evang. Kirche mit Ernst zurück. Wir wissen, was wir an Christo haben, daß wir mit ihm stehen und fallen. Auf ihn sind wir getauft, im Vertrauen auf ihn wollen wir leben und sterben. Wenn wir Christum und sein Werk unter uns wirklich lieben, wenn wir ihn kennen als den Lebendigen, wenn wir für unsere kirchliche Arbeit Erfolg hoffen: bleibt ihm treu. Laßt uns die Charakterfestigkeit beweisen, die einst in den Zeiten der alten Kirche das Erstaunen der Welt gewesen ist. Zu allem waren die Christen willig: sie waren den Gesetzen gehorsam, entrichteten ihre Abgaben, beteten für den Kaiser, aber sie blieben Christen; davon hat Marter und Tod sie nicht abbringen können. So laßt uns das Amt verwalten, das wir im Herrn übernommen haben. Wir wollen gute Bürger unseres Landes sein, freundliche Nachbarn, hilfreich, gefällig, zugänglich für die Bildung unserer Zeit und empfänglich für den Fortschritt der Kultur. Aber in dem einen Stück bleiben wir unverändert und fest: Christus ist unser Herr, und ihn geben wir nicht daran, auch nicht für die glänzendsten Errungenschaften der Zeit.

III.

Damit kommen wir auf den Schlußsatz unseres Textes. Das im Herrn übernommene Amt soll im Herrn ausgerichtet werden. Das ist eine Mahnung zur Treue. Zuerst wird das Amt in seiner Größe uns vor=

gehalten; dann wird gezeigt, von wem das Amt kommt und in welchem Geist es erfaßt werden soll, und schließlich heißt es: Geht nun hin und setzt in Thaten um, was ihr glaubt und als Pflicht erkennt.

Unsere Synode hat sechzig Jahre lang an der Ausrichtung ihres Amtes gearbeitet, sie hat gepredigt, geworben, gekämpft für ihren Herrn, hat Gemeinden gegründet, Anstalten gebaut, das Werk der Innern und Aeußern Mission betrieben; sie hat Hunderttausende gesammelt, um die Kosten des Werks zu bestreiten; sie hat ihre Kinder für ihr Werk erzogen. Die Väter unserer Kirche sind nun meist alle zu ihres Herrn Freude eingegangen. Uns haben sie ein unvollendetes Werk hinterlassen. Wir stehen nun mitten in der Arbeit. Die Pflichten, die wir überkommen haben, sind nicht geringer, sondern größer und umfassender, als die unserer Väter waren. Wir sollen erhalten, was sie im Glauben gegründet und gebaut haben; wir sollen weiter streben, die Grenzen ausdehnen und unsere Arbeit den Zeitverhältnissen entsprechend einrichten. Wenn wir diese Aufgaben überblicken, dann kann es uns wohl bange werden. Wird es uns gelingen, alle Arbeiter mit dem gleichen Geiste zu erfüllen? Werden wir damit Erfolg haben, unser ganzes kirchliches Werk den Verhältnissen entsprechend umzugestalten, ohne daß der feste Glaube an Christum und die Treue zu ihm Schaden leiden? Wenn's gelingen soll, so müssen wir unser Amt im Herrn ausrichten.

Halten wir fest an dem göttlichen Meister! Lasset uns die synodale Arbeit thun mit dem allezeit regen Bewußtsein, daß es ein Dienst im Herrn ist. Lasset uns die eigenen Interessen zurückdrängen und selbstlos, mit Hingebung unser Werk weiter führen. Lasset uns täglich inbrünstig bitten um eine reiche Ausgießung des Heiligen Geistes über unsere Kirche, über alle ihre Arbeiter, Gemeinden, Anstalten. So werden wir das Amt im Herrn ausrichten.

Es bedarf eines großen Maßes von Weisheit, wenn wir bei dieser Generalsynode uns der gestellten Aufgabe gewachsen zeigen sollen. Wir brauchen Bekenntnistreue, Mut, viel Liebe, eine reiche Fülle des Geistes Christi. Möge er selbst unsere Beratungen leiten. Als aus seinem Munde vernehmen wir das Wort: „Siehe auf das Amt, das du empfangen hast in dem Herrn, daß du dasselbige ausrichtest!“ Herr, hilf, o Herr, laß wohl gelingen! Amen.

Aus Kistemanns „Gelegenheitsreden.“

Im Märzheft des vorigen Jahrgangs, Seite 157, wurde an erster Stelle ein Buch angezeigt, das den Titel hat: „Gelegenheitsreden“ von Pastor W. Kistemann, in Leinwand gebunden, 256 Seiten, $1. Das Buch enthält 40 Traureden. Einem Wunsche des Verfassers entsprechend, der uns das Buch nochmals direkt zuschickte, wählen wir diesen Weg der Anzeige, indem wir aus dem Buche einige Texte und die daraus folgenden Dispositionen mitteilen.

Text der 11. Rede 1 Mos. 2, 22.

Von der Freudigkeit des Gewissens, womit der Christ in den Ehestand treten kann.

1. Woher sie kommt.
2. Welchen Nutzen sie hat.

12. Rede: Tobia 7, 13.

Was es für ein großer Trost ist, wenn Ehegatten sich einander von Gott erbeten haben.

1. Sie dürfen nicht zweifeln, daß Gott ihr Gebet erhört habe.
2. Sie dürfen darum auch nicht zweifeln, daß ihre Ehe eine glückliche sein werde.

16. Rede: Matth. 19, 4—6.

Wozu verbindet euch die von Gott gestiftete Gemeinschaft zwischen Mann und Weib?

1. Zu unverbrüchlicher Treue.
2. Zu herzlicher Liebe und Einigkeit.
3. Zu gemeinsamer Uebung des Wortes Gottes und Gebets.

20. Rede: 1 Mose 1, 28.

Wie der Ehestand durch Gottes Wort geheiligt und gesegnet wird. Er wird:

1. Durch Gottes Wort geheiligt.
2. Durch Gottes Wort gesegnet.

22. Rede: Psalm 37, 3—5.

Ihr werdet in eurem Ehestande glücklich und gesegnet sein, wenn ihr

1. auf den Herrn hofft,
2. eure Lust an dem Herrn habt,
3. dem Herrn eure Wege befehlt.

31. Rede: Joh. 2, 1—11.

Wie werden christliche Eheleute in ihrem Ehestande wahrhaft glücklich sein?

1. Wenn sie den Herrn Jesum bei sich haben.
2. Wenn sie im Kreuz sich an das Wort halten: Meine Stunde ist noch nicht gekommen.
3. Wenn sie in ihrem Thun und Lassen das Wort der Maria befolgen: Was er euch sagt, das thut.

Andere behandelte Texte sind: Luk. 2, 1—14; Matth. 13, 45 f.; Jes. 28, 29; Ps. 50, 14. 15; Ps. 112, 1—4; Ps. 34, 9. 10; Ps. 128 (dreimal); Ps. 25, 10; Hosea 2, 19a; 5 Mose 30, 9. 10; Eph. 5, 22. 23; Joh. 2, 1. 2; Ruth 1, 16. 17 (dreimal); 1 Mose 2, 18; (zweimal); 1 Tim. 3, 4. 5 u. s. w.

Wo es Sitte ist, Traureden zu halten, bietet dieses Buch gute Anleitung dazu.

Krankenbesuch oder Seelsorge am Krankenbett.

Eine praktisch-theologische Studie.—Von P. G. Tillmanns.

In der Ausübung der seelsorgerlichen Pflicht des Gemeindehirten steht die Seelsorge an den Kranken in erster Linie. Wohl ist die Seelsorge an Gesunden ebenso wichtig, sogar die Grundlage der Arbeit an den Kranken. Aber sie vollzieht sich zum Teil schon im Konfirmandenunterricht, der einzelnen Amtshandlung, ja schon in der Predigt. Doch ist ihre Ausübung keine so geordnete Thätigkeit und unterliegt auch nicht so klaren Regeln, die darüber aufgestellt werden können wie die Seelsorge an Kranken. Was aber die

Pflicht des Seelsorgers dem gesunden Gemeindeglied gegenüber ist, das ist sie bei dem Kranken in besonderem Maße, nämlich: Durch besonderes Aufsuchen und im Gespräch von Auge zu Auge das Gemeindeglied, das nicht im lebendigen Glauben steht, zu Christo zu führen, das im Glauben Stehende im Glauben zu stärken und ihm zur vollen Gemeinschaft mit Gott zu verhelfen.

Der unvergeßliche Professor Christlieb in Bonn leitete seine Vorlesung über Krankenbesuch mit folgenden treffenden Worten ein: „Die heiligste Pflicht des Seelsorgers, in welcher er seines göttlichen Trostwortes mehr als je zu erwarten hat — der Probierstein seines pastoralen Berufes für ihn und andere, — der sicherste Weg, die Herzen der anvertrauten Seelen zu gewinnen — zugleich eine reiche Quelle für Predigtstoff, geistliche Erfahrung und psychologische Beobachtung — und eine starke Hilfe zum eignen Wachstum, sowohl im inneren Leben als in dem dem gesegneten Seelenhirten so nötigen Ernst und der Milde in der Beurteilung anderer: ist der gewissenhafte Krankenbesuch des Seelsorgers."

In diesen Worten des gesegneten Lehrers sind die verschiedenen Seiten des Krankenbesuchs trefflich gezeichnet.

An die wichtige Pflicht des Krankenbesuches mahnt uns unser Ordinationsgelübde, daß wir uns die Gesunden, wie auch die Kranken gleich sehr am Herzen liegen lassen sollen. Der Heiland, unser ewig unerreichbares Vorbild im Hirtenamt, hat sich besonders der Kranken angenommen. Der ewige Richter wird besonders seine Unterhirten nach dem Worte richten: Ich bin in meinen geringen Brüdern auf Erden krank gewesen — und wie ihr sie besucht habt, so habt ihr es mir gethan.

Pastoren, die viel Zeit auf eine Wochenschule mit vier oder gar fünf Tagen zu verwenden haben, sollen neben der Vorbereitung zur Predigt am wenigsten die Krankenbesuche durch die Schule leiden lassen. Sie dürfen, wenn es nötig ist, um ihres Gewissens willen, auf Geheiß unseres Oberhirten, der uns die unanfechtbarste Konstitution gegeben hat, getrost eine Stunde, auch einen Nachmittag, die Schule aussetzen. Auch können die Krankenbesuche nicht gesegnet sein, wenn sie in Hast und nebenbei gemacht werden. Sie erfordern Vorbereitung, ein ruhiges Gemüt und zielbewußte Geistesthätigkeit. Steht so die Wichtigkeit der Pflicht zum Krankenbesuch fest, so ist im allgemeinen ins Auge zu fassen, daß der Zweck desselben, nämlich die Seelsorge am Kranken, nur erreicht werden kann, wenn sie in Liebe und Rücksicht ausgeübt wird. Der Seelsorger soll als geistlicher, gern gesehener Freund zum Kranken kommen. Herzliches Mitleid mit den leiblichen Nöten erwerben ihm das Vertrauen des Leidenden. Er beginne deshalb auch in der Regel seine Unterredung mit der liebevollen Erkundigung nach seinem Befinden. Er nehme auch gefühlvoll Rücksicht auf den körperlichen Zustand des Kranken und dehne seinen Besuch nicht so lange aus, daß der Patient sich dadurch nachher elend fühlt, und veranlasse ihn nicht zu unnötigem Reden, wenn sein Zustand es nicht erlaubt. Wird doch in vielen Gemeinden gegen diese billige Rücksichtnahme durch die gebräuchlichen Besuche von Verwandten und Bekannten so sehr gefehlt, daß wir bei Gelegenheiten ernst dieses Unrecht rügen sollen. Vor eignem Fehlen haben wir in diesem Punkt uns gewiß zuerst zu hüten. Trotz all solcher Rücksicht dürfen wir uns nicht den Zweck des Kran-

kenbesuches verrücken lassen: „Die Seelsorge." Jeder Besuch am Krankenbett ist ein verfehlter, bei welchem der Seelsorger dem Leidenden nicht solche geistliche Speise bringt, welche in die Reihenfolge der seelsorgerlichen Behandlung paßt und dem augenblicklichen Leibes- und Seelenzustand des Kranken entspricht.

Wenden wir uns, bevor wir die Ausführung der seelsorgerlichen Aufgabe im einzelnen beschreiben, zur Beantwortung einiger wichtigen Fragen:

Wie oft sollen Kranke besucht werden? Die Antwort muß nach den Arbeitsverhältnissen des Pastors und nach dem verschiedenen geistlichen und leiblichen Zustand des Kranken verschieden ausfallen.

Ein Seelsorger, der vier oder fünf Tage in der Woche, oder wie dem Schreiber es einen Winter lang zu Teil wurde, sechs Tage Schule zu halten hat — dabei täglich sechs Stunden —, kann, besonders in Zeiten, in denen viele Kranken in der Gemeinde sind, seiner heiligen Pflicht den Kranken gegenüber, nicht mit der erforderlichen Treue nachkommen. Alle Hochachtung vor einem Bruder, der bei fünftägigem Schulunterricht in der Zeit einer Epidemie von 4 Uhr nachmittags oft bis 10 Uhr und später nachts seine Kranken treu besuchte. Doch kann solche übermäßige Anstrengung nicht jeder leisten und von niemandem gefordert werden. Der Herr sucht auch in diesem Stücke nicht mehr, an seinem Haushalter, als daß er treu erfunden werde. Wenn er nur thut, was er kann. Doch dürfte als Regel wohl aufgestellt werden, daß ein krankes Gemeindeglied durchschnittlich ein Mal in der Woche einen Besuch seines Seelsorgers erhalte. Wird die Krankheit schwerer, so wird auch die Darreichung der Medizin für die Seele vermehrt und verstärkt gegeben werden müssen. Ein schwer Kranker dürfte wohl täglich besucht werden, wenn Entfernung und Zeit des Pastors es zulassen, zumal da bei zunehmender Krankheit die Fassungskraft des Kranken abnimmt. Im allgemeinen dürfte die Richtschnur uns leiten, daß zwischen den einzelnen Krankenbesuchen so viel Zeit liegen soll, daß die dargereichte geistliche Gabe von dem Kranken hat überdacht und ihm zum Segen werden können. Oftmals werden solche Kranke nicht so häufig den Besuch des Pastors verlangen, die ihn am meisten nötig haben, während die, welche selbst die Quelle des Trostes und des inneren Lebens kennen, schon eher einmal den Besuch des Seelsorgers entbehren können. Indessen lasse sich der treue Seelenhirte nicht den Segen und die Stärkung des eignen Glaubens, auch nicht den köstlichen Genuß entgehen, den es bringt, wenn er in ein von Gnade zu Gnade fortschreitendes Glaubensleben eines frommen Leidenden hineinschauen darf. Auf der andern Seite wirkt aber auch die Aufdrängung geistlichen Zuspruchs bei solchen, die dem Zug des Vaters zum Sohne noch widerstreben, oft das Gegenteil von Willigkeit. In solchem Falle mag manchmal ein überlegtes längeres Ausbleiben wohl Verlangen nach dem pastoralen Berater bewirken.

Wie lange soll ein Krankenbesuch dauern? Auch da kann keine scharf nach Minuten begrenzte Zeit angegeben werden. Wird doch ein Pastor schneller, als der andere, erkennen können, wie es augenblicklich mit der Seele des Kranken steht, wie er die dargereichten Erkenntnis-, Mahn- und Trostgaben sich angeeignet hat und welcher neuen er bedarf. Ist doch auch ein

Kranker offener und vertrauensvoller als der andere. Erfordern doch auch die verschiedenen psychologischen Zustände des Leidenden in dem einen Falle mehr Mühe, Sorgfalt und Zeit in der Behandlung, als in dem andern. Doch wird der zielbewußt arbeitende Seelsorger der Regel folgen, daß er, wenn nicht das ganze Ziel, so doch einen Teil desselben, sei es positiv, oder auch negativ, in der Zeit des einzelnen Krankenbesuches zu erreichen sucht. Meine Regel ist indessen durchschnittlich gewesen, daß ich einen Krankenbesuch nicht über eine halbe Stunde ausdehnte. Das dürfte in der That ein genügender Zeitraum sein, um den Kranken sich ausreden zu lassen und ihm das zu sagen, was Not thut und mit ihm zu beten. Manche Kranke erzählen gerne oft und lang von ihren Erlebnissen und von ihren Leiden. Man mache dann bei Zeiten seinem Reden mit Rücksicht, aber doch Ernst, ein Ende, damit Zeit und Frische genug für die Hauptsache bleibt. Bleibt der Geistliche lange, so bleibt nicht der klare Eindruck von dem, was er hat bringen wollen.

Wann soll der Krankenbesuch gemacht werden? Auch die Beantwortung dieser Frage ist nicht unwichtig. In der Regel ist der Kranke am Morgen schwächer und weniger geistig frisch, als am Nachmittag, und deshalb diese letztere Zeit zum Besuchen günstiger. Ist aber Fieber vorhanden, welches fast immer nachmittags höher steigt, so sollte der Krankenbesuch, wenn irgend möglich, vor oder nach der höheren Fieberzeit, wenigstens nicht in der Zeit des Höhepunktes des Fiebers, ausgeführt werden. Eine andere Frage von allgemeiner Bedeutung ist diese: Soll der Seelsorger gerufen oder ungerufen seine kranken Gemeindeglieder besuchen? Sind dem Seelenhirten alle Seelen seiner Gemeinde zur Pflege übergeben, dann auch alle Kranken, ob er gerufen wird oder nicht. In kleinen Landgemeinden wird der Pastor in den meisten Fällen wohl erfahren, wenn jemand krank geworden ist. Aber in größeren Gemeinden, namentlich in Städten, dringe er öffentlich mit Ernst darauf, daß ihm die Erkrankung von Gemeindegliedern immer angezeigt wird. Es wird ja oft vorkommen, daß der Pastor nicht rechtzeitig oder falsche Nachricht über Krankheitsfälle bekommt. Ist nun die Anzeige von Erkrankung nicht üblich, so kommt er vielleicht — und der schwer krank Gesagte geht munter umher oder ist gar nicht daheim und Zeit und Mühe ist vergebens angewandt. Oder der Pastor hat nicht zeitig von der Erkrankung erfahren — dann kann der Seelsorger seine Pflicht nicht erfüllen, die Schuld derer, die es nicht für der Mühe wert hielten, ihn zu benachrichtigen, während sie doch ihrem Arzt sofort Nachricht senden und nicht warten, bis er von der Erkrankung hört. Man dringe deshalb auf regelmäßige Anzeige bei dem Pastor. In Genf wurde bei Einführung der Reformation eine Bestimmung in die Kirchenordnung aufgenommen, daß jedes Familienhaupt oder sein Vertreter mit Kirchenstrafe belegt wurde, welcher dem zuständigen Geistlichen nicht die Anzeige innerhalb drei Tagen machte, wenn ein Glied der Familie erkrankt war. Indessen könnte ich es nicht verantworten, zu Hause zu bleiben, wenn ich von nicht Familiengliedern nebenbei erfahre, daß ein Gemeindeglied erkrankt ist, selbst für den Fall, daß ich einen vergeblichen Gang mache.

Auch der Fall ist nicht nur von der Phantasie als möglich ausgedacht, daß eine Familie den Besuch des Seelsorgers bei dem Kranken

fürchtet, ihn auch abzuhalten sucht, zu dem Kranken zu gehen, weil der Arzt allen Besuch verboten hat oder weil der Kranke sich vor dem Gedanken an das Sterben fürchtet. Da gilt für uns das Wort: Lehre, ermahne, es sei zur Zeit oder zur Unzeit, d. h. es mag den Menschen passen oder nicht. Da muß man, wenn der Besuch nicht gestattet wird, der Familie die Verantwortung für das Seelenheil des Kranken ernst ins Gewissen schieben. Ein alter im Segen arbeitender Pastor wurde in dem Wartezimmer einer reichen Familie von einem Familienglied empfangen, von dem Zustand des Kranken informiert und gebeten, es nicht übel zu nehmen, wenn man ihn nicht ins Krankenzimmer lasse. Der Arzt habe den Besuch verboten. Der Arme sei gefährlich krank. Da antwortete der unerschrockene Prediger unter einer Verbeugung: „Nun haben Sie Ihre Pflicht gethan — jetzt thue ich die meinige.“ Dann ging er geradezu ins Krankenzimmer und wurde nie mehr gehindert. Ist aber der Zustand des Kranken so, daß er in der That zu keiner Unterredung fähig ist, dann bete man wenigstens mit den Familiengliedern für ihn.

Noch eines Umstandes muß erwähnt werden, der einen segensreichen Krankenbesuch meist erheblich schädigt. Es ist der so häufig vorkommende Fall, daß das Krankenzimmer von Besuchern angefüllt ist. Wie oft hat deshalb mir ein Kranker geklagt, daß er durch vielen Besuch ganz elend wurde und zu büßen hatte. Alles mögliche muß dann der Arme von zerstreuenden Neuigkeiten hören, alle möglichen Tröstungen vernehmen, die ihm die so segensreiche stille Sammlung und Ruhe rauben. Diese Unsitte ist, besonders wenn die so besorgten Neugierigen stundenlang sitzen bleiben, eine Grausamkeit. Besonders aber wird durch die Anwesenheit von derartigen Besuchern ein gesegnetes Zwiegespräch zwischen dem Seelsorger und Kranken gehindert. Dasselbe soll nach seiner Idee allein zwischen den Beiden stattfinden. Hat doch, je erfolgreicher der Krankenbesuch ist, der Leidende seinem beratenden Freunde je und dann etwas zu sagen oder zu fragen, was nicht für die Oeffentlichkeit ist. Und sind es auch gar keine Geheimnisse, die dort verhandelt werden, so kann doch niemand vor andern, einem seelsorgerlichen Berater sein Herz ausschütten, es sei denn in der äußersten Not und Todesgefahr. Was aber thun, damit der Pastor mit seinem Patienten möglichst allein ist? Man kann sich auf verschiedene Weise zu helfen suchen: Entweder leise mit dem Kranken das besprechen, worauf es ankommt, oder sage nach einigen Worten: „Ich sehe, daß Sie jetzt so viel Besuch haben, daß ich lieber ein andermal wiederkommen will,“ oder hier die Gelegenheit benützen, besonders wenn der Kranke mit dem Seelsorger übereinstimmt und solche anwesend sind, die eine ernste Mahnung gebrauchen können, und an alle ein Wort liebevoller, aber ernster Mahnung richten und mit allen für den Kranken und die Anwesenden beten. Selten wird es sich ereignen, aber köstlich für alle sein, wenn Seelsorger, Kranker und Anwesende in demselben Glauben stehen und so ein herzlicher Austausch und Andacht gehalten werden kann. Hat der Seelsorger aber mit dem Kranken etwas Besonderes, Wichtiges zu besprechen und ist sein Zustand kritisch, so wird der charaktervolle Pastor freundlich, aber bestimmt die Besucher bitten, ihn mit dem Kranken allein zu lassen. Er wird auch in der Predigt und sonst Ge-

legenheit suchen, darauf hinzuweisen, daß ein fruchtbringendes seelsorgerliches Gespräch zwischen dem Pastor und einem seiner Pflegebefohlenen nur möglich ist, wenn die Beiden allein sind und der Kranke auf die treue Verschwiegenheit seines Pastors rechnen kann. Hat doch auch der Heiland seine Kranken oft allein genommen.

Doch nun ist es Zeit, daß wir uns zu der Ausführung der seelsorgerlichen Arbeit an dem Kranken selbst wenden. Die erste grundlegende Arbeit des Seelsorgers an seinen Kranken soll nicht erst im Amt oder gar erst am Krankenbett vor sich gehen. Es kann nicht ernst genug empfohlen werden, daß die Theologiestudierenden Gelegenheit suchen, und daß ihnen im Seminar Gelegenheit geboten und von ihnen gefordert werde, daß sie vor dem Eintritt ins praktische Amt Hospitäler und Kranke besuchen und daß sie geregelte praktische Anleitung zum rechten Krankenbesuch erhalten. Ein kerngesunder junger Mensch, der sich wenig mit Kranken abgegeben hat, versteht schwerlich, welchen Einfluß die Krankheit im allgemeinen, und die verschiedenen Krankheiten insbesondere auf Gemüt und Herz des Kranken ausüben. Ein Schwindsüchtiger ist wohl oft verzagt, aber auch oft, manchmal noch kurz vor seinem Sterben, mit den rosigsten Hoffnungen erfüllt. Ein Leber- und Magenleidender ist zu Trübsinn und Melancholie geneigt. Andere Krankheiten greifen den Verstand an. Da gilt es, zu trauern mit den Trauernden, in liebevoller Rücksicht den Kranken aufzurichten, nicht alle Hoffnung rauh zu vernichten, aber alles zu benützen, um ihn fest hinzuweisen auf das Eine was Not thut. Auch ist es eine rechte Hilfe für den Pastor, wenn er in weniger schwierigen Fällen oder in augenblicklicher Not, bis ein Arzt herbeigerufen ist, vor schädlichen Hilfsmitteln warnen, dagegen gute vorläufige Hilfsmittel anwenden und in der Not selbst hilfreiche Hand anlegen kann. Vor allem aber ist es etwas ganz anderes, vor versammelter Gemeinde die Gnade, aber auch den heiligen Ernst unsers Gottes den Zuhörern begeistert ans Herz zu legen, als mit dem einzelnen seelsorgerlich unter vier Augen zu verhandeln, ohne den heiligen Forderungen des göttlichen Wortes die Spitze abzubrechen. Aus allen diesen Gründen, und weil uns ein geordnetes Vikariat fehlt, ist es durchaus erforderlich, daß unsere Studenten auf geregelte Weise praktische Anleitung zum Krankenbesuch erhalten. Wenden wir uns zu der nötigen äußerlichen Vorbedingung zur erfolgreichen Wirksamkeit am Krankenbett im einzelnen Falle: Der Seelendiagnose. Wie der Arzt ohne klare Erkenntnis des leiblichen Uebels den Kranken nicht erfolgreich behandeln, wohl aber ihm schaden und von sich trennen kann, so ist auch für den besuchenden Seelsorger zur segensreichen Thätigkeit nötig, daß er den Seelenzustand des Kranken erkennt. Nur dann kann er die passenden Mittel, sei es des Trostes oder der Mahnung, anwenden und seinen Patienten verstehen. Wohl ist hier der psychologische Blick eine große Gabe und Hilfe, wie auch bei dem Arzt: Die Erfahrung schärft den Blick. Oft hilft wesentlich, wenn der Seelsorger sich geduldig den Lebensgang von seinem Kranken mitteilen läßt. Aber der gewissenhafte Seelsorger wird mit Interesse über seine Kranken nachdenken müssen und bei jedem seinen Seelenzustand studieren.

Sodann soll und kann ich mir, das Vorausgesagte als thatsächlich vorausgesetzt — für jeden Krankenbesuch ein Ziel stecken. Bevor ich den

Krankenbesuch mache oder den Rundgang zu Krankenbesuchen antrete, überlege ich mir, was ich heute mit meinem Pflegebefohlenen besprechen, was ich mit ihm zu erreichen suche, welchen Bibelabschnitt benützen, welches Beispiel aus dem eignen Leben oder dem Leben anderer anwenden will, um meine Aufgabe zu erfüllen.

Welches ist nun das Ziel für den seelsorgerlichen Krankenbesuch? In vielen Fällen ist zu Geduld im Leiden zu ermahnen. Dem, der fragt: Warum wird mir gerade so schweres auferlegt? ist das Beispiel des leidenden Hiob, des Blindgeborenen mit den vielen daraus hervorgehenden wichtigen Belehrungen mit Erfolg zu zeigen. Dem, der nur an Besserwerden denkt, ist ernst vorzuhalten, daß Gott ihm in seinem Leiden die Unzuverlässigkeit des irdischen Lebens- und alles irdischen Gutes zu Gemüte führen will und ihm sein Leiden dazu dienen soll, allen Segen allein von oben zu erwarten, alles mit Gebet zu beginnen und zuerst nach dem Reiche Gottes und seinem Seelenheil zu trachten, daß er stets zum Sterben bereit sei. Manchmal ist auch ein in Schwermut Verzagender mit Glauben und Vertrauen zu Gott zu erfüllen, eine oft nicht leichte Aufgabe. Besonders schwer ist die Aufgabe bei einem Gemüt- und Kopfleidenden und dem zu Selbstmordgedanken Versuchten. Besonders bei solchen Leidenden ist es wichtig, durch Mitgefühl mit ihrer Not ihr volles Vertrauen zu erlangen, um sie mit dem eigenen fröhlichen Gottvertrauen erfüllen und fröhlicher stimmen zu können. Bei solchen im Gemüt Gedrückten begegnet uns je und dann die Furcht, die Sünde wider den Heiligen Geist begangen zu haben. Die Behandlung ist in diesem Falle, wie bei Gesunden, welche von diesem Furcht-Gedanken geplagt sind. Daß sie diese Furcht haben, ist der beste Beweis, daß sie diese unvergebbare Sünde nicht begangen haben. In allen diesen Fällen ist auch wohl ein ernstes Strafwort nötig, welches aber nur dann Erfolg haben kann, wenn Liebe zu dem Geplagten und aufrichtiges Verlangen, die Seele zu retten, durchleuchtet.

Wie aber, wenn der Kranke nicht willig ist, auf die Versuche des Geistlichen, für die Rettung der Seele zu sorgen, einzugehen, wenn er immer ausweicht, immer von irdischen Dingen redet, und wenn gar ein guter Verwandter treulich mithilft? Da bleibt, wenn die Versuche, bei der Stange zu bleiben, nichts nützen, nichts anders übrig, als ernst zu sagen: „Wir haben nun genug von irdischen Dingen geredet. Jetzt hören Sie, was ich als Seelsorger Ihnen zu sagen habe.“ Dann wird der Kranke und der etwa mit Anwesende gewöhnlich still — und der Seelsorger kann seinen Auftrag ausrichten.

Viele Kranke haben auf Fragen und Aussprüche von geistlichen Dingen keine andere Antwort als ein „Ja“ aus Höflichkeit. Da ist es nun eine Hilfe, wenn es dem Seelsorger gelingt, durch bestimmte Fragen den Kranken zum Nachdenken zu bringen und aufzurütteln, wie etwa: „Haben Sie schon junge Obstbäume veredelt? — Das will der Herr, unser Gott, jetzt an Ihnen thun,“ oder: „Sind Sie gewiß, daß, wenn Sie jetzt sterben, Sie selig werden,“ oder: „Was werden Sie antworten, wenn Gott Sie fragt: Was hast du mit der Lebenszeit und den Aufforderungen zur Bekehrung auf

Erden angefangen," oder: „Haben Sie auch Beweise, daß Sie wirklich im lebendigen Glauben stehen?" Es ist nötig, auf irgend einem Wege den Kranken zur Aussprache in Bezug auf das Seelenleben zu bringen. Das ist allerdings oft noch leichter bei einem radikal Ungläubigen, als einem innerlich stumpfen und gleichgültigen Menschen. Als Kandidat wurde ich von Gemeindevorstehern von der schweren Erkrankung eines ungläubigen Menschen benachrichtigt. Ich fühlte mich verpflichtet, hinzugehen. Allen Hinweisungen auf die Ewigkeit, das Gericht, allen Ermunterungen zum Gebet setzte er die Versicherungen seines Unglaubens, sogar Spott, entgegen. Ich konnte zuletzt keine andere Entgegnung mehr machen, als daß ich sagte: „Wie aber, wenn Sie sich täuschen und in der Ewigkeit aufwachen, und Sie sehen sich dort in der Welt, die Sie hier geleugnet und vor der Sie sich gefürchtet haben?" Er wurde darauf wohl still, aber redete nicht mehr. Bevor ich einen zweiten Besuch machen konnte, starb er, ohne Zeichen der Sinnesänderung gegeben zu haben. In einem andern ganz ähnlichen Falle war obige Frage auch mein letztes mögliches Wort bei einem alten ungläubigen Manne. Kurz nachher sprach er den Wunsch aus, daß der Prediger doch bald wiederkommen möchte. Bevor ich erscheinen konnte, entfloh sein Leben.

Alle diese Fälle handeln mehr oder minder von Kranken, welche kein Glaubensleben führen. Leider muß ich bekennen, daß ich an den Krankenbetten am klarsten gesehen habe, daß in der That ein verhältnismäßig kleiner Teil von Kirchengliedern ein lebendiges Glaubensleben führen.

Ist es aber die heilige Pflicht des Hirten und Seelsorgers, den Gottlosen zu warnen, auch wenn diese Pflicht schwer ist, damit der Hirte selbst seine Seele rette, dann gilt diese Pflicht erst recht dem Kranken gegenüber. Ist da die Pflicht des Seelsorgers auch schwer, besonders da es sich auch darum handelt, mit dem nötigen Ernst die suchende und nachgehende Liebe zu vereinigen, so ist sie doch klar. — Leichter und erquicklicher ist der Krankenbesuch bei frommen Kranken, wenn es auch dort nicht so leicht ist, zu erkennen: Was habe ich heute meinem Pflegebefohlenen zu bringen? Aber bei gläubigen Kranken holt der treue Seelsorger sich oft selbst mehr, als er bringt. Er kann sich auch da schon eher einmal im Zwiegespräch leiten lassen von dem Gang und der Entwickelung desselben. Die Unterredung ist hier in vollkommenerem Sinne eine geistliche erbauliche Zwiesprache. Hier ist Trost in Leiden und Schmerzen, sowie Ermunterung zur ewigen Hoffnung am Platz. Hier haftet der Trost; hier wird auch die freundliche Mahnung zu sorgfältigerer Selbstprüfung, zu Buße und Treue im Gebet willig angenommen.

Klar muß aber wieder das Ziel der Arbeit ins Auge gefaßt werden, wo es sich um solche Kranke handelt, welche am kirchlichen Leben sich beteiligen, vielleicht auch ihr Morgen- und Abendgebet halten, auch eine gute Gesinnung haben und vielleicht selig werden wollen, aber nicht in Lebensgemeinschaft mit Gott stehen. Deren Zahl ist in unsern Gemeinden nicht so klein. Aber da soll gerade das Leiden seine Frucht für die Ewigkeit zeitigen. Gerade da gilt es für den Seelsorger, seine ganze Liebe und Energie in der Arbeit einzusetzen in vorher gezeigter Weise. Gerade da gilt es nach klaren Regeln Schritt für Schritt weiterzuarbeiten.

Wie arm, ungeschickt und hilflos wird sich nun der treue Diener Jesu in dieser Arbeit oft fühlen? Darum müssen wir als erstes und letztes Hauptmittel bezeichnen: Die Fürbitte für den Kranken im Studierzimmer oder wo es sein mag. Wie oft wird ein treuer und nachdenkender Seelsorger nicht wissen, wo er nach manchen vergeblichen Versuchen den Hebel ansetzen muß, um in das Seelenleben seines Kranken Eingang zu finden! Wie hängt es von den Umständen, in denen der Leidende sich befindet ab, ob di ernste Zurede des Pastors zur Buße und Umkehr, zur Aussöhnung mit alten oder neuen Widersachern, zur Tilgung alter Schulden, zur Sorge für die Seele Frucht bringt. Der Einfluß der Verwandten, manchmal auch des Arztes, die leibliche Schwäche, vieler Besuch, können die Wirkung der seelsorgerlichen Arbeit hindern, oder auch einmal fördern. Wie hängt es oft von der durch den augenblicklichen Krankheitszustand beeinflußten Gemütsstimmung des Kranken ab, wie er die Worte des Seelsorgers auffaßt, — wie oft aber auch von der Form, in die der Pastor seine Absicht kleidet! Und schließlich müssen wir doch bekennen: Das Werk der Seelenrettung hat der allmächtige Gott seiner Souveränität, dem Wirken seines Heiligen Geistes vorbehalten. Aber Eins können und sollen wir: Treu für den Kranken und seine Seele beten. Auch da vermag das Gebet viel, wenn es ernstlich ist. Da wird vielleicht manchmal der Riegel vom harten Herzen abgesprungen sein durch der Engel Geschäfte, welche durch die Fürbitte in Bewegung gesetzt worden sind, wenn der Seelsorger fast ratlos am Krankenbett erscheint. Ich wurde zwar sehr mißtrauisch, als mir eine schlichte Frau berichtete, sie habe einen guten Pastor auch früher gehabt. Derselbe habe ihr gesagt: „Ich komme wohl nicht oft zu Ihnen, aber ich komme, wenn Sie mich nur rufen lassen und im Kämmerlein da helfe ich Ihnen.“ (Wer treu betet, wird dadurch auch treu in der Arbeit.) Lieber sage man nicht viel davon, übe aber diese hohe, priesterliche Fürbitte treu in der That und Wahrheit. Sie ist das beste Stück in der seelsorgerlichen Arbeit.

Noch einige Fragen bedürfen der Erledigung: Soll der Seelsorger bei jedem Krankenbesuch einen Bibelabschnitt lesen und beten? Ich antworte darauf: Der Idee des Krankenbesuches entspricht das gewiß. Jeder Krankenbesuch soll ein Gottesdienst für den Leidenden sein. Ist aber der Kranke ungläubig und verachtet Bibellesen und Beten, dann soll das Heiligtum nicht vor die Säue geworfen werden. Da muß erst das Bedürfnis für Gottes Wort und Gebet geweckt werden. Ergiebt aber das Gespräch zwischen Seelsorger und dem empfänglichen Kranken so viel geistliche Anregung und ernste wichtige Gedanken zur Erwägung, so hänge man nicht ein Gotteswort als Schmuck äußerlich an, besonders wenn man keinen an das Besprochene passend sich anschließenden Bibelabschnitt hat. Ob überhaupt ein Schriftabschnitt zum Ausgangspunkt der Unterredung genommen wird oder zum Zusammenschluß, lasse ich dahingestellt. Für Beides lassen sich Gründe für und wider anführen. Das eine Mal mag das eine besser passen, das andere Mal das andere. Aber auf jeden Fall sollte der Seelsorger von einem nicht radikal ungläubigen Kranken nicht fortgehen, ohne mit ihm gebetet zu haben. Nach dem Gebete aber nehme er Abschied, um den Einfluß bei dem

Kranken nicht mehr zu verwischen und den Geist des Gebetes bei ihm still nachwirken zu lassen.

Eine manchmal schwierig zu lösende Frage ist das Verhalten des Pastors bei dem Begehr nach dem Abendmahlsgenuß. Ich weiß nur einen Fall, in dem der Seelsorger selbst dazu Anregung geben soll, nämlich dann, wenn der Kranke in aufrichtiger Buße steht, nach Trost und Gewißheit der Vergebung der Sünden und der Gnade Gottes verlangt, aber aus Unwürdigkeitsgefühl oder weil er früher sich der Kirche entfremdet hatte, nicht das Verlangen nach dem Sakrament ausspricht. Geben aber die Familienglieder die Veranlassung — stellen sie das Begehren an den Pastor, das Sakrament zu bringen, so sage man fest, daß ein solches Verlangen von dem Kranken selbst ausgehen müsse. Verlangt der Kranke es, weil es Gewohnheitsanschauung bei ihm oder in der Gemeinde ist, vor dem Sterben das heil. Abendmahl zu nehmen, so weise man entschieden auf die Notwendigkeit der inneren Würdigkeit und auf die Folgen des unwürdigen Genusses hin, auch darauf, daß der Genuß des heil. Abendmahls nicht Haupterfordernis zum seligen Sterben ist, wenn nämlich zu fürchten ist, daß der Kranke nicht in der Verfassung ist, das Mahl würdig zu genießen. Wenn aber der Sterbende bei seinem Verlangen beharrt und sich als Sünder bekennt und gewiß allemal dann, wenn der Kranke frommen Sinn hat, freue sich der Seelsorger, einem schwachen zur Ewigkeit eilenden Menschenbruder dieses Unterpfand des Erlösungsleibes und -blutes Jesu reichen zu dürfen — selbst wenn er öfter in seiner Krankheit danach verlangt. Ließ doch Ad. Monod es sich alle Sonntage an sein Krankenbett bringen. Der weise Hirte lege auch Wert darauf, daß die Form, in der das heil. Sakrament gefeiert wird, eine würdige sei: Ein Tischchen, auf welchem nicht andere Gegenstände als die Abendmahlsgefäße sich befinden, wird sich überall an das Bett stellen lassen.

Wir dürfen unsere Betrachtung nicht schließen, ohne von der seelsorgerlichen Hilfe bei der Vorbereitung zum Sterben zu reden. Es ist gewiß schön, wenn der Pastor bei seinem Kranken sein kann in seinem letzten Kampf, bis er den letzten Seufzer thut. In den meisten Fällen kommt aber das letzte Stündlein unerwartet. Der Kranke, auch die Umgebung, merkt es oft erst, wenn der Geistliche nicht mehr gerufen werden kann. Im Ganzen wird auch der Geistliche dann keine große Aenderung in dem Seelenzustand des Sterbenden mehr bewirken können. Er stirbt selig, wenn er im Herrn ist. Ist aber die Möglichkeit dafür da, so wird der gewissenhafte Seelsorger seinen sterbenden Pflegling in seiner letzten Stunde seinen Beistand nicht entbehren lassen. Wunderbar ist es, daß oft ein gläubig Sterbender, wenn seine Sinne schon für alles andere erstorben sind, noch Verständnis hat für Gottes Wort und Gebet. Berichterstatter wurde zu einer alten Sterbenden gerufen, die vom Schlage gerührt war. Die linke Seite war gelähmt. Sie war eine gläubige Christin und hatte noch nach dem heil. Abendmahl verlangt. Als der Geistliche eintrat, hatte sie schon seit einer halben Stunde kein Lebenszeichen von sich gegeben, als kaum bemerkbares Atmen. Beim Eintritt des Pastors öffnete sie die Augen, zog mit der rechten Hand die lahme linke über die Brust, gab auf die gestellten Fragen Zeichen des Verständnisses,

hauchte ein leises Ja auf die Beichtfragen, aß und trank das von dem verlegen und nach oben seufzenden Geistlichen zaghaft gereichte Sakrament, während sie sonst nicht mehr schlucken konnte, sagte laut „Ja“ am Schluß des letzten Gebetes und ging eine Viertel Stunde später sanft heim. Kann der Sterbende noch sprechen, so sind kurze Fragen angebracht, wie: „Hältst du Jesum noch fest? Ist dein Heiland noch bei dir? Glaubst du gewiß, daß du selig wirst? Bist du zufrieden, wenn der Herr dich jetzt heim holt?“ und dergl. Wird der Mund steif zum Reden, dann dringen doch passende Gesangbuchliederverse oder Bibelsprüche oft noch tröstlich in das äußere und innere Ohr des Ringenden. Scheint der letzte Augenblick gekommen, dann kann der treue Seelsorger nicht anders, als mit den Anwesenden niederknien und um einen seligen Heimgang beten.

Es wird wohl selten vorkommen, daß wir klare Beweise davon haben, daß jemand sich auf dem Krankenbett recht bekehrt hat, daß unsere Krankenbesuche meist ihren Zweck erreicht haben. Da heißt es auch: „Die Folgen stellen wir Gott anheim. Die Früchte werden wir in der Ewigkeit erst erkennen. Aber im Grunde ist der Zweck des Krankenbesuches ein doppelter: Die Unbekehrten zur Buße und zum Glauben führen, die Bußfertigen und Anfänger des Glaubens stärken, tiefer gründen und zu einem bedingungslosen Glauben an Jesum führen.

Die Führung der Kirchenbücher.

Eine Mahnrede an Pastoren, Gemeinde- und Vereinssekretäre und alle, die Bücher und Protokolle zu führen verpflichtet sind.

Nachfolgenden Aufsatz entnehmen wir dem „Evang. Gemeindeboten“ von Buffalo, N. Y., mit gütiger Erlaubnis des Verfassers, Dr. O. Becher; jedoch mit dem Bemerken, daß der betr. Artikel eben für jenes Blatt und nicht für eine theologische Zeitschrift abgefaßt ist.

In unsrer guten Stadt Buffalo wurde im vorigen Jahre der sogenannte „Nord-Straße“ Kirchhof „weggesprochen“, um auf demselben Grundstück ein Arsenal, Kaserne, erbauen zu können. Die Gebeine aller Toten mußten im vergangenen Frühjahr ausgegraben und nach einem andern Friedhof verbracht werden. Die Eigentümer der Grabstätten, die ihre Vorfahren, Eltern und Geschwister, Ehegatten und Kinder, in ihrer letzten Ruhe gestört sahen, haben diese gesetzliche Verfügung begreiflicherweise nur mit tiefem Schmerz über sich ergehen lassen. Sehr viele fanden darin eine große Schwierigkeit, die Rechtmäßigkeit ihres Besitztitels zu beweisen, und waren dabei, abgesehen von ihrem Kaufbrief, der in manchen Fällen verloren gegangen, hauptsächlich auf die Protokollbücher des Friedhofsekretariats und die Kirchenbücher der verschiedenen Kirchengemeinden angewiesen. Der Editor des „Gemeindeboten“ hat bei diesen Vorgängen viele Auszüge aus den Kirchenbüchern machen müssen, und ist dabei an das Wort des alten Klaus Harms erinnert worden, das derselbe in den zwanziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts an seine Theologiestudierenden gerichtet hat: „Wohlgeführte und wohlverwahrte Kirchenbücher lassen Sie Ihren Stolz und Ihre Eitelkeit sein; diesen Stolz mögen Sie wohl haben.“ Daher sei es uns erlaubt, mit allem Ernst und

Nachdruck auf die Führung der Kirchenbücher und der Protokolle der Sekretäre der Gemeinden und Vereine hinzuweisen und über diese überaus wichtige Sache ein wohlgemeintes Wort zu sagen.

Die Führung der Kirchenbücher ist eine der wichtigsten Pflichten des Pastors, und die Protokollführung ist das wichtigste Geschäft eines Synodal-, Gemeinde- und Vereins-Sekretärs. Die Protokollbücher sind die Archive der Gemeinden und der Synoden und die unmittelbaren Quellen der Kirchengeschichte. Ohne diese Quellen ist es nicht möglich, die Geschichte einer Gemeinde oder Synode zu schreiben. Alle Verluste am Besitztum einer Gemeinde können ersetzt werden, nur die Kirchenbücher nicht. In der Kirchengeschichte Deutschlands giebt es eine Periode des dunklen Mittelalters, dessen Schatten bis in die Reformationszeit hereingehen. Die Dunkelheit hat aber vielfach darin ihren Grund, daß durch den 30jährigen Krieg, von 1618—1648, viele Kirchen zerstört, und fast überall die Kirchenbücher verbrannt wurden, wodurch die für die Geschichte vor der Reformation und des Reformationszeitalters überaus wichtigen Quellen großenteils verloren gingen.

Bei jedem Eintrag in das Kirchenbuch, Tauf-, Trau- und Totenregister schreibt der Pastor den Anfang oder das Ende eines Menschenlebens. Die Geburt eines Knäbleins ist oftmals der Anfang eines neuen Geschlechtes, und der Tod eines Mannes ist ebenso oft das Ende eines einst blühenden, berühmten Stammes. Der Blick in das Totenregister ruft jedem Prediger die furchtbare und demütigende Wahrheit in die Seele: „Alle die du hier eingeschrieben hast, sind zum Staub zurückgekehrt, die Sünde hat alle Herrlichkeit dieser Menschen mit dem Staub des Todes zugedeckt, vielleicht bist du der nächste, der ins Totenregister eingeschrieben wird, ehe der Abend oder Morgen kommt bist auch du in des Todes Staub gesunken.“ Und wer will die Sünden und Treulosigkeiten alle zählen und mit Namen nennen, denen das Grab das Siegel der ewigen Verschwiegenheit aufdrückt, bis am Tage des Gerichts der große Weltenrichter, Jesus Christus, das Schweigen brechen und jedem vergelten wird nach seinen Werken. Da wird offenbar werden, was in den Kirchenbüchern nicht geschrieben steht; dann werden Bücher aufgemacht, da steht genau geschrieben, was jedes Herz bei sich gedacht, was jeder Mensch getrieben. Aber auch jeder Name, der in das Taufregister eingeschrieben wird, ist ein Zeugnis für Gottes ewige Liebe, die, trotz aller menschlichen Sünde, die gehenden und kommenden Geschlechter zum ewigen Leben beruft, durch die heil. Taufe ins Buch der Lebendigen einschreibt und in das Geschlecht der erlösten Gotteskinder aufnimmt. Was kann es Größeres und Herzerhebenderes geben als beim Einschreiben eines Menschennamens ins Taufregister sich sagen zu dürfen: „Du armes Würmlein gehörst wohl zu denen, die in Adam alle sterben, aber auch zu denen, die in Christo alle lebendig gemacht werden; du bist auf den Namen deines Heilandes und Erlösers getauft und hast damit alle Macht erhalten, durch den Glauben ein seliges Gotteskind zu werden; an dir wird Gott alle seine Gnadenverheißungen wahr machen, und bei aller deiner Untreue doch seine ewige Treue beweisen, daß du etwas werdest zu Lobe seiner Herrlichkeit. O seliges Geschöpf!“

Es versteht sich von selbst, daß man diese heiligen Dinge auch äußerlich mit christlichem Zartgefühl und entsprechender Sorgfalt und Genauigkeit behandelt, und die Führung der Kirchenbücher mit heiligem Beben vollzieht.

Beim Anschaffen von Kirchen- und Protokollbüchern hat man darauf zu sehen, daß dieselben gut gebunden sind und gutes Papier haben, daß die Seiten numeriert sind, so daß die Einträge leicht gefunden werden können. Der Schreiber dieses hat viel in alten Kirchenbüchern Deutschlands gelesen und geblättert und gefunden, daß man vor 100 und 200 Jahren kalligraphisch besser geschrieben hat als heute, und daß man von der Schönschreibekunst eine höhere Vorstellung gehabt hat. Wer Einträge in Kirchenbüchern zu machen oder Protokolle zu schreiben hat, der wende doch ja allen Fleiß an gut und schön zu schreiben; wer schön schreiben kann, es aber in den Kirchenbüchern nicht thut, dem ist es Sünde. Es ist auch heilige Pflicht, dazu eine gute Feder zu gebrauchen; eine in Tinte verrostete, abgenützte Feder wird leicht schmieren oder zu dick schreiben. Man denke ja nicht: Es geht schon und ist gut genug; wer so denkt, wird von seinen Nachfolgern Schande und Verachtung haben. Zur guten Feder gehört aber auch die beste Tinte, denn darauf kommt sehr viel an, so viel, daß unsere Nachkommen uns danken werden, wenn wir längst ins Grab gesunken sind. Schlechte Tinte wird nach 10 Jahren schon verbleicht sein; nach 50 oder 100 Jahren wird ein Eintrag mit schlechter Tinte völlig unleserlich geworden sein, und nichts ist mehr zu beklagen und zu verwünschen, als die Unmöglichkeit, einen wichtigen Eintrag oder eine bedeutsame Urkunde entziffern zu können. Wenn man diese Dinge nicht zur Hand hat, gutes Papier, gute Feder und gute Tinte, ist es Pflicht für jeden Schreiber mit dem Eintragen zu warten, bis sie beschafft sind. Auch ist es zu empfehlen, nicht jeden einzelnen Fall einzutragen, so wie er sich ereignet, sondern alle Fälle genau in ein Tagebuch oder den Amtskalender zu schreiben, und etwa jeden ersten des Monats ins Kirchenbuch einzutragen. Dadurch erhält dasselbe mehr ein einheitliches, gefälliges Gepräge und sieht aus wie eine Arbeit nach einem Stil und Schnitt.

In Deutschland sind die Kirchenbücher anders angelegt als hierzulande. Dort hat jede Familie in der Regel ihr besonderes Blatt, nach alphabetischer Ordnung der Geschlechtsnamen, und auf diesem Blatte findet man die ganze Familienchronik beisammen, Geburten, Taufen, Trauungen, und Todesfälle; mit leichter Mühe kann man die Familienchronik überschauen und den Stammbaum durch verschiedene Generationen rückwärts verfolgen. Wo ganze Familien viele Generationen hindurch an ein und demselben Wohnort ansässig sind, kann das wohl geschehen. Hierzulande ist es nicht möglich: einmal weil die organisierten Synoden und Gemeinden noch sehr jung sind und überall im Anfangsstadium leben, so daß von einer eigentlichen Geschichte nicht viel die Rede sein kann; sodann aber auch, weil die Kirchengemeinden nicht aus einer seßhaften Bevölkerung bestehen, wie in Deutschland, sondern aus einem fluktuierenden Element, das bald hier bald dort sich ansiedelt, kommt und geht, und das zum größten Teil mit seiner Vergangenheit und mit seiner Gegenwart geschichtlich in außeramerikanischen Ländern wurzelt. Das ist bei allen

denen der Fall, die als Erwachsene in Amerika einwandern und vielleicht den größten Teil ihrer Lebensgeschichte und ihrer Familie, Eltern und Geschwister, in andern Ländern zurücklassen. Unter solchen Umständen ist die Führung einer kirchlichen Familienchronik eine Unmöglichkeit.

Hieraus ergiebt sich von selbst eine verschiedene Anlage und Führung der Kirchenbücher. In manchen Gemeinden ist nun für alle Amtshandlungen nur *ein* Kirchenbuch vorhanden; die ersten hundert Seiten sind etwa für Taufen, die zweiten hundert Seiten für Trauungen, die dritten für Todesfälle, weiter für Konfirmanden und Kommunikanten reserviert. Allein viel besser ist es, wenn für jede Art von Amtshandlungen ein eigenes Buch angeschafft wird, weil diese reservierten Seiten in einem einzigen Buche nicht alle zu gleicher Zeit gefüllt werden, und daher doch bald ein weiteres Buch angelegt werden muß.

Bei jeder Eintragung in das Kirchenbuch ist es die erste Erfordernis, die *Namen orthographisch richtig zu schreiben*. Ist man über die Orthographie eines Namens im Zweifel, so lasse man sich den Namen langsam buchstabieren oder von den betreffenden Personen auf einen Zettel schreiben. Auf den ersten Blick wird man dann sehen, ob der betreffende Name falsch geschrieben, übersetzt oder amerikanisiert ist. Schreibt ein Mensch, dem man z. B. seine deutsche Abstammung vom Gesicht ablesen kann, seinen Namen Wm. Morningstar, statt Wilhelm Morgenstern, oder Fred. Strapcutter, statt Fritz Riemenschneider, oder Snyder, statt Schneider, so muß man denselben Menschen bestimmt und entschieden darauf aufmerksam machen, daß sein deutscher Name so unmöglich lauten könne, daß er ohne gesetzliche Erlaubnis kein Recht habe seinen Namen zu ändern, und daß eine solche unerlaubte Aenderung bei einem etwaigen Erbschaftsstreit sehr verhängnisvoll für ihn werden könne. Dafür könnten wir viele Beispiele anführen aus unsrer eigenen Amtsthätigkeit. Vor einigen Jahren hatte ein Deutscher Namens Ruckhaber eine Erbschaft zu erheben, weil er aber bei seiner Trauung sich als „Ruckaber" unterzeichnete, und der Auszug aus dem Kirchenbuch das einzige Zeugnis für seine Identität war, hat er von der Erbschaft einfach nichts erhalten.

Niemals darf bei einer Eintragung ins Kirchenbuch der *Mädchenname* der Frau oder Mutter fehlen. In jedem Fall soll der Name der Hauptperson mit lateinischen Buchstaben geschrieben werden und eine Linie allein einnehmen. Vielleicht ist es am ratsamsten dies an etlichen Beispielen zu veranschaulichen.

Ein Eintrag ins *Taufregister* darf nicht kürzer sein als z. B.

24. Oktober: *August Julius Sturm*; geboren 25. September 1875, in Wendelville, Niagara Co., N. Y., Sohn von August Viktor Sturm und dessen Ehefrau Gertrud, geb. Steinhofer, wohnhaft in Buffalo, N. Y. Paten: Heinrich Schneider und dessen Ehefrau Margarethe, geb. Maurer aus Attica, Wyoming Co., N. Y. 20. Sonntag nach Trin.

Ein Eintrag ins *Trauregister*:

10. März. *Wilhelm Friedrich Strohmann*, Mechaniker, geb. 18. Mai 1860 in Feuerbach bei Stuttgart, Deutschland, Sohn von Felix

Viktor Strohmann und dessen Ehefrau Kunigunde, geb. Spitzzüngele, mit Genofeva Kreischmaul, geb. Hadersleben, geb. 30. März 1862, in Siegelsbach, Amt Kaiserslautern, Bayerische Rheinpfalz, Deutschland, Tochter von Sebastian Hadersleben und dessen Ehefrau Barbara, geb. Weißdorn, Witwe des am 5. Juli 1896 verstorbenen Bernhard Kreischmaul dahier. Trauzeugen waren: Ferdinand Hammer aus Dunkirk, N. Y., und Rosa Anna Schimmel, geb. Knappwurst aus Tonawanda, N. Y.

Ein Eintrag ins Totenregister:

15. Mai. Johann Jakob Schäufele, Anstreicher, geb. 31. Januar 1850, in Schorndorf, Württemberg, Deutschland, Sohn von Jakob Gottfried Schäufele und dessen Ehefrau Konradine, geb. Weckerle, Ehemann von Margarethe, geb. Schieberle dahier, gestorben am Donnerstag, 12. Mai, am Herzschlag im Alter von 51 Jahren, 3 Monaten und 12 Tagen; beerdigt auf dem Forest Lawn Friedhof, Sektion B, Einzelgrab No. 384, dahier.

Das Datum links (15. Mai) bedeutet dann den Tag des Begräbnisses, was aber am Anfang des Registers zu bemerken ist. Der Ort des Begräbnisses, d. h. der Name des Friedhofs, ist unter allen Umständen deutlich anzugeben.

Der Schreiber dieses hat hinsichtlich der Führung der Kirchenbücher im Laufe der Jahre manches gelernt; er ist der Ueberzeugung, daß andere Pastoren und Sekretäre in diesem Stück auch noch zu lernen haben. Ihnen zu Nutz und Frommen hat er seine Erfahrung hier mitgeteilt; und wer seine Winke beherzigt und seine Ratschläge befolgt, wird durch die treue Erfüllung einer heiligen Pflicht Ehre einlegen bei seinen Zeitgenossen, Freude und Wonne an seiner vollendeten schönen Arbeit haben, sich ein großes Verdienst erwerben um die Geschichte seines Geschlechtes, und künftige Generationen sich zum Dank verpflichten.

Seelsorge an den Gebildeten.

Da erzürnte Naeman und zog weg.—2 Kön. 5, 11.

„Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen," schreibt Paulus auf Grund seiner Erfahrung. Es konnte nicht anders sein; denn der, welcher die Wahrheit ist, hatte seiner Gemeinde für alle Zeit gesagt: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme." Damit die Jünger das Wort nicht vergäßen, hat er vor ihren Augen danach gehandelt. Er hat sich um die Reichen und Gebildeten nicht sonderlich bemüht; sein Samenwurf ging auf alles Land, über Edle und Unedle, Reiche und Arme; wer das Wort annehmen wollte, der mochte es annehmen. Wenn er sich um die Gebildeten nicht sonderlich bemühte, waren sie ihm doch nicht gleichgültig; sie galten ihm, wenn auch nicht mehr, doch auch nicht weniger als die anderen. Er stieß keinen hinaus, der zu ihm kam. Dem Nikodemus widmet er eine heilige Nacht der Unterredung, und bei dem reichen Zachäus lädt er sich selbst zu Gaste. Aber Nikodemus suchte ihn auf, und Zachäus stieg auf einen Baum, daß er ihn sehe. Sie waren die Suchenden und Bittenden, er der Gewährende. Auf diesem Wege hat Jesus die Seelen auch von Gebildeten gewonnen; das war die Weise, die dem Vater wohlgefiel.

In dieser heiligen Zurückhaltung haben von Alters her die klugen Knechte Gottes gegen die Gebildeten gehandelt. Als Naeman, der Feldhauptmann des Königs von Syrien, bei Elisa vorfuhr, um sich vom Aussatz heilen zu lassen, läßt sich der Prophet weder blenden noch täuschen. Er erkannte, daß es sich nicht um eine Gott suchende Seele handelte, sondern um einen jener Stolzen, welche meinen, daß für Geld und Ansehen alles zu haben sei; die mit unausgezogenen Schuhen auch heiliges Land betreten. „Ich meinte, er sollte zu mir herauskommen und hertreten und den Namen des Herrn seines Gottes anrufen und mit seiner Hand über die Stätte fahren.“ Dies Wort Naemans bezeichnet den ganzen Anspruch des vornehmen Weltmanns. Nicht er will sich dem Göttlichen beugen, sondern es soll sich ihm beugen; nicht er will anhören, was man ihm sagen wird, sondern er will vorschreiben, was zu geschehen hat. Es ist der alte Anspruch weltlicher Macht und Bildung, ihr Fremdes in das Haus Gottes zu tragen; und er findet manchen Schwachen unter den Dienern Gottes, welche nachgeben, glücklich darüber, daß die Gebildeten überhaupt noch kommen; welche das Göttliche verkürzen, um es jenen unanstößig zu machen; welche eine besondere Predigt und eine besondere Seelsorge für die Gebildeten aussinnen. Nicht also Elisa. Er bleibt der heilige Hüter des Göttlichen und verzichtet auf jeden Versuch, Naeman die göttliche „Thorheit“ annehmbar zu machen. Er sendet ihm durch einen Diener das Wort seines Gottes, in seiner ganzen Einfalt, aber auch in seinem ganzen Anstoß: „Wasche dich im Jordan siebenmal.“ Mit diesem Wort hat Naeman zurechtzukommen; dies hat er, wie der Geringste in Israel, zu glauben oder er läßt es anstehen. Damit ist er unmittelbar vor Gott gestellt, nicht mehr vor Menschen. „Da erzürnte Naeman und zog weg.“

Elisa läßt ihn gehen, in die Hände Gottes hinein. Wenn Gott dies stolze Herz nicht rührte, was vermöchte er? Aber Gott hat wohl Mittel, auch die Herzen der Gebildeten und Mächtigen zu rühren. Naeman ist durch Krankheit schwer geplagt und durch Elisas Zurückhaltung der letzten irdischen Hoffnung beraubt. Es bleibt ihm kein anderer Weg, als Gottes Gnade. Von frommen Dienern überredet beugt er sich und nimmt endlich das heilsame Wort im Glauben an. An Leib und Seele genesen kehrt er zu Elisa zurück mit dem Bekenntnis: „Ich weiß, daß kein Gott ist in allen Landen ohne in Israel.“ (Aus „A. E. L. Kztg.“)

Ein Gesicht des Himmels.

Eine Predigt von T. Dewitt Talmage D. D. Aus "The Pulpit" a Magazine of Sermons, published at Cleona, Pa. — Text: Hesek. 1, 1.

Uebersetzt von P. J. J. Mayer.

Vom Vaterland ferne, vertrieben, in Verbannung am Ufer des Flusses Chebar, einem Nebenflusse des Euphrat, saß Hesekiel. Dort war es, wo er einen unvergeßlichen Traum hatte, welcher uns mitgeteilt ist in der Heiligen Schrift. Er träumte von Christo und seinem kommenden Reich. Dieser Verbannte, am Ufer des Chebar sitzend, hatte einen wundervolleren Traum als du oder ich je hatte oder je haben werden, ob wir sitzen mögen am Ufer des

Hudson oder des Alabama oder des Oregon, der Themse oder Tiber oder Donau. Aber wir alle hatten schon erinnerungswerte Träume, eine Anzahl davon in halbschlafend und halbwachendem Zustande, so daß wir nicht wußten, ob sie Erzeugnisse des Schattens oder des Sonnenlichtes, ob sie ungeordnete Gedanken im Schlummer, oder Einbildungen von Thatsachen in wachendem Zustande waren. Solch einen Traum hatte ich diesen Morgen. Es war etwa halb sechs Uhr und der Tag brach an. Es war ein Traum von Gott, ein Traum vom Himmel. Hesekiel hatte seinen Traum am Ufer des Chebar; ich hatte meinen Traum nicht weit von den Ufern des Hudson. Die meisten Erzählungen vom Himmel wurden vor vielen Jahrhunderten geschrieben und sie sagen uns, wie der Ort damals aussah oder wie er Jahrhunderte später aussehen würde. Möchtet ihr nicht wissen wie er jetzt aussieht? Das ist's was ich euch sagen werde. Ich war dort diesen Morgen. Ich bin soeben zurückgekommen. Wie ich in jene Stadt der Sonne gekommen bin, weiß ich nicht. Durch welche der Thore ich eingegangen, ist mir nicht klar. Aber meine erste Erinnerung von der Scene ist die, daß ich auf einer der breiten Straßen stand, hierhin und dorthin sehend, ward ich ganz entzückt und die Luft war so voll Musik und Wohlgeruch, Fröhlichkeit und Licht, daß ich nicht wußte, welche Straße zu gehen, als ein Engel von Gott mich grüßte und sich erbot, mir die Gegenstände von größtem Interesse zu zeigen, mich zu führen von Straße zu Straße, von Wohnung zu Wohnung, von Tempel zu Tempel und von Mauer zu Mauer. Ich sprach zu dem Engel: „Wie lange bist du im Himmel gewesen?" Da kam die Antwort: „Zweiunddreißig Jahre nach dem Kalender auf Erden gezählt." Der Name dieses Engels ward geheim gehalten und mir nicht mitgeteilt. Aber nach der Zärtlichkeit, Liebenswürdigkeit und Zuneigung und besonderem Interesse an meinem Gang durch den Himmel und mehr als alles die Thatsache des zweiunddreißig Jahre langen Wohnens im Himmel, der Zahl der Jahre seit ihrem Auffahren, denke ich, es war meine Mutter. Das Alter, die Hinfälligkeit und das müde Aussehen war zwar geschwunden, aber ich glaube sie war es. Sehet, ich war nur auf Besuch in dieser Stadt und hatte da noch keine Wohnung bezogen und hatte nur teilweise Erkenntnis.

Ich schaute einige Augenblicke hinein in den großen Tempel. Unser herrlicher, lieblicher, schottischer Schriftsteller, Herr Drummond, sagt, es sei keine Kirche im Himmel, aber er hat sie nicht an der rechten Straße gesucht. St. Johannes hatte recht als er in seinem Gesicht auf Patmos, verzeichnet im 3. Kap. der Offenbarung, von „dem Tempel Gottes" redet. Ich habe ihn heute Morgen gesehen, die größte Kirche, die ich je gesehen, so groß wie alle Kirchen und Kathedralen der Erde zusammen und sie war gedrängt voll. O welch eine Menge! Ich habe noch nie eine solche große Versammlung beisammen gesehen. Alle die Zuhörerscharen von allen Kirchen der ganzen Erde zusammengenommen wäre noch ein geringer Kirchenbesuch im Vergleich mit jener Menge. Es war da eine Tracht der Kleidung und Kopfbedeckung, die sofort meine Aufmerksamkeit fesselte. Die Tracht war weiß. Alle in Weiß gekleidet bis auf einen. Die Kopfbedeckung war von Rosen, Lilien und Reseda, darin grüne Blätter gewunden waren, gepflückt in den königlichen Gärten und zusammengebunden mit goldenen Bändern. Ich sah da auch etliche junge Män-

ner mit einem Ring an dem Finger der rechten Hand und sprach zu dem mich begleitenden Engel: „Warum jene Ringe an dem Finger der rechten Hand?“ Und es wurde mir gesagt, daß jene, die sie tragen, verlorene Söhne seien, die einst Schweine gehütet haben in der Wüste und lebten von Träbern, aber sie kamen heim und der erfreute Vater sagte: „Thut einen Ring an seine Hand.“

Ich erwähnte, es sei da eine Ausnahme in der über den ganzen Hörsaal und hinauf durch alle Emporen sich erstreckenden Tracht. Das war nämlich die Kleidung des einen, allen vorstehenden, in dem unermeßlichen Tempel, die vornehmste, erhabenste und lieblichste Person auf dem ganzen Platze. Seine Wangen schienen gerötet von unaussprechlicher Schönheit, seine Stirne war wie Morgenrot und sein Mund besaß eine alles beherrschende Beredsamkeit. Aber seine Kleidung war von dunkler Farbe. Sie erinnerte an das Blutbad, durch welches er gegangen war. Ich sagte zu dem Engel: „Warum ist sein Kleid so rotfarben?“ Und es wurde mir gesagt: „Es sind rötliche Kleider von Bazra,“ und: „Er tritt die Kelter allein.“

Bald nachdem ich in diesen Tempel eingetreten war, fingen sie an die himmlische Littanei zu singen. Es war unvergleichlich, nach Lieblichkeit und Kraft, mit allem dem, was ich je gehört hatte und ich habe die meisten der großen Orgeln und die meisten großen Oratorien gehört. Ich sagte zu meinem Engel: „Wer ist es, der dort drüben steht mit der Harfe?“ und die Antwort lautete: „David.“ Und ich sagte: „Wer ist es, der die Posaune bläset?“ Und die Antwort lautete: „Gabriel.“ Und ich sprach: „Wer ist jener vor der Orgel?“ Und die Antwort lautete: „Händel.“ Und die Töne der Musik erschallten weiter und weiter bis sie ausklangen in eine Christumpreisende Doxologie und zugleich alle die Anbeter, die noch weiter unten standen und höher oben auf tausend Emporen, plötzlich niederfielen auf ihre Knie und sangen: „Würdig ist das Lamm, das erwürget ist.“ Unter dieser überwältigenden Harmonie fiel ich zurück. Ich sagte: „Lasset uns gehen, dies ist zu viel für sterbliche Ohren, ich kann die alles übertreffende Symphonie nicht ertragen.“

Als ich im Begriff stand mich wegzuwenden, nahm ich auf den Stufen des Altars etwas wahr wie ein Thränenkrug, wie ich solche gesehen hatte in den irdischen Museen; Thränengefäße, in welche die Morgenländer ihren Kummer hineinzuweinen pflegen und sie auf die Seite setzen als ein Heiligtum. Aber dieser Thränenkrug, anstatt von Thonerde wie jene, welche die Morgenländer gebrauchen, war leuchtend wie Feuer. Er war turmhoch und sehr umfangreich. Und ich sprach zu meinem Engel: „Was bedeutet jener große Thränenkrug auf den Stufen des Altars?“ und der Engel sprach: „Ei, wissen Sie das nicht? Das ist der Thränenkrug, auf welchen David Bezug nahm in seinem 56. Psalm, da er sagte: „Fasse meine Thräne in dein Gefäß.“ Er ist voller Thränen von der Erde, Thränen der Reue, Thränen des Kummers, Thränen der Freude, Thränen aus vielen Jahrhunderten.“ Da sahe ich, wie wert vor dem teilnehmenden Gott irdische Trübsal ist.

Aus dem Tempel herauskommend, sah ich an allen den gemalten Wänden entlang, Wandbretter auf denen goldene Schalen standen. „Was bedeutet das Aufstellen jener Schalen um diese Zeit? Sie scheinen gerade jetzt gefüllt worden zu sein.“ Und mein Begleiter sagte: „Die Gebetswoche auf der

ganzen Erde wurde eben beschlossen und es sind mehr Bitten erhoben worden als seit langer Zeit und diese neuen Schalen, frisch aufgesetzt, sind es, von denen die Bibel spricht als „goldene Schalen voll Räuchwerks, welches sind die Gebete der Heiligen." „Kann es denn möglich sein, daß die Gebete auf Erden so wert geachtet sind, auf solche Weise im Himmel aufbewahrt zu werden?" „Ei," sagte der Engel, „es giebt nichts, das so den Himmel bewegt, als wie die Gebete auf Erden und sie werden aufgestellt vor dem Angesichte dieser unendlich vielen Seelen und hauptsächlich vor den Augen Christi, und er kann dieselben nie vergessen, er gedenkt ihrer von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Dann kamen wir heraus und da der Tempel immer offen steht, etliche zu dieser und andere zu anderen Stunden anbeten, kamen wir die Straße entlang zwischen den Scharen hindurch, die von dem großen Tempel kamen und gingen. Wir wandelten eine Straße entlang, genannt „Ort der Märtyrer" und begegneten dort oder sahen an den Fenstern sitzen die Seelen derer, die auf Erden durch Feuer und Wasserfluten, unter Schwert und Folter leiden mußten. Wir sahen John Wykliffe, dessen Asche auf Beschluß des Konzils zu Konstanz in den Fluß geworfen wurde, und Rogers, der seine Hände im Feuer gebadet als ob es Wasser gewesen wäre, und Bischof Hooper, McKail, Latimer, Ridley und Polikarp, welchen zu vernichten die Flammen sich weigerten, von ihm sich abwendend, bis ein Speer ihn tötete und etliche Hugenotten und fromme Quäker, welche um ihrer Religion willen erschlagen wurden. Sie hatten viele Narben an sich, aber ihre Narben leuchteten und auf ihrem Angesichte war ein besonderer Siegesausdruck wahrzunehmen.

Dann kamen wir die sogenannte „Gesangreihe" entlang und begegneten etlichen der alten Evangeliums-Sänger. „Jener ist Isaak Watts," sagte mein Führer. Als wir zu ihm herankamen fragte er mich, ob die Kirchen auf Erden immer noch singen die Lieder, die er gedichtet in dem Hause des Lord und Lady Abney, welchen er einen Besuch vor sechsunddreißig Jahren abgestattet hatte, und ich sagte ihm, daß viele der Kirchen ihre Sabbatmorgen-Andachten eröffnen mit seinem alten Liede: "Welcome sweet day of Rest", und feierten die Triumphe des Evangeliums mit dem Liede: "Salvation, o the joyful Song", und daß sie oft ihre Andacht erhöhet haben durch sein Lied: "Come we that love the Lord".

Während wir so redeten, stellte er mich einem andern Liederdichter vor und sagte: „Dieser ist Charles Wesley, welcher auf Erden einer andern Kirche als der meinigen angehörte, wir sind aber jetzt alle Glieder derselben Kirche des Tempels Gottes und des Lammes." Ich sagte Charles Wesley, daß wir fast jeden Sabbat eines seiner Lieder singen: "Arm of the Lord awake!" oder: "Come let us join our Friends above"; oder: "Love divine, all Love excelling". Und während wir so redeten auf der Straße, genannt „Gesangsreihe", kam Kirk White, der einst an Auszehrung leidende Student, herzu, aber jetzt ewig gesund ist und wir redeten über sein altes Weihnachtslied: "When marshalled on the nightly Plain". Und William Cooper kam herzu, jetzt vollständig hergestellt von seiner religiösen Melancholie und gar nicht aussehend als ob er je im Wahnsinn versucht hätte sich selbst umzubrin-

gen, und wir sprachen über den weitgehenden irdischen Ruhm und die himmlische Macht seines alten Liedes: "When I can read my Title clear", und: "There is a Fountain filled with blood".

Dort begegneten wir auch George W. Bethune, von dem wundervollen Brooklyn Pastorat und ich sagte ihm, wie sein tröstliches Lied: "It is not Death to Die" gesungen worden sei bei Begräbnissen auf dem ganzen Erdenrund. Und Toplady kam herzu und erkundigte sich darüber, ob die Kirche immer noch Gebrauch mache von seinem alten Gesang: "Rock of Ages cleft for me". Auch begegneten wir in der Gesangreihe Newton und Hastings und Montgomery und Haratio Bonar. Und wir hörten von Fenster zu Fenster herüber und hinüber tönen einzelne Teile von alten Gesängen, welche jene Dichter auf Erden anfingen, ja anfingen die unsterblichen Lieder.

„Aber," sagen etliche meiner Zuhörer, „haben Sie etwas von unsern Freunden gesehen im Himmel?" O, ja, ich habe. „Haben Sie meine Kinder dort gesehen?" sagt jemand, „und sind noch Merkmale von ihrer einstigen Krankheit an ihnen?" Ich habe sie gesehen, aber da war kein bleiches Aussehen an ihnen wahrzunehmen. Sie sind alle gesund, rotwangig, gesangeslustig und hüpfen in ewiger Lust. Sie trugen mir auf, euch zu grüßen; und sagten, daß sie Stunde um Stunde an euch denken und daß, wenn sie von den himmlischen Spielplätzen entschuldigt werden, sie herunter kommen und schweben um euch und küssen eure Wangen und füllen eure Träume mit ihren frohen Angesichtern und daß sie an dem Thore sein werden euch zu grüßen, wenn ihr hinauf kommt, um mit ihnen zu sein immerdar.

„Aber," sagen andere Stimmen. „Haben Sie unsere vollendeten Freunde gesehen?" Ja, ich habe sie gesehen und sie sind gesund in dem Lande des Jenseits, haben keine Lungenfieber, Gicht, Wassersucht oder Typhus dort drüben. Das Aroma weht herüber aus Obstgärten von Bäumen zwölferlei Früchte tragend und aus Gärten, gegen welche Chatworth (ein berühmter Lustgarten in England) eine Wüste ist. Das Klima ist eine Mischung von der Jahreszeit eines irdischen Juni und Oktober, von der balsamischen Luft des einen und der stärkenden Luft des andern. Das soziale Leben in jenem Königreiche, wo sie sind, ist herrlich und vollkommen. Keine Widerreden oder Eifersucht oder Haß, sondern Liebe, allgemeine Liebe, immerwährende Liebe ist da zu finden. Sie baten mich euch zu sagen, daß ihr nicht um sie weinen sollt, denn ihr Glück kennt keine Grenze, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann ihr mit ihnen regieren sollt in demselben Palast und euch vereinigen werdet mit ihnen in ihren Erforschungen der Planeten und in ihrem Pilgern durch die Welten.

Aber dort erhebt sich aus dieser Versammlung ein Gesicht, welches zu fragen scheint: „Wie steht's mit dem Alter jener im Himmel? Bleiben meine abgeschiedenen Kinder Kinder, oder haben sie ihre kindliche Munterkeit verloren? Bleiben meine abgeschiedenen Eltern alt oder hat die Ehrwürdigkeit des Alters sie verlassen?" Nun aus dem, was ich gesehen habe, schließe ich: Kindheit ist vorgeschritten zu völliger Reife der Kraft, das Bild ihrer Kindheit beibehaltend, und daß die Alten zurückgetreten sind in die Mitte ihres Lebens, befreit von aller Sterblichkeit, aber dennoch an sich habend den Zau=

ber der Ehrwürdigkeit. Mit andern Worten, es ist dort ein völlig entwickeltes, vollkommenes Leben aller Seelen, ob jung oder alt.

Jemand sagt: „Wollen Sie uns mitteilen, was den größten Eindruck auf Sie machte im Himmel?" Ich will. Den größten Eindruck auf mich machte die dortige Umkehrung der irdischen Verhältnisse. Ich wußte natürlich, daß dort ein Unterschied in Kleidung und Wohnung sein werde, denn Paulus hat es schon lange ausgesprochen, daß die Seelen sich dort unterscheiden werden wie ein Stern sich von dem andern unterscheidet, wie Mars von Merkurius, wie Saturn von Jupiter. Aber bei jedem Schritt in meinem Traum im Himmel wurde ich in Staunen versetzt dadurch, daß ich sah, wie solche, die man hoch oben erwartete im Himmel, weit unten waren und solche, die man weit unten glaubte, hoch oben waren. Ihr dachtet z. B. daß jene, die von frommen Eltern geboren und von natürlichen guten und glänzenden Anlagen waren und allerlei Anziehungskräfte besaßen, werden in den höchsten Regionen von himmlischer Herrlichkeit und Prunk einhergehen. Nein, nein. Ich fand die höchsten Throne, die glänzensten Kronen, die reichsten Wohnungen eingenommen von jenen, welche verkommene Väter oder böse Mütter hatten und welche verkehrte Naturen ererbten, deren Vorfahren seit zehn Generationen lauter Bösewichter waren, welche jede verdorbene Begierde und jede böse Neigung in sich wohnen hatten, aber sie erfaßten den Arm Gottes, sie schrien um besondere Gnade, sie überwanden sieben Teufel im Inneren und siebenzig Teufel nach außen und wurden gewaschen in dem Blute des Lammes. Um so schwerer, schrecklicher und langwieriger ihr Kampf, war ihr Sieg um so vollkommener und glänzender. Und sie nahmen Plätze ein unermäßlich höher als jene von guten Eltern stammend, welche kaum anders konnten, als gut sein, weil sie durch die vorausgehende Frömmigkeit von zehn Generationen unterstützt waren. Die Stufen, auf denen viele zu den höchsten Plätzen im Himmel gekommen sind, waren gemacht aus den Trümmern einer verkommener elterlichen Herkunft. Als ich solches sah, sagte ich zu meinem mich begleitenden Engel: „Das ist ehrlich, das ist recht. Je schwerer der Streit, je herrlicher die Belohnung."

Dann zeigte ich nach einer in der ganzen Stadt am zahlreichsten bewohnten und mit großartigen Kuppeln versehenen Wohnung und sagte: „Wer wohnt dort?" Die Antwort lautete: „Die Witwe, die zwei Scherflein gab." „Und wer wohnt dort?" Und die Antwort war: „Der bußfertige Dieb (Schächer), zu dem Christus sagte: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein." „Und wer dort?" sagte ich, und die Antwort war: „Der blinde Bettler, welcher bat: Herr, daß meine Augen aufgethan würden."

Nach etlichen jener Religionslehrer, die berühmt waren auf Erden, fragte ich, aber niemand konnte mir etwas von ihnen sagen. Ihre Namen waren nicht einmal im Adreßbuch vom Neuen Jerusalem. Thatsache ist, daß ich vermute, etliche von ihnen sind gar nicht dorthin gekommen. Viele, die zehn Pfund hatten, wohnten an den abgelegenen Straßen im Himmel, während viele mit einem Pfund Wohnungen hatten, deren Vorderseite gegen des Königs Lustgarten stand und im Hintergrund ein Grasplatz sich hinneigte nach dem Strome klar wie Kristall und die ehrwürdigsten Edelleute des Himmels

waren Gäste an ihrer Tafel. Und oft sah man das weiße Pferd dessen, „der den Mond unter seinen Füßen hat," aufgezäumt vor ihrer Thüre stehen. Unendliche Umkehrung der irdischen Verhältnisse! Das ganze gesellschaftliche Leben im Himmel ist gradiert nach dem irdischen Kampf und der Treue im Verhältnis zu den gegebenen Talenten!

Als ich durch jene Straßen lief, wußte ich fürs erstemal zu würdigen, was Paulus sagte zu Timotheus: „So wir leiden, werden wir auch mit ihm herrschen." Es überraschte mich unbeschreiblich, daß alle die Hervorragensten im Himmel große Dulder waren. „Nicht alle?" Ja, alle. Moses, er vom roten Meer, ein großer Dulder. David, er durch Absaloms unkindliches Betragen und Ahitophels Verrat und durch des Volkes Entthronung, ein großer Dulder. Paulus, er mit den leidenden Augen und durch den Schiffbruch auf dem Mittelländischen Meer und durch den Spott auf dem Marshügel, durch die Gefangenschaft, den gegeißelten Rücken und das Beil des Scharfrichters ein großer Dulder. Ja alle die Apostel nach einem leidenvollen Leben starben einen gewaltsamen Tod; zu Tode geschlagen mit des Peinigers Stock oder zu Tode geschlagen durch Rotten oder durch das Schwert oder durch Entbehrungen auf kahlen Inseln oder durch Enthauptungen; alle die hoch oben im Himmel große Dulder, Frauen mehr als Männer: Felicitas und St. Cecilia und St. Agnes und St. Agatha und St. Lucia und Frauen, von denen nie gehört wurde außerhalb ihrer eigenen Nachbarschaft, Königinnen der Nadel und des Besens und der Schrupbürste und des Waschzubers und des Milcheimers, belohnt je nachdem, wie gut sie ihre Arbeit verrichtet haben; ob sie eine Theetafel gedeckt oder eine Nation regiert haben, ob sie Kaiserin oder Stallmagd waren. Ich konnte nicht darüber kommen, als ich das alles in meinem Traum sah, und daß welche von den Unbekanntesten auf Erden die hervorragendsten im Himmel waren und daß viele die auf Erden die Nachteiligsten, im Himmel die Erfolgreichsten waren. Als wir in einer der großartigsten Straßen im Himmel einhergingen, da nahete sich uns eine Gruppe von Personen mit so strahlenden Angesichtern und Kleidern, daß ich mit beiden Händen meine Augen beschatten mußte, weil ich den Glanz nicht ertragen konnte und ich sagte: „Engel, sage mir doch wer diese sind?" und die Antwort lautete: „Es sind diese, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und helle gemacht im Blute des Lammes!"

Mein Gang durch den Himmel erklärte mir tausend Dinge auf Erden, die mir unerklärlich gewesen waren.

Als ich dort oben die höheren Freuden in den höheren Himmeln sah von vielen, die auf Erden schwer zu leiden hatten an Krebs, fallierter Gesundheit und Verfolgung und Prüfungen aller Art, sagte ich: „Gott hat zuletzt alles gleich gemacht; Uebermaß von Zauber im Himmel hat den Mangel auf Erden ausgeglichen." „Aber," sagte ich zu meinem engelischen Führer, „ich muß jetzt gehen. Es ist Sabbatmorgen auf Erden, ich muß heute predigen und auf meiner Kanzel sein um halb elf Uhr. Lebewohl!" Ich sagte zu dem begleitenden Engel: „Vielmal Dank für das was Sie mir gezeigt haben. Ich weiß, ich habe nur einen Teil gesehen, aber ich hoffe wieder zurückzukommen durch die sühnende Gnade unsers Herrn Jesu Christi. Lebewohl!"

Dann ging ich weiter zwischen abgelegten Rüstungen, Thronen der Ueberwinder, majestätigschen Säulen und unter Triumphbogen (die errichtet waren für heimkehrende Sänger) hindurch und an Fenstern von Agat vorüber. Als ich mich den Mauern mit den Thoren näherte, strahlten mir Smaragde, Sapphire, Chrysoprase und Amethyste entgegen, bis daß ich zitterte vor solcher Herrlichkeit; dann hörte ich einen Riegel schieben und eine Klinke aufheben und ein Thor aufthun und solches alles war aus Perlen. Ich ging hinaus voll Entzückung und hinunter an Welten vorüber, niedriger und niedriger und immer niedriger, bis ich die Stadt meiner irdischen Wohnung erblickte und bis die Sonne durch das Fenster meiner irdischen Heimat so stark auf mein Kissen sich ergoß, daß meine Augenlider es verspürten und in einer Verwirrung, nicht wissend wo ich war und was ich gesehen hatte, erwachte ich.

Anwendung zum ersten: Vorzuziehen ist unser Himmel vor allen andern Himmeln. Vor dem skandinavischen Himmel, in welchem die Abgeschiedenen sich in immer währendem Kampf befinden, ausgenommen die zerstückelt Zurückgestellten. In welchem h. Wein getrunken wird aus den Schädeln der Feinde. Vor dem moslemischen Himmel, wie beschrieben im Koran: „Da werden Nymphen sein mit großen schwarzen Augen, welche gleich Perlen in ihren Muscheln verborgen liegen.“ Vor dem slavischen Himmel, in welchem nach dem Tode die Seele sechs Wochen um den Leib schwebt und dann einen steilen Berg besteigt, auf dessen Gipfel das Paradies ist. Vor dem tasmanischen Himmel: ein Speer wird neben den Toten gelegt, daß sie etwas haben, damit zu kämpfen und nach einer Weile gehen sie auf eine lange Jagd nach Wild aller Arten. Vor dem tahitischen Himmel, wo die Abgeschiedenen aufgegessen werden von den Göttern. Vor dem Himmel der eingebornen Afrikaner, der ein Land der Schatten, in dem es von den Abgeschiedenen heißt: „Alles ist vorüber auf immer.“ Vor dem Himmel der amerikanischen Ureinwohner, der ein fröhliches Jagdgefilde, zu welchem die Seele gelangt auf einer aus Schlangen bestehenden Brücke. Vor dem Philosophen-Himmel der gemacht ist aus einem dichten Nebel oder aus einem unendlichen Weißnicht. — Höre und siehe, unser Himmel, welcher, obgleich zumeist beschrieben durch bildliche Sprache in der Bibel wie auch durch Parabel eines Traumes in dieser Rede, hat als Hauptcharakteristik: Trennung von allem Gemeinen und Unbehaglichen; dagegen ein Vorhandensein von allem das beglücken kann. Keine Berge sind da zu erklimmen, keine Klüfte zu überbrücken, keine Nacht zu erleuchten, keine Thränen abzuwischen. Der skandinavische Himmel, slavische Himmel, tasmanische Himmel, tahitische Himmel, afrikanische Himmel, unsrer Ureinwohner Himmel vergeht in Ohnmacht und Enttäuschung durch nur einen Schimmer von St. Johannes' Himmel, von Pauli Himmel, von Christi Himmel, von deinem Himmel, von meinem Himmel!

Anwendung zum zweiten: Du würdest am besten geduldig und fröhlich alle Qualen, Beleidigungen, Bedrückungen, Verfolgungen und Prüfungen ertragen, weil, wenn recht ertragen, verbürgen sie einen Lohn himmlischer Wonne. Jeglicher Schmerz leiblicher Not, jede Unwahrheit gegen dich ausgesagt, jede irdische Entbehrung wenn demütig ertragen, wird im Himmel

reich belohnt. Wenn du etwas sein willst im Himmel und dich in der besten himmlischen Gesellschaft bewegen, mußt du vollendet werden durch Leiden. Die einzige irdische Münze, die etwas gilt an der Himmelspforte, ist das Silber der Thränen. Obenan im Himmel sitzt der größte Dulder, Christus der Gesalbte von Bethlehem, der Angeklagte in Pilati Gerichtshof, der auf Golgatha Hingerichtete.

Was er ausgestanden, o wer kann's erzählen?
Zu retten vom Tod und der Höll unsre Seelen.

O ihr gebrochenen Herzens und voll enttäuschter Hoffnungen, zerrütteten Glückes und vereitelten Lebens, schöpfet Trost aus dem, was ich sah in meinem Sabbatmorgentraum.

Anwendung zum dritten und letzten: Wie wünschenswert ist es, daß wir alle dahinkommen! Mache dich auf in diesem Moment mit Gebet und Buße und Glauben an Christum, der vom Himmel gekommen ist zur Erde, um uns von der Erde zum Himmel zu nehmen. Letzten Sommer vor einem Jahr, predigte ich an einem Sonntagnachmittag in Hyde Park, London, vor einer großen Menge, die niemand zählen konnte. Aber ich habe davon nichts wieder gehört bis vor etlichen Wochen, als Rev. Mr. Cook, welcher seit zweiundzwanzig Jahren jenen im Freien gehaltenen Hyde Park-Versammlungen vorstand, mir sagte, daß letzten Winter, als er in London durch ein Hospital ging, er einen sterbenden Mann sah, dessen Angesicht sich erhellte, während derselbe erzählte, daß sein Herz ein anderes geworden sei an jenem Nachmittag, während meiner Predigt in Hyde Park und daß er jetzt getrost sterben könne. Warum sollte der Herr nicht auch diese Rede segnen, sowohl wie jene? Der Himmel, wie ich davon geträumt und wie ich davon gelesen habe, ist ein so herrlich liebliches Reich, daß nicht einer von uns es entbehren kann. O, wird es nicht alles übertreffend glorreich sein, nachdem der Kampf dieses Lebens vorüber ist, in jener ewigen Freistadt zu stehen!

Samuel Rutherford, obgleich sie irrtümlich seine Bücher verbrannt und ungerechterweise ihn eingesteckt haben wegen Verrat, schrieb von jenem himmlischen Schauspiel:

„Den König dort in seiner Schöne,
Ganz unverhüllt ihr dort ihn seht.
Es war 'ne wohlgeplante Reise,
Obgleich der Weg durch sieben Sterben geht.
Das Lamm mit seinem schönen
Heer auf Berg Zion steht,
Und herrlich, herrlich wohnen
Ist's bei Immanuel."

Pädagogisches.

Joh. Georg Hamann als Pädagoge.

Von Geo. Moser, Aurora, Ill.

Motto: „Bilder bilden."

Bekanntlich gab es eine Zeit, in der man die altdeutschen Gotteshäuser mit ihrem seltsamen Schmuck für wüste Werke hielt. Da zeigte Goethe, daß das Straßburger Münster keine steinerne Narrheit sei. So mag, wenn viele im Königsberger Packhofverwalter eine nur verwunderliche zweideutige Größe sehen, ein Wort desselben Goethe an dieser Stelle in Erinnerung gebracht werden. „Es ist gar schön," sagt Goethe, wo er über den Italiener Vice spricht, — „wenn ein Volk solch einen Aeltervater hat. Den Deutschen wird dereinst Hamann ein ähnlicher Kodex werden."

Ueberhaupt ist es das Verdienst Goethes, auf den „Magus des Nordens", wie Freiherr von Moser Hamann zuerst nannte, aufmerksam gemacht zu haben. Er weist auf den unbekannten Philosophen mit folgenden Worten hin: „Hamann ist einer der tiefsten und gewaltigsten Geister gewesen, die Deutschland je hervorgebracht hat, die originelle Richtung seines Geistes war die eines Starken." In „Wahrheit und Dichtung" drückt sich Goethe über Hamann folgendermaßen aus: „Seine „Sokratischen Denkwürdigkeiten" erregen Aufsehen. Man ahnt hier einen tiefdenkenden, gründlichen Mann, der wie wenige mit der gesamten Welt-Litteratur genau bekannt ist." Jean Paul urteilt über ihn: „„Der große Hamann ist ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne und manche Nebelflecken löset kein Auge auf." Aehnlich Matth. Claudius: „Hamann hat sich in ein mitternächtliches Gewand gewickelt, aber die goldenen Sternlein hin und her im Gewande verraten ihn und reizen, daß man sich keine Mühe verdrießen läßt." Herder bezeichnet ihn als einen „Elias unserer Zeiten, als einen Mann Gottes am Berge Horeb, der immer ein leuchtendes Meteor, ein Phänomen bleiben werde in unserer geistigen Entwickelung."

Lessings Urteil lautet folgendermaßen: „Er ist Kritiker, aber so originellen Lebens voll, daß er Funken blendender Helle und zu Boden werfender Kraft von sich giebt, und, zu kritischer Wehr in die Höhe geschnellt, eine Fülle ungeahnter Tiefen ausströmt." Aber wie entwickelt er, wie legt er einen Gedanken nach seiner natürlichen Gliederung dem Beschauer zurecht, so daß der Leser den Eindruck des Harmonischen und Gefälligen bekäme, wie arbeitet er in Geduld, immer geht er, nur hinwinkend, andeutend, in unerhörter Schnellkraft zu scheinbar Entlegenstem eilend, in phantastischem Sprunge und bizarrstem „Heuschreckenstil", geniale Lichter stauend, von Höhe zu Höhe springend. Daher das sybillinische Dunkel seiner sämtlichen Schriften. Aber zwischen dieser Trümmerwelt eratischer Blöcke und wüst zerklüfteten Steingerölls glänzen dann wieder stille, klare Brunnen, wie Augen, die den Himmel spiegeln, unergründlich schön. Man sieht in die geheimnisvolle Tiefe und das Licht des Königs aller Könige leuchtet; und war man vom wilden Gewühl dieser grotesk ungeheuerlichen, titanenhaft den Himmel stürmenden,

und dann wieder koboldartig im Staube sich kugelnden Gedankenbilder, vom widrigen Gemengsel der Abfälle aus aller Welt Enden zurückgestoßen, — man wird mit süßer Gewalt gezogen, man lauscht überwogen diesem geheimnisvollen Rauschen, und man steht am Geheimnis seiner schriftstellerischen Kraft. In den zerbrochenen Scherben seiner abenteuerlichen Schreibart trägt er das höchste Bild. „Diesem Könige," sagt nun Hamann selbst an einem Orte — „ergoß sich der kleine Bach meiner Autorschaft, verachtet wie das Wasser Siloah, das stille geht. Kunstrichterlicher Ernst verfolgte den dürren Halm und jedes fliegende Blatt meiner Muse, weil der dürre Halm mit den Kindlein, die am Markte sitzen, spielend pfiff, und das fliegende Blatt taumelte und schwindelte um das Ideal eines Königs, der mit der größten Sanftmut und Demut des Herzens von sich rühmen konnte: Hier ist mehr denn Salomo!" Hier liegt auch das Geheimnis, durch welches Klopstock, Claudius, Jacobi, Goethe, Stilling, Lavater, Herder u. a. von ihm so gefesselt wurden. Er wurde den besten jener denkwürdigen Zeit in jenem gewaltigen, Geister bewegenden Frühlingssturme Führer und Leitstern, obgleich ihn seine Zeit im Großen und Ganzen nicht zu würdigen vermochte, wie er denn selbst von ihr das nicht erwartete. Es ist nun desto wohlthuender zu sehen, daß sein Glaube an ein besseres Urteil der Nachwelt ihn nicht betrogen hat, daß mit der größeren Aufmerksamkeit, die man ihm zugewendet hat, auch das Verständnis seiner Bedeutung immer mehr im Zunehmen begriffen ist.

Fällt doch der berühmte Staatsrat, Prof. Gelzer in Berlin, in seiner „Deutschen National-Litteratur" folgendes zusammenfassende Urteil über Hamann: „Alles Tiefere und Bedeutendere, was die neuere Zeit in Religion, Philosophie und Sprachwissenschaft erreicht hat, ist in Hamann divinatorisch als Keim nachzuweisen." —

Nachdem ich nun in einigen Zeugnissen hervorragender Männer auf die Bedeutung Hamanns aufmerksam gemacht habe, möchte ich noch seine Gedanken über Erziehung und Unterricht daran anschließen.

Hamann hat sich oft — namentlich in seinen Briefen — über Erziehung und Unterricht ausgesprochen. Er war Hauslehrer gewesen, später widmete er sich mit großer Vorliebe der Erziehung seiner Kinder, besonders seines Sohnes Hans Michel, den er ganz allein zur Universität vorbereitet hat, und der nachher ein trefflicher Direktor des Königsberger Gymnasiums ward. Vor allem liegt ihm daran, daß das Erziehungsgeschäft von echter Frömmigkeit begleitet sei. Er sagt irgendwo: „Der Weg eines exemplarischen Schulmannes ist schmal." Jede Schule ist ihm ein „Berg Gottes, ein Dothan, voll feuriger Rosse und Wagen um dieselbe her." Darum müsse man wohl zusehen und nicht jemand von diesen Kleinen verachten, denn ihrer sei das Himmelreich.

Einmal sagt er: „Blinde Heiden hatten vor Kindern Ehrerbietung, und ein getaufter Philosoph wird wissen, daß mehr dazu gehört, für Kinder zu schreiben, als ein Fontanellischer Witz und eine buhlerische Schreibart. Was schöne Geister versteinert und schöne Männer begeistert, dadurch würde man an Kindern die Majestät ihrer Unschuld beleidigen." „Die Schule, in der an Gott gedacht wird, ist gesegnet, wie das Haus des Aegypters, wo Joseph

ein- und ausging." Einmal sagte er zu seinen Zöglingen: „Unter zwei Uebeln will ich lieber euren Ungehorsam, als einen betrüglichen und knechtischen Augendienst." Als oberste Pflicht verlangt er vom Lehrer Liebe zum Kinde. Er drückt sich hierüber in folgenden schönen Worten an den Philosophen Kant aus: „Das größte Gesetz der Methode für Kinder besteht darin, sich zu ihrer Schwäche herunterzulassen, ihr Diener zu werden, wenn man ihr Meister sein will, ihre Sprache und Seele zu erlernen, wenn man sie regieren will. Dieser praktische Grundsatz ist aber weder möglich zu verstehen, noch in der That zu erfüllen, wenn man nicht, wie man im gemeinen Leben sagt, einen Narren an den Kindern gefressen hat und sie liebt, ohne eigentlich recht zu wissen, warum." „Wer von Kindern nichts lernen will," schreibt er an seinen Bruder, „der handelt dumm und ungerecht gegen sie, wenn er verlangt, daß sie von ihm lernen sollen."

Diese Liebe zum Kinde lehrt ihn auch die Geduld. „Ein rechtschaffener Lehrer muß bei Gott und sich selbst in die Schule gehen; er muß ihn nachahmen, so wie er sich in der Natur und in der Heiligen Schrift offenbart, so wie auch in unserer Seele. Der allmächtige Gott, dem nichts zu kostbar, dem nichts zu teuer für den Menschen gewesen, ist der sparsamste und langsamste Gott. Das Gesetz seiner Wirtschaftlichkeit von Zeit, womit er in Geduld die Früchte abwartet, sollte unsere Richtschnur sein." An einer andern Stelle sagt er bezüglich der Geduld: „Ein guter Baumeister arbeitet in der Erde, ehe das Geringste über derselben ins Auge fällt. Je geschwinder man mit dem letzteren zur Schau eilt, desto weniger taugt der Grund." Der weiseste Bildhauer und Meister der griechischen Jugend, der die Stimme des Orakels für sich hatte, fragte wie ein unwissendes Kind, und seine Schüler waren dadurch im stande, wie Philosophen zu antworten."

Dies führt uns auf die Mittel, wie die Kinder zu unterrichten seien. Hamann spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Die Mittel, Kinder zu unterrichten, können nicht einfach genug sein. So einfach sie sind, ist noch immer viel Ueberflüssiges, Verlorenes und Vergängliches an denselben. Sie müssen aber, reich an Wirkungen, an Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit zur Anwendung und Ausübung in sich schließen. Sobald die Kinder einigermaßen lesen gelernt haben, sollte man Muster auswählen, wodurch sie Licht und Verstand und Tugend im Herzen empfangen. Man sollte ihnen nicht das erste beste Buch geben bloß um des Lesens willen, sondern das Lesen, selbst wenn es die Hauptabsicht ist, muß als eine Nebenabsicht angesehen werden, wodurch die Aufmerksamkeit, die Oeffnung und Aufklärung der Begriffe, eine Erweckung guter Empfindungen und edle Neigungen gebildet werden sollten."

Ueber die Schwierigkeit in der Einfachheit der Mittel, Kinder zu unterrichten, schreibt er einmal an Kant (1758): „Sie sind in Wahrheit ein Meister in Israel, sich in ein Kind zu verwandeln trotz Ihrer Gelehrsamkeit. Oder trauen Sie Kindern mehr zu, indessen Ihre erwachsenen Zuhörer Mühe haben, es in der Geduld und Geschwindigkeit des Denkens mit Ihnen auszuhalten? Gelehrten zu predigen ist ebenso leicht, als ehrliche Leute zu betrügen; auch ist weder Gefahr noch Verantwortung dabei, für Gelehrte zu schreiben, weil die meisten schon so verkehrt sind, daß der abenteuerlichste Autor ihre

Denkart nicht mehr verwirren kann. Aber sich ein Lob aus dem Munde der Kinder zu bereiten, an diesem Ehrgeiz teilzunehmen, ist wahrlich kein gemeines Geschäft, das man nicht mit dem Raube bunter Federn, sondern mit einer freiwilligen Entäußerung aller Ueberlegenheit an Alter und Weisheit, und mit einer Verleugnung aller Eitelkeit darauf anfangen muß. Nur prüfen Sie sich, ob Sie so viel Herz haben, der Verfasser einer einfältigen Naturgeschichte für Kinder zu sein. Haben Sie Herz und Mut dazu, so steigen Sie damit eine Stufe höher und werden dadurch auch ein Philosoph für Kinder."

In demselben Jahre (1758) schreibt er an Lindner: „Wollen Sie mir glauben, daß ich ganze halbe Stunden herumgehen kann, um mich zu Lektionen, die die denkbar leichtesten sind, vorzubereiten und nachzubereiten, daß ich so sage? — daß alle Sprünge nichts helfen, um Kinder zu lehren, das wissen Sie aus Erfahrung. Daß sie unsere Lehrer sind und wir von ihnen lernen müssen, werden Sie je länger je mehr finden. Wenn sie nichts von uns lernen wollen noch können, so liegt die Schuld in der Regel immer an uns, weil wir so ungelehrig oder so stumpf sind, sie nicht in der rechten Lage anzugreifen." In einem andern seiner Briefe schreibt er: „Der Unterricht in unsern Schulen scheint recht dazu ausgesonnen zu sein, um das Lernen zu verekeln und zu vereiteln. Alle unsere Erkenntniskräfte hängen von der sinnlichen Aufmerksamkeit ab; diese beruht wiederum auf dem Interesse oder der Lust des Gemütes an dem Gegenstande selbst."

In Bezug auf Zwang und Freiheit des Zöglings äußert er sich folgendermaßen: „Ich habe mir vorgenommen, meinem Zögling seine Freiheit so lange nicht zu benehmen, als ich keinen Mißbrauch derselben absehen kann. Auch bei meinen eigenen Kindern verabscheue ich allen Zwang ohne Not. Es kommt alles darauf an, die Wahl seiner Neigungen zu lenken durch feste Grundsätze und nicht durch bloß äußerliche Formalitäten."

Vieles von demjenigen, was Hamann über Pädagogik redet — er thut das besonders in seinen Briefen — scheint uns selbstverständlich. Damals war das nicht der Fall, wo man aus den Extremen äußerlichen Abrichtens und Eintrichterns sich in eine Methode, welche die Arbeit zum Spiele machte, stürzte.

Schließlich noch ein Wort Hamanns, das gleichsam die Quintessenz, das Ziel aller wahren Kinderzucht in sich begreift: „Unsere Kinder sollen erst Christen, hernach schöne Geister, und, wenn sie können, auch Philosophen werden; nicht umgekehrt, die Pferde hinter den Wagen spannen."

Das Lehrerelend in Spanien

zieht wieder einmal die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Zu dem prächtigen Empfang, den die spanische Regierung den südamerikanischen Delegierten des spanisch-amerikanischen Kongresses bereitet, bildet eine Petition, die jetzt unter den Lehrern Spaniens in Umlauf ist, einen schneidenden Kontrast. Die Lehrer bitten nämlich darin, vor Hunger und Elend beschützt zu werden. Die Regierung soll diesen Unglücklichen die Summe von 9,036,503 Pesetas schul-

den; die meisten Lehrer haben seit Jahren keinen Gehalt bekommen. Die Gehälter, auf die sie Anspruch haben, sind entsetzlich niedrig: 21,546 Lehrer erhalten jährlich Gehälter von $15 bis $200, 1450 von $200 bis $400 und nur 180 erhalten mehr als $400! Die Lehrer bitten um eine Erhöhung ihrer Einkommen und um sofortige Zahlung; sie drohen, alle öffentlichen Schulen im Lande zu schließen, wenn ihr Gesuch nicht beachtet wird, so daß die Regierung vielleicht in der nächsten Zeit vor der Thatsache eines Lehrer-Streiks stehen wird. Einige Lehrer, die sich in der äußersten Not befinden, bitten um die Erlaubnis, beim Publikum betteln gehen zu dürfen! Nach der Statistik giebt es in Spanien 3,543,595 schulpflichtige Kinder, aber es sind nur Räumlichkeiten für 1,104,779 Schulkinder vorhanden, das Zwangs-Schulbesuchgesetz steht thatsächlich nur auf dem Papier. Die letzte Zählung hat festgestellt, daß es in Spanien sechs Millionen Analphabeten giebt, das sind dreiunddreißig Prozent der Bevölkerung, die nicht lesen oder schreiben können!

Wer die Jugend *nicht* hat, der hat auch die Zukunft nicht.

Der Gottesleugner.

Aus Heilbronn wird berichtet: Der Schauplatz unserer Geschichte ist ein kleiner Ort im Oberamtsbezirk. Große Aufregung ist unter seiner Schuljugend. Der Herr Bezirksschulinspektor kommt in den nächsten Tagen. Der Lehrer arbeitet im Schweiße seines Angesichtes, damit seine Jugend untadelig befunden werde vor dem gestrengen Herrn. Sein Knalleffekt soll sein die Aufsage der ersten drei Hauptstücke des Katechismus, die da lauten: „Ich glaube an einen Gott" — „Ich glaube an Jesum Christum" — „Ich glaube an den Heiligen Geist". Die drei „Besten" werden hierfür eingedrillt, und es geht alles famos bei der Generalprobe. Der große Tag kommt, und mit ihm der Augenblick, wo der Herr Inspektor, der mit mildem Lächeln alle Ansprachen und Gesänge hat über sich ergehen lassen, das Schulzimmer betritt. Und geradezu steuert er auf einen der drei Auserwählten zu.

„Nun, Büeble," sagte er, „glaubst du an Gott?"

„Noi," sagt das Büeble, und der Herr Inspektor und der Herr Lehrer sehen einander fassungslos an. Aber Geduld muß man haben:

„Was — du glaubst nicht an Gott?" fragt der Herr Inspektor.

„Noi," lautet nochmals die Antwort.

Der Gestrenge ist starr, und der Herr Lehrer noch starrer. Die Stille im Zimmer ist unheimlich. Aber dieses Rätsel muß gelöst werden. Und der Herr Inspektor fragt nochmals:

„So? — an was glaubst du denn?"

„I — Ich glaube an Jesum Christum — und der, wo an Gott glaubt, der hockt da drüba im andren Bank."

Der Schulinspektor behauptet, er habe noch niemals so von Herzen gelacht, als bei diesem Bekenntnis eines Gottesleugners.

Kirchliche Rundschau.

Vorbemerkung. Der Rundschauer mußte dieses Mal zum ersten Mal auf diesem schwierigen Gebiet sich versuchen. Ausgehend von der Anschauung, daß ein Bericht über eine große Kirchenversammlung nur dann gewinnbringend ist, wenn derselbe einen Einblick gewährt in die Arbeit, die geleistet wurde, hat er sich bemüht, möglichst gedrängt und doch vollständig zu berichten. Er konnte nun freilich nur über drei Versammlungen berichten, da sonst der Raum für diesen Zweck zu sehr überschritten würde; hofft aber dafür durch den Inhalt um so mehr zu entschädigen.

Die Generalsynode der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Bayern war in Ansbach zu gleicher Zeit versammelt, als unsere eigene Generalsynode zu St. Louis, Mo., tagte. D. h. genauer: Ihre Sitzungen wurden am 11. Sept. eröffnet und am 27. Sept. geschlossen. — Der Berichterstatter der „D. Ev. K.-Z.", dem wir in unserem Bericht folgen, ist über das Ergebnis der Sitzung wenig erbaut. Er schreibt:

Mit großer Spannung hat man der diesmaligen Tagung der Generalsynode entgegengesehen; nun die Tagung zu Ende ist, hat bittere Enttäuschung die Spannung ausgelöst. Man wird selten mit größerem Unbehagen die Verhandlungen einer Generalsynode verfolgt haben, wie die der letztern. Wenn das eigentliche Facit nur das ist, daß man in einem Glauben und Bekenntnis verhandelt hat, so ist das bitter wenig. War denn überhaupt das Bekenntnis unserer Landeskirche bedroht? Ist in unserem theologischen Nachwuchs eine bedrohliche Neigung zur modernen Theologie, die den Bekenntnisstand der Kirche zu gefährden scheint? Von alledem keine Spur. Wir haben eine vorzügliche theologische Fakultät, die auf dem Bekenntnisgrund der evangelisch-lutherischen Kirche steht; wir haben ein strammes Kirchenregiment, das mit rühmenswerter Entschiedenheit den Bekenntnisstand wahrt, aber auch mit Milde und Geduld diejenigen trägt, deren theologische Ueberzeugung sich nicht in die Begriffsformulierung der Konkordienformel einzwängen läßt. Daß diese Milde und Geduld eine Grenze haben muß, ist für jeden Freund der Kirche selbstverständlich. Das Oberkonsistorium ist in theologischer Beziehung von jeder Schablonisierung weit entfernt; es gewährt weiten Spielraum; daß es aber einen, der die Gottheit Christi leugnet, veranlaßt, sein Amt zu quittieren, daß es einen, der den Sühnetod Jesu und seine herrliche Auferstehung in Geistreichigkeiten verflüchtigt, seines Amtes entkleidet, das danken wir ihm. In dieser Beziehung ist also bei uns gar kein Grund zur Sorge; darum können wir dem verschleierten Protest gegen Harnack den Wert nicht beimessen, der ihm beigemessen werden will. Als eigentliches Facit einer vierzehntägigen Tagung ist es doch zu dürftig.

Für das dürftige Ergebnis der Generalsynode will von mancher Seite das Kirchenregiment verantwortlich gemacht werden. Diese Beschuldigung können wir uns nicht aneignen. Die Vorlagen des Kirchenregiments waren freilich herzlich unbedeutend. Sie behandelten (eine neu einzuführende) Gedächtnisfeier für die Verstorbenen am letzten Sonntag des Kirchenjahres, die Schaffung eines Militärgesangbuches, die Revision der Geschäftsordnung der Generalsynode, Revision der Verordnung zu den Kirchenvorstandswahlen, die

zeitgemäße Umgestaltung des Anhanges zum Gesangbuch, Revision der Verordnungen über die Taufe, Konfirmation und kirchliche Trauung, dann die Führung der Kirchenbücher. Wie der Dirigent vorhersagte, wurden diese Vorlagen leicht und rasch erledigt. Bei der Promptheit, mit der die Generalsynode arbeitet, hätte sie, wäre weiter nichts vorgelegen, am Tage der Eröffnung wieder geschlossen werden können. Daß das Oberkonsistorium andere Vorlagen nicht einbringen konnte, liegt teilweise daran, daß die Materien, die zu Vorlagen sich eigneten, noch nicht so ausgereift waren, um in Gestalt einer Vorlage an die Generalsynode gebracht werden zu können; andererseits nicht zum wenigsten an der staatsrechtlichen Gebundenheit seiner Stellung. Das Oberkonsistorium kann gar oft nicht und darf gar oft nicht, wie es will. Nur dieser Mangel hat eine Fülle von Anträgen, wie sie durch die Diöcesansynode und einzelne Generalsynodale an die Generalsynode gebracht wurden, aufgehoben. Was nun die Generalsynode fast unfruchtbar gemacht hat, war die Behandlung, die diese Anträge, davon manche von weittragendster Bedeutung waren, erfahren haben. Hier muß vor allem betont werden, daß nicht ein Antrag eine durchgreifende, gründliche, erschöpfende Beratung erfahren hat. Es war ein jämmerliches Hetzen und Jagen, ein förmliches Durchpeitschen der Anträge. Nehmen wir z. B. den Antrag auf Einführung einer Landeskirchensteuer. An dem Tag, an dem dieser Antrag zur Beratung stand, umfaßte die Tagesordnung 11 Beratungsgegenstände. Die Sitzung begann um 9 Uhr; um 12 Uhr kam die Landeskirchensteuer an die Reihe, um ½2 Uhr wird die Sitzung geschlossen, am nächsten Tag darf nicht mehr debattiert, sondern nur abgestimmt werden. Sonach blieb für die Beratung der Landeskirchensteuer knapp 1½ Stunde übrig!!! Was sind das doch für trostlose und unwürdige Zustände! Die Generalsynode ist ja hierfür nicht verantwortlich zu machen. Solche Hast erfordern die gesetzlichen Bestimmungen, nach denen die Generalsynode nur 10 Tage, höchstens 14 Tage dauern darf. Es wäre der Würde der Generalsynode entsprechend gewesen, wenn sie den schüchternen Versuch gemacht hätte, diese lästige Einschränkung auf dem Wege der Bitte an die hohe Staatsregierung zu beseitigen. Also Mangel an Gründlichkeit ist das eine Wahrzeichen dieser Generalsynode. — Die Gediegenheit einzelner Referate sei ausdrücklich anerkannt — das andere Wahrzeichen ist die Kompromißsucht. Man möchte sie fast die Kleistersynode nennen. Warum müssen eben prinzipielle Gegensätze immer verkleistert werden durch inhaltlose Beschlüsse! Warum will man bei gewissen Gegenständen immer Einstimmigkeit mit der Abstimmung erreichen! Das hat sich schon bei der letzten Generalsynode bitter gerächt und wird sich bei dieser wieder bitter rächen. Ich werde das an dem Antrag „Landeskirchensteuern“ nachweisen. Zunächst ist festzustellen, daß die Generalsynodalmitglieder ausreichend Gelegenheit hatten, sich über diesen Gegenstand zu informieren. Es ist sowohl durch die politische, wie durch die kirchliche Presse vor der Generalsynode hinreichend für Aufklärung gesorgt worden; der Pfarrerverein hat jedem Generalsynodalen die vortreffliche Broschüre Steinleins zugestellt. Das Referat des Oberlandesgerichtsrats Michal war äußerst gediegen. Der Petitionsausschuß beschloß: „Da die staatlichen Bewilligungen zur Befriedigung unabweislicher Bedürfnisse unserer Landeskirche nicht ausreichen, wird das k. Oberkonsistorium dringendst gebeten, nunmehr den Zeitpunkt für gekommen zu erachten, um zur Ermöglichung der Erhebung einer Landeskirchensteuer die nötigen Schritte

bei der k. Staatsregierung zu thun.“ Ein vortrefflicher Beschluß! Was hat nun die Kompromißsucht aus diesem Beschluß gemacht: „Motivierte Tagesordnung: 1. Im Hinblick auf die Allerhöchste Entschließung vom 15. Mai 1899, durch welche dem königl. Oberkonsistorium anheimgegeben wird, die Frage der Einführung der Landeskirchensteuer zu geeigneter Zeit weiter zu betreiben; 2. im Vertrauen, daß das Kirchenregiment nicht unterlassen werde, diese Frage nach allen in Betracht kommenden Richtungen ohne allen Aufschub und ohne Verzögerung aufs ernstlichste zu betreiben, sobald ihr die Lösung der Frage als gereift und dringend erscheint; 3. in Erwägung endlich, daß die Generalsynode jederzeit bereit sein werde, eine vom Kirchenregiment an sie gebrachte Vorlage mit gewissenhafter Sorgfalt, aber auch mit warmem Herzen für die Bedürfnisse unserer teuren Landeskirche pflichtmäßig zu prüfen, geht die Generalsynode über die Anträge u. s. w. zur Tagesordnung über.“ So läßt man das Oberkonsistorium glänzend im Stich, nachdem dasselbe sich für den Ausschußbeschluß ausgesprochen hatte. Der Dirigent mußte in seiner Schlußansprache sagen: „Daß wir in der Frage der allgemeinen Kirchensteuern nicht vorangekommen sind, schmerzt mich.“ Was hätte es eben geschadet, wenn 30 Synodale gegen den Antrag des Ausschusses gestimmt hätten! Nichts; aber die Annahme dieses Antrages hätte uns einen Schritt vorwärts gebracht. Im Kompromiß liegt stets ein Moment der Schwäche.

Ein weiterer Punkt der Beratung betraf die Zusammensetzung der Generalsynode. Darüber wird berichtet wie folgt:

Jedes Dekanat stellt in unserer Landeskirche einen geistlichen und weltlichen Vertreter. Beide werden durch die Diöcesansynode gewählt. Die Wahl ist frei. Aber diese Freiheit ist mehr eine papierne. Die Geistlichen eines Kapitels sind moralisch fast gezwungen, den Kapitelsvorstand zu wählen als ihren Vertreter in die Generalsynode. Wählen sie ihn nicht, erachtet es der Dekan als eine Beleidigung und als ein ihm ausgesprochenes Mißtrauensvotum; jedenfalls ist das Verhältnis zwischen dem Dekan und seiner Kapitelsgeistlichkeit gestört. Man kann aber doch an den Thatsachen nicht rütteln, daß ein Dekan wohl seine Dekanatsfunktion tadellos führen kann, aber darum doch nicht schon ein geeigneter Vertreter für die Generalsynode sein muß. Andererseits ist es ja auch kaum einzusehen, warum gerade die Dekane die geborenen Vertreter der Geistlichkeit sein sollen, während es doch an Beweisen hierfür nicht fehlt, daß die geltende Beförderungsordnung nicht immer die Befähigsten zur Dekanatswürde gelangen läßt. Es giebt hervorragend befähigte Geistliche, die niemals den Ehrgeiz besitzen, Dekane oder Schreibgehilfen des Konsistoriums zu werden — darf die Generalsynode solchen Männern auf die Dauer verschlossen bleiben? Auch die Thatsache darf nicht unbeachtet gelassen werden, daß eben doch die Dekane ein Teil des Regiments der Kirche sind, und darüber hinaus kommt man nicht mit aller Geschmeidigkeit und Wortklauberei, daß eine Generalsynode, die als Vertreter der Geistlichkeit nur solche Geistliche hat, die die Dekanatsfunktion führen, keine wirkliche Vertretung der Gesamtlandeskirche ist. Daß das Kirchenregiment mit solcher Vertretung zufrieden ist, ist ganz begreiflich und nehmen wir es ihm gar nicht übel. Aber man soll es auch den Geistlichen nicht übel nehmen, wenn sie sich um eine andere Zusammensetzung der Generalsynode bemühen; man soll nicht gleich unbotmäßige, demokratische Gesinnung wittern, denn daß es sich bei dem Bemühen darum handelt, die Dekane überhaupt aus der Generalsynode ver-

schwinden zu lassen, ist eine Unterstellung, die nur Angst und Böswilligkeit erfinden kann. An die Generalsynode war der Antrag gestellt: 1. Der Abgeordnete und der Ersatzmann eines Dekanats müssen der Landeskirche angehören. 2. Ein Dekan kann als Vorgesetzter der Diöcesangeistlichen in seinem eigenen Dekanatsbezirk nicht gewählt werden. 3. Das Kirchenregiment ernennt eine bestimmte Anzahl Abgeordnete, welche zur Hälfte dem weltlichen Stande angehören sollen. Der Ausschuß bringt folgenden Antrag zur Abstimmung: „Es sei über Ziffer 2 und Ziffer 3 zur Tagesordnung überzugehen, dagegen Ziffer 1 des Antrages dem k. Oberkonsistorium zur Würdigung zu überweisen." Diesen Ausschußantrag hat die Generalsynode abgelehnt, d. h. die Generalsynode wünscht im Beharrungszustand zu verbleiben. Es ist beschämend für die Generalsynode, daß außer dem Antragsteller nicht ein Mann den Mut gefunden hat, das in dem Antrag liegende Moment der Wahrheit frei anzuerkennen. Dem Dekan aber, der von einer Aenderung der Zusammensetzung der Generalsynode eine Demokratisierung der Landeskirche oder der Generalsynode fürchtete, wird hoffentlich für sein Manneswort ein Denkmal gesetzt werden. Seine frühere Thätigkeit als Gefängnisgeistlicher scheint ihn noch nicht zur vollen Unbefangenheit haben kommen zu lassen. Das dürfen und wollen wir aber wohl sagen: Der Antrag kehrt wieder, und zwar kehrt er so lange wieder, bis er Annahme gefunden hat. Der Dirigent hat wohl auch etwas ähnliches empfunden, als er in seiner Schlußrede sagte: „Ob Ihre Verhandlung über die Zusammensetzung der Generalsynode beruhigend wirken wird, sei dahingestellt."

Ferner hatte die Katechismusfrage in Bayern viel Staub aufgewirbelt unter Pastoren und besonders den Lehrern. „Die Generalsynode von 1897 hatte vorschnell die Vorlage des Oberkonsistoriums angenommen, obgleich sie die Stimmung im Lande kannte. Durch ihre damalige Abstimmung haben die Dekane die Bewegung in Fluß gebracht, die auf eine andere Zusammensetzung der Generalsynode abzielt. Die Mißstimmung in der Geistlichkeit wuchs durch mißverständlich abgefaßte Ausführungsbestimmungen; ein reiner Hexensabbat brach aber los, als das Oberkonsistorium eine Stoffverteilung der biblischen Geschichte, des Katechismus, der Sprüche und Lieder auf die sieben Schuljahre brachte. Am tollsten geberdete sich aber die Lehrerwelt; sie hat an Taktlosigkeit und Rohheit das Menschenmöglichste geleistet. Wer unbefangen die Verteilung prüft, wird sie nicht in Bausch und Bogen verdammen können. Sie hatte nur zwei Fehler: 1. mutete sie den ersten Schuljahren des Stoffes zu viel zu und 2. unterschied sie nicht zwischen Simultanschulen und Konfessionsschulen. Es ist unmöglich, daß Simultanschulen und Konfessionsschulen, was das Gebiet der Religion anlangt, das Gleiche leisten, weil sie für dieses Fach eine verschiedene Stundenzahl haben. Es wird dem Oberkonsistorium schmerzlich gewesen sein, daß tüchtige städtische Geistliche an der Bewegung sich beteiligten; aber um ihres Gewissens willen konnten sie nicht anders. Das Maß der Verwirrung stieg aber, als das Oberkonsistorium anfing, dem Sturm zu weichen und bald da, bald dort erhebliche Einschränkungen gestattete. Die Einheit war damit preisgegeben, und, was mir am schmerzlichsten war, die Autorität der obersten Kirchenbehörde hatte einen harten Stoß erlitten. Es hätte eine Neuregelung in Aussicht gestellt werden können; bis dahin hätte man sich aber mit dem Verteilungsplan behelfen müssen, so gut es eben ging. Daß die Generalsynode mit Katechismus- und Lehrstoffverteilung beschäftigt

werden würde, war vorauszusehen. Das Ergebnis ist insofern ein erfreuliches, als *die Revisionsbedürftigkeit des Landeskatechismus allgemein konstatiert* worden ist, daß man sich gegen die Preisgabe der Einheitlichkeit gewehrt hat, daß aber auch die freie Bewegung des Katecheten gefordert und zugesichert worden ist."

Wir lernen durch diesen Bericht einblicken in die Miseren der deutschen Staatskirchen, die auf allen Seiten gehindert und geknebelt sind, teils durch ihre synodale Verfassung, teils durch die bureaukratische Bevormundung von seiten des Staates, teils durch die Rücksichten auf das Schul- und Erziehungswesen. — Minder wichtige Geschäfte der Synode übergehen wir.

Die Abgeordnetenversammlung deutscher evangelischer Pfarrvereine in Weimar fand am 4. und 5. September 1901 statt. Von 21 Vereinen mit 5291 Mitgliedern waren 20 Vereine mit 62 Stimmen vertreten. Die Verhandlungen fanden unter Vorsitz des Supt. a. D. Sternberg-Selchow in der „Erholung" statt. Nachdem der neugegründete Westfälische Pfarrerverein Westfalen mit 304 Mitgliedern in den Verband aufgenommen war, wurde über die neu aufgestellten Satzungen Beschluß gefaßt. Die Losung des Verbandes bleibt: **in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas**; seine Aufgabe: einmütig die Pflichten, Rechte und Anliegen des geistlichen Amts und Standes zu vertreten. Die Organe des Verbandes sind der Vorstand, der erweiterte Vorstand, die Abgeordneten-Versammlung und der deutsche Pfarrertag.

Pastor Arper-Weimar berichtete über die *Einrichtung von Sterbekassen*. Auf Grund eingehender Erhebungen schilderte er die Einrichtungen der ihm bekannten zwanzig Sterbekassen in den verschiedenen deutschen Landeskirchen mit 3800 Mitgliedern. Die Kassen sind sehr verschiedenartig gestaltet, sie haben entweder das Umlageverfahren bei jedem eintretenden Todesfall oder das Prämienverfahren mit festen jährlichen Beiträgen. Sie sind zum Teil Zwangskassen, zum Teil auf freiwillige Beteiligung eingerichtet. Alle zahlen möglichst bald nach dem Tode die fälligen Beträge. Alle wirken im Segen. Der Referent hielt für Zwangskassen keinen Reservefonds für nötig, wohl aber für fakultative Kassen. Zu empfehlen sei vor allem das Prämienverfahren, doch sei die Einrichtung solcher Kassen nur für größere Bezirke zu empfehlen. Sie seien die Kassen der Zukunft. Es sei zu empfehlen, Sterbekassen für Bezirke von der Größe wie etwa die preußischen Provinzen zu begründen, eine Sterbekasse für den ganzen Verband erscheine zur Zeit bei der Verschiedenheit der jetzt bestehenden Kassen nicht möglich. Der Vortrag wird im Deutschen Pfarrerblatt abgedruckt. Da die Einrichtung einer Verbandskasse namentlich den kleineren Vereinen, welche wegen der geringen Mitgliederzahl nicht in der Lage sind, eigene Sterbekassen mit Prämienverfahren zu begründen, erwünscht erschien, beschloß die Versammlung, dem Vorstande die Angelegenheit zu überweisen und ihn zu beauftragen, der nächsten Abgeordnetenversammlung eine Vorlage zur Beschlußfassung vorzulegen.

Weitere Gegenstände der Verhandlung waren u. a.: „*Die Vereinigung der Landeskirchen.*" Die Versammlung stimmte den sechs ihr von Pastor Schrader-Gersfeld unterbreiteten Direktiven zu, nach welchen energisch auf solche Vereinigung hingearbeitet werden soll.

Eine *Jesuitenhetze* gegen eine evangelische Gemeinde in Lüdinghausen, Westfalen, und deren Pastor wurde ernstlich gerügt und erwartet,

daß die westfälischen Amtsbrüder besonders durch die Synoden mannhaft für das Recht der evangelischen Gemeinden und Geistlichen eintreten werden.

Den Höhepunkt der Verhandlungen bildete die Erklärung des Verbandes zu Gunsten der Buren. Nachdem Pastor Schrimpf-Butzbach (Hessen) die Bedrängnisse und Kämpfe der Buren in großen Zügen geschildert hatte, wurde auf Antrag des Hessischen Pfarrervereins folgende Resolution angenommen: „Im Namen und Auftrage von mehr als 5000 evangelischen Pfarrern Deutschlands geben wir folgende Erklärung ab: im Mitgefühl mit dem Heldenkampf der Buren um Freiheit und Vaterland erheben wir den Protest des christlichen Gewissens gegen die ungerechte Gewaltthat Englands an einem evangelischen Brudervolk. Wir verurteilen die Art, wie man in Süd-Afrika gefangene Frauen und Kinder hinsterben läßt, und wir verurteilen den Bruch des Völkerrechtes, daß die pflichtmäßig für ihr Vaterland kämpfenden Männer für Rebellen erklärt werden, da es doch unter allen Nationen höchste Pflicht und höchste Ehre ist, für das Vaterland zu kämpfen und zu sterben. — Wir trauern darüber, daß innerhalb der Christenheit seit nunmehr zwei Jahren nicht Mittel und Wege gefunden sind, um einem Aergernis ein Ende zu machen, durch welches die Ehre des christlichen Namens vor aller Welt befleckt wird. Wir bezeugen es, daß auch im Verkehr der Völker das Sittengesetz des Evangeliums unverbrüchliche Geltung haben muß, und wir befehlen die Sache des Burenvolkes in die Hände des barmherzigen und gerechten Gottes. Darum beschließt die Abgeordnetenversammlung des Verbandes deutscher evangelischer Pfarrervereine einstimmig: 1. ein Schreiben an den ehrwürdigen Präsidenten Krüger zu schicken, zu Trost und Stärkung und mit der Bitte, sein Volk zu ermahnen, auch in Zukunft nicht Böses mit Bösem zu vergelten; 2. eine Zustimmungserklärung zu senden an die englischen Geistlichen, welche ein Zeugnis gegen die ungerechte Kriegsführung vor ihrem Volke abgelegt haben; 3. eine Bitte an unsere Gemeinden zu richten, die notleidenden Familien des Burenvolkes auch ferner thatkräftig zu unterstützen; 4. eine Mitteilung an den Reichskanzler einzureichen, daß der Verband der deutschen evangelischen Pfarrervereine dem Gesuch der Missionskonferenz der Provinz Sachsen, betreffend den Schutz der evangelischen Missionen in Süd-Afrika, beigetreten ist."

Wir müssen es uns versagen, auch das Schreiben des Verbandes an Präsident Krüger mitzuteilen. — Ebenso übergehen wir einige andere Punkte, die zur Sprache kamen: Lehrvikariat, Schulunterhaltungsgesetz, Beiträge der Geistlichen zu den Schullasten, (die, beiläufig gesagt, an manchen Orten ganz enorm sind, während die Geistlichen in Nachbargemeinden völlig davon frei sind); Anrechnung der Dienstjahre der Kandidaten, die ohne Ordination anderweitig thätig sind, doch ohne feste Anstellung, wozu auch das Militärdienstjahr gehört; Ausführung des Pfarrbesoldungsgesetzes, das nicht den berechtigten Erwartungen der Geistlichen und Gemeinden entsprechend gefunden wurde. — Die nächstjährige Versammlung soll in Stettin stattfinden.

Der 31. Kongreß für Innere Mission tagte in Eisenach vom 23.—26. September.

Montag-Nachmittag hatte der Zentralausschuß unter seinem Vorsitzenden, Gäbel, der auch die Leitung des Kongresses hatte, seine vorbereitende Sitzung. Das Programm, das den Teilnehmern in einer „Festschrift"

zugestellt war, verhieß: Zwei Hauptreferate, fünf Spezialkonferenzen, vier Festgottesdienste, eine Festversammlung im Wartburghofe und zwei öffentliche Abendversammlungen. Nur Weniges können wir aus der Fülle dieses Materials mitteilen.

Am Dienstag-Morgen um 9 Uhr fand die offizielle Eröffnung unter Konstituierung des Vorstandes statt. — Das bei Deutschen — leider — unvermeidliche Huldigungstelegramm an kaiserliche Majestäten und den regierenden Fürsten war nun das erste Geschäft! Dann folgte das erste Referat von Prof. Dr. Seeberg in Berlin, über „Luthers Stellung zu den sittlichen und sozialen Nöten seiner Zeit, und ihre vorbildliche Bedeutung für die evang. Kirche."

Niedergerissen und aufgebaut hat Luther, tief empfunden und doch klar geschaut, das Kleine und das Große; sein Auge hing an dem Idealen, und doch hat er mitten in dem realen Leben gestanden und gearbeitet. Luther fand die mittelalterliche Zucht aufgelöst, Pauperismus und Materialismus, Luxus und Geiz überall im Schwange, und die damalige Kirche ratlos gegenüber so vielen Fragen auf religiösem und wirtschaftlichem Gebiete. Für seine Kritik, wie für seine positiven Vorschläge, war maßgebend die Erkenntnis vom Recht und der Bedeutung des natürlichen Lebens und seiner Berufsarbeit, der nationale Gesichtspunkt, das soziale Empfinden und ein kraftvolles kirchliches Bewußtsein. Er war aber auch der Schöpfer des neuen protestantischen Staatsbegriffes; nichts lag ihm ferner als Byzantinismus und Servilismus. Er sagte den Fürsten seiner Zeit gewaltig die Wahrheit und geißelte ihre Fehler. Aber dem politischen Staate gab er sein Recht zurück. Mit der großen Liebe des Patrioten und des Christen, dem nach einem alten Wort: „Das Ganze Glaube und Liebe ist," trat er an alles heran. Er machte nicht Halt vor den Großen, der Volksgunst oder der Wissenschaft. Er betonte die Liebespflicht der Christenheit, sowohl in der Erhaltung und im Ausbau der Kirche, als in der gemeindlichen Versorgung der Armen und Notleidenden. Die evangelische Kirche hat noch heute die Aufgabe, sittliche Kritik zu üben und den Geist zur Besserung der Gesetze und Ordnungen durch den Staat zu geben. Kirche und Staat sollen zum Heil und Wohl des Volkes zusammenwirken. Diesen Gedankengängen lagen folgende Thesen zu Grunde:

1. Die vorbildliche Stellung Luthers in der Behandlung der sittlichen Notstände und der sozialen Probleme seiner Zeit ist nur zum geringeren Teil in materialem Sinn zu verstehen.

2. Um so bedeutsamer sind die ethischen Richtlinien, die er auf dem ganzen in Rede stehenden Gebiet gezogen hat.

3. Zunächst ist Luthers Stellung auch für unsere Zeit vorbildlich hinsichtlich der genauen Kenntnis, des eindringenden Verständnisses und der genauen Wertung der sittlichen und sozialen Zustände seiner Zeit.

4. Für seine Kritik, wie seine positiven Vorschläge sind maßgebend die Erkenntnis vom Recht und der Bedeutung des natürlichen Lebens, seiner Güter und seiner Berufsarbeit, der nationale Gesichtspunkt, das soziale Empfinden, ein kraftvolles kirchliches Bewußtsein, der religiöse Glaube und die evangelische Sittlichkeit.

5. Wie diese Prinzipien, so ist auch vorbildlich die schonungslose Offenheit und Klarheit heiliger Liebe, mit welcher Luther die sittliche Verschuldung, in der er den Grund aller Mißstände erblickt, an allen Ständen und Klassen straft, ohne doch in rigoristische Prinzipienreiterei zu verfallen.

Diese strafende Thätigkeit wird ausdrücklich zu einer Aufgabe der evangelischen Predigt erhoben.

6. Dazu kommt die kraftvolle Betonung der Liebespflicht der Christenheit, sowohl in der Erhaltung und in dem Ausbau der Kirche, als in der gemeindlichen Versorgung der Armen und Notleidenden und in der Anbahnung von Ordnungen und Verhältnissen, die dem Aufkommen der Not entgegenwirken.

7. Vermöge der scharfen Unterscheidung Luthers zwischen der geistlichen und der weltlichen Sphäre wird der Kirche, bezw. den Theologen, der Beruf zu der technischen und gesetzlichen Regelung der sozialen Verhältnisse abgesprochen. Aber die Kirche hat die Aufgabe, sittliche Kritik zu üben und den Geist zur Besserung der Gesetze und Ordnungen durch den Staat zu geben.

8. So sehr die staatlichen Gesetze und Verordnungen berechtigter Kritik und christlichen Besserungsvorschlägen unterliegen, so sehr ist allen Verfügungen und Gesetzen der Obrigkeit, sofern sie nicht in die Sphäre der Religion hinübergreifen, unverbrüchlich Gehorsam zu leisten. Ihnen mit Gewalt entgegenzutreten ist Sünde, auch wenn es im Namen des Evangeliums geschieht.

9. Hierbei ist Luther geleitet von dem geschichtlichen Verständnis des Wesens des Staates, sowie von der Erkenntnis der sittlichen Notwendigkeit seiner besonderen Ordnungen und Funktionen in dem Volksleben. Kirche und Staat wirken zusammen zum Heil und zum Wohl des Volkes.

10. Dem Pessimismus Luthers in der Beurteilung der sittlichen Zustände seiner Zeit wird die Wage gehalten durch die Freudigkeit seines Glaubens an den lebendigen Gott und das Bewußtsein von der Spannkraft christlicher Liebe.

In weihevoller Stimmung lauschte die große Versammlung den fesselnden Ausführungen. Rauschender, lang anhaltender Beifall dankte dann dem Redner, der sonderlich die vielen Christlich- und Kirchlich-Sozialen unter den Hörern erquickt hatte. Es sollte nur der Ausdruck tiefster Dankbarkeit sein, wenn man auf eine Diskussion über den Vortrag verzichtete.

Die zweite große Gabe des ersten Tages war die Festrede des Seniors, Dr. Behrmann aus Hamburg, über: „Die Lutherbibel und das deutsche Volk," welche „wie ein gewaltiger Posaunenton von der Freitreppe des Landgrafenhauses im Schloßhof der Wartburg die Nachmittagversammlung erhob." — In der Abendversammlung redete Dr. Dibelius, Oberkonsistorialrat aus Dresden, zur Versammlung über Offb. 21, 5: „Siehe, ich mache alles neu!"

Während der erste und dritte Tag nach alter Observanz für Gegenstände allgemeinen Inhalts bestimmt waren, wurden am zweiten Kongreßtage die Spezialkonferenzen abgehalten.

Bei der Fülle der zu behandelnden Gegenstände waren Parallelversammlungen nötig. Die erste behandelte „Die Seelsorge an den Gefangenen." Die Diskussion schloß sich hier an sieben Thesen an, welche Dr. v. Koblinsky aufgestellt hatte und von ihm mit großer Sachkenntnis erläutert wurden.

Die zweite Versammlung hörte den nach Form und Inhalt vollendeten Vortrag des Prof. Dr. jur. Stammler-Halle über: „Das bürgerliche Gesetzbuch und die Innere Mission."

„Das Neue, was das bürgerliche Gesetzbuch gebracht hat, liegt auf der Grenze des öffentlichen Rechts; es ist die Förderung von Wohlfahrtsbestrebungen durch die Erleichterung von Vereinsgründungen, die Förderung einer besseren Erziehung der Minderjährigen und die Entmündigung solcher, die der Gesellschaft schaden, wie der Trunksüchtigen. Es wurden dann der Inneren Mission Wege und Ziele vorgehalten, die es unter treuer Benützung der guten Meinung des Gesetzes zu erstreben gilt.

Das dritte Thema behandelte: „Neue Wege der weiblichen Diakonie.“ Den Vortrag darüber hatte Missionsinspektor A. Schreiber-Bremen. Seine Sätze überschrieb er mit drei Fragen:

1. Warum neue Wege?
2. Welches sind die neuen Wege?
3. Wie weiter, wenn die neuen Wege der weiblichen Diakonie keine Förderung bringen und früher oder später in die alten Bahnen der Mutterhäuser einlenken?

Ein vierter Vortrag wurde von dem (unterdessen zum Konsistorialrat beförderten) Supt. Streeß gehalten über: „Die Aufgabe der christlichen Gemeinschaften gegenüber der Kirche und der Inneren Mission.“

Im dritten Abendgottesdienst predigte Lic. Bachmann-Nürnberg über Luk. 4, 16—21 mit dem Thema: „Die Innere Mission im Dienste des Erlösers.“ Nach dem Abendgottesdienst fand die zweite öffentliche Abendversammlung statt, in welcher drei Ansprachen gehalten wurden, über: „Unsere Aufgabe gegenüber den Seeleuten.“ „Unsere Aufgabe gegenüber den Kellnern.“ „Unsere Aufgabe gegenüber den Dienstboten.“

Um 10 Uhr des dritten Tages begann die zweite Hauptversammlung mit dem voll Spannung erwarteten aktuellen Referat des Prof. Dr. Karl Kinzel über: „Die Freiheit der Kunst.“ Sein Vortrag hatte folgende Sätze:

1. Die Kunst muß frei sein, frei von äußeren Einflüssen, wie von der Herrschaft niederer Begierden.

2. Der Künstler muß aber auch eine sittliche Persönlichkeit sein.

3. Die sittliche Persönlichkeit des Künstlers setzt sich selbst Maß und Schranken ihres Schaffens einerseits durch Aesthetik, andererseits aber auch durch Ethik.

4. Ein Künstler, welcher die Schranken nicht selbst findet, muß seine Kunst für sich behalten oder erwarten, daß ihm Schranken von den Hütern des öffentlichen Wohls gesetzt werden.

5. Oeffentliche Kritik und Obrigkeit sind dazu verpflichtet, Ausschreitungen einer vermeintlichen Kunst aus Rücksicht auf die Sittlichkeit zurückzuweisen.

6. Wir brauchen deshalb eine gut vorbereitete und geübte Zensurbehörde und als Berufungsinstanz ein Kollegium von ernsten, angesehenen und in jeder Hinsicht zur Beurteilung der sittlichen Wirkung von Kunstwerken befähigten Männern, dessen Entscheidung endgültig ist.

7. Von einer solchen Instanz darf man sich nicht nur eine heilsame Wirkung auf die öffentliche Sittlichkeit, sondern auch auf die Kunstinstitute, Ausstellungen, und nicht am wenigsten auf die Künstler versprechen. —

Die darauf folgende Diskussion beschränkte sich in der Hauptsache auf die Hauptthesen 6 und 7. Einer der Redner, Pastor Mahling-Hamburg, führte aus, daß das Thema in die gewaltigste Geistesströmung und die

schwierigsten Kämpfe unserer Tage hineinführe. Bei der „lex Heinze“ handle es sich zunächst gar nicht um die Kunst, sondern um die sittlichen Versuchungen unserer Jugend. Gegen diese Notstände nur, nicht gegen die Kunstwerke, nehme die Innere Mission, die nichts weniger als kunstfeindlich sei, Stellung. Wir dürfen uns nicht auf das Gebiet der Kunstästhetik, die nicht unsere Sache ist, locken lassen, sondern müssen von vornherein konstatieren, daß die Hauptsache für uns ist, den sittlichen Verführungen der Jugend unter dem Deckmantel der Kunst entgegenzutreten. Das ist dann aber gar keine Kunst, sondern nur eine Spekulation auf den Geldbeutel. — Der Redner führte aus, daß die „Organe der öffentlichen Wohlfahrt“ gegen Schändlichkeiten der Kunst zwar auftreten müßten, aber eine Zensur ist durchaus abzulehnen. Berlin hat sie, Hamburg nicht; aber die schlechtesten Stücke werden erst in Berlin ausprobiert, bevor sie in Hamburg aufgeführt werden. Nicht mit kleinlichen polizeilichen Maßregeln, sondern mit großen Mitteln muß geholfen werden. Man muß das Volksgewissen erziehen. Das Ethische, nicht das Aesthetische ist die Hauptsache. Die Griechen sind bei der herrlichsten Aesthetik zu Grunde gegangen. Wir müssen es aussprechen, daß auch der Künstler, wie jeder andere Mensch, der Erlösung durch Jesum Christum bedürftig ist. Ein großer Künstler muß auch ein treuer Anhänger Jesu sein. Das Wort muß es thun, allein das Wort.

In ähnlichem Sinne sprach nach ihm Pastor Stöcker sich aus. Die Produktion und den Verkauf schamloser Bilder kann man nicht hindern, aber die öffentliche Ausstellung solcher Bilder sollte unterbleiben. Auf dem Gebiete des 6. (resp. 7.) Gebots waren Gefahren aufgetreten, denen man die Zuflüsse abgraben mußte, das wollte das Gesetz.

Auch Stöcker erwartet von einer Zensur und einem Gerichtshof nicht viel. Das sind nur erfolgreiche Mittel zu Gunsten von Staatseinrichtungen, nicht zu Gunsten der Religion und Sittlichkeit. — Die Studentenschaft von Halle, die „Sodoms Ende“ auspfiff, war eine ausgezeichnete Zensurbehörde. Wir müssen den Volksgeist lebendig machen.

Zum Schluß der Verhandlung nahm die Versammlung folgenden Antrag an:

„Der 31. Kongreß der Inneren Mission stimmt den Leitsätzen 1—5 des Referenten zu und erinnert aufs Neue daran, daß es die Aufgabe der Inneren Mission ist, immer wieder das Gewissen des Volkes zu wecken, zu schärfen und zur Erkenntnis zu bringen, daß für jeden Menschen, welchem Stand und Beruf er auch angehört, nur in Christo allein das Heil zu finden ist.“ — Die Versammlung wurde mit dem Lutherliede geschlossen.

Den eigentlichen Schluß des Kongresses bildete ein Gottesdienst mit der Predigt über Joh. 14, 27, gehalten von Gen.-Sup. Lohr-Kassel. Damit nahmen die Teilnehmer Abschied von der alten, schönen Wartburgstadt.

Toleranz und Parität ist das Losungswort der Ultramontanen in Deutschland an Orten, wo sie in der Minderheit sind; wie sie aber die Toleranz üben, wo sie die Macht haben, zeigt ein Bericht aus Böhmen, den wir nachstehend mitteilen.

An Supt. Meyer kam folgender Bericht von Vikar Ungnad in Klostergrab über höchst bedauernswerte Vorgänge in Zinnwald: Am 22. Sept. 1901 gaben sich evangelische Glaubensgenossen ein Stelldichein in der Biliner Bierhalle zu Böhmisch-Zinnwald. Die evang. Gemeinden Teplitz, Turn, Graupen, Klostergrab — böhmischerseits und Altenberg, Geising und säch-

sisch Zinnwald sächsischerseits, waren vertreten. Nachdem sich die Ausflügler ca. eine Stunde lang zwangslos unterhalten hatten, wurde gemeinsam das Lutherlied: „Ein feste Burg“ gesungen. Der evangelische Geistliche Klostergrabs, Pfarrvikar Ungnad, gab hierauf seiner Freude über das zahlreiche Erscheinen der Glaubensgenossen Ausdruck und warf einen kurzen Ueberblick auf die Geschichte des einst evangelischen Böhmens. Bei der Erwähnung der Niederbrennung der evangelischen Kirche Klostergrabs im Jahre 1617 wurden Pfuirufe laut. Inzwischen hatten sich die Zinnwälder Katholiken in einem anderen Lokale versammelt, waren in die Biliner Bierhalle gerückt und hatten dort den Saaleingang, die Vorräume und die Treppe besetzt. Auf ein gegebenes Zeichen stürzten die Katholiken auf den Redner und die übrigen Evangelischen los. Mit Biergläsern, Stühlen, Steinen wurde auf die wehrlosen Protestanten eingehauen und geworfen, mit gezückten Messern sogar Weiber und Kinder bedroht. Der evangelische Pastor wurde von seinen Gemeindegliedern in die Saalecke gezogen und mit ihren Leibern gedeckt. Mit Rufen, wie: „Den schwarzen Hund wollen wir haben, schlagt ihn tot, den verfluchten Ketzer,“ drängten die Angreifer nach. Die Evangelischen flüchteten in ein kleines Nebengemach; die Thür wurde vom Saal aus von den Katholiken gesprengt, ein Hagel von Steinen und Biergläsern überschüttete von dem Saal und der Straße aus die Eingeschlossenen. Als nach einiger Zeit der Bürgermeister von Zinnwald erschien und die Zinnwälder beruhigt hatte, bot der Saal das Bild der Verwüstung. Circa zehn Protestanten bluteten aus erhaltenen Wunden. Als der evangelische Pastor auf der Straße erschien, wiederholte sich der Angriff. Den Protestanten blieb nichts anderes übrig, als, verfolgt von Steinwürfen, in wilder Flucht jenseits der nahen sächsischen Grenze Schutz zu suchen, ja bis über die Grenze folgten einige der Angreifer den Flüchtigen. Inzwischen war ein junger katholischer Geistlicher unter den Angreifern erschienen und von ihnen lebhaft begrüßt worden. Die Evangelischen mußten bis zur hereinbrechenden Dunkelheit auf sächsischem Gebiet bleiben und dann bei Mondschein auf großen Umwegen über den Kamm des Erzgebirges in ihre Gemeinden zurückkehren. — Der Angriff geschah von zwei Seiten (Lokal, Biliner Bierhalle, 100 Schritte von der Grenze); der Mob griff im ersten Stock in einem Lokale ohne Ausgang an, während von der Straße aus die fanatische Menge, welche um 1 Uhr „Gottesdienst“ hatte, mit kindskopfgroßen Steinen bombardierte Die Wucht war so groß, daß die Fensterkreuze eingeworfen wurden. In den Händen hielten die Leute die Gebetbücher und Rosenkränze. Alle Augenzeugen berichten, daß es als ein Wunder anzusehen sei, daß die Kinder nicht schwer verletzt wurden — es hat sichtlich Gott die Kleinen im Gläserhagel geschützt. Anbei übersende ich den Katechismus der kleinen Otto, welche denselben als Schutz vors Gesicht hielt. — Sie sehen auf der Vorderseite die Spuren der Glasscherben, da die Menge mit zerbrochenen Biergläsern warf. Das Kind (acht Jahre) ist unverletzt geblieben. Der Katechismus war nagelneu. Die schwerverletzte Frau S. ist 54 Jahre alt. Herr W., ein Kämpfer von 1870, beschreibt den Anblick der Scene als grauenvoll und haarsträubend.

Litteratur.

Vorbemerkung. Bei der Arbeitslast, die es zu bewältigen gilt, kann die Redaktion sich nicht darauf einlassen, die nachfolgenden Bücher rezensieren zu wollen, wozu eine ruhige und gründliche Prüfung jedes einzelnen Buches erforderlich wäre. Wir müssen das den Fachblättern, — Litteraturzeitungen — überlassen. Die nachfolgenden „Besprechungen" sind Anzeigen, die dem Leser zu zeigen suchen, was er etwa von dem Buche zu erwarten hat. Der oft anderweitig schon bekannte Name des Verfassers leistet dann auch Bürgschaft für den guten Inhalt des betr. Buches.

Von dem Verlag von A. Deichert, Nachf. (Geo. Böhme) kamen seit der letzten Anzeige uns folgende Bücher und Hefte zu:

Dr. M. Kähler, „Die Herrlichkeit Jesu." Ein kleines Heft von 40 Seiten, Preis 75 Pf. Ein Vortrag, gehalten auf der Konferenz der deutschen christlichen Studentenvereinigung zu Wernigerode. Eine kurze, aber gründliche Untersuchung der Frage, worin die Herrlichkeit Jesu bestand. Mit liebender Sorgfalt geht der geehrte Verfasser auf seinen Gegenstand ein, und belegt seine Ausführungen mit reichlichen Belegstellen des Neuen Testaments. — Das Büchlein ist ein würdiges Seitenstück des anderen Schriftchens von demselben Verfasser, das wir das letzte Mal anzeigten und hier gerne nochmals nennen:

„Gehört Jesus in das Evangelium?" (Siehe Nov. 1901, S. 476.) In diesem Schriftchen tritt Verfasser in würdiger, knapper und edler Sprache den Ausführungen Harnacks entgegen, der einen Gegensatz zwischen dem Evangelium, wie Jesus es verkündigte und dem Evangelium der Apostel zu konstruieren suchte und diese seine Methode dann als „geschichtlich" ausgiebt. Er stellt und beantwortet folgende fünf Fragen:

Was heißt „geschichtlich" Evangelium?

War Jesus in seiner Verkündigung sich selbst Gegenstand?

Wie erklärt sich der Unterschied des apostolischen Evangeliums von Jesu Predigt an diesem Punkt?

Weshalb lehnt die „kritische Geschichtsforschung" diese Erklärung ab?

Warum gehört Jesus in das Evangelium?

Das Büchlein ist eine kurze, würdige und gründliche Abweisung des bekannten Harnackschen Satzes, den wir in einem früheren Artikel wörtlich angeführt haben.

„Das Lebensziel des Menschen diesseitig oder jenseitig?" Eine Prüfung der Lebensideale, besonders der gegenwärtigen Richtungen in der Theologie, von F. Wohlhaupt, Pf. 92 Seiten, Preis Mark 1.50. Der Verfasser behandelt seinen wichtigen Gegenstand in drei Hauptabschnitten:

I. Die außerchristlichen Lebensideale:
   1. Das materielle Fortschrittsideal.
   2. Das ästhetische.
   3. Das moralische.
   4. Das Goethesche.
   5. Das pessimistische Lebensideal.

II. Die christlich-evangelischen Lebensideale.
   1. Die liberale Theologie: Pfleiderer, Lipsius.
   2. Die Ritschlsche Schule: Ritschl, Harnack.
   3. Die sogenannte kirchliche Theologie. Frank, Dorner, Pietismus.

III. Postulate:
   1. Der Dualismus in der Welt.
   2. Das Wesen dieses Dualismus.
   3. Ewiges Leben.

Eine sehr interessante und lesenswerte Schrift. Die trostlose Verflachung des Christentums von seiten der liberalen und Ritschl-Harnackschen Theologie wird treffend dargestellt. „Die außerkirchliche weltliche, im wesentlichen griechische Frömmigkeit hat in Harnack die spezifisch christliche Frömmigkeit verschlungen. Das Lebensideal Harnacks bezeichnet den äußersten Grad der Verdiesseitigung des Christentums. Aber die Verdiesseitigung ist eine ungeheure Verflachung."

Der homiletische Gebrauch der Evangelischen Altkirchlichen Perikopen nach einem Publikum von † Prof. Dr. Steinmeyer, von M. Reyländer, Pastor in Wegeleben. 171 S. 2.80 M. Verfasser giebt im Vorwort Auskunft über die Entstehung dieser Schrift. Er und andere Verehrer des † Prof. Steinmeyer suchten teils aus dem Nachlaß St., teils aus mehr oder minder genauen Nachschriften das zusammenzustellen, was St. über die altkirchlichen Evangelien geschrieben hat. Es sind „nicht überall verba ipsissima Steinmeyers zu finden," aber Verfasser hat versucht, aus dessen exegetischen Arbeiten und zahlreichen Predigtentwürfen, sowie aus seinen Kommentaren zu Matth. und Joh. zu ergänzen.

Es sind teils kürzere, teils längere Besprechungen der Evangelien, die dem Prediger Handreichung thun sollen, um ihn zum richtigen Verständnis und richtiger homiletischer Anwendung des Textes anzuleiten. Es sind kurze, praktische Anleitungen, für jeden Text ist der Raum beschränkt auf eine, zwei oder drei Seiten, selten mehr, meist weniger. So konnte in dem kleinen Rahmen des Buches die ganze Reihe der altkirchlichen Evangelien vom ersten Advent bis zum 27. Sonntag nach Trinitatis in aller Kürze abgehandelt werden. St. sucht in jedem Text das punctum saliens anzudeuten, auf welches es bei der Predigt ankommt. Möge das Buch viel Segen stiften.

Grundriß der Symbolik. Konfessionskunde von Dr. Gust. Plitt, weil. Prof. der Theol. In 4. umgearbeiteter Ausgabe herausgegeben von Dr. Vikt. Schultze, o. Prof. der Theol. in Greifswald. 175 Seiten. Preis Mark 2.80.

In löblicher Kürze wird hier also in 4. Auflage uns ein Werk geboten, das in vier Teilen und einem Anhang das Wesentliche der Hauptkonfessionen des Christentums darzubieten sucht. 1. Die griechisch-katholische, 2. die römisch-katholische Kirche; 3. die lutherische; 4. die reformierte Kirche. Anhang (mit sonderbarer Ueberschrift): Außerkirchliche Gemeinschaften: Mennoniten, Freunde, Baptisten, Methodismus, Irwingianer.

Es mutet uns hierzulande in der That eigen an, diese Denominationen alle als außerkirchliche unter obigem Titel zusammengefaßt zu sehen; als ob nur die Staatskirchen das Recht hätten, sich „Kirchen" zu nennen.

Das Buch ist ein kurzgefaßtes, gelehrtes Werk, mit griechischen und lateinischen Citaten ausgestattet, unter Verweisung auf Quellenschriften und Bücher von symbolischem Ansehen in der betreffenden Kirche. Für gelehrte Forscher eine schätzenswerte Fundgrube, wo kurz und leicht das Wichtigste zu finden ist in betreff jeder Kirche, resp. Denomination.

Wege und Ziele der Inneren Mission. Eine Sammlung von Thesen fachmännischer Vorträge von Lic. theol. A. Jentsch, P. Ein dickes Buch v. 342 Seiten; Preis Mk. 3,60.

Das ist ein Werk für den Praktiker. Eine „Thesen-Sammlung" und was für eine? Dem Hundert nach kann man sich hier Themata und Thesen aussuchen über alle möglichen Fragen, die kirchliche, sittliche, soziale und alle denkbaren menschlichen Interessen berühren. Distrikts- und Pastoralkonferenzen, die in ihrer Not oft nicht wissen, welche Aufgaben

sie ihrem Referenten stellen sollen, sollten dieses Buch anschaffen, um da eine reiche Auswahl zu finden. 12 enggedruckte Seiten füllt allein die Uebersicht der abgehandelten Themata. Wir geben nur die Hauptüberschriften:

I. Prinzipielles und Allgemeines.

II. Die Berufsarbeiter der Inneren Mission. (Hier kommt die Diakonie zur Sprache.)

III. Die „Arbeit" der Inneren Mission.

a. Fürsorge für die Kinder und die heranwachsende Jugend.

b. . . . . für die Wandernden und Heimatfremden.

c. Die Kranken- und Siechenpflege.

d. Christliches Schriftenwesen.

e. Bekämpfung einzelner sozialer Laster. (Unzucht, Trunksucht; Gefangene, Sonntagsfr. u. s. w.)

f. Die Innere Mission und die soziale Frage.

1. Die Arbeiterfrage.
2. Die Frauenfrage.
3. Der sozialdemokratische Standpunkt und seine Bekämpfung.
4. Stellung und Aufgabe der Kirche und der Inneren Mission zur sozialen Frage.

g. Die Hebung des christlichen und kirchlichen Sinnes in den Gemeinden.

h. Die Evangelisation und Gemeinschaftspflege.

Ueber alle diese Gegenstände verbreitet sich das Buch mit mehr oder weniger großer Ausführlichkeit, indem es vorn im Inhaltsverzeichnis die Themata angiebt und die Seitenzahl, und im Text dann ausführlich Thesen giebt von Fachmännern, die das betr. Thema behandelt und die Thesen veröffentlicht haben. Es ist eine reiche Fundgrube für das praktischkirchliche Leben, das gewiß viele mit Dank benützen werden.

Die an den Geistlichen zu übende Seelsorge. Durch Beispiele erörtert von Dr. R. Löber. 92 Seiten, Preis Mk. 1,50.

Ein Buch für Distrikts- und Pastoralkonferenzpräsides; auch für solche, die ihren Amtsbrüdern treuen geistlichen Beistand und Zuspruch bieten möchten. Es hat folgenden Inhalt: Die an dem Geistlichen zu übende Seelsorge erläutert:

1. An dem unzufriedenen Geistlichen.
2. An dem geistreich-weitherzigen Geistlichen.
3. An dem träumerischen Geistlichen.
4. An dem freisinnigen Geistlichen.
5. An dem radikalen Geistlichen.
6. An dem eifrigen Seelsorger.

Die einzelnen Abschnitte sind in die Form persönlicher Antwort auf spezielle Fragen oder Klagen gebracht, aus dem brieflichen Verkehr entstanden, an Männer gerichtet, die sämtlich nicht mehr leben. Es sind herzgewinnende, auf den geistlichen Seelenzustand, resp. die geistliche Not des einzelnen Adressaten Rücksicht nehmende Ansprachen, aus reicher Herzens- und Lebenserfahrung entsprossen, die hoffentlich reichen Segen stiften werden. Gerade der Geistliche bedarf erfahrener geistlicher Beratung für seinen eigenen Herzensstand, so wie der Doktor in eigener Krankheit, oder Krankheit in der Familie einen andern Doktor zu Rat zieht.

An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Rückblick auf das letzte Jahrhundert deutscher Kirchengeschichte. Von Reinh. Seeberg. Dritte unveränderte Auflage. 138 Seiten. Preis Mk. 2,10. — Inhalt: 1. Rückblick auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts: Die Auf-

klärung, der alte Glaube und die Fragen der neuen Zeit (15 kleine Abschnitte.) 2. Blicke auf die neueste Zeit: Die Gaben und die Aufgaben, die Fragen und die Antworten in der Kirche und Theologie. (19 Abschnitte.)

Die erste Auflage erschien als Separatabdruck zweier Aufsätze, die auf Wunsch der Redaktion der „Neuen kirchl. Zeitschrift" geschrieben waren für das Januar- und Februar-Heft 1900, im Januar 1900. Die 2. Auflage wurde im August 1900 nötig; die 3. im Jahr 1901. Ein Zeugnis, welcher günstigen Aufnahme sich dieses kurze, in der Entwicklungsgeschichte der protestantischen Theologie des vergangenen Jahrhunderts trefflich orientierende Buch gefunden hat in der Theologenwelt. — Wer einen kurzen aber trefflichen Ein- und Ueberblick gewinnen will über die gewaltigen Geisteskämpfe, welche das vergangene Jahrhundert in allen Gebieten des geistigen Lebens durchzukämpfen hatte, der greife nach diesem Buche, in dem die Hauptströmungen, resp. Richtungen, desselben kurz gezeichnet sind. „Der Verfasser besitzt eine große Gabe, anzuerkennen und gelten zu lassen. Die Urteile über die altliberale Theologie und die Vermittlungstheologie, über Hengstenberg und den großen Baur zeigen das deutlich. Bei aller Gerechtigkeit verhehlt er seinen streng positiv-lutherischen Standpunkt nirgends."

Die epistolischen Perikopen des Kirchenjahrs exegetisch und homiletisch behandelt von Lic. theol. J. L. Sommer, k. Kirchenrat und Dekan in Neustadt a. A. In sieben schnell aufeinander folgenden Lieferungen je Mk. 1,20.

„Daß die exegetisch-homiletischen Arbeiten des Herrn Kirchenrats Lic. Sommer in ihrer Unentbehrlichkeit für die Studierstube des Pfarrers immer mehr gewürdigt werden, beweist wohl am besten die soeben erscheinende fünfte revidierte Auflage.

„Jeder Perikope ist vorangestellt eine gründliche exegetische Bearbeitung, hier werden etwa vorhandene Textschwierigkeiten klargestellt, Differenzen der Auslegung besprochen, die Hauptbegriffe des Textes unter Berücksichtigung der bedeutendsten Exegeten verwertet. Gelehrter Apparat wird zwar ferne gehalten, aber der Kundige merkt leicht, daß hier umfassende Vorstudien zu Grunde liegen. Ein weiterer Abschnitt giebt an den Text anschließende Gedanken, der dritte die homiletische Verwertung. Hier sind oft eine ganze Reihe Predigtskizzen oder Dispositionen hervorragender Homileten angeführt. Ueber die Belesenheit des Verfassers, insonderheit auch in der patristischen Litteratur, muß man staunen. Zur Anregung und Förderung in der Gedankenwelt sind diese Erklärungen eine treffliche Hilfe. Es ist unmöglich, daß jemand, der eine dieser Perikopen-Erklärungen durchgearbeitet und durchgedacht hat, um Stoff für seine Predigt verlegen wäre." („Theol. Jahrbuch".)

Wer aus Erfahrung weiß, wie schwierig oft die altkirchlichen Epistelexte zu behandeln sind, wird, wenn er wieder darüber predigen will, gerne nach einem solchen praktischen Handbuch greifen. Der griechische Text ist hier nicht beigedruckt, wie in den anderen Lieferungswerken von Reyländer und Dr. G. Mayer, die wir in den letzten Jahren anzuzeigen hatten.

Nochmals sei hier verwiesen auf das schon das letzte Mal angezeigte Werk: Ad. Harnacks Wesen des Christentums für die christliche Gemeinde geprüft von D. theol. W. Walther. 4. Auflage, 168 S. kart. Mk. 3.

Dr. Kählers Buch (s. o.) ist für die Gelehrten, dieses für das Volk. Ueber Dr. Walthers Buch verweisen wir auf nachfolgendes Urteil.

„Mit Verzicht auf jede lieblose Polemik geht Verfasser in vollster Objektivität den entscheidenden Behauptungen Harnacks mit großer Gründlichkeit und gewissenhafter Würdigung ihrer Beweise nach. Es ist durchaus wissenschaftliche Methode in einfachster und verständlichster Form, die Verfasser anwendet, mit unermüdlicher Schärfe Prof. H. auf seinen Gedankengängen folgend, dieselben sachlich prüfend und Schritt für Schritt widerlegend. Das Buch stellt eine Denkarbeit dar, die derjenigen H.s zum mindesten ebenbürtig ist. Wer über Professor Harnacks weitgehende Behauptungen sich ein eigenes Urteil bilden will, darf vorstehende Schriften nicht unbeachtet lassen."

Ueber sein Buch „Gottes Liebe" Predigten in Betrachtungen, siehe letzte No., schreibt ein Dr. H. (in „Ev.-Luth. Kirchenztg."): „So weiß ich nicht, wem ich diese Predigten dringender empfehlen soll — den Pastoren zum Studieren oder den „Laien" zur Erbauung; den Fernstehenden als Wegweiser oder den Suchenden als Führer; den Schwankenden als Stab oder denen, die gefunden haben, als Begleiter auf dem Wege des Lebens."

Von dem Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kamen folgende Bücher uns zu und werden unserem Leserkreis bestens empfohlen:

Das Wesen des Christentums. Vorlesungen im Sommersemester 1901 vor Studierenden aller Fakultäten an der Universität Greifswald gehalten von Hermann Cremer, Dr. der Theol. und der Rechte, ord. Professor der Theol. 234 S. Preis M. 3. Geb. M. 3,60.

Das Buch läßt schon in seinem Titel ahnen, daß es gegen Harnack gerichtet ist. In 12 Abschnitten behandelt der Herr Verfasser seinen Gegenstand. 1. Welches Christentum? 2. Die apostolische Verkündigung. 3. Die Verkündigung Christi nach dem synoptischen Bericht. 4. Der johanneische Bericht. 5. Kritische Bedenken. 6. Antikritik. 7. Glaube und Geschichte. 8. Die Person Jesu. 9. Jesu Auftreten und Aufnahme in Israel. 10. Die Wunderwirksamkeit Jesu. 11. Das Werk Jesu oder sein Leiden und Sterben, seine Auferstehung und Himmelfahrt. 12. Das Wesen des Christentums.

Der Standpunkt Cremers wird schon durch folgende Sätze im Vorwort gekennzeichnet: „Hatte Schleiermacher es zu thun mit einer Entfremdung vom Evangelium durch Schuld des Rationalismus, so hat Harnack es zu thun mit einer Entfremdung vom Christentum durch Schuld der Bezeugung des Evangeliums, und zwar des Evangeliums der Bibel und der Reformation. Denn nicht allein die von der Theologie mit mehr oder weniger Geschick entwickelten Lehren, sondern die wesentlichen Züge des neutestamentlichen Evangeliums sind es, bei denen er die Schuld des Unglaubens unter den Gebildeten findet. Darum vertritt er ein anderes angeblich auf dem Wege historischer Kritik erarbeitetes Evangelium, welches sich weder auf historische Kritik gründet, noch Evangelium für die Sünder ist. Seine Voraussetzung ist nicht ein historischer, sondern ein dogmatischer Satz, nämlich der Satz, daß eine Gestalt, wie der Christus der neutestamentlichen Verkündigung eine Unmöglichkeit sei" u. s. w. Er stellte sich dann die Aufgabe, „zu prüfen, wie die neutestamentliche Erkenntnis Jesu Christi entstanden sei, ihren Inhalt zu zeichnen und den Beweis der Wahrheit so zu führen, wie er nach meiner Ueberzeugung allein geführt werden kann."

Der Stein ist durch Harnack ins Rollen gebracht worden, und je mehr sich berufene Kräfte daran machen, das wahre Wesen des Christentums darzustellen im Gegensatz zu dem verstümmelten Christentum Harnacks, um so

mehr können wir das mit Freuden begrüßen, denn um so allseitiger und vollständiger wird die Wahrheit gegenüber dem Irrtum ins Licht gestellt.

Die Briefe Pauli an Timotheus und Titus. Der griechische Text übersetzt und erklärt zur Handreichung zunächst für Geistliche, Religionslehrer und Studierende von Emil Krukenberg, Supt. 163 Seiten. Preis M. 2; geb. M. 3.

Das Schriftchen giebt oben auf jeder Seite 1—3 Zeilen Grundtext, dann folgt unter dem Text eine Erklärung in Form einer sog. Paraphrase. D. h. die Uebersetzung des Textes wird in **Fettschrift** eingeflochten in die dazu gegebene Erklärung; eine Methode, die bekanntlich von J. A. Bengel vielfach angewandt wurde, in neuerer Zeit selten mehr gefunden wird. Als Freund und Schüler Bengels giebt sich der Verfasser auch durch seinen ganzen Stil und reichliche lateinische Citate aus Bengels Gnomon zu erkennen.

Das Buch ist eine schätzenswerte kurzgefaßte Auslegung für die sog. Pastoralbriefe und wird den Amtsbrüdern bestens empfohlen.

Jesu Gottheit und das Kreuz. Von Dr. A. Schlatter, Prof. in Tübingen. 90 S. Preis M. 1,20.

Seit 1897 erscheinen in zwanglosen Heften in oben genanntem Verlag: „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie", herausgegeben von Dr. A. Schlatter und Dr. H. Cremer. Jeder Jahrgang enthält (zum Preise von M. 10,00) eine Sammlung von je sechs Heften in verschiedener Größe und von sehr verschiedenen Verfassern. Jedes Heft ist auch einzeln käuflich. Das oben angezeigte Heft ist das fünfte im fünften Jahrgang.

Das Heft hat folgende Fragen behandelt:

1. Worin macht sich Jesu Gottheit wahrnehmbar?
2. Der Anteil der Gottheit Jesu an seinem Tod nach den Aposteln.
3. Das Verhältnis der apostolischen Sätze zu den kirchlichen Formeln.
4. Der Heilands- und der Kreuzeswille Jesu.
5. Das Verhältnis der kirchlichen Formeln zur Passionsgeschichte.
6. Die Heilandsmacht des Gekreuzigten.

Das Buch entwickelt mit großem Scharfsinn die Frage, wie sich die Gottheit Jesu in seinem Todesleiden bethätigte und was sie bewirkte. Es nötigt zu scharfem Nachdenken über die Frage von der Versöhnung und ist daher besonders den zur Gnosis angelegten Denkern bestens zu empfehlen.

Ueber den Zustand nach dem Tode. Nebst einigen Andeutungen über das Kindersterben und über den Spiritismus. Von Dr. Hermann Cremer. 6. Auflage. 121 S. Preis M. 1,56.

1. Der Ernst der Frage.
2. Die Gewißheit der Antwort.
3. Unsterblichkeitsglaube oder Auferstehungshoffnung.
4. Totenreich, Todesfurcht und Lebenshoffnung zur Zeit des Alten Bundes.
5. Paradies und Auferstehung.
6. Zwischen zwei Ostern.
7. Vom seligen Sterben und von der Bekehrung nach dem Tode. Ueber das Kindersterben. Ueber den Spiritismus.

„Die Leugnung des Lebens nach dem Tode ist in einem Maße populär geworden, daß den ‚nach Bildung und Besitz maßgebenden Kreisen' davor

graut.“ (Vorwort.) Um so erwünschter ist eine Darreichung aus berufener Hand, die stärken kann, was wanken oder sterben will.

Taufe, Wiedergeburt und Kindertaufe in Kraft des Heiligen Geistes. Von Dr. Hermann Cremer. Zweite Auflage in neuer Ausarbeitung. 163 S. Preis M. 2,40. Inhalt: 1. Zur Fragestellung. 2. Das Bad der Wiedergeburt. 3. Die Wirksamkeit des Heiligen Geistes. 4. Die Notwendigkeit des Glaubens. 5. Unsere Taufe und die Taufe unserer Kinder. 6. Folgerungen.

Die Schrift giebt nach dem Vorwort sich als Erwiderung gegen allerlei Mißverständnisse und unrichtige Unterstellungen von seiten verschiedener Beurteiler C.s zu erkennen, will aber keinen polemischen, sondern irenischen Ton anschlagen, da es dem Verfasser nicht um Rechthaberei und um seine Person zu thun ist, sondern um die Einheit des Glaubens aller derer, „die den Namen des Herrn Jesu anrufen an allen ihren und unsern Orten.“

Die religiöse Entwicklung der Menschheit im Spiegel der Weltlitteratur. Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern. Herausgegeben von Lic. L. Weber, Pf. S. 555. Preis M. 6; geb. M. 7. Gegenüber den heutzutage dem Christentum vorherrschend feindlichen oder doch entfremdeten Litteraturgeschichten, die je und dann erscheinen (Jul. Hart, Joh. Scherr), welche die Religion Israels nicht als göttliche Offenbarung erkennen, sondern als eine Mischreligion aus heidnischen Bestandteilen beurteilen, fand der Herausgeber es notwendig, daß doch auch der positiv-evangelische Standpunkt in der Beurteilung der Weltlitteratur irgendwie zur Geltung gebracht werden müsse. — Der Herausgeber verfolgt einen apologetischen Zweck: Die Bedeutung Christi als das A und O der Heils- und Weltgeschichte im Spiegel der Weltlitteratur aufzuzeigen. Er hat sich zu dem Zweck kompetente Mitarbeiter gesichert (wir nennen beispielsweise die Professoren Zökler, Blaß, Rippenbach, Orelli, Lemme, Sachsse; ferner Dr. Rocholl, Dr. Paulsen u. s. w.). Diese Herren haben alle über Gegenstände, die ihnen genau bekannt waren, ihr Urteil abgegeben. Das Werk bietet also eine Sammlung von (im Ganzen 37) sachverständigen Aufsätzen über die Weltlitteratur vom Standpunkt des positiv-evangelischen Christentums.

Inhalt (kurz): a. Die vorchristliche Zeit. Hier werden die Religionen der Arier, der hamito-semitischen Völker, der Griechen und Römer, der Buddhismus, Israels, abgehandelt. b. Die christliche Zeit. Urchristentum, apostolische und nachapostolische Zeitalter bis Konstantin; Muhammedanismus; kirchl. theol. Litteratur des Mittelalters; alte deutsche Litt.; roman. Litt. des Mittelalters, werden hier behandelt. Dann folgen einzelne bedeutende Männer: Reuchlin und Hutten; M. Luther; Melanchthon; Hans Sachs; Joh. Fischart; Protestantismus in der engl. Litteratur; Gegenreformation; Jansenismus; Methodismus; Dichtung zur Zeit der Orthodoxie; Litteratur der Aufklärung; Klopstock; Winkelmann, Lessing, Herder; Hamann; Schiller; Göthe; Kant u. s. w. u. s. w. bis in die Gegenwart.

Der geneigte Leser ersieht daraus, daß wir es hier mit einem wichtigen Sammelwerk zu thun haben, das zwar nicht den Titel einer „Geschichte der Weltlitteratur“ beanspruchen kann, aber doch durch einen Gang durch die Weltlitteratur uns in den Stand setzen kann, ein Urteil zu gewinnen, inwiefern die Offenbarungsreligion sich von den natürlichen Religionen unterscheidet.

Ebenfalls im Verlag von C. Bertelsmann ist erschienen ein Buch, das, irren wir nicht, uns vom eigenen Verlagshause zugesandt wurde.

Die kirchliche Armenpflege beleuchtet in einem Streifzug durch das Gebiet der Fürsorge für die Bedürftigen. Von Prof. Dr. Fr. Hashagen. 154 S. $0.60.

Inhalt: 1. Einleitung. 2. Begriff der Armut. 3. Ausdehnung des Armseins. 4. Ursachen der Verarmung. 5. Formen und Methoden der Armenpflege. 6. Thatsächliche Hinderungen der Armenpflege. 7. Theoret. Einwände gegen die Armenpflege. 8. Die Zukunft der Armenpflege.

Der Unterschied christlicher und heidnischer Armenpflege wird hier in ein grelles Licht gestellt.

Durch irgend einen nicht mehr aufzuklärenden Irrtum wurde die Anzeige eines Buches ausgelassen, das uns schon vor längerer Zeit von dem Western Meth. Book Concern, Jennings & Pye in Cincinnati, Ohio, zugesandt wurde, was wir jetzt nachholen:

Hochzeits Album, Englisch: New Wedding Garland. Ein Buch in feinstem Farben Kolorit; mit sorgfältig gewähltem Text. Der Einband ist elegant; Velum-Halbseide mit gepreßtem Silbertitel und Silberschnitt. Preis der deutschen Ausgabe $1.50; für Prediger nur $1.05, Porto 8 Cts. Englische Ausgabe: Preis $2 net $1.40, Porto 8 Cts.

Im Verlag von Fred. Dette, 505 Franklin Ave., St. Louis, Mo., erscheint eine alte Auslegungsbibel: „Das Weimarsche Bibelwerk“ in neuer Auflage. Ein Bogen dieser neuen Auflage kam uns zu, jedoch keine Preisangabe der ganzen Bibel. Die Bibel erscheint in großem Quartformat, in zwei Kolonnen per Seite, jeder Vers für sich abgeteilt, mit dem Text in fetter Schrift, in lutherischer Uebersetzung. Die Erklärungen sind als Paraphrase zwischen den Text eingeschoben; doch ist alles leicht zu finden durch die Verseinteilung. Unter den Versen sind Parallelstellen beigefügt. Probe der Auslegung:

Joh. 4, 23. Aber es kommt die Zeit, und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen (Gott dem Herrn wohlgefälligen rechtschaffenen) Anbeter (und Gottesdiener) werden den (himmlischen) Vater anbeten (ihm den rechten Gottesdienst erzeigen) im Geist und in der Wahrheit (allein mit reinem Herzen und einem neuen gewissen Geist, Ps. 51, 12, nach dem Wort des heiligen Evangelii, welches Geist und Wahrheit ist, Joh. 6, 63; c. 17, 17, mit völligem Glauben und Vertrauen auf Christum, der durch sein vollkommenes Opfer die Vorbilder des Alten Testaments erfüllet und ihnen ihre Endschaft gegeben hat; nicht aber mit äußerlichen levitischen Opfern und dergleichen jüdischen Zeremonien, welche Vorbilder auf Christum, der Welt Heiland, sind, vielweniger mit selbst erdichtetem Menschentand, wie der samaritische Gottesdienst ist); denn der (himmlische) Vater will auch haben (und erfordert ernstlich solche Diener), die ihn also (wie jetzt vermeldet) anbeten (und den von ihm selbst durch seinen Sohn, den Messias, geoffenbarten und bestätigten Gottesdienst, ohne Heuchelei, im wahren Glauben verrichten).

(c. 16, 23. Jak. 1, 5. 1 Joh. 3, 22 f. Kol. 3, 17.)

Im eigenen Verlag, „Eden Publ. House“, erschien: Die Heidenmission der Evang. Synode von N.-A. Ein Beitrag zur Litteratur der neueren Mission von W. Behrend, P. Das Büchlein giebt auf 60 Seiten die Entwicklungsgeschichte dieser Mission von der Gründung an bis auf die

Gegenwart, und wird sehr zur Orientierung dienen. Es ist auch mit Bildern und einer Karte des Missionsfeldes ausgestattet.

Von der Firma Greiner & Pfeiffer, von welcher der Türmer herausgegeben wird, kamen uns zwei prächtige Bücher und drei Nummern des „Türmer“ zu, die wir schließlich noch anzeigen müssen.

„Maria Magdalena“, die Geschichte einer Sünderin aus der Zeit Christi. Von Dietrich Vorwerk. Preis 5 Mk. prächtig gebunden.

Eine Geschichte in 21 Gesängen. In schwungvoller, herzergreifender Poesie beschreibt der Verfasser die Geschichte der Sünderin, in welche natürlich die Leidens- und Auferstehungsgeschichte des Herrn mit eingeflochten ist. Das Buch ist zu Geschenken sehr geeignet.

Ein Buch anderer Art, aber ebenso prächtig und wertvoll ist das Türmer-Jahrbuch. Herausgeber J. E. Freiherr von Grotthus. In prächtigem Einband, Rot-Goldschnitt, 444 S. Mark 6.

Das Buch hat vier Abteilungen von sehr verschiedenem Inhalt: Die erste Abteilung enthält wertvolle Aufsätze und Erzählungen gemischten Inhalts. U. a.: Götterdämmerung, ein Spiegelbild unserer Zeit, in welcher der wahre, echte Gottesglauben so selten zu finden ist, wie die echten Perlen. Deutscher Imperialismus. Der Freiheitskampf der Buren von A. de Wet. Scholle oder Fabrik? (Der Gegensatz der Agrarier und der Industriellen.) Nietzsches Antichrist u. s. w. Die zweite Abteilung enthält lyrische Gedichte von sehr verschiedenen Autoren. Die dritte Abteilung: „Am Webstuhl der Zeit“ enthält eine Rundschausammlung über alle Gebiete des natürlichen und geistigen Lebens; jedes Gebiet, auch die großen Hauptkirchen, ist mit einem besonderen Artikel von kompetentem Verfasser bedacht. Eine Schatzkammer des Wissens und der Bildung, die allein reichlich das Geld wert ist, das das schöne Buch kostet. Die letzte Abteilung hat die Aufschrift: Im Narrenspiegel; meist humoristische Bilder, die auf die Zeitereignisse des letzten Jahres Bezug nehmen. Diese Abteilung bringt auserlesene Texte und Bilder aus der humoristischen Zeitschriftenlitteratur. Sonst enthält das ganze Buch nur Originalbeiträge, die noch nie zuvor veröffentlicht waren. Für Geburtstags- oder andere Geschenke trefflich geeignet.

Der Türmer selbst hat mit dem Septemberheft seinen dritten Jahrgang vollendet und im Oktober den vierten Jahrgang begonnen. Statt sieben Bogen hat das Oktoberheft deren acht; November sieben Bogen. Der „Türmer“ hat auch äußerlich eine neue Ausstattung und prächtige Kunstbeilagen erhalten, wie solche auch im Türmerbuch reichlich eingefügt sind. Unser Raum für Litteratur ist längst überschritten und müssen wir uns versagen, den Inhalt der Hefte im einzelnen anzuzeigen. Wenn es nur jedem unserer Leser vergönnt wäre, das Türmerbuch und den „Türmer“ als Neujahrsgabe auf seinem Tisch zu finden.

Eine von derselben Buchhandlung uns zugeschickte Abhandlung hat den Titel: P. Kellermann, Die Mobilmachung des Christentums gegen den Krieg. 81 S. M. 1.00. Aus dem Französischen übersetzt von P. Umfried.

Drei Abteilungen: 1. Altes Testament. 2. Evangelium. 3. Die neue Zeit. Hier wird über die soziale Krisis, die Bibel und die Philosophie, die Friedensbewegung, abgehandelt. Möchte es einen kleinen Beitrag liefern zum ersehnten Weltfrieden.

Theologischer Jahresbericht. Zwanzigster Band, enthaltend die Litteratur des Jahres 1900. Dritte Abteilung: Systematische Theologie. Berlin 1901. C. A. Schwetschke & Sohn.

Die vorliegende Abteilung bespricht die einschlägige Litteratur unter folgenden Rubriken: 1. Encyklopädie und Apologetik. 2. Religionsphilosophie und prinzipielle Theologie. Unter dieser Rubrik wird die Litteratur, welche den Zusammenhang der Religion mit dem sonstigen geistigen Leben, die Fragen über das Verhältnis von Glauben und Wissen, von Theologie und Philosophie, von Religion und Naturwissenschaft behandelt, besprochen. Darauf folgen die Schriften, welche die Religionsphilosophie als Ganzes zum Gegenstand haben, sodann die über Religionspsychologie und Erkenntnistheorie und diejenigen über Religionsgeschichte und Religionsentwicklung, sowie über Absolutheit des Christentums und Supranaturalismus. Im Schlußteil dieses Abschnittes wird auch die Litteratur über Reformreligionen, sowohl rationalistisch-moralischer als auch ästhetischer, theosophischer und occultistischer Art registriert und zum Teil auch besprochen. Die Betriebsamkeit auf diesem Gebiet ist auffallend, wenn auch die Qualität dieser Leistungen ihrer Quantität keineswegs entspricht. — 3. Dogmatik. Die Litteratur hierüber ist zum Teil nach den einzelnen Gegenständen der Dogmatik geordnet. — 4. Ethik. Hier werden die Gesamtdarstellungen, die Litteratur über Grundfragen und über Einzelfragen besonders besprochen.

Die Besprechungen sind, wie das in der Natur der systematischen Theologie liegt, eingehender als in dem Bericht über die historische Theologie. Der Raum dafür ist freilich dadurch gewonnen worden, daß der größte Teil der Litteratur nur registriert wurde. Trotzdem beträgt der Umfang dieser Abteilung 290 Seiten. Das Streben nach objektiver Darstellung und unparteiischer Beurteilung läßt sich durchweg deutlich erkennen.

Schlußbemerkung. Es war die Absicht der Redaktion, mit dem neuen Jahrgang für jeden Sonntag, den das betreffende Heft deckt, je einen Text in Form eines Predigtentwurfes behandeln zu lassen. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt, d. h. ohne die Brüder, gemacht, auf deren Mitarbeit er glaubte hoffen zu dürfen. Von sieben, die fürs Januarheft gebeten waren zu schreiben, haben drei abgeschrieben und vier gar nicht der Mühe wert gehalten zu antworten, ein Faktum, das mir selbst bei deutschen Professoren, Pastoren und Autoren nicht passiert ist. — Unter solchen Umständen werden wir zwar für die Märznummer noch einen Versuch machen; versagt er wieder, dann heißt's: Arzt, hilf dir selbst! Die diesmalige Nummer bringt etwa die Hälfte eigene Arbeit.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 4. Band. St. Louis, Mo. März 1902.

Aus R. Seeberg: An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts.

Nachfolgenden Abschnitt entnehmen wir dem vorgenannten, sehr instruktiven Schriftchen von Dr. R. Seeberg, das wir im Januarheft S. 73 f. schon angezeigt haben. Dieser Abschnitt giebt eine Probe davon, wie anregend und zu ernster Selbstprüfung auffordernd das Schriftchen ist. Möge auch in unserem Leserkreis mancher sich die Frage vorlegen: Was muß ich meinen Zuhörern bieten, um sie für Christum zu gewinnen?

„Nun aber bleibet der Bazillus, die Bedientenseele und Israel, diese drei, aber Israel ist der größte unter ihnen."*) Mit diesem bitterbösen Wort hat Lagarde das Leben der Gegenwart charakterisieren wollen. Es ist bemerkenswert, daß es auch christliche Kreise geben dürfte, die dieser Charakteristik zustimmen. Trotzdem ist sie völlig einseitig. Es stehen noch andere Mächte auf dem Plan. Mag immerhin der Materialismus, Opportunismus und Servilismus eine schwere Gefahr bilden, wir lernen auch heute ideales Streben, kräftigen thatenfrohen Sinn kennen. Noch immer giebt es Menschen in unserer Mitte, die es wissen, daß der Mensch „nicht vom Brot allein lebt." Es wird deren weniger geben, die dem Spruch weiter folgen: „sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet." Immerhin steht es der Kirche nicht zu, ersteres einfach zu ignorieren und sich jenem Klagen hinzugeben, durch das nichts besser wird.

Vor gewaltige Aufgaben sieht sich die Kirche der Gegenwart gestellt. Eine neue Zeit ist hereingebrochen mit neuen praktischen Zielen, neuen Anschauungen und Idealen. Die Erfüllung dieser Aufgaben wird aber noch erschwert dadurch, daß die neuen Anschauungen fast durchweg dem Christentum ferner stehen als im Anfang des Jahrhunderts. Die breite Masse des Volkes war damals noch kirchlich. Das kann heute nicht mehr behauptet werden. Der

*) Einfacher: Die Todesfurcht, die unmännliche Charakterlosigkeit und das frivole Judentum (Mammonismus).

völlige Indifferentismus ist bis in die unteren Kreise vorgedrungen. Man haßt nicht einmal mehr das Christentum, es ist einem zu gleichgültig dazu. Man kann außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben, höchstens daß man bei besonderen Anlässen die „kirchlichen Ehren“ in Anspruch nimmt.

Und die Menschen, die so stehen, sind vielleicht warmherzige, ehrliche Idealisten mit einem redlichen Streben nach der Wahrheit und dem Guten. Man begreift es, daß das Wort vom „unbewußten Christentum“ hat entstehen können. Man sage nur nicht, das religiöse Bedürfnis sei erstorben, oder die Menschen wollen nicht. Viele haben sich nie vor eine Entscheidung gestellt gefühlt. Die „Lehren“ der Kirche blieben unverstanden und daher gleichgültig; die Macht Christi haben sie nicht verspürt, das neue Leben mit Christus, seine Kraft und sein Trost blieb ihnen fremd. Aber die große Sehnsucht nach einem Leben mit Gott, nach Frieden und Seligkeit erklingt doch immer wieder in ihnen, wenn der Sturm des Lebens die Saiten des Herzens bewegte.

Und wenn dann das Christentum in ihren Gesichtskreis tritt, dann redet man sich wohl gern auf theoretische Zweifel hinaus: man könne an Wunder nicht glauben, Christi Gottheit sich nicht vorstellen, dieser oder jener Einzelheit nicht zustimmen. Aber über dieser Rede wird nur zu oft der wahre Grund offenbar: die erschreckliche, grenzenlose Unwissenheit über das Christentum, die völlige Erfahrungslosigkeit hinsichtlich der Kraft der christlichen Religion. Nicht die Wunder und die Dogmen bilden den wahren Grund, warum nicht geglaubt wird, sondern der Mangel an Erfahrung und Erleben der Religion. Deshalb kann man es sich dann einreden, uns bedrückten doch ganz andere Bedürfnisse und Fragen, als die sind, die im Christentum Erfüllung und Beantwortung finden. Weil man das Christentum nicht kennt, versteht man es nicht. Weil man Jesu Lehre nicht überlegt, erfaßt man nicht, daß Gott aus ihm redet, daß er Leben und Kraft den Menschenherzen bringt.

Es hätte doch wieder guten Sinn, wenn ein Prophet — wie einst Schleiermacher vor hundert Jahren — unter uns aufträte und es in die Herzen hineinriefe, daß die Religion wirklich nur am Erleben hängt. Die Theologie und die Predigt der Zeit sind zu apologetisch geworden. Auch die sog. „moderne Theologie“ ist durch und durch apologetisch gerichtet. Man müht sich immer wieder, die theoretischen Anstöße aus dem Wege zu räumen, als ob es an ihnen läge! Der Satz, daß Religion Leben ist, wird ja laut und oft ausgesprochen, aber man bastelt und deutet, man dreht und schabt so viel an den „Lehren“ und „Thatsachen“ herum, daß schließlich doch die Fragen wieder in das Gebiet der Theorie und der Widerlegung der theoretischen Zweifel hinübergeschoben werden.

Aber hier liegt die größte Aufgabe, die der Kirche der Zeit gestellt wird. Es ist die Predigt und die christliche Unterweisung. Ob in den Kämpfen der Gegenwart die Kirche siegen oder zurückgedrängt werden wird, das hängt lediglich von ihrer Predigt ab. Nicht der „christliche Staat“, nicht die Verfügungen der Kirchenregimente, sie seien noch so weise, nicht die Forschungen der Theologen, sie seien so scharfsinnig als sie mögen, werden es thun, sondern

die Predigt des Evangeliums. Nicht umsonst sagt unser Bekenntnis: „Das Predigtamt ist das höchste Amt in der Kirche.“ Die Dogmatik wird recht behalten, die am besten predigen lehrt.

Eine der bedenklichsten Erscheinungen des 19. Jahrhunderts ist der Rückgang leider nicht nur der Wirkungen der Predigt, sondern in diesem Sinne auch ihrer Qualität selbst. Die Geschichte der Predigt in dem Jahrhundert hat sich zunächst in stark aufsteigender Linie, dann aber in jäh abfallender Richtung bewegt. Ich will damit keineswegs sagen, daß exegetisch, rhetorisch oder homiletisch betrachtet, kunstgemäß angesehen, heute schlechter gepredigt wird als vor fünfzig Jahren. Es wird aber in der Regel ebenso gepredigt. Wir sind sachlich nicht fortgeschritten. Der Wechsel der Zeit und ihrer Bedürfnisse und Aufgaben fordert aber — das zeigt die Geschichte der Predigt unwiderleglich — den Fortschritt und neue Formen. Daher bedeutet auch hier das Stehenbleiben das Zurückbleiben, das Rasten das Rosten. Was einst kraftvolles und lebenwirkendes Wort der Meister war, das mag immerhin heute Gemeingut geworden sein — was folgt daraus? Etwa, daß dann doch alles gut sei und wir „herrlich weit“ gekommen? Fast fürchte ich, daß manche es sich so oder ähnlich denken. Aber es ist doch wahrlich eine nur zu bekannte geschichtliche Erfahrung, daß das Leben zur Form, der Gedanke zur Formel, die Formel zur Phrase wird. Die Gedanken und Formen sind da, sie werden einfach wiederholt, und der Wiederholung fehlt es an der Kraft. Das ist doch so verständlich, daß es einer weiteren Erläuterung kaum bedarf.

Vergleichen wir — unter diesem Gesichtspunkt — die Durchschnittspredigt von heute mit der vor einem Menschenalter, so muß man in dem angegebenen Sinn bekennen, daß wir zurückgegangen sind. Hier hört man hochtönende Redensarten vom Geist und der Freiheit, dort stolpern Sprüche und Liederverse hin über die alten ausgefahrenen Geleise irgend einer alten Populardogmatik samt etlichen apologetischen Gemeinplätzen, aufgestutzt vielleicht mit den alten Sträußlein von allerhand vergilbten „Blümlein“ der Rede, alles das vorgetragen in jenem Brusttone der Ueberzeugung, der doch niemand überzeugt. Und das geht so Sonntag für Sonntag, und niemand hört darauf hin, niemand gewinnt Inhalt für sein Leben daraus. Das war einmal anders, damals als die Blumen frisch gepflückt waren, als die Dogmatik innerlich erworben, als gerade diese Sprüche und diese Gedankengänge das Erleben vieler wiedergaben. Aber die Zeit wurde anders und der Odem der Geschichte ließ neue Fragen und Probleme aus dem Menschenherzen hervorgehen. Es ist geschehen, wir können es nicht ändern. Nicht das alte Evangelium wurde alt; fürwahr nicht am Wein liegt der Fehler, sondern an den Schläuchen, in die er gefüllt wird, nicht Gottes Gedanken veralteten, sondern nur unsere Begriffe und Formeln. Wie wenig originelle Gedanken, neue Beobachtungen, heilige Psychologie, praktische konkrete Beziehungen begegnen uns in der modernen Predigt! Ein neues Geschlecht ist herangewachsen, was bietet ihm die Predigt? Neue Gedanken, Empfindungen und Bedürfnisse sind da; was geschieht denn, auf sie einzugehen, Gottes Licht in sie einzuführen,

das alte und ewige Evangelium auch diesen neuen Menschen verständlich und eindringlich zu machen?

Wenn irgendwo eine neue Perikopenreihe auftaucht, dann dauert es nicht lange und jemand veröffentlicht gedruckte Predigten darüber. Es wäre doch besser, man machte sich klar, wie schwer es ist, heute zu predigen, und sähe zu, daß man Gedanken findet, auf die die Leute hinhören, weil sie ihnen etwas bieten. Oder ist denn wirklich der Sache genug geschehen, wenn man hier und da einige patriotische Töne — etwa peinlich ins Byzantinische verstimmte Töne — anschlägt und über das „Moderne" entweder tapfer schmäht oder es in öden Phrasen preist? Soll das die Predigt für die modernen Menschen sein, sollen sie dadurch gewonnen werden? Oder wagt man zu behaupten, der Erfolg liege ja nur am „Wort", und das Wort sage man doch? Als wenn es das nicht gehörte, innerlich nicht angeeignete Wort thäte! Das Wort wird es gewiß wieder thun, wenn man nur erst es versteht, die Leute — die ja dazu in die Kirche kommen — zum inneren Hinhören zu bringen. Es wird doch niemand meinen, daß seine Rede, wenn alsbald über ihr den Leuten die Ohren und vielleicht auch die Augen zufallen, daß diese Rede für diese Leute der Leiter der Kraft des Heiligen Geistes sei? Was der Prediger von heute braucht, ist vor allem Fleiß, denn wir haben noch keine Tradition, an die sich seine Predigt anlehnen könnte; dann aber Verständnis des modernen Menschen, das Mitleben mit seiner Gemeinde und mit der ganzen Kirche — die Bewegungen, die durch die Zeit gehen, zittern auch in der entlegensten Landgemeinde nach, und wenn nicht, dann sollen sie es thun. Und dazu kommt schließlich ein wirkliches kräftiges und eigenes Leben in Gott. Wer die Geheimnisse Gottes in seiner Seele wahrgenommen und auf sie achten lernte, der wird der „armen Seele" auch seiner Zeit den Weg zu zeigen wissen, der wird jene heilige Theologie, jene Fähigkeit, die Geheimnisse Gottes aus der Seele und für die Seele zu entfalten, erwerben, die immer — und heute besonders — zu den wesentlichen Requisiten der guten Predigt gehörten.

In den letzten Dezennien ist freilich häufig die Frage aufgeworfen worden, warum unsere Predigt so wenig wirke. Man hat mancherlei Ratschläge zur Besserung erteilt. Das Spezielle liegt unserem Interesse aber für diesmal fern. Es genügt uns festzustellen, daß in der Kirche auch auf diesem Gebiet das Bedürfnis nach neuen Formen lebhaft empfunden wird. In dem Maß aber, als das geschieht, wird Gott auch diesem Bemühen Erfolg schenken. Die Theologie wird immer eindrücklicher und kräftiger ihre Arbeit thun, den ewigen Inhalt des Glaubens in Gedankenformen zu kleiden, die dem Bedarf der Gemeinde entsprechen und den praktischen Zielen des Lebens dienen. Reicher und reicher wird aus den Quellen der Offenbarung Weisheit und Kraft hervorsprudeln, und der „Beweis des Geistes und der Kraft" wird wieder die Wunder seiner Apologetik vollbringen. Ein junges Theologengeschlecht wird heranwachsen, das nicht gebrochen hin- und herschwankt zwischen der Skepsis und Kritik und den dogmatischen Formeln, sondern die frohe Zuversicht zu der Kraft der wunderbaren Offenbarung Gottes auch für unsere Zeit

hegt, trotz und mit aller Kritik. Die Nöte der Zeit werden groß und größer werden, aber auch der Glaube wird stärker und praktischer werden. Die Predigt wird wieder eine Macht des öffentlichen Lebens werden, von der Licht und Kraft für die Aufgaben des Tages, ewige Speise und ewiger Trank für hungernde und dürstende Seelen ausgehen. Das Häuflein der Gläubigen wird vielleicht noch kleiner sein als heute, aber es wird mehr wirklichen Glauben geben. Ein Ganzer ist aber mehr als tausend Halbe.

Das sind Hoffnungen. Aber dürfen und sollen wir nicht hoffen? Hat nicht bisher in jeder Kulturepoche die Kirche die Formen gefunden, die das Evangelium zur Macht des Lebens für das Zeitalter erhob? So ging das Evangelium hin über das Trümmerfeld der antiken Welt als der barmherzige Samariter, so war es der Erzieher der jungen germanischen Völker, so ward es zum Engel mit dem ewigen Evangelium in der Reformationszeit, so brachte es den Erweckungsruf der aufgeklärten Welt zu Beginn unseres Jahrhunderts. Warum sollten wir nicht hoffen dürfen? Sollte es dem thatenfrohen Geschlecht von heute nicht Weihe der Kraft, nicht ewigen Odem im Kampf wider die Stürme des harten nüchternen Daseins zu bringen vermögen?

Es giebt in unserer Mitte eine Verzagtheit und Hoffnungslosigkeit, die sehr fromm und gläubig thun kann und doch nicht glaubt. Man glaubt was man predigt, aber man glaubt nicht, daß diese Predigt Kraft des Heiles für alle ist. Daher so oft der matte Ton, die Aengstlichkeit es mit neuen Formen zu versuchen, die Resignation den großen Aufgaben des Tages gegenüber. Man vergesse es doch nie, wir stehen in einer neuen Zeit, vor einer Wandlung der Bildung und der Kulturziele. Da gilt es arbeiten und streben, es gilt, die Zeit und das Evangelium für die Zeit verstehen.

Das ist die Aufgabe, die der Kirche und der Theologie gestellt ist. Groß ist das Ringen, das durch die Geister geht. Viele sind am Werk, aber alle sollen mitthun. Es regt sich gewaltig in der praktischen Liebesarbeit der Kirche, der mächtige Ruf zur Liebe zittert nach in den Gemütern, lebhafter erschallt die Forderung nach der praktischen Predigt. Und hier gerade liegt der Sieg. Darum dürfen wir hoffen, daß alle Kämpfe der Geister, daß alles Sinnen und Handeln mitwirken wird dazu, die Predigt zu beleben und zu kräftigen. Was viele einzelne über dem Kampf und der Arbeit schon heute verspüren an dem Fortschritt ihrer Predigt, das werden immer größere Kreise empfinden lernen. Und so wird die Predigt immer kräftiger und verständlicher den Glauben erkennen lehren, es wird immer schlichter und einfacher das alte Evangelium gepredigt werden, und es wird die Predigt immer mehr „Zeugnis" von Selbsterlebtem und Selbstgeschautem, immer mehr Ausdruck dessen sein, was viele erfahren und was vieler Sehnsucht stillt.

Dies ist das Ziel. Möchte das neue Jahrhundert uns viele Kräfte bringen, die die Arbeit zu seiner Verwirklichung fortsetzen.

Harnacks „Das Wesen des Christentums“.

Von P. G. Niebuhr, St. Charles, Mo.

Diese aus sechzehn Vorlesungen bestehende letzte Schrift des großen Kirchenhistorikers hat die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wohl auch besonders deswegen, weil wir hier den ganzen Harnack vor uns haben; nötigt ihn doch der Gegenstand seiner Vorlesungen, auf alles das, was nach seiner Forschung und persönlichen Ueberzeugung zum Wesen des Christentums gehört, das Licht seines in jeder Beziehung interessanten Urteils zu werfen. In der That, diese Schrift zeigt uns nicht nur den ganzen Harnack, sondern sie giebt uns auch durch ihren Inhalt wie die lichtvolle Darstellungsweise die Erklärung dafür, daß Harnack der bahnbrechende Kirchenhistoriker unserer Zeit geworden ist, wie Neander derjenige des hinter uns liegenden Jahrhunderts. Eine so selbständige Erscheinung wie diejenige Harnacks mag denen, die das Gute nur in den gewohnten Geleisen — sagen wir in einer gewissen evangelischen Tradition — erblicken können, ein gewisses Grauen verursachen, ist doch in den Augen mancher Christen die Lehre des Evangeliums wie ein hilfloses Kind, welches durch Menschenhand vor dem Falle bewahrt werden muß. Auch im Protestantismus findet man vielfach ein sacrificium intellectus, bei dem man sich bekreuzt, wenn einem das Lesen eines Buches, dessen vielleicht heterodoxen Inhalt man nur gerüchtweise kennt, zugemutet wird. Glücklicherweise liegt es im Begriff der evangelischen Union, den angenommenen Bekenntnisformeln gegenüber eine gewisse Freiheit geltend zu machen, wodurch sowohl Fortschritt wie auch Berichtigung der bisher gewonnenen Erkenntnis möglich ist.*)

In der Beurteilung des Wesens des Christentums ist Harnack eo ipso gezwungen, auf die Urquellen, die Berichte der Evangelisten zurückzugehen. Und daß wir es sogleich gestehen: Hier, wo der Kirchenhistoriker zurücktreten

---

*) Wenn wir in der Harnackschen Schrift, vom positiven Standpunkte aus urteilend, mehr Gutes und die christliche Religion förderndes finden als andere, welche mit uns im allgemeinen denselben Glaubensstandpunkt teilen, so erklärt sich dieses zum Teil auch dadurch, daß wir nicht glauben können, daß das Evangelium und die Kirche „die fest gegründet ist“, von den geradezu in die Augen springenden Mängeln der Harnackschen Theologie wesentlichen Schaden erleiden können. Eine derartige Befürchtung scheint uns nicht aus dem Glauben zu sein. „Man muß nicht immer sogleich die Lade Gottes halten wollen, wenn einmal ein Paar Ochsen neben austreten,“ sagt Haman irgendwo. Ein solcher, oft nebenaustretender Ochse ist bekanntlich die „höhere Kritik“, die aber trotz allem den „Wagen Gottes“ ziehen hilft.

Unter den Beurteilern von H., die in der Kritik H.s zu weit zu gehen scheinen, ist einer der hervorragendsten Prof. Dr. Th. W. Walther (Ad. Harnacks Wesen des Christentums für die christl. Gemeinde geprüft). Der Jesus Harnacks ist doch nicht so „beschränkt“, wie Walther ihn zeichnet. So sagt W. S. 37: „Was für furchtbare Folgen sich aus der Leugnung von Wundern ergeben, liegt ja klar am Tage. Dann ist auch die Entstehung des Christentums ein rein natürlicher Vorgang, Christi Person und Werk liegt allein auf dem natürlichen Gebiete, die von ihm berichteten Wunder sind nicht geschehen, die Evangelien sind unzuverlässig, die ganze Kirchengeschichte ist rein natürliche Entwickelung, unser Glaube ist natürliches Erzeugnis“ u. s. w. Wie kann ein gewissenhafter Kritiker einem Harnack, der den Glauben an die Auferstehung Christi und die Ausgießung des Heiligen Geistes als die Grundlagen der Kirche betrachtet, (??) einen solchen Standpunkt unterschieben?

muß vor dem Exegeten, befriedigen die Ausführungen Harnacks am allerwenigsten. Die Argumentation erscheint etwas dürftig, selbst wenn in Betracht gezogen wird, daß diese Vorlesungen nicht lediglich vor theologischen Akademikern, sondern vor den Studierenden aller Fakultäten gehalten wurden. Wie Schleiermacher, seiner kontemplativen und philosophischen Betrachtungsweise gemäß, nur dem Johannes-Evangelium Echtheit zuerkennen wollte — ein durch subjektive Veranlagung bestimmtes Urteil — so macht es Harnack umgekehrt. Ein praktisch, nüchtern denkender Gelehrter, wie er ist, erkennt er, bei aller Würdigung der lebensvollen Berichterstattung des Johannes, nur die drei ersten Evangelien als durchaus authentische Quellen an. Der Leser muß sich an der Behauptung, daß dieses Resultat der Forschung ist, genügen lassen. Noch weniger als dieses kritische dictum befriedigt seine Exegese, die von Widersprüchen nicht frei ist. Heilungswunder sind ihm möglich, sind geschehen, aber — man staune — die Stillung des Sturmes auf dem Meere ist ein Durchbruch der Naturnotwendigkeit und darf deshalb der Glaube an ein solches Wunder niemand zugemutet werden. „Der Naturzusammenhang ist unverbrüchlich, aber die Kräfte, die in ihm thätig sind und mit andern Kräften in Wechselwirkung stehen, kennen wir längst noch nicht alle. Wir kennen noch nicht einmal die materiellen Kräfte lückenlos und den Spielraum ihrer Wirkungen, wir wissen aber noch viel weniger von den psychischen Kräften. . . . Wer hat bisher den Bereich des Möglichen und Wirklichen sicher abgemessen? Niemand." Und dennoch heißt es gleich darauf: „Daß die Erde je in ihrem Laufe stille gestanden, daß eine Eselin gesprochen hat, ein Seesturm durch ein Wort gestillt sei, glauben wir nicht und werden es nie wieder glauben; aber daß Lahme gingen, Blinde sahen und Taube hörten, werden wir nicht kurzer Hand als Illusion abweisen."

Eine liebende Versenkung in das Charakterbild Jesu läßt sich dem Verfasser nicht absprechen. Im Gegenteil, Jesus ist auch ihm „das Leben," wenn auch in einem Harnack eigentümlichen Sinne. Das „Leben" ist bei Harnack spezifisch ethischer Natur. H.s Christus ist uns, ganz abgesehen von seiner Beschränkung der Wundermacht Jesu, zu klein, zu gebunden. Jesus ist auch ihm schließlich der Erlöser — steht über allen Verhältnissen der Zeit erhaben, aber der rationalisierende Historiker sieht in dem Zusammenhange des Alten und des Neuen Testamentes, den Verheißungen des ersteren und den Erfüllungen des letzteren zu wenig die alles wirkende, prophetisch vorbereitende und in Allmacht erfüllende Hand Gottes, um jedes Zufällige aus der Charakterentwickelung Jesu auszuscheiden. Daß ihm die Messiasidee, so weit es sich um die Vorstellungen des Volkes handelt, eigentlich nur vorübergehenden Wert hat, ist anzuerkennen; doch hätte, dünkt uns, die messianische Idee der Propheten von den irrigen Volksvorstellungen strikt abgelöst werden sollen, um, wie es möglich ist, mit dem Christus der Erfüllung in harmonischen Einklang gebracht zu werden. Sohn Gottes ist der Herr nach H. nicht sowohl wegen eines innergöttlichen Verhältnisses, welches der Verfasser, wenn er es auch nicht leugnet (?), in keiner Weise zu definieren versucht — sondern deswegen, weil Jesus den Vater kennt. „Die Gotteserkenntnis ist die Sphäre der Got-

tessohnschaft. Eben in dieser Gotteserkenntnis hat er das heilige Wesen, welches Himmel und Erde regiert, als Vater — als seinen Vater erkannt.“ Zum Widerspruch herausfordernd klingt die Bemerkung: „Es ist keine Paradoxie und wiederum auch nicht Rationalismus, sondern der einfache Ausdruck des Thatbestandes, wie er im Evangelium vorliegt: Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein.“ Und doch heißt es bald darauf: „Er ist der Weg zum Vater, und er ist, als der vom Vater Eingesetzte, auch der Richter“; und weiter: „Nicht wie ein Bestandteil gehört er in das Evangelium hinein, sondern er ist die persönliche Verwirklichung und die Kraft des Evangeliums gewesen und wird noch immer als solche empfunden.“ (S. 91.)

Dieser gewiß nicht bloß scheinbaren Paradoxie liegt jedoch eine bestimmte Tendenz zu Grunde: einerseits die Abneigung des durchaus aufs Praktische gerichteten Harnack gegen dogmatische Definitionen, besonders auch christologische — da ist kaum Platz für das Wort: „Ich und der Vater sind eins“ — dann vor allem auch der von ihm verfochtene Grundsatz, daß alle wahre Religion sich in dem Angelpunkt bewege: Gott und die Seele — die Seele und Gott. Christus ist ja der Mittler zu dem Zwecke, diesen Zusammenschluß zu stande zu bringen, tritt aber naturgemäß in den Hintergrund, sobald dieses geschehen ist. Es gehört zum Wesen der Religion Christi, daß sie der einzelnen Menschenseele einen unendlichen Wert beilegt, daß sie es in erster Linie immer wieder mit dieser Seele zu thun hat, daneben aber auch, wie Harnack im einzelnen ausführt, alle Lebensverhältnisse durchdringt.

Der rote Faden, welcher sich durch alle Ausführungen H.s hindurchzieht, ist: Religion ist unter Abweisung alles Intellektualismus, die Beugung unter das einfache Wort des Herrn und die Majestät des Evangeliums, ist selbstverleugnendes sittliches Handeln in der Liebe zu Gott und den Menschen.

Sollte Harnack bis hierher — bei der Betrachtung der Person, der Predigt und des Werkes Christi — den Leser trotz der lichtvollen und packenden Sprache nicht befriedigen, so ändert sich die Situation, sobald der Schreiber als Kirchenhistoriker in sein eigentliches Element kommt. Man weiß nicht, was die größte Bewunderung verdient, ob der oft rhetorische Schwung der Rede, die Sicherheit des historisch-philosophischen Urteils oder die sittliche Lauterkeit und Reinheit, mit welcher dieser bahnbrechende Geist die Geschichte gewissermaßen zur Weissagung macht. So auffällig dieses Urteil auch scheinen mag: Von der Darstellung der Gründung der christlichen Kirche bis zur geschichtlichen Wertung des gegenwärtigen Protestantismus sind die Ausführungen H.s nicht nur großartig in Bezug auf massiven Inhalt und glänzende Darstellung, sondern auch voll von erbaulichen Gedanken selbst für den positivsten evangelischen Christen. Ohne daß das Wort ein einziges Mal vorkommt: man sieht fortwährend „Gott in der Geschichte,“ und die Verwirklichung des Spruches: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“

Auf die Frage: Wodurch war der neue Verband (die apostolische Gemeinde) charakterisiert, giebt er folgende, im einzelnen klar ausgeführte Antworten: 1. Durch die Anerkennung Jesu als des lebendigen Herrn; 2. da-

durch, daß jeder einzelne in der neuen Gemeinde — auch die Knechte und Mägde — die Religion wirklich erlebte und sich in lebendige Verbindung mit Gott gesetzt wußte; 3. durch ein heiliges Leben in Reinheit und Brüderlichkeit, in der Erwartung der nahe bevorstehenden Wiederkunft Christi.

Die bewegende und belebende Kraft der Urgemeinde ist auch für H. der Glaube an den Auferstandenen. „Es gehört zu den sichersten geschichtlichen Thatsachen, daß nicht etwa erst der Apostel Paulus die Bedeutung des Todes Christi und seiner Auferstehung in den Vordergrund geschoben, sondern daß er mit dieser Anerkennung auf dem Boden der Urgemeinde gestanden. . . . Man empfand ihn als das wirksame Prinzip des eigenen Lebens: Nicht ich lebe, sondern Christus lebet in mir." H. weist darauf hin, daß selbst Strauß und Baur diesen Glauben der Urgemeinde nicht hätten in Abrede stellen können.

Mag Harnacks dogmatische Erklärung des Todes Jesu, wie überhaupt seine Dogmatik, unzulänglich erscheinen, so läßt er es in der Darlegung der geschichtlichen Bedeutung dieses Todes weder am tiefsittlichen Ernst noch auch am genialen, berufenen Geschichtsforscher fehlen. „Der Tod Christi — darüber kann kein Zweifel sein — hat den blutigen Opfern in der Religionsgeschichte ein Ende gemacht. Ein tiefer religiöser Gedanke liegt ihnen zu Grunde, wie schon ihre Verbreitung bei vielen Völkern beweist, und sie dürfen nicht von kalten und blinden Rationalisten beurteilt werden, sondern von lebendig fühlenden Menschen. . . . Wenn der Hebräerbrief sagt: Mit einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden — so wird uns die Vorstellung nicht mehr so fremdartig berühren, denn die Geschichte hat ihm recht gegeben und wir beginnen sie nachzuempfinden."

Ebenso neu, wie der Opfertod Christi in der Geschichte in wunderbarer Weise markiert ist, so auch seine Auferstehung. „Was sich auch immer am Grabe und in den Erscheinungen zugetragen haben mag, eines steht fest: von diesem Grabe her hat der unzerstörbare Glaube an die Ueberwindung des Todes und an ein ewiges Leben seinen Ursprung genommen." „Nicht durch philosophische Spekulationen, sondern durch die Anschauung des Lebens und Sterbens Jesu und durch die Empfindung seiner unvergänglichen Einheit mit Gott hat die Menschheit, so weit sie überhaupt daran glaubt, die Gewißheit eines ewigen Lebens, auf das sie angelegt ist und das sie glaubt, gewonnen — eines ewigen Lebens in der Zeit und über der Zeit." (S. 103.)

Das Bekenntnis der erlebten Religion muß sich nach H. auf das Maß des „Erlebnisses", der gewonnenen Erkenntnis beschränken. Was darüber hinausgeht, wird zur Heuchelei. Hier haben wir den Schlüssel zu Harnacks Stellungnahme gegenüber dogmatischen Definitionen und kirchlichen Bekenntnissen, denen er nur geringe Bedeutung einräumt. Gotteskindschaft und Begabung mit Gottes Geiste fallen in der Urgemeinde mit der Jüngerschaft Christi einfach zusammen. In dieser Zeit kann von kirchlichen Formen, außer den von der Synagoge herübergenommenen, kaum die Rede sein.

Besonders hebt H. die Notwendigkeit hervor, daß ehe die christliche Religion ihre gesegnete Thätigkeit im vollen Umfang zur Geltung bringen konnte,

die engen Fesseln des Judentums, das Gesetz, gänzlich abgestreift werden mußten. „Der Mann, der das gethan hat, ist Paulus, und in diesem Schritt besteht seine weltgeschichtliche Größe."

Paulus ist par excellence der Apostel, der mehr gearbeitet und auch mehr erreicht hat als alle andere zusammengenommen. Er ist es gewesen, der das Evangelium sicher als etwas Neues beurteilt, das die Gesetzesreligion aufhebt. Dadurch daß Augustin und später Luther zunächst durch ihr persönliches Erleben und dann durch ihre gesamte Denk- und Handlungsweise in Pauli Fußstapfen getreten sind, haben sie zu ihrer Zeit der Weltgeschichte eine neue Richtung gegeben und das Wesentliche in der Religion sicher gestellt.

Die kirchliche Form — Dogma und Verfassung — tritt erst auf, als das persönliche Erleben in den Hintergrund tritt, als nämlich die Gemeinde ihren Zuwachs, anstatt durch Bekehrungen, vorwiegend durch Geburten erhielt — ferner dann, als zur Abschließung gegen äußere gefährliche Einflüsse wie den Gnosticismus derartige Bollwerke notwendig geworden waren. Der Begriff der „Erlösung", wie wir ihn der Christologie des Paulus verdanken, ist infolge dieser Formenbildung zum Begriff der „objektiven Erlösung" und dadurch vielen zum Fallstrick geworden. „Gewiß, das Christentum ist die Religion der Erlösung, aber der Begriff ist ein zarter und darf niemals der Sphäre des persönlichen Erlebens und der innern Umbildung entrückt werden."

H. sieht eine besondere Gefahr darin, daß (mit den Anfängen der trinitarischen und christologischen Streitigkeiten) die rechte Lehre von und über Christus in den Mittelpunkt zu rücken und die Majestät und Schlichtheit des Evangeliums zu verkehren droht. (S. 115.) Zunächst leistet die christliche Religion, wenn sie sich auch zu gleicher Zeit zum Katholizismus entwickelt, etwas Großes in der Zurückdrängung des das Volksleben mächtig beherrschenden Naturdienstes und des Polytheismus. Indem jedoch das Evangelium sich mit der griechischen Bildung auseinandersetzen muß, setzt es den Formen und Kategorien der Philosophie ihre eigenen, auf Grund der Logoslehre gewonnenen entgegen und nimmt so unbewußt nicht nur die Taktik, sondern zum Teil auch den Geist des Gegners an. Das Resultat ist der Intellektualismus, Formalismus und Mysterienkultus der griechischen Kirche, die wohl, mit dem Griechentum stark zersetzt, eine Volkskirche geworden ist, dabei aber innerlich so viel einbüßt, daß H. das Urteil fällt: „Sie erscheint nicht als eine christliche Schöpfung mit griechischem Einschlag, sondern als eine griechische Schöpfung mit christlichem Einschlag."

Hier finden wir vielleicht, wenigstens zum Teil, eine Erklärung dafür, daß Harnack das Johannes-Evangelium als authentische Quelle nicht anerkennen will. Dort hat ja die Logoslehre der griechischen Kirche mit ihrer fruchtlosen Christologie und Kosmologie, welche den Boden des praktischen Christentums vollständig verlassen hat, ihre ersten Ansätze gefunden. Zu dieser toten Orthodoxie, die für H. weiter nichts ist als eine christlich angehauchte Theosophie, kommt dann noch als erschwerender Umstand der politische Um-

schwung der Dinge, darin bestehend, „daß der römische Kaiser damals und in einem Momente christlicher Kaiser und orientalischer Despot geworden ist."

Uebergehend zur Betrachtung der römisch-katholischen Kirche, erkennt H. die gewaltige christliche Kulturarbeit, die sie zu ihrer Zeit geleistet hat, an. Außer der Orthodoxie oder dem Katholizismus, den sie mit der griechischen Kirche gemein hat, treten hervor: 1. der lateinische Geist oder das in der römischen Kirche sich fortsetzende römische Weltreich und 2. der Geist und die Frömmigkeit Augustins. Rom bewegt sich bis zur gegenwärtigen Stunde zwischen den hier angegebenen Polen. Um des augustinischen Geistes willen, den Rom duldet, wie das alte Rom aus „höheren Erwägungen" neben der Staatsreligion auch andere Religionen duldete, hat die römische Kirche entschieden mehr christlichen Gehalt als die griechische. Die römische Kirche verwaltet das Heil unter dem Gesichtspunkte eines Vertrages — salus legitima — und die Kirche ist wesentlich Rechtsanstalt, wie die Offenbarung nur unter dem Begriffe lex zur Geltung kommt. Sie lehnt sich von Anfang an die Verfassung des römischen Reiches an, dessen Stelle sie beim Untergang des weströmischen Reiches thatsächlich eingenommen hat. Denn der Papst ist heute sowohl König wie Pontifex maximus. So ist die römische Kirche eine durchaus politische Kirche — genau genommen ein Weltreich mit einem absoluten Herrscher, bei dem die Unfehlbarkeitserklärung sich dann fast von selbst versteht. „Denn die Unfehlbarkeit bedeutet in einer irdischen Theokratie im Grunde nichts anderes als das, was die volle Souveränität im Weltstaate bedeutet." Schließlich gelten die Traditionen nur formell. Denn wo ein Element in denselben unbequem wird, da sagt Pius IX. ebenso entschieden: „Die Tradition bin ich," wie Ludwig XIV. gesagt hat: „Der Staat bin ich."

Bezüglich des Protestantismus versteht es sich nun von selbst, daß H. den Wert desselben keineswegs in den von ihm geschaffenen Formen, weder Lehr- noch Verfassungsformen, sieht — dieselben haben sogar bei ihrer schnellen, zum Teil unvermittelten Entstehung die Entwickelung der Religion aufgehalten — sondern darin, „daß die Religion hier wieder auf sich selbst zurückgeführt worden ist, sofern das Evangelium und das ihm entsprechende religiöse Erlebnis in den Mittelpunkt gerückt und von fremder Zuthat befreit ist." Neben diesem ersten Punkte kommt als zweiter in Betracht die bestimmte Fassung des „Wortes Gottes" und des „Erlebnisses", beides im Sinne Luthers zusammengefaßt in den Satz: „Der zuversichtliche Glaube einen gnädigen Gott zu haben." Zu diesem kommt als drittes die Umbildung des Gottesdienstes, der weiter nichts sein soll, als Beteiligung des Glaubens durchs Wort Gottes und Gebet. Das Sakrament wird dabei zum Wort Gottes, mit dem es eine Einheit bildet, gerechnet. Den aus der Prädestinationslehre Augustins herstammenden Begriff der unsichtbaren Kirche setzt H. um in den der geistigen Gemeinschaft, die objektiv allein auf dem Evangelium beruht. Die verfassungsmäßigen und doktrinellen Abgrenzungen spielen ihm, wie angedeutet, kaum eine Rolle. „Der Protestantismus rechnet darauf, daß das Evangelium etwas so Einfaches, Göttliches und darum wahrhaft Menschliches ist, daß es am sichersten erkannt wird, wenn man ihm Freiheit läßt, und daß es auch in den

einzelnen Seelen wesentlich dieselben Erfahrungen und Ueberzeugungen schaffen wird.“ (S. 172.) „Diese Gemeinschaft umfaßt deutsche und außerdeutsche Protestanten, Lutheraner, Calvinisten und andere Denominationen. In ihnen lebt, sofern sie ernste Christen sind, etwas Gemeinsames und dieses Gemeinsame ist unendlich viel wichtiger und wertvoller als alle Verschiedenheiten.“ Auf die Frage, wie viel bei der Reformation auf Rechnung des deutschen Geistes zu setzen sei, hat H. folgende Antwort: „Die Abkehr von der Askese, die den Deutschen niemals ein so durchschlagendes Ideal gewesen ist wie andern Völkern, und der Protest gegen die Religion als äußere Autorität sind sowohl aus dem paulinischen als aus dem deutschen Geiste zu erklären. Auch die Wärme und Herzlichkeit in der Predigt und den Freimut in der polemischen Aussprache hat die deutsche Nation an Luther wie eine Erschließung ihrer eigenen Seele empfunden.“

H. findet jedoch, daß die Reformation auf Grund des Herrenwortes: „Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote,“ noch entschiedener Ergänzung und Vertiefung bedarf. „Die Religion ist nicht nur Gesinnung, sondern Gesinnung und That, Glaube, der in der Heiligung und der Liebe thätig ist: das müssen die evangelischen Christen noch viel sicherer lernen, um nicht beschämt zu werden.“

In diesen letzten Worten ist Harnacks Stellung am deutlichsten gekennzeichnet. Nicht Lehre, Intellektualismus, Orthodoxie, sondern Leben ist das Wesen der Religion, und dieses Leben fängt mit dem Erleben der durch Christum erschlossenen Gnade Gottes an. Hierdurch erklärt es sich auch, daß Herrnhuter, Methodisten und ähnliche Richtungen dem Harnackschen, in mancher Beziehung radikalen Einflusse weniger Widerstand entgegengesetzt haben. Sie hatten im Prinzip fast noch mehr Berührungspunkte mit Harnack als selbst die Kirche der Union, welcher H. angehört, steht ihnen doch auch, bei allem etwaigen Mangel an Nüchternheit, das „Erlebnis der Religion“ auf jeden Fall höher als irgend eine theoretische oder dogmatische Fassung derselben. Auf jeden Fall wirkt bei allen Mängeln, die wir an Harnacks Standpunkte rügen müssen, der sittliche Ernst, mit welchem er auf ein persönliches Erleben des Evangeliums dringt, wohlthuend und auf den Gegner versöhnend. H. ist ja auch Kind seiner Zeit und bei aller Selbständigkeit nicht frei von Einseitigkeiten, die wir unter dem Begriffe „Subjektivismus“ zusammenfassen. Wenn er an der griechischen Kirche es mit Recht so ernst tadelt, daß sie in der Auseinandersetzung mit der griechischen Philosophie und Kultur nach dieser Seite hin zu viel Zugeständnisse gemacht habe — so hat H., wenn auch in geringerem Maße, einen ähnlichen Fehler begangen. Durch die kaleidoskopische zu keinem bestimmten Abschluß gebrachte Naturwissenschaft, die einen unverbrüchlichen Naturzusammenhang lehrt, ohne denselben in jedem einzelnen Falle durchschauen oder beweisen zu können, läßt er sich, ähnlich wie Schleiermacher seinerzeit durch die herrschende Philosophie, nötigen, eine gewisse Klasse von Wundern für unmöglich zu erklären und damit die Allmacht Gottes zu beschränken, anstatt den durchaus christlichen und dem Evangelium entsprechenden Satz zu verfechten, daß Gott, der Gesetzgeber, über all seinen Gesetzen,

auch den Naturgesetzen, steht. H. sollte wissen, daß so lange man die Naturgesetze und ihre innere Wechselwirkung nicht wirklich kennt, die Behauptung von der Unverbrüchlichkeit des Naturgesetzes im letzten Ende nichts mehr als eine Phrase ist, vor der als einem Götzen nebenbei die Majestät des Evangeliums geniedrigt wird.

Im übrigen sind wir überzeugt, daß Harnack nicht mehr rationalisiert als Schleiermacher und selbst Neander. Im Gegenteil, Harnacks Glaube an die Zukunft des Reiches Gottes scheint positiver als derjenige Schleiermachers zu sein, welcher den längst überlebten Straußschen Angriffen gegenüber schwere Zweifel hatte und nebenbei von einer selbständigen Einwirkung des Heiligen Geistes auf unser Seelenleben nichts wissen wollte. Wer glaubt, daß H. in erster Linie der negativen Kritik Vorschub leiste, wird sich durch das Lesen dieses epochemachenden Werkes eines Besseren überzeugen können. Es mag sogar, dünkt uns, eine Zeit kommen, in welcher Harnacks Verdienste um die Kirche von positiven Christen nicht minder entschieden anerkannt werden wie diejenigen Neanders. Beachtenswert ist, in dieser Zeit der Herrschaft der Wissenschaft, das Schlußwort des gelehrten, und doch echt demütigen Mannes: „Meine Herren: Die Religion, nämlich Gottes- und Nächstenliebe, ist es, die dem Leben einen Sinn giebt; die Wissenschaft vermag es nicht."

Da ist nun die Nemesis: der Mann, der als Priester der Wissenschaft urteilt und trotz der großen Schwächen seines Standpunktes ohne Zweifel vielen suchenden Seelen zum Segen wird, kann, wie viele große Männer vor ihm, an den Resultaten der Wissenschaft, auch seiner Wissenschaft keine Befriedigung finden. Und warum nicht? Offenbar darum nicht, weil er die von ihm verlangte Beugung unter die Majestät des göttlichen Wortes im eigenen Denken nicht konsequent durchführt.

Der Prophet Jesajas und seine Bedeutung für die Religionsgeschichte.

Von P. J. J. Silbermann.

Die Wirksamkeit Jesajas bewegte sich auf dem Boden des Reiches Juda, und fällt in die Regierungszeit, der Könige Jotham, Ahas und Hiskia, die zwischen 758 und 698 oder von 740—690 vor Christo regierten, und dauerte 60 Jahre lang. Es war die kritischste Zeit im Leben und in der Geschichte des Königreichs Juda. Bisher hatte der kleine Staat trotz einiger unglücklicher Vorfälle seine Selbständigkeit zum Erstaunen gut behauptet. Sein Wohlstand befand sich in höchster Blüte, und Jerusalem herrschte stolz von seinen Bergen aus über das Gebiet von Juda und Benjamin. Jetzt aber wurde es von zwei Feinden bedroht. Der eine drohte von außen. Es war die assyrische Weltmacht, welche im Nordosten heranwuchs, und einem verheerenden Strome gleich, bereits auf der andern Seite der Wüste ihr dumpfes Rollen hören ließ, und die thatsächlich im Jahre 722 v. Chr. das nördliche Zehn-Stämme-Reich überschwemmte und vernichtete. Der andere Feind drohte von Innen, näm-

lich die Schlaffheit in religiöser und sittlicher Beziehung. Götzendienst, Heuchelei beim Gottesdienst, Habgier und Unterdrückung der Armen von seiten der Reichen, Rechtsverdrehung von seiten der Richter, Putzsucht, Hoffahrt und Weltsinn im allgemeinen.

Diese Feinde mußten notwendig dem Reiche Juda und Jerusalem dasselbe Schicksal bereiten, wie dem Zehn-Stämme-Reich in Samaria. Wie dieses 722 in die assyrische Gefangenschaft geschleppt worden, und spurlos verschwunden ist, so drohte es auch Juda und Benjamin, von demselben Geschick ereilt zu werden, und die Juden hätten dann schon Jahrhunderte vor Christi Geburt nicht mehr existiert. Welchen Verlauf dann die Religionsgeschichte genommen hätte, — wer kann das sagen? Jedenfalls war es die kritischste Epoche in der Geschichte des Reiches Gottes.

In dieser Zeit also, wo es sich um Sein oder Nichtsein des jüdischen Volkes handelte, erwählte sich Gott sein auserwähltes Rüstzeug, den Propheten Jesajas, — der einerseits nach göttlichem Kompaß das Schifflein seines Vaterlandes durch die Klippen und Brandungen einer wildbewegten und stürmischen Zeit lenkte, so daß es über ein Jahrhundert länger erhalten blieb, — und der anderseits neue religiöse Lebenskeime in den Boden seines Volkes pflanzte, die auch für die kommenden Geschlechter fruchtbringend und von unermeßlichem Werte für die religionsgeschichtliche Entwickelung geworden sind. — Um aber das beweisen zu können, müssen wir die hervorragendsten Züge aus dem Inhalt des Buches Jesajas betrachten.

Cornill in seinem Werke: „Der israelitische Prophetismus" (S. 57) sagt unter anderem über Jesajas folgendes: „Bei Jesajas finden wir zum ersten Mal den klar erkannten Begriff der Weltgeschichte. Alles was auf Erden geschieht, ist von einem überweltlichen heil. Willen geleitet. Gott ist alles, der Mensch ist nichts. Der Mensch ist in seiner Hand wie Thon in der Hand des Töpfers (29, 16). Selbst der allgewaltige Assyrer ist nur die Rute seines Zornes, und er vernichtet ihn sofort, wenn er mehr sein will, als ein bloßes Werkzeug in der Hand Gottes."

Aber, fragen wir, was ist der Plan und das Ziel der göttlichen Weltregierung? Giebt uns Jesajas auch darüber Auskunft? Ja, im 6. Kapitel, wo er uns seine Berufung beschreibt. Das Ziel der Weltregierung ist die Gemeinschaft der Menschen mit dem heiligen Gott. Heilig, heilig, heilig rufen die Seraphim einander zu, die vor dem Throne Gottes stehen, und das Heiligtum erbebt. Plötzlich erkennt Jesajas mit erschreckender Deutlichkeit die Sünde des Volkes und seine eigenen. Er fühlt sich bei diesem Anblick tödlich getroffen. (6, 5.)

Wie kann jenes Ziel erreicht werden, da doch das Volk Israel, das die Gottesoffenbarung hat, den entgegengesetzten Lauf, von Gott weg, eingeschlagen hat? G e r e c h t i g k e i t und G n a d e sind die Mittel. Nach der Gerechtigkeit bedarf das Volk einer großen Z ü c h t i g u n g. „Der Weg der Geschichte Israels geht hinfort durch Gericht auf Gericht in heimatlose Ferne." Und Gott sprach: Gehe hin und sprich zu diesem Volk, höret es und verstehet

es nicht, sehet es und merket es nicht. Verstocke das Herz dieses Volkes und laß ihre Ohren dicke sein, und blende ihre Augen, daß sie nicht sehen mit ihren Augen und hören mit ihren Ohren, noch verstehen mit ihren Herzen. 6, 9. 10. Diese Worte klingen furchtbar und scheinbar im Widerspruch mit Gottes Gerechtigkeit. Allein der tiefere Sinn ist folgender: „Da ja das Gericht nur der notwendige Durchgangspunkt zum Heile ist, da je schneller das Gericht kommt, desto schneller auch das Heil sich verwirklichen kann, so liegt es im Interesse Gottes und Israels, wenn dessen Sünde möglichst bald einen solchen Grad erreicht, daß das Gericht erfolgen muß."

Aber neben der Gerechtigkeit steht die Gnade. Darum soll das Gericht nicht eine vernichtende, sondern eine sichtende Wirkung haben. Wie das edle Metall geläutert aus dem Schmelztiegel hervorgeht, so wird nach dem Gerichte ein heiliger Ueberrest bleiben, der Keim des wahren Gottesvolkes. Dieser Rest ist dem Wurzelschößling eines umgehauenen Baumes vergleichbar. „Aber wie die Therebinthe und die Eiche, wenn man sie fällt, doch noch ihren Stamm behält (und aufs neue treibt), so bleibt in Israel als Stamm ein heiliger Same." 6, 13.

Diese drei Grundgedanken (heil. Gottesgemeinschaft, heil. Gericht und heil. Recht) beherrschten so sehr das Leben und die Wirksamkeit des Propheten, daß er seinen drei Söhnen solche Namen gab, welche obige Gedanken kristallisierten. Nämlich: Immanuel, Gott mit uns; Maher Schalal, Eilebeute; Schear Jaschub, der Rest bekehrt sich. 7, 14; 8, 3; 7, 3. „Siehe, hie bin ich und die Kinder, die mir der Herr gegeben hat, zum Zeichen und Wunder in Israel." 8, 18. Die Namen seiner Kinder sollen Zeichen, d. h. Vorbilder sein von den Absichten und Führungen Gottes. Nomen Omen.

Sehen wir zunächst wie Jesajas diese Grundsätze einer erhabenen Geschichts- und Religions-Philosophie mit feuriger Begeisterung durch seine persönliche Wirksamkeit auf die Politik und zum Heile seines Vaterlandes anwandte.

Das kleine Reich Juda war durch seine Lage zwischen die zwei gewaltigen Monarchien, Assyrien im Nordosten, Aegypten im Südwesten eingekeilt. Die Versuchung lag nahe, sich mit einer dieser Mächte gegen die andere zu verbinden. Aber Jesajas forderte strengste Neutralität: auf Jehova allein vertrauen, der wird Zion beschützen.

Rezin von Damaskus und Pekin von Samaria wollten den König Ahas zwingen, in ein Bündnis mit Aegypten gegen Assyrien einzugehen, und bedrohten deswegen Jerusalem mit Krieg und Belagerung. Da bebte das Herz des Volkes Juda wie die Bäume im Walde beben vom Winde (7, 2), und Ahas suchte Schutz und Bündnis von Assyrien. Jesaja trat nun dem König Ahas auf offener Straße entgegen und sprach: „Fürchte dich nicht vor diesen zween rauchenden Löschbränden (7, 16), in kurzer Zeit soll die Macht Damaskus und die Ausbeute Samarias weggenommen werden durch den König zu Assyrien" 8, 4. — Und das Wort des Propheten erfüllte sich buchstäblich. Schon 734 wurde Israel von Tiglathpilesar besiegt, der König

Pekah hingerichtet und zwei Drittel des Landes annektiert. Nach dreijährigem hartem Kampfe erlag auch Damaskus 732 den Assyrischen Waffen.

Aber Jesajas warnte Ahas auch vor dem Bündnis mit Assyrien, prophezeite ein verhängnisvolles Ende und beschwor ihn, auf Gott allein zu vertrauen. Und als Ahas zögerte, rief ihm Jesajas zu: „Fordere dir ein Zeichen von dem Herrn, deinem Gott, tief unten in der Hölle, oder hoch oben im Himmel.“ (7, 11.) Ein gewaltiges Wort, ein Glauben, der Berge versetzt, ein Gottvertrauen von fast schwindelnder Höhe! Und man kann es wohl begreifen, wenn ein rationalistischer Schriftausleger zu dieser Stelle die Bemerkung macht: Der Prophet habe allen Grund gehabt, dem Ahas dankbar zu sein für seinen Unglauben, daß er ihn nicht beim Worte nahm und auf das angebotene Zeichen verzichtete.

Allein Ahas glaubte, daß der Prophet dies Zeichen ihm wohl geben konnte. Er verzichtete darauf, weil er wußte, daß ein solches Zeichen „nicht bloß die Aenderung seiner Politik, sondern auch die Aenderung seines ganzen Lebens fordere.“

Im Jahre 720 wurde der assyrische König Sargon in einen Krieg verwickelt mit dem elamitischen König Ummanigas, wobei er eine Niederlage erlitt. (Dies nach babyl. Inschriften.) Die Philistäer, welche von Tiglath Pilesar im Jahre 734 viel haben leiden müssen, jubilierten jetzt und luden durch eine Gesandtschaft den König von Juda ein, sich mit ihnen gegen Assyrien zu verbinden. Aber Jesajas redet die Gesandten mit folgenden niederschmetternden Worten an: „Freue dich doch nicht, du gesamtes Philisterland, daß der Stock, der dich schlug, zerbrochen ist! Denn aus der Wurzel der Schlange wird eine Natter hervorgehen und deren Frucht ein fliegender Drache sein! (24, 29.) Und an den König sich wendend, ruft er ihm zu: „Und was willst du den heidnischen Gesandten antworten? Sage ihnen: Jehova hat Zion gegründet, und dort werden die Elenden seines Volkes eine Zuflucht haben.“ V. 32. Und der Rat des Propheten wurde befolgt. Siehe Cheyne, Polychrome Bibel zu dieser Stelle.

Unter dem König Hiskia im Jahre 711 vor Chr. während ein assyrisches Heer die Städte der Philister eroberte und plünderte, agitierte eine starke Partei für ein Bündnis mit Aegypten gegen die Assyrer. Wie Jesajas davon hörte, trat er öffentlich in der schimpflichen Tracht eines Kriegsgefangenen auf, zum Zeichen, daß Aegyptens Gefangene in diesem Aufzug von den Assyrern weggeführt werden würden. Kap. 20. Es gelang Jesajas der Bewegung Herr zu werden, und auch jetzt blieb man in Jerusalem ruhig und ließ sich auf nichts ein.

Da starb der gewaltige assyrische König Sargon und Sanherib wurde sein Nachfolger. Aegypten schickte eine Gesandschaft nach Jerusalem, um zum Bündnisse gegen Assyrien zu werben. Jesajas blieb bei seiner Mahnung: nichts unternehmen, alles ruhig Gott anheimstellen. Und mit einem Gefühl höchster Kraft und Unabhängigkeit, das in der Hand Gottes sicher und geborgen sich weiß, leuchtet Jesajas den ägyptischen Abgesandten mit folgenden ge-

waltigen Worten heim: „So hat der Herr zu mir gesagt: Ich will ruhig zuschauen von meiner Stätte, wie heitere Wärme beim Sonnenschein, wie Taugewölk in der Ernteglut. Denn noch ehe es zur Ernte kommt, wenn die Blüte vorüber ist und eben die Traube zu reifen beginnt, dann schneidet er die Reben ab mit Winzermessern, und die Ranken entfernt, — zerknickt er. Sie sollen zumal den Raubvögeln auf den Bergen und den Tieren des Landes preisgegeben werden, daß die Vögel den ganzen Sommer und die Tiere den ganzen Winter davon zehren." Kap. 18.

Aber die Kriegspartei gewann die Oberhand. Hinter dem Rücken des Propheten wurde das Bündnis mit Aegypten und Aethiopien abgeschlossen, und wie alle benachbarten Herrscher, empörte sich auch Hiskia förmlich gegen den assyrischen Großkönig. Im Jahre 701 zog Sanherib mit gewaltigem Heere heran. Die Aegypter wurden aufs Haupt geschlagen und Judäa grauenhaft verwüstet. 46 Städte eroberte und plünderte der Assyrer, 200,150 Menschen führte er aus dem kleinen Lande in die Gefangenschaft. (Diese Zahlenangabe nach den assyrischen Keilinschriften.) Da wandte sich Hiskia an den Propheten Jesajas mit der flehentlichen Bitte, für die noch wenigen Uebergebliebenen bei Gott Fürbitte einzulegen (2 Kön. 19).

Und dieser, gemäß dem Grundgedanken, der ihn beherrscht, „nach dem sichtenden Gericht wird der heilige Rest bleiben," läßt dem Könige sagen: an den Mauern Jerusalems werden sich die Wogen Assyriens brechen. Die Weissagungen Kap. 28—31 beziehen sich auf dies Ereignis. Hier ruft er seinem Volke zu: Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein. (30, 15.) Hier läßt der Prophet Gott mit dem Assyrer spielen, wie der Löwe mit der sichern Beute. (31, 4.) Gott läßt ihn ruhig gewähren, aber im richtigen Moment braucht er nur zum Schlage auszuholen, um ihn rettungslos zu Boden zu strecken. — Und, o Wunder! diese Verheißung hat sich erfüllt. Unverrichteter Sache zogen die Assyrer ab, in der höchsten Not hatte Gott eingegriffen (2 Kön. 19, 35—37), — wenn die Not am höchsten, so ist die Hilfe am nächsten. „Sein Rat ist wunderbarlich, und führet es herrlich hinaus" (28, 29). So hat Gott das Siegel der Bestätigung auf Jesajas Worte gedrückt.

Auch die innere, stille Arbeit an den Herzen seiner Volksgenossen ließ sich der Prophet angelegen sein. Er legte selbst Hand an, den Rest, welcher dereinst bleiben soll, und auf dem die Hoffnung Israels ruhte, zu bilden und zu erziehen. Er sammelte einen Kreis empfänglicher Herzen, welche er Jünger Gottes nannte, um sich, in denen er das Zeugnis versiegelte, und die Offenbarung verwahrte, 8, 16—18. Diesen Jüngern ruft er zu: „Nicht alles heißt Verschwörung, was dieses Volk Verschwörung nennt, fürchtet nicht was dieses Volk fürchtet, und laßt's euch nicht erschrecken. Heiliget aber den Herrn Zebaoth, den lasset eure Furcht und Schrecken sein," 8, 12. 13. — Und daß auch die innere Reformation, welche unter dem König Hiskia stattfand (vergl. 2 Kön. 18), auf den Einfluß Jesajas zurückzuführen ist, unterliegt keinem Zweifel.

Aus den angeführten Beispielen ist nun zur Genüge ersichtlich, daß Jesajas durch seine persönliche Wirksamkeit nach Außen und Innen einen segensreichen Einfluß zur Erhaltung des Reiches Juda ausgeübt hat.

Endlich ist aber das von Jesajas angekündigte Gericht der babylonischen Gefangenschaft (39, 5) gekommen. Im Jahre 589 zog Nebukadnezar, König von Babylon, gegen Jerusalem und belagerte die Stadt, und nach 1½jähriger tapferer Gegenwehr mußte sie sich ergeben. König Zedekia wurde gefangen, geblendet und nach Babylon geführt, die Mauern Jerusalems und der Tempel zerstört und alle Einwohner, die noch übrig waren, in die Gefangenschaft geführt (2 Kön. 25, 1—21), nachdem schon zehn Jahre vorher (598) zehntausend Bürger, 7000 Krieger, 1000 Schmiede und der Tempelschatz samt dem Könige Jojachim nach Babylon geschleppt worden waren.

Nun zeigt sich hier die auffallende Erscheinung: Die israelitischen Gefangenen in Assyrien haben sich mit den Heiden vollständig vermischt, assimiliert, und sind spurlos verschwunden, — die judäischen Gefangenen in Babylon hingegen beharrten bei der Religion ihrer Väter, und anstatt sich mit den Heiden zu vermischen, nährten und pflegten sie in sich die Sehnsucht und Hoffnung einer Rückkehr nach dem Lande der Väter, vergl. die Ps. 102, 126 und 137. Wie kommt nun das? Wer hat ihnen diese bis auf den heutigen Tag unauslöschliche Sehnsucht eingepflanzt?

Antwort: Es ist der Prophet Jesajas, der es dem jüdischen Volke mit seinen herrlichen messianischen Weissagungen angethan hat. Er ist der Ausbilder und Reformator der messianinschen Idee. Bei Abraham, Moses und David ist die messianische Idee bloß in einem allgemeinen Schattenriß gezeichnet, bei Jesajas ist dieselbe in zwei farbenreichen Bildern in herrliche, lebensvolle Gemälde umgestaltet. Und wiederum, was die späteren Propheten, wie Jeremias und Hesekiel den babylonischen Exulanten zum Trost und zur Aufmunterung sagten, das war bloß eine Weiterentwickelung der messianischen Idee des Jesajas.

Um die messianischen Weissagungen zu verstehen, müssen wir uns die Art und Weise vergegenwärtigen, wie die Propheten ihre Zukunftsbilder in den ihnen von Gott geoffenbarten Gesichten schauten.

Wenn jemand an einem schönen Herbsttag auf einer der Jurahöhen der Schweiz am Rande eines Abhanges sitzt, so sieht er zu seinen Füßen nichts als einen Nebel, der wie ein Leichentuch die Seen, Wiesen und Dörfer verbirgt. Wenn er aber seinen Blick über sich nach Süden erhebt, dann sieht er die mit ewigem Schnee bedeckten Alpen, jene silbernen Höhen, die in zwei oder drei Stufen einander überragend, wie eine himmlische Erscheinung über dem Nebelmeere erglänzen, wobei wiederum die Thäler, welche zwischen den Bergrücken liegen, vollständig dem Gesichtskreis entrückt sind. So sieht auch der Prophet unmittelbar vor sich nichts als den Nebel der Sünde und des Gerichts, aber über sich in der Zukunft die verschiedenen Stufen des Heils und der Herrlichkeit des Gottesreiches, ohne die zwischen den einzelnen hervorragenden Offenbarungen liegenden Thäler der Zeitereignisse sehen und beachten

zu können. Dieses prophetische Schauen nennen die Gelehrten die prophetische Perspektive.

Sehen wir uns die zwei messianischen Bilder genauer an. Das erste Bild finden wir in den Kapiteln 7—11; 25 und 26. Trotz der eindringlichsten Warnung des Propheten sandte Ahas die verhängnisvolle Gesandtschaft an Tiglathpilesar mit den Worten: „Dein Knecht und dein Sohn bin ich, nur komm und rette mich vor dem Könige von Damaskus und dem Könige von Israel." 2 Kön. 16, 7. Jesajas sieht nun das Gericht unvermeidlich kommen. „Bringen wird der Herr über dich und dein Volk und deines Vaters Hause Tage, wie sie nicht eingetreten sind, seit dem Tage, da Ephraim sich von Juda losriß," 7, 17.

Daß das Gericht ja bald kommen wird, soll der ungläubige Ahas eine Mahnung erhalten durch ein Zeichen, das in nächster Zeit sich ereignen wird. „Siehe eine junge Frau ist schwanger (es ist die Prophetin) und wird einen Sohn gebären, den wird sie heißen Immanuel." 7, 14. „Und ehe der Knabe lernt, Böses verwerfen und Gutes erwählen, wird das Land, davor dir graut, verlassen sein von seinen zween Königen," 7, 16. Wenn Ahas die Erfüllung der letzten Weissagung vom Gericht über Israel mit eigenen Augen sieht, soll er dadurch gemahnt werden, daß auch die andere Weissagung vom Gericht über Juda sich erfüllen wird.

Aber dann wendet der Prophet seinen Blick ab vom trüben Abgrund des Gerichts und erhebt sein Auge zu den Bergen, von denen in Zukunft die Hilfe kommt. Und welche Aussicht bietet sich dem Auge des Sehers dar! Der Immanuel der allernächsten Zukunft, der ein Zeichen für das Gericht über die beiden Reiche Israels sein soll, ist zugleich Vorbild für den Immanuel, der in einer spätern Zukunft zum Heil der Uebriggebliebenen erscheinen soll!

„Das Volk so im Finstern wandelt," jubelt der Prophet, „sieht ein großes Licht, und über die da wohnen im finstern Lande, scheinet es helle. . . . Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und es ruht die Herrschaft auf seiner Schulter, und er heißt: Wunder, Berater, starker Gott, Ewig-Vater, Friedefürst." 9, 1 ff. „Zu der Zeit werden die Uebrigen in Israel, und die errettet werden im Hause Jakob (man denke hier an das Vorbild Schear Jaschub), sich verlassen auf den Herrn, den Heiligen in Israel. Die Uebrigen werden sich bekehren, ja die Uebrigen in Jakob zu Gott dem Starken," 10, 20 f.

Damit ist das Bild noch nicht zu Ende. Der Prophet schaut noch eine zweite herrlichere Stufe der Offenbarung durch den zukünftigen Immanuel, und ein entzückenderes Gemälde giebt es nicht als das, welches Jesajas nun vor unsern Augen in 11, 1—10 entrollt. Ich will nur die letzten Verse hierher setzen. „Und es herbergt der Wolf beim Lamm, und der Parder lagert sich beim Böcklein, und Kalb und Löwe und Mastochs sind beisammen, und ein kleiner Knabe treibt sie vor sich her. Kuh und Bär gehen mit einander auf die Weide, zusammen lagern ihre Jungen, und der Löwe frißt Stroh wie das Rind. Und es spielt der Säugling am Loche der Natter, und der von der

Mutterbrust Entwöhnte streckt seine Hand nach den Augensternen der Basilisken-Viper. Nicht werden sie Böses thun und nicht Verderbliches anthun auf meinem ganzen heiligen Gebirge, — denn voll ist das Land der Erkenntnis des Herrn, wie die Wasser den Meeresgrund, so bedecket die Erkenntnis das Land. Und an jenem Tage wird dastehen, der aus Isais Wurzel Entsprossene als ein Panier der Völker. Nach ihm fragen die Heiden, und wo sein Thronen, da ist Herrlichkeit."

Dieses Bild der Endzeit vervollständigt unser Prophet in den Kapiteln 25 und 26 mit den köstlichsten und süßesten Worten, die je aus Menschenmund geflossen sind, und welche Delitzsch mit Recht als eine der großartigsten Leistungen der alttestamentlichen Prophetie bezeichnet: „Und der Herr Zebaoth wird allen Völkern machen auf dem Berge Zion ein fett Mahl, ein Mahl von reinem Wein, von Fettspeisen, die markreich von Hefenweinen (d. h. gelagerten Weinen), die durchgeseiht sind. Denn er wird den Tod verschlingen ewiglich. Und der Herr Herr wird die Thränen von allen Angesichtern abwischen, und wird aufheben die Schmach seines Volkes in allen Landen. . . . Aber deine Toten werden leben, und mit dem Leichname auferstehen, — wachet auf und jubelt, die ihr im Staube lieget, denn dein Tau ist ein Tau des grünen Feldes." 25, 6. 8; 26, 19.

Dieses überaus herrliche Messiasbild wurde für die Juden in der Gefangenschaft eine neue geistliche Lebensquelle und mußte ein Sporn und Antrieb für sie werden, bei der Religion der Väter zu beharren und sich nicht mit den Heiden zu vermischen.

Hier möchte ich auf folgende zwei Punkte aufmerksam machen: Jesajas ist der erste im Alten Testament, welcher die Auferstehung der Toten als Offenbarung und auch als ein Postulat des Glaubens ausdrücklich lehrt. Auf Grund dieser Weissagung konnte dann später Hesekiel im 37. Kapitel die geistliche Erweckung Israels, d. h. die Wiederherstellung des Volkes aus der Gefangenschaft und Zerstreuung veranschaulichen an dem Bilde der leiblichen Auferstehung der Toten. Wäre bei Jesaja die Erweckung der Totengebeine nicht gelehrt, so wäre das Bild bei Hesekiel nicht beweiskräftig, und hätte es keinen Sinn, eine zukünftige Gottesthat an einem unwahrscheinlichen oder gar unmöglichen Bilde zu veranschaulichen.

Ferner ist Jesajas der erste, der den Messias nicht als Thronfolger der davidischen Regentschaft (also im königlichen Palaste) geboren werden läßt, denn das Gericht der Gefangenschaft schließt ja eine gewaltsame Zerreißung der davidischen Regentenkette in sich, — sondern als Nachkomme des bis auf die Niedrigkeit seines Ursprungs zurückgesunkenen Hauses Davids erscheinen läßt. Und das treffliche Bild dazu: Das Haus Davids — ein Stumpf eines gefällten Baumes — der Messias — ein Reis: „Und es geht hervor ein Reis aus dem Stumpfe Isais, und ein Schößling aus seinen Wurzeln bringt Frucht," 11, 1.

Auf Grund dieser Weissagung verkündigt dann Micha, Kap. 5, 1: „Und du Bethlehem Ephratha, zu klein um zu zählen unter die Gaue Judas, aus dir wird mir hervorgehen, der Herrscher werden soll über Israel."

Warum aus Bethlehem? Weil nach Jesaja das davidische Königshaus bis auf den Stamm heruntergekommen sein muß, ehe der Messias erscheint, und Bethlehem Davids Stammhaus ist, von wo ihn göttliche Gnadenwahl emporrückte, und aus einem Hirten der Schafe zu einem Hirten Israels machte.

So sehen wir, daß die anderen Propheten die jesajanische Messiasidee weiter entwickelten, und daß Jesajas für sie bahnbrechend wurde.

Das zweite Messiasbild, das wir in den Kapiteln 45—53 finden, ist so verschieden von dem ersten, daß Delitzsch es „eine Metamorphose der Messiasidee" nennt. Aber trotzdem steht es nicht im Gegensatz zum ersten Bilde, sondern ist eine Ergänzung desselben. Während der Messias vorher als König erscheint, so schaut ihn der Prophet jetzt als Propheten und Priester. Uebrigens ist 11, 1 ein Ansatz zum zweiten Bilde.

Bei diesem Bilde schaut Jesajas jenseits des Gerichts der babylonischen Gefangenschaft ein doppeltes Heil für sein Volk kommen, d. h. eine zwiefache Befreiung durch zwei Personen. Der erste ist ein heidnischer König. Diesen nennt Gott seinen Gesalbten. Er ist gleichsam ein Messias, der für ein zeitliches Heil aus dem Schoße der Heidenwelt hervorgeht. „Also spricht Jehova zu Cyrus: Koresch ist mein Hirte, er wird allen meinen Willen thun. Denn ich habe zu Jerusalem gesagt, werde gebauet, und zum Tempel werde gegründet. 44, 28. Und thatsächlich ist der Anfang des Wiederaufbaus des Tempels und der Stadt Jerusalem auf ein Edikt des jungen persischen Eroberers Aggradatus mit dem Beinamen Cyrus im Jahre 536 v. Chr. zurückzuführen. 2 Chron. 36, 22 f.; Esra 1, 1. 2.

Der politischen Wiederherstellung als der ersten Stufe des Heils sieht der Prophet ein zweites höheres Heil folgen, und zwar durch den Knecht Jehovas, den Messias. Aber dieser ist mit einer schweren Aufgabe belastet, welche die vorgängige Bedingung seiner Herrlichkeit ist. Als Prophet wird Christus unter Verfolgung und Mißhandlung die Mühseligen und Beladenen zur rechten Zeit erquicken. 50, 4.

In Kapitel 12, 4 fordert Jesajas: „Verkündiget die Großthaten Jehovas in der Völkerwelt." Hier sehen wir diese Forderung zur Ausführung kommen durch den Knecht Jehovas: „Siehe, mein Knecht, den ich aufrecht halte, mein Erwählter, an dem ich Wohlgefallen habe! Ich habe meinen Geist auf ihn gelegt, er wird den Völkern das Recht verkünden. . . . Er wird nicht ermatten, und nicht zusammenbrechen, bis er auf Erden das Recht gegründet hat, und seiner Unterweisung harren bereits die Inseln." 42, 1. 4.

Der Knecht Jehovas ist also Prophet, und mehr als Jona, dessen einzigartige Sendung nur zu dem Schatten gehört, den der im Kommen Begriffene vor sich herwirft, sein Apostolat umfaßt die ganze Menschheit.

Er ist aber auch ein Priester nach der Weise Melchisedeks, und als solcher waltet er priesterlich entsündigend, nachdem er sein eigenes Leben als Schuldopfer, d. h. die Sünde seines Volkes büßendes und gutmachendes Opfer dargebracht. Wie Israel durch das Gericht der Gefangenschaft hindurch gehen muß, so muß auch der Knecht Jehovas durch das Gericht hindurch. Hier

sieht Jesajas die ihm geoffenbarten Gottesgedanken bei der Berufung, Kap. 6, am tiefsten und konsequentesten durchgeführt. Und er läßt daher die Gemeinde der Bekehrten (den Schear Jaschub) bekennen:

4. Fürwahr unsere Krankheiten hat er getragen
Und unsre Schmerzen hat er auf sich geladen,
Wir aber hielten ihn für von Gott gestraft,
Für von Gott geschlagen und geplagt.

5. Während er doch um unserer Uebertretungen willen durchbohrt,
Strafe uns zum Heile lag auf ihm,
Und durch seine Striemen ward uns Heilung.

8. Infolge von Drangsal und Gericht ward er hinweggerafft,
Wer unter seinen Zeitgenossen aber bedenkt es?
Daß er aus dem Lande der Lebendigen hinweggerissen,
Infolge der Abtrünnigkeit meines Volkes zum Tode getroffen ward?

10. Jehova aber gefiel es, ihn unheilbar zu zermalmen. Weil er sich selbst als Schuldopfer eingesetzt, sollte er Nachkommen schauen, lange leben, und das Vorhaben Jehovas durch ihn gelingen." 53, 4. 5. 8. 10.

Ewald und andere sehen im 53. Kapitel das Bild irgend eines alten Märtyrers. Aber der Knecht Jehovas leidet ja nicht bloß, wie ein edler Mensch freiwillig allerlei Leiden auf sich nehmen kann, um es von den anderen abzuwenden, sondern er. der Schuldlose belastet sich mit der Schuld seines Volkes, um es Gott zu ermöglichen, über die Sünder unbeschadet seiner Heiligkeit Gnade für Recht ergehen zu lassen. Sein Tod ist nicht ein Märtyrertod, sondern ein Erlösungstod, wie der eines Schuldopfers. Kein Mensch kann aber nach Ps. 49, 8 f. für den andern ein Lösegeld leisten, um ihn vom Tode loszubringen, und falls ein Mensch wie Mose (Ex. 32, 32) oder Paulus (Röm. 9, 3) den verwirkten Tod des Sünders stellvertretend erleiden zu wollen sich erbietet, so nimmt Gott dieses Erbieten nicht an. Nur der schlechthin schuldlose heilige Knecht Gottes ist fähig, ein die Schuld der Sünde deckendes, und die Macht der Sünde brechendes Opfer zu bringen, und so durch seine Selbstopferung, als einer sittlich lebenskräftigen Liebesthat, Gottes Liebesratschluß zu vollziehen.

„Dieses zweite Messiasbild ist weniger für die Erhaltung des jüdischen Volkes als für die Gründung und Entwickelung der christlichen Kirche von großer Bedeutung." „Das 53. Kapitel ist die Werkstatt, in welcher das neutestamentliche Messiasideal zur Ausgestaltung kommt." (Delitzsch.) Das wunderbare Bild des leidenden Messias, das so aussieht, als ob es 700 Jahre später unter dem Kreuze auf Golgatha geschrieben worden wäre, ist „der Spiegel, in welchem Jesus sich selbst geschaut, und ist sein Leitstern auf dem Wege seines Berufes geworden." Del.

Das Kreuz Christi war und ist den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Thorheit. Daß aber trotzdem seit neunzehnhundert Jahren Tausende von Juden und Millionen von Heiden das Kreuz zu ihrem Panier erhoben haben, das ist zum guten Teil auf den Einfluß von Jesajas 53 zurück-

zuführen. Vergleiche die Emmausjünger, Luk. 24, 26, und den Kämmerer aus Mohrenland, Act. 8, 30—35.

Auch in manch anderer Hinsicht ist Jesajas bedeutsam. Wir finden bei ihm die Grundelemente der christlichen Ethik: Die Wurzel aller Sünde ist bei Jesajas die Hoffart, hingegen ist der Anfang aller Tugend: demütige Ergebung und Vertrauen, 2, 12—17 und 30, 15.

Ferner lesen wir bei Jesajas eine klassische Definition von echter evangelischer Frömmigkeit: „Sollte das ein Fasten sein, das ich erwählen soll, daß ein Mensch seinem Leib des Tages Uebel thue, oder seinen Kopf hänge wie ein Schilfrohr, oder auf einem Sack in der Asche liege? Wollt ihr das ein Fasten nennen, und einen Tag dem Herrn angenehm? Das ist aber ein Fasten, das ich erwähle: Laß los, was du mit Unrecht gebunden hast; laß ledig, welche du beschwerest; gieb frei, welche du unterdrückest, und zersprenge jedes Joch. Brich dem Hungrigen dein Brot, und die so im Elend sind, führe in das Haus, so du einen nackend siehst, so kleide ihn, und entzeuch dich nicht von deinem Fleisch. 58, 5—7.

Es soll auch nicht unerwähnt bleiben, daß die jesajanischen Reden auch in formeller Beziehung bewundernswert sind. Man hat das Buch Jesajas als das strahlendste Juwel in der prophetischen Litteratur bezeichnet. Und zwar mit vollem Recht. In strahlenderem Glanze, in sieghafterer Schöne ist die Sprache Kanaans niemals erklungen, als von den Lippen Jesajas. Ein Formgenie allerersten Ranges hat er solch eine Wucht und Kraft der Rede, solch eine Majestät und Erhabenheit des Ausdruckes, solch einen unerschöpflichen Reichtum an treffenden, packenden Bildern, daß sie den Leser geradezu überwältigen. Auf der andern Seite klingen die tröstenden, kosenden, verheißungsvollen, und mit prächtigen Wort- und Lautspielen (Paronomasien) durchwobenen Reden wie liebliche Harfenmusik, z. B. 24, 17; 1, 23; 29, 9. Man denke z. B. an Händels Messias, wo die wunderbar weihevollen Klänge dieses Meisters mit Jesajas 40 anfangen. Man vergleiche auch die Kapitel: 1, 2, 18 mit 25, 40, 54 und 60.

Allein so wichtig auch alle diese Erwägungen sind, so müssen sie in den Hintergrund treten vor der eminenten Bedeutung unseres Propheten für die Religionsgeschichte. Wie Jesajas äußerlich in die Zeit zwischen Moses und Christus hineingestellt ist (er lebte zu Ende des achten Jahrhunderts), so ist er auch innerlich der Mittelpunkt zwischen Moses und Christus, und bildet das stärkste und unentbehrlichste Bindeglied zwischen Sinai und Golgatha, zwischen dem alten und neuen Bund.

Schlußbemerkung. Die Reden Jesajas sind zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Gelegenheiten innerhalb eines Zeitraumes von ca. 60 Jahren verfaßt worden. Das Buch ist daher nicht aus einem Guß, und die einzelnen Reden nicht im Zusammenhange mit einander. Manche Kritiker schließen daraus, daß unser Buch von mehreren Autoren herrühre.

Allein wie wir im Vorgehenden gezeigt, ist das ganze Buch von einem einheitlichen Grundgedanken durchzogen, und setzen wir daher voraus, daß alle Reden von einem Autor, Jesajas, herrühren. In Kap. 40—66 scheint

allerdings das babylonische Exil dem Propheten gegenwärtig zu sein, aber dies war nicht seine wirkliche, sondern seine ideale Gegenwart, in die er sich im Geiste versetzt hat. Wenn diese Auffassung auch von vielen als „unwissenschaftlich" verschrieen wird, so brauchen wir uns deswegen nicht einschüchtern zu lassen. Wir befinden uns mit unserer Auffassung in Gesellschaft solcher ausgezeichneter Schriftforscher, wie Godet (cf. Bibelstudien), Klostermann und Bredenkamp. Und sogar solch eine gelehrte Autorität wie Delitzsch, obwohl er der modernen Kritik manche Konzessionen gemacht hat, sagt in seinem letzten Werk, die messianischen Weissagungen: „Wir halten es für zweifellos, daß Jesajas an diesem Trostbuch der Exulanten (eben Kap. 40—66) einen wesentlichen Anteil hat."

Darum haben wir das Recht und die Pflicht, dem großen und bekannten Jesajas seine religionsgeschichtliche Bedeutung unverkürzt zu lassen.

Die Reform der Konfirmationspraxis.

Vortrag, gehalten in Barmen auf der kirchlich-sozialen Konferenz des Rheinlandes am 27. Sept. 1901, von P. Mahling, Vorsteher der Hamburger Stadtmission.

Im Januarheft haben wir einen Artikel über Konfirmation aus der Feder unseres geschätzten Mitarbeiters, Pastor G. F. Schütze, gebracht. — Seitdem haben wir die nachfolgende Abhandlung in der „Deutschen Evang. Kirchenzeitung" gelesen und von dem Herrn Redakteur die Erlaubnis des Abdrucks erbeten. Diese Abhandlung vertritt freilich einen anderen Standpunkt als unser Artikel; aber sie schien uns doch von solcher Wichtigkeit, daß wir unseren Lesern auch diese Seite der Betrachtung nicht glaubten vorenthalten zu dürfen. Es folgt also hiermit die Abhandlung.

Bei der schwierigen und gewiß tief in das Leben der Kirche eingreifenden Frage der Reform der Konfirmations-Praxis liegt es mir vor allem daran, mich mit Ihnen, verehrte Anwesende, zu verständigen. Wir besprechen die Frage als Christen, als Leute, die den Herrn lieb haben wollen und die gerne seinem Reiche dienen möchten, die darum auch für die Kirche das Beste erstreben möchten, nicht was zu ihrer Zerstörung dient, sondern was zu ihrem wahren Heil und Leben und Aufbau dient: Sie mit mir und ich mit Ihnen. Von diesem unseren gemeinsamen Boden aus lassen Sie mich bei der heutigen Besprechung der Frage ausgehen, und ich möchte Sie herzlichst bitten, mir darin Schritt für Schritt zu folgen und nachher zu sagen, worin denn ein Irrtum liegt, was an dem Gedanken der Reform der Konfirmations-Praxis etwa verkehrt ist und ausgeschieden oder geändert werden muß.

Für mich ist der Ausgangspunkt der ganzen Frage ein durchaus innerlicher. Ich gehe von dem Evangelium aus. Der Herr Jesus hat uns das Reich Gottes gebracht. Reich Gottes ist Aufrichtung der Königsherrschaft Gottes in einem Menschen, so daß der Mensch sich von allem Ungöttlichen abwendet, sich ganz zu seinem Gott hinwendet und dessen Willen als seinen eignen Willen in sein Herz aufnimmt. Gott ist mein König, so soll der Reichsgenosse sagen. Der, der allein dies dem Menschen vermitteln kann, der, in

welchem Gottes Königsherrschaft zum ersten Mal zum Ausdruck gekommen ist und der sie nun durch seine Verkündigung den Menschen mitteilen will, daß sie dieser frohen Botschaft Glauben schenken und sich an ihn halten als den Weg, die Wahrheit und das Leben, ist der Herr Jesus Christus. Und um sich sammelt er nun die kleine Herde, der das Reich gegeben werden soll, seine Jünger, die als eine Reichsfamilie sich darstellen und gegenseitig zum Dienste der Liebe verpflichtet sind, so daß sie auch gegenseitig für ihre notwendige Existenz zu sorgen haben in Nahrung und Kleidung. Diese um den Herrn Jesum im Glauben gesammelte, in der Liebe verbundene Jüngerschar ist die Reichsfamilie.

Als diese Reichsfamilie zum ersten Mal in die Erscheinung trat in der Pfingstgemeinde, die sich in der Kraft des Heiligen Geistes um ihr erhöhtes Haupt, ihren König Jesus Christus sammelte, da war sie sich dessen bewußt, daß sie nur nach den Grundsätzen des Meisters leben und vor allem nur nach den Worten ihres Meisters und mit dessen Mitteln der Verkündigung in Wort und That wirksam sein dürfe für die Ausbreitung der Königsherrschaft Gottes unter den Menschen. Aus dieser Gemeinde der Jünger Jesu erwuchs die organisierte Kirche, wir wissen, mit wie viel menschlicher Schwachheit und mit wie viel menschlicher Sünde untermischt. Schon damals dachte man nicht immer daran, daß die Waffen unserer Ritterschaft geistlich sind und nicht fleischlich und daß nichts vor dem Herrn bestehen kann zur Ausbreitung seiner Kirche, was nicht durchaus zusammenstimmt mit dem, was der Herr Jesus seinen Jüngern erlaubt und befohlen. Die sichtbare organisierte Kirche deckt sich nicht mit dem Reiche Gottes, d. h. mit der Gemeinde derer, in welchen die Königsherrschaft Gottes durch den Herrn Jesum Christum zum Ausdruck gebracht ist, das ist klar; aber die sichtbare organisierte Kirche hat die Aufgabe, ihren Zustand, ihre Waffen, ihre Mittel, ihre Ziele, ihr Leben beständig zu prüfen an dem hohen Urbild und Ideal und Ziel, das der Herr seiner Gemeinde gesteckt hat, und zu prüfen, ob alles übereinstimmt mit den Gedanken ihres Heilandes, ob er zu all ihrem Thun sein Ja und sein Amen sprechen kann. Mit einem Wort: Nach meiner Ansicht hat die organisierte sichtbare Kirche genau so beständig täglich in der Buße zu leben wie jeder Christenmensch. „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: Thut Buße! u. s. w., hat er gewollt, daß alles Leben der Gläubigen Buße sei.“ Auch das Leben der Kirche muß von dem Geiste der Buße durchzogen sein, von dem Geiste, der willig ist, sich beständig an dem Herrn und seinem Wort zu prüfen und sich in allem was gethan wird, zu messen an seinem Geiste, an seiner Wahrheit. Darum giebt es keine Einrichtung der Kirche, die nicht dieser Prüfung unterworfen werden müßte. An diesem Maßstabe haben wir darum auch die Frage der jetzigen Konfirmations-Praxis der Kirche zu prüfen. Nicht Herkommen, und wenn es seit Jahrhunderten dauerte, nicht Tradition, und wenn sie noch so alt wäre, nicht guter menschlicher Wille, nicht vorsichtige Politik, nicht diplomatische Konzessionsluft, überhaupt nichts dergleichen darf das Leben der Kirche bestimmen, sondern allein die Frage: stimmt mein Leben, stimmt meine Praxis überein mit den Worten und Grundsätzen meines

Herrn Jesu Christi? Die Kirche hat die klare Aufgabe, Mission an sich selbst zu treiben, damit ihr Leben zusammenstimme mit dem Lebensprinzip, das der Herr in der Gemeinde seiner Reichsgenossen allein gelten lassen will. Von dieser Grundlage aus ist die Konfirmations-Praxis einer Prüfung zu unterziehen.

Ich denke, Sie haben dadurch von selbst innerlich schon Gelegenheit genommen, die große Unrichtigkeit eines Einwurfs deutlich zu erkennen, welcher den Freunden der Aenderung der Konfirmations-Praxis schon mehr wie ein Mal gemacht wurde, als gingen wir von einem donatistischen Kirchenbegriff aus und wollten in der sichtbaren Gemeinde eine Sammlung lauter in Christo fest gebundener, von ihm allein durchdrungener, lebendiger Christen zur sichtbaren Darstellung bringen, als gelte es uns, eine sichtbare Gemeinde der Heiligen zu schaffen. Die uns solches vorwerfen stehen unter dem Mißverständnis, als handle es sich für uns darum, daß in der organisierten sichtbaren Kirche nur solche Leute Platz haben dürften, die, um es kurz auszudrücken, durchaus bekehrt wären. Von solchem Irrtum sind wir frei; aber darum handelt es sich uns, daß die sichtbare organisierte Kirche sich durchaus nicht als eine vollendete, ideale denken darf, sondern daß sie ihre Gestalt immer fort zu vergleichen hat mit der idealen Gestalt der Reichsfamilie und danach zu ringen hat, daß die hierher gehörenden Grundsätze des Heilandes so deutlich und klar wie nur möglich zur Erscheinung kommen. Einer der wichtigsten Grundsätze des Herrn ist aber in dieser Beziehung die Wahrheit: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“ „Ich bin ein König der Wahrheit, mein Reich ist ein Reich der Wahrheit.“ Die Wahrheit bedeutet an jenen Stellen im Johannes-Evangelium immer die Uebereinstimmung der Wirklichkeit mit dem Ideal, wie wir ja den Ausdruck w a h r in demselben Sinne gebrauchen, wenn wir von einem Menschen sagen etwa: „er ist ein wahrer Christ.“ Wer aus der Wahrheit ist, wer so ist, wie er sein soll, wer so sein will wie er sein soll, der höret meine Stimme. Ich habe ein Reich gegründet, in dem gilt nur die Wahrheit, wahrhaftig das sein zu wollen, was man sein soll, alles andere ist Schein und hat darum vor meinen Augen keinen Bestand.

Stimmt das Leben der Kirche, stimmen die Institutionen der Kirche mit diesem Prinzip der Wahrheit überein? so ist unsere Frage. Und diese Frage beziehen wir heute nur auf das Gebiet der Konfirmations-Praxis. Kann die gegenwärtige Konfirmations-Praxis gemessen an dem Maßstabe des Evangeliums, gemessen an dem Maßstabe der Reichs-Idee des Herrn, gemessen an dem Maßstabe der Wahrheit, kann sie da bestehen? Ich denke, verehrte Anwesende, Sie sind gerade als Christen, als solche, die wirklich Jünger Jesu sein wollen, mit mir darin eins, daß diese Frage unerbittlich gestellt und ganz klar geprüft und beantwortet werden muß. Nun gut, lassen Sie uns dieses scharf mit einander prüfen.

Wenn wir von der Konfirmations-Praxis reden, so unterscheiden wir zweierlei: zunächst die Unterweisung der Kinder im Konfirmandenunterricht und sodann die Konfirmationshandlung selbst. Wenn ich kurz die Kritik für beide zusammenfassen soll, so meine ich sagen zu müssen, bei dem Konfirman-

denunterricht ist das die Klage, daß er zu wenig giebt, und bei der Konfirmationshandlung ist die Klage, daß sie zu viel giebt, beide stehen im großen Mißverhältnis zu einander.

Die Konfirmandenunterweisung fassen wir zunächst ins Auge. Ich denke hierbei nicht daran, daß einzelne Geistliche einen schlechten Konfirmandenunterricht geben, es kommt ja das leider mehr wie genug vor; ich denke auch nicht daran, daß der methodische Aufbau des Konfirmandenunterrichts so oft ein verkehrter ist, daß man den Kindern viel über Jesum beibringt und oft so herzlich wenig ihnen von diesem Jesu erzählt; ach, wie sehr erfahre ich es bei der Missionsarbeit in der Großstadt in biblischen Besprechungen, bei denen die Konfirmierten sind, die nun im Leben darin stehen, daß ihnen das Leben Jesu und die Geschichte Jesu oft so schrecklich unbekannt ist. Der Pastor hat diese Kenntnis vorausgesetzt und sie war gar nicht vorhanden. Auf dieser falschen Voraussetzung hat er allerlei Urteile, die in der Kirchengeschichte über den Heiland aufgetaucht sind, den Kindern gegeben, hat ihnen bestimmte Ansichten über Jesum beigebracht, und die persönliche Bekanntschaft mit dem Heiland durch das Evangelium, die Verbindung des elektrischen Stroms im eignen Herzen und Gewissen mit dieser Zentrale im Evangelium hat er nicht hergestellt, in das Leben in der Nachfolge Jesu die Kinder nicht genug hineingeführt. Es liegen Mißstände in der Methode vor, die dadurch noch größer werden, daß der eigentliche Zusammenhang zwischen der kirchlichen Unterweisung und der Unterweisung der Kinder im Religionsunterricht in der Schule vielfach, ich will nicht sagen überall, aber vielfach fehlt. Indessen, so wenig ich hier die Mißstände leugnen will, so kann ich sie doch nur im Vorübergehen berühren; denn es handelt sich bei unserer gegenwärtigen Besprechung im Augenblick nicht um den individuell mangelhaft gegebenen Konfirmandenunterricht, es handelt sich nicht um die Methode des Unterrichts, sondern es handelt sich für mich gegenwärtig um die Thatsache, daß die Unterweisung der Jugend als Aufgabe der Kirche, die sie den getauften Kindern gegenüber übernommen hat, in dem seitherigen Konfirmandenunterricht nicht genügend zur Geltung kommt.

Wir gehen, um dies zu beweisen, auf die Kindertaufe zurück. Von der Kindertaufe konnte in der Gemeinde natürlich erst die Rede sein, als die Familie überhaupt für das Reich des Herrn gewonnen war. Wenn Vater oder Mutter, oder beide zugleich der Verkündigung des Evangeliums ihr Herz aufgeschlossen hatten und nun in der Zeit der ersten Liebe standen, wenn ihnen dann ein Kindlein geschenkt wurde, so entstand in ihnen die Frage: Soll nicht dieses Kindlein von vornherein auf den Christenweg gestellt werden? Soll es nicht dem sofort zugeeignet werden, dessen Wort wir ja haben: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes?" Es war natürlich, daß auf diese Weise die Praxis der Kindertaufe in der Kirche Eingang fand; sie war hervorgerufen durch die Voraussetzung und Wünsche des christlich gewordenen Hauses.

Die Kirche hat von da an die Kindertaufe als eine Praxis geübt bis auf den heutigen Tag. Aber während die Sache geblieben ist, ist gerade in unserer

Zeit die Voraussetzung dafür oft weggefallen. Wir haben längst nicht mehr überall das christliche Haus, in welchem Vater und Mutter aus dringendstem Herzenswunsch heraus nur das Eine möchten, daß das Leben und der Geist des Herrn auch ihrem Kinde mitgeteilt werden möchte, wobei der Wunsch selbst für sie der Anlaß wird, alles zu thun ihrerseits in der Erziehung, um ihn an ihren getauften Kindern zur Geltung zu bringen, sondern wir haben namentlich in unseren Großstädten vielfach ein regelrechtes Widerstreben der Eltern, wenigstens des Vaters, gegen die Taufe des Kindes, und darum ein bewußtes Erklären, daß die christliche Erziehung dem Kinde nicht gegeben werden soll. Und doch hat die Kirche die Praxis der Kindertaufe beibehalten, und sucht sogar in solchen Fällen Vater oder Mutter zu überreden, ihr Kind taufen zu lassen. Das ist natürlich etwas sehr Gewagtes.

Von Rechts wegen hat die Kindertaufe nur Sinn unter der Voraussetzung der christlichen Familie und der christlichen Kindererziehung. Will die Kirche diese Voraussetzung nicht als die alleinige gelten lassen, so muß sie natürlich suchen, auf andere Weise sich selber zu stellen; sie muß mit anderen Worten die kirchliche Unterweisung und christliche Erziehung des Kindes selbst in die Hand nehmen, daher hat die Kirche das Institut des Patenamtes geschaffen. Aber daß das in unserer Zeit nicht genügt, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Nach meiner Ansicht wäre hier nur eine Möglichkeit vorhanden: die Kirche muß erklären: Gewiß, ich taufe die Kinder gerne, auch wenn die Eltern mir nicht die Voraussetzung einer christlichen Erziehung zu bieten scheinen: aber indem ich die Kinder taufe, erhebe ich den Anspruch darauf, daß sie mir, sobald sie in der Schule lesen und schreiben gelernt haben, überwiesen werden zur christlichen Jugendunterweisung. Diese Unterweisung haben wir ja noch in der Schule im Religionsunterricht; allein es scheint doch der Religionsunterricht in der Schule hier nicht auszureichen. Die Kirche müßte selbst neben diesem durch ihr geordnetes Pfarramt den Kindern von früh auf eine christliche Unterweisung geben und diese müßte, kraft der aus der Kindertaufe heraus sich ergebenden Notwendigkeit, fortgesetzt werden an den Kindern meinetwegen bis zum 18. Jahre.

Der Heiland hat ja gerade das Unterweisen und Lehren der Kirche geboten, und es wäre Stoff genug vorhanden. Ich nenne nur für die ersten Jahre das Leben Jesu, für die späteren Jahre die Nachfolge Jesu im Zusammenhange mit den verschiedenen praktischen Gebieten des Lebens, Beruf, Familie, Staat, Kirche, Welt u. s. w. Diese christliche Jugendunterweisung ist für mich eine große Hauptsache. Das ist auch die einzige Ergänzung, die die Kindertaufe bedarf, die Unterweisung bis zum 18. Lebensjahre auch innerhalb des Rahmens der obligatorisch einzuführenden Fortbildungsschule, für die ich absolut eintrete.

Man macht da wohl zwei Einwendungen: einmal sagt man, diese Unterweisung für die Kinder ist zu viel und zu lange, man wird die Kinder nicht dazu bekommen, und sodann die Kräfte der Kirche reichen dafür nicht aus. Was das erste anbetrifft, so möchte ich, daß die Kirche etwas mehr den Wert, das hohe Gut der Taufe betonte. Für die Kirche muß es als Gewissenspflicht

gelten, die mit der Taufe verbundene Unterweisung zu übernehmen und durchzuführen. Sträuben sich Eltern dagegen, so muß die Kirche in diesem Falle auf die Kindertaufe verzichten und sagen: Gehst du nicht auf meinen Anspruch ein, den ich notwendig erheben muß, so kann ich dir leider nicht das hohe Gut übermitteln, das in der Kindertaufe beschlossen liegt. Handelt die Kirche nicht so, dann ist sie in ihrem Gewissen nicht vorsichtig genug. Und was den Einwurf anbetrifft, daß die Kräfte fehlen, so meine ich, ist das gerade ein betrübendes Zeichen unserer Zeit, wenn die Aufgabe der Kirche in der unterweisenden Lehrthätigkeit viel zu kurz kommt. Es wird manche unnötige Arbeit gethan, manche Arbeit, die anders eingerichtet werden könnte und dadurch weniger Zeit beanspruchte und weniger Kräfte. Ich denke daran, daß die Haustaufen und Haustrauungen, wenn die Kräfte dazu für den Pastor nicht ausreichten, leicht umgewandelt werden könnten in Kirchentaufen und Kirchentrauungen und die so gewonnene Zeit verwendet werden könnte für Unterweisung und Unterricht. Und wenn dann die Kräfte nicht ausreichen, so müssen mehr angestellt werden, oder es müssen noch ganz andere, auch die Laien für diese Arbeit der Kirche mobil gemacht werden.

Das ist, meine ich, der ideale Zustand, wie er sich aus der Praxis der Kindertaufe ergiebt. Nun haben wir diesen Zustand nicht, sondern statt dessen eine Kinderunterweisung der Kirche, die wohl im Durchschnitt überall nur ein Jahr beträgt, das sind etwa 100 Stunden. Hier im Rheinlande sind es Gott Lob zwei Jahre, in Hamburg sind es fünf Monate mit zusammen 40 Stunden.

Kann darin geleistet werden, was die Kirche leisten soll? Kann in dieser kurzen Zeit die Pflicht ausgeführt werden, die sie in der Kindertaufe übernommen hat? Ich meine: nach dem Ausgeführten nicht; und hier muß dann die Reform in erster Linie einsetzen und muß betonen: wir brauchen eine ganz andere kirchliche Jugendunterweisung. Da ein Ideal nicht alsobald in die Wirklichkeit übersetzt wird, sondern nur schrittweise Erfolge erzielt werden, so möchte ich sagen, das Minimum, das wir erbitten müssen, ist das, daß allgemein der Zustand durchgeführt wird, der hier im Rheinlande besteht, nämlich: der obligatorische zweijährige kirchliche Konfirmandenunterricht, um ihn kurz so zu bezeichnen. Und es liegt mir dringend daran, daß die heutige Versammlung sich dazu bekennt und an alle in Frage kommenden kirchlichen Instanzen die dringende Bitte richtet, einen obligatorischen Konfirmandenunterricht von zwei Jahren einzuführen. Kann denn wirklich in 40 Stunden etwas von Unterweisung mitgegeben werden, zumal wenn Sie denken, daß mancher Pastor in Hamburg etwa 400, ja 600 Konfirmanden und darüber hat, oder kann auch in einem Jahre genug mitgegeben werden und die Kirche wirklich alle Fragen mit den Kindern durchsprechen, die für das Leben von Wichtigkeit sind? Jeder einigermaßen Verständige muß es einsehen, daß das nicht möglich ist. Und darum, denke ich, sind wir auch alle darin einig, daß der Notstand in erster Linie auf dem Gebiet der christlichen Jugendunterweisung liegt und hier die Reform einsetzen muß.

Die Konfirmandenunterweisung, sagten wir vorhin kurz, giebt zu wenig; dem gegenüber steht nun die Konfirmationshandlung selbst und die giebt zu viel.

Zunächst müssen wir festhalten, daß die Konfirmation eine durchaus menschliche Einrichtung ist. Sie ist nicht im Neuen Testament geboten, nicht von dem Herrn selbst eingesetzt, trägt keinen sakramentalen Charakter, hat auch in der Kirche, wer weiß wie lange Zeit, nicht bestanden. Sie ist zum Teil als Einrichtung der Kirche noch keine 100 Jahre alt; in Hamburg ist sie erst 1832 eingeführt. Die Konfirmation als solche kann auch nicht, ich möchte sagen, religiös begründet werden. Ich weiß wohl, man begründet sie vielfach dadurch, daß man sagt, sie ist die Erneuerung des Taufbundes. Das halte ich für verkehrt. Kommt denn der Taufbund in seiner Wirksamkeit erst zu stande, wenn die Konfirmation da ist? Aber dann würde ja nicht der völlige Taufsegen bis zur Konfirmation vorhanden sein. Der Ausdruck Bund stört durchaus. Wir denken dabei immer an einen Bund, wo beide Parteien die Vereinbarung treffen: do ut des (ich gebe dir das, du dafür mir jenes) und erst dann soll der Bund perfekt werden, wenn beide Teile ihre Verpflichtungen einlösen. Aber darum handelt es sich ja in der Taufe nicht. In der Taufe soll neues Leben, soll Gemeinschaft des Geistes mitgeteilt werden. Das neue Leben setzt Pflege des Lebens voraus, wie wir gehört haben, in der Erziehung, damit es nicht krank werde oder ersterbe. Aber Leben mitteilen kann nur Gott und er teilt es mit, und darum ist die Kindertaufe an sich Lebensmitteilung, Gnadenmitteilung und bedarf zu diesem vollkommenen Segen nicht erst der Handlung der Konfirmation. In demselben Maße, in welchem man die Konfirmation in die Höhe schraubt, setzt man die Taufe in ihrer Bedeutung und ihrem Werte herab.

Die Konfirmation ist darum für mich nur eine feierliche Dokumentierung der Kirche, daß die christliche Jugendunterweisung des Kindes zu einem bestimmten Abschluß gekommen ist, von dessen Eintritt man hoffen darf, daß das Kind nun auch mit Verständnis sich an dem Sakrament des heiligen Abendmahls beteiligen kann. Sie schließt deshalb als Hauptsache die Prüfung des Kindes vor der Gemeinde ein, ob die Kirche ihre Pflicht an ihm gethan, ob der Pastor es recht unterwiesen hat: darüber soll die Gemeinde ihr Urteil abgeben können. Damit verbunden kann sein und soll sein als eine besonders ernste und fruchtbringende Handlung die Einsegnung des Kindes, die Einsegnung für das spätere Leben in der Gemeinde und für das Leben im irdischen Beruf. Nach der Konfirmation würde dann, ob früher oder später, zu der gegebenen Zeit ganz freiwillig der erste Abendmahlsgang stattfinden, der in sich selbst eine Bekenntnisthat, die Bezeugung des Anfanges des Lebens mit der Gemeinde wäre.

Prüfung und Einsegnung:

Das sind die beiden Punkte, die ich bei der Konfirmationshandlung, welche ich absolut als solche nicht abschaffen will, beibehalten möchte. Aber nicht beibehalten möchte ich das, was heute in ihr vereinigt ist. In der Kon=

firmationshandlung ist heute vereinigt: Bekenntnis, Gelübde, Mündigkeitserklärung, Einsegnung, Abendmahlsgang. Wir prüfen diese einzelnen Momente.

Das Bekenntnis: Selbstverständlich soll ein Christ ein Bekenntnis haben und soll darum auch ein Bekenntnis zur gegebenen Stunde ablegen. Aber das Bekenntnis, welches ich ausspreche, hat doch nur Wert, wenn es aus eigner innerer Erfahrung herauskommt. Als Petrus sich zu dem Heilande bekannte am Tage von Cäsarea Philippi, da hatte er Jahre hindurch den Umgang mit Jesu durchlebt, da kam aus diesem persönlichen Erleben der Herrlichkeit des Gottessohnes nun das Bekenntnis zu ihm heraus. Und der Heiland freute sich darüber, als über eine Frucht der Offenbarung, sagt aber dem Petrus: „Sage es niemandem weiter," um eben zu verhüten, daß das Bekenntnis zu ihm und seiner Herrlichkeit ein bloßes Lippenwerk würde, was nicht aus der Erfahrung geschöpft ist.

Dem gegenüber habe ich gerade das große Bedenken, daß die Kirche mit dem Abfordern des Bekenntnisses bei der Konfirmation ein Lippenwerk erzielt, das nicht aus der Erfahrung heraus stammt. Die Hauptsache ist ja doch nicht das einmalige Bekennen des Herrn, sondern, wie es nach Matthäus 10 zu erklären ist, das sich Bekennen zu Jesu für das ganze Leben in der That. („Wer sich zu mir bekennet, zu dem will ich mich bekennen.") Je mehr wir auf das Aussprechen des Glaubensbekenntnisses als solches Wert legen, desto mehr kann es sein, daß wir den Ernst des That-Bekenntnisses in den Hintergrund rücken. Aus der großen Besorgnis heraus, nur Lippenwerk auszusprechen, würde ich am liebsten das Bekenntnis von der Konfirmationshandlung ausscheiden. Aber immerhin es ist noch dasjenige, was am leichtesten ertragen werden kann, weil es ja doch nicht bloß Lippenwerk zu sein braucht, sondern wirklicher Ernst damit verbunden sein kann.

Weit schwerwiegender ist die Abforderung des Gelübdes, in welcher Gestalt es auch immer sei. Ich habe auf Grund der Erfahrung den Eindruck, daß das Gelübde abgenommen wird und in den allermeisten Fällen nicht gehalten wird und darum die Kirche sich durch die fortgesetzte Abforderung des Gelübdes bei der Uebertretung des Versprechens mit schuldig macht.

Wir brauchen kein Gelübde. Oder bedarf die Taufe zur Ergänzung ihrer Wirksamkeit das Gelübde? Ich meine schon vorhin diese Ansicht widerlegt zu haben. In der Taufe ist das Leben aus Gott geschenkt und das bedarf zu seiner Wirksamkeit nicht erst des menschlichen Versprechens, sondern der menschlichen Pflege des Lebens in der Unterweisung und danach im selbständigen Schöpfen aus Gottes Wort. Das Gelübde, welches wir verlangen, ist einem noch unreifen Kinde gegenüber eine viel zu starke Zumutung. Denken Sie daran, was es heißt ein Ja-Wort bei der Trauung auszusprechen, und dieses Ja gilt nur für das bestimmt abgegrenzte Lebensgebiet der Ehe. Denken Sie, wie schwerwiegend ist uns das Ja bei der Ordination, der Diakonissen-Einsegnung, bei dem Beamten-Eid und dergleichen, und doch sind es hier ganz bestimmte Gebiete, für die es gefordert wird. In der Konfirmation wird ein Ja gefordert, welches das ganze Leben vom Anfang bis zum Ende umfaßt,

das alle Lebensgebiete umschließt, und es wird verlangt von einem unreifen Kinde, welches diese Lebensgebiete aus der Praxis nicht kennt. Denken Sie allein, daß alles, was mit dem späteren ehelichen Leben zusammenhängt, dem Kinde noch ein im großen und ganzen verborgenes Feld ist; und was für Kämpfe, was für Versuchungen drohen ihm da in späteren Jahren. Wir setzen bei dem Kinde das Kolassale voraus, daß es für alle Lebensgebiete sein freudiges Ja, durch alle Schwierigkeiten hindurch dem Herrn zu folgen, giebt, und erfahren es schmerzlichst, daß dieses Ja bei den allermeisten in die Brüche geht.

Wir verlangen gerade in unserer Zeit mit dem Ja zu viel, wo eine solche große Entfremdung der Massen unseres Volkes stattgefunden hat, wo die Kinder in diesen Strudel hinausgeworfen werden und nun von der Verführung von rechts und links verschlungen werden. Und die Kirche? Ja, in wie viel Fällen ist sie — ach, soll ich sagen, so grausam — daß sie das Kind fragt: Willst du in diesem Strom und Strudel des Lebens dem Herrn Treue halten? Das Kind sagt „ja" in der Konfirmation. Und dann wird es hinausgeworfen in den Strudel des Lebens, kann noch nicht darin schwimmen und Oberwasser behalten, kann noch viel weniger gegen den Strom schwimmen, und die Kirche steht dabei und hilft ihm noch nicht einmal. Wo haben wir denn überall eine an die Konfirmationspflicht angeknüpfte Jugendpflege? Freiwillig wird sie in den Jünglingsvereinen geübt; aber wie groß ist denn der Prozentsatz, den diese Vereine umfassen? Minimal gegenüber dem Prozentsatz derer, die nicht in ihnen gesammelt sind.

So lehrt die Erfahrung, daß das Gelübde nicht gehalten wird.

Soll es darum noch weiter verlangt werden? Nach meiner Ansicht ist gerade dieser innere Riß, der in die Seele des Kindes gekommen ist, das Bewußtsein:

Ich habe ja gesagt und konnte es doch nicht halten, habe es womöglich mit dem Ja nicht Ernst genommen, — dieser innere Riß ist die Ursache mit zu der Massenentfremdung. — Die Leute haben das Gefühl, sie sind nur durch eine morsche Brücke mit der Kirche verbunden und sie können den Weg nicht zurück finden und damit werfen sie alles weg. Das Mißtrauen gegen die Kirche ist unendlich groß.

Man sage nicht, das ist in den Großstädten so, aber nicht auf dem Lande. Heutzutage, wo die Verbindung des Landes mit der Großstadt eine so mannigfaltige ist, wo die auf dem Dorfe konfirmierten Kinder ihre späteren Jahre in der Großstadt verbringen, heutzutage kann man nach der Seite hin nicht scheiden. Man muß eben alles daraufhin einrichten, daß die Berührung mit der Großstadt nicht ausbleibt, und ebenso wenig die Berührung mit dem Massenstrom. Und die Erfahrung zeigt auch hier wieder, daß die Leute, die vom Lande nach der Großstadt kommen, da erst recht nicht gehalten werden durch ihr Konfirmationsgelübde, sondern es beteuern: Hier in der Stadt wäre es nicht Mode, daß man an der Kirche festhalte und darum beteiligten sie sich an dieser Mode auch nicht mehr.

Das Gelübde bei der Konfirmation ist etwas so schmerzliches auf Grund der Erfahrung, daß hier der Hauptschaden bei der heutigen Konfirmationshandlung liegt. Gar manche unter den ernsten jüngeren Leuten wollen, wie mir versichert worden ist, nicht mehr ins Pfarramt hinein, weil sie diese Konfirmationshandlung mit dem Gelübde nicht vollziehen können. Hier muß Wandel geschafft werden.

Nun hat man uns eingeworfen, ihr legt auf das Gelübde einen viel zu großen Wert, ihr stellt es hin, als wäre es ein Eid, so hoch müßt ihr es gar nicht werten, als ob damit ein Eid ausgesprochen würde. Ich bin über diesen Einwurf geradezu empört. Unser Herr hat gesagt: Eure Rede sei Ja, Ja, Nein, Nein und hat damit jedes Ja unter seinen Christen als einen Eid gewertet. Bei den Christen soll jedes Ja so viel gelten, als wäre damit ein Schwur verbunden. Entweder ist dieses Versprechen in der Konfirmation wirklich das, was es sein soll und dann ist es eben ein Versprechen, was einem Eide durchaus gleich kommt, oder es ist das nicht und dann ist es erst recht zu verwerfen.

Es ist meine zweite Bitte an Sie, daß Sie sich heute vereinigen möchten mit mir, an alle in Betracht kommenden kirchlichen Instanzen die inständige Bitte zu richten, daß jedwedes Gelübde bei der Konfirmationshandlung gestrichen werde.

Zum Ablegen des Gelübdes kommt die Mündigkeitserklärung: Ich erkläre euch für mündige Glieder der Gemeinde. Mit diesen Worten hat sich die Kirche selbst unendlich geschadet. Die Jugend faßt die Mündigkeit so auf, daß sie der Autorität und Leitung damit entwachsen sei. Mündig sein, heißt bei ihr: Ich kann machen was ich will, kann über meine Sachen verfügen, wie ich will und bin fortan frei ohne Leitung. Das sagt die Kirche den jungen Christen nach deren Meinung: So nun, nachdem ihr euer Gelübde abgelegt habt, seid ihr frei von meiner Leitung, könnt nun machen was ihr wollt. So faßt die Jugend die Mündigkeitserklärung auf. Ein Beweis dafür ist die Erfahrung des Lebens. Wie viele Konfirmierte halten sich denn noch nach ihrer Konfirmation zur Kirche, zur Predigt und zum Abendmahl?

Der Ausdruck der Mündigkeitserklärung ist sehr unglücklich gewählt, hier muß jeder einsehen, das kann so nicht bleiben, der ganze Gedanke muß wegfallen.

Wir kommen zu dem letzten Moment der Konfirmationshandlung, der Beteiligung bei dem heiligen Abendmahl, indem wir uns die Einsegnung bis zuletzt aufheben. Ist eine Beteiligung am heiligen Abendmahl denkbar ohne die Konfirmationshandlung? Ich meine, man müßte die Frage mit Ja beantworten. Nicht denkbar ist die Beteiligung an dem heiligen Abendmahl ohne christliche Jugendunterweisung. Daraus folgt von selbst, daß die Konfirmationshandlung nur dadurch in Beziehung steht zum erstmaligen Empfang des heiligen Abendmahls, daß sie einen gewissen Abschluß oder Einschnitt der Jugendunterweisung darstellt. Daraus folgt weiter, daß der erste Abendmahlsgang vollständig dem einzelnen überlassen bleiben muß, ob er ihn früher

oder später unternimmt. Jeder auch nur im entferntesten Sinn obligatorische, mit der Konfirmationshandlung verbundene Abendmahlsgang ist nicht zu rechtfertigen. Viele von den Kindern fassen den Gang zum heiligen Abendmahle so auf. Freilich sträubt sich ja die Kirche in der Theorie dagegen und sagt: Gewiß ist kein Zwang zum heiligen Abendmahlsgang damit verbunden! Aber die Kinder stehen meistens unter dem Eindruck einer moralischen Nötigung und das darf nicht sein, und darum muß hier so bestimmt wie nur möglich konstatiert werden, daß der Besuch des heiligen Abendmahls, auch der erstmalige, ein durchaus freiwilliger ist.

Nach meiner Meinung ist der erstmalige Besuch des heiligen Abendmahls an sich schon ein Bekenntnisakt, gerade so wie es ein solcher ist etwa bei einem Konvertiten.

Der Schaffung einer Abendmahlsgemeinde rede ich nicht das Wort, weil das zu sehr in die Gefahr hinein treibt, thatsächlich donatistische Irrtümer, die sichtbare Darstellung einer Gemeinde der Heiligen aufkommen zu lassen, eine Gefahr, die wir vermeiden müssen.

Es bleibt uns noch übrig bei der Konfirmationshandlung die Einsegnung als solche. Sie ist gerade dasjenige Moment, welches am meisten Eindruck macht. Das ist das Sympathische bei der ganzen Handlung, das was die Handlung in dem Volke so beliebt macht, und gerade die Einsegnung ist das, was ich unbedingt festhalten möchte. Ihr Charakter soll sein der einer Einsegnung für das Leben in der Gemeinde, und der einer Einsegnung für das bürgerliche Leben, für den Beruf und die Arbeit. Wir können uns hier kurz fassen, weil darüber kein Streit besteht. Gerade weil ich die Einsegnung festhalten möchte, möchte ich die Konfirmationshandlung als solche festhalten und möchte sie im 14. Jahre des Kindes festhalten, weil es für die meisten Kinder der tiefste Einschnitt ihrer Jugend ist, wo sie die Schule verlassen und einen bürgerlichen Beruf ergreifen. Indem wir sagen, die Konfirmationshandlung soll bestehen bleiben mit dem, was am sympathischsten in ihr ist, der Einsegnung, kann uns auch nie der Vorwurf treffen, wir wollten die Volkskirche durch die Reform der Konfirmations-Praxis zerstören oder wir wollten, was von dem Volke noch am meisten geliebt wird in der Kirche, zu nichte machen. Fragen Sie das Volk, was den meisten Eindruck bei der Konfirmation macht, ob es wirklich Bekenntnis oder Gelübde ist, oder nicht vielmehr die feierliche Handlung, da das Kind am Altar kniet und für das Kind gebetet wird und dem Kinde die Hand aufgelegt wird und es gesegnet wird und einen Spruch fürs Leben empfängt. Und gerade dieses letztere soll in seiner ganzen Feierlichkeit bestehen bleiben.

Fassen wir das Ganze zusammen, so hat sich uns ergeben:

1. Die Forderung einer möglichst weitgehenden christlichen Jugendunterweisung, zum mindesten ein zweijähriger Konfirmandenunterricht.

2. Die Festhaltung der Konfirmationshandlung mit Prüfung und Einsegnung im 14. Lebensjahre, und die Beseitigung von Bekenntnis und Gelübde und Mündigkeits-Erklärung bei dieser Konfirmationshandlung, zum mindesten und in erster Linie des Gelübdes.

3. Die vollständig freiwillige Teilnahme am heiligen Abendmahl, wobei es dem einzelnen ganz überlassen wird, wann er zum ersten Mal nach der Konfirmation zur Feier des heiligen Abendmahls sich einfinden will.

Mit alle diesem ist keine Entleerung der Konfirmationshandlung ausgesprochen, sondern nur der Charakter der Konfirmationshandlung wieder hergestellt, welchen sie zur Reformationszeit in der Kirche hatte. Der Pietismus war es, der aus der Konfirmation erst das gemacht hat, was sie heute ist.

Der Herr helfe uns, daß wir auf dem Weg der Reform der Konfirmations-Praxis einen Schritt weiter kommen, und daß diese Reform dazu diene, daß sein Reich, das Reich der Wahrheit dadurch gefördert werde.

Die Neue Kirchliche Zeitschrift.

Die Neue Kirchliche Zeitschrift in Verbindung mit Dr. Th. Zahn, Dr. v. Burger und vielen anderen Gelehrten, Professoren und Pastoren im Amt, herausgegeben von Wilh. Engelhardt in München, hat im Januar dieses Jahres ihren 13. Jahrgang begonnen. Dieselbe wird veröffentlicht von der Verlagshandlung A. Deicherts Nachf. (Geo. Böhme), erscheint in Monatsheften 80 Seiten stark, in beinahe gleichem Format wie unser Blatt. Preis in Deutschland 10 Mark jährlich.

Die Tendenz des Blattes bezeichnet uns das folgende kurze Programm: „Die „Neue Kirchliche Zeitschrift" will vom festen Grund des lutherischen Bekenntnisses der gesamten theologischen Arbeit innerhalb der lutherischen Kirche zum Sammelpunkt dienen; sie sieht ihre Aufgabe darin, die Zeitfragen und Zeiterscheinungen auf dem Gebiet der Theologie und Kirche prinzipiell und methodisch darzustellen und zu beleuchten; durch wertvolle Bausteine will sie besonders die positiven Seiten aller wissenschaftlichen und kirchlichen Thätigkeit fördern; hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst wird sie nach ihrem christlich-ethischen Gehalte würdigen, mit bewußter Energie das lutherische Bekenntnis unter Wahrung seines ökumenischen Charakters nach außen und innen vertreten."

Bei dem Ausdruck „lutherische Bekenntnis" dürfen unsere Leser nicht an die Streit- und Zanktheologie bekannter Lutheraner in Amerika denken, die uns das Blatt verleiden würde. Es ist ein evangelischer Geist, der in dem Blatt uns entgegenweht. Die beitragenden Autoren versteifen sich nicht auf die altlutherische Dogmatik vergangener Jahrhunderte, sondern tragen den Fortschritten in der Erkenntnis der Wahrheit Rechnung, so weit es ohne Verleugnung des Evangeliums geschehen kann.

Dr. Seeberg hat in seinem Buch, das unser erster Artikel in Erinnerung bringt, Seite 94 ff., eine kurze Charakteristik der sogenannten Erlanger Theologie gegeben, die auch für die „N. K. Z." gelten dürfte. Das vorliegende erste Heft hat folgenden Inhalt: Kirchliche Tagesfragen, v. Dr. v. Burger — "Retractationes" von Dr. Th. Zahn. — Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Pantateuchs v. Dr. Klostermann. — Die kirchliche Aufgabe in Bezug auf die Arbeiterbewegung. Von Dr. W. v. Nathusius. — Zusammenhang von Taufe und Wiedergeburt. Von Lic. theol. R. Steinmetz.

Der erste Artikel berührt speziell folgende beachtenswerte Fragen: Die interkonfessionelle Frage, d. i. der Kampf zwischen Protestantismus und Ultramontanismus, der durch Schuld des letzteren in Deutschland neuerdings wie-

der sich so verschärft hat. Die Frage der Konfirmation; wird in ähnlichem Sinn und Geist behandelt wie unser diesmaliger Artikel: Reform der Konfirmationspraxis es thut. Die Gemeinschaftsfrage, behandelt das Verhältnis der christlich gesinnten Gemeinschaftskreise zu der allgemeinen Kirche, die keine Kirchenzucht mehr üben kann gegen notorische Sünder; zuletzt wird die des engeren Zusammenschlusses der deutschen evang. Landeskirchen besprochen und besonders die Schwierigkeiten nachgewiesen, die derselben im Wege stehen.

Wir möchten dieses Magazin denen unserer Leser dringend empfehlen, die sich mit der theologischen Entwicklung in Deutschland auf dem Laufenden halten möchten, ohne dabei in die Gefahr zu kommen, zweifelhafte Resultate der negativen Kritik für bare Münze angepriesen zu bekommen.

Beichtrede.

P. G. Fr. Schütze, Cambria, Wis.

Jon. 1, 14.

Wir sind heute, im Herrn geliebte Abendmahlsgemeinde, versammelt, um das Mahl des Herrn mit einander zu begehen. Wir wissen, es ist das Mahl, von unserm lieben Heiland eingesetzt, zum Gedächtnis an seinen blutigen Opfertod. Da will uns fast der gewählte Text sonderbar bedünken, den wir uns heute erwählt haben, um uns durch ihn, nach dem Worte des Apostels zu prüfen, ehe wir von diesem Brot essen und von diesem Kelch trinken. Auf die wilde See führt uns der Text, da schwebt ein Schifflein zwischen Sein und Nichtsein, der abtrünnige und fahnenflüchtige Prophet und Diener Gottes bekennt seine Schuld und ist bereit, sein Leben zum Sühnopfer zu geben. Doch selbst die rohe heidnische Schiffsmannschaft schrickt vor diesem Opfer zurück und will lieber Gott auf andere Weise versöhnen. Da brechen sie in dies wunderbar ergreifende Gebet aus. Wie anders ist doch unsre Lage heut. Freilich auch wir mit unserem Lebensnachen schweben zwischen Sein und Nichtsein, zwischen ewigem Leben und ewigem Tode, freilich auch über uns ist des Herrn Zorn entbrannt; freilich auch unter uns Christen sind manche, denen das freiwillige Schuldopfer zu groß erscheint, um es für sich anzunehmen, die lieber Gott auf andre Weise versöhnen wollen; aber welch ein Unterschied in dem Opferlamme! Dort der Sünder — hier der Sündlose; dort der, um des willen Gottes Zorn entbrennt — hier der, um des willen Gottes Zorn aufhört; dort spricht der Mensch aus Zwang: Ich will des Herrn Zorn tragen — hier spricht es Gottes Sohn aus Liebe. So machen wir denn auch das Gebet der Schiffer in ganz andrer Weise zu dem unsern: Herr, laß uns nicht verderben um dieses Mannes willen. Jene meinen, Gott solle sie nicht strafen dafür, daß sie den Mann bei sich aufnahmen, wir aber beten, Gott wolle unser schonen, darum, weil wir den Mann (Jesum) bei uns aufgenommen haben. Jonas Anwesenheit ist den Schiffern Zornesursache, Jesu Anwesenheit uns aber Heilsursache. Und in diesem Sinne wollen wir heute zu unserer ernsten Selbstprüfung dies Gebet zu dem unsrigen machen, und wollen nun mit einander reden über dies Gebet:

Laß uns nicht verderben um Jesu willen.

Und zwar müssen wir zuerst uns demütigen und bekennen:

1. Wir sind schuldig an seinem Blute.

Oder bist du es nicht, mein Christ? Sage an, wer sich frei fühlt an dem Blut und Tod unsres Heilandes. Freilich wir waren nicht unter jener Rotte, die vor Pilatus Richterstuhl tobte und schrie: „Sein Blut komme über uns und unsre Kinder," gewiß wir haben nicht selbst Hammer und Nägel genommen und den Herrn ans Marterholz geschlagen; und doch sind wir schuldig an seinem Tode. Denn der liebe Heiland ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt. Der ganzen Welt! Das meint auch dich und mich mit einbegriffen, mein lieber Christ. Wenn aber der Heiland unsre Sünde trägt, dann müssen wir doch Sünde haben. Und diese unsre Sünde ist es, die uns mitschuldig macht an seinem Blute. Laßt uns heute, da wir des Herrn Mahl feiern, es uns mit doppeltem Nachdruck wieder vor Augen stellen, daß nur das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, uns rein von aller Sünde macht. Nur sein Tod bringt uns Vergebung.

Hätten wir keine Sünde gehabt, es hätte Christus nicht müssen sterben. Darum, wenn wir heute das Gedächtnismahl seines unschuldigen Opfertodes begehen, so wollen wir auch daran gedenken, daß unsre Sünde ihn gezwungen hat, zu leiden und zu sterben. Und denke auch daran, du liebe Seele, daß um deinetwillen ganz besonders, der Gottes Sohn sein Leben lassen muß. Da giebt es kein Verstecken. Du kannst nicht wie Adam unter die Büsche im Paradiesgarten, dich unter die Menge der Sünder verkriechen. Du kannst nicht einen noch größeren Sünder als Folie deiner relativen Gerechtigkeit vor dich stellen; das will sagen, du kannst nicht zu Gott sagen: „Sieh hier, sieh da, dort ist ein Räuber, dort ein Ehebrecher und hier gar ist ein Zöllner. Die sind viel schlimmer als ich. Die strafe!" Nein, gieb der Wahrheit die Ehre und bekenne: Ich, ich und meine Sünden, die sich wie Körnlein finden des Sandes an dem Meer u. s. w. Denn Gott wird sich nicht täuschen lassen, sondern du wirst die Donnerworte hören müssen: Du bist der Mann, du bist des Todes schuldig, denn so du sagst, du habest keine Sünde, so verführest du dich selbst und die Wahrheit ist nicht in dir. Liebe Brüder, wir können es nicht umgehen, wenn wir bitten wollen: Laß uns nicht verderben um Christi willen, dann müssen wir uns erst gedemütigt haben und bekennen: Ich bin schuld an Jesu Tode. O, furchtbares Wort, o harter Vorwurf, daß ich besonders es bin, um den Jesus gestorben ist. Das zwingt dich nieder auf die Knie, das macht dich, wie einen Wurm im Staube dich krümmen! Und nicht das allein, sondern das ruft dir auch, wenn du das Abendmahl mit Segen feiern willst, die Bitte ins Herz und auf die Lippen: Gott, sei mir Sünder gnädig. Laß mich nicht verderben um Jesu Christi willen.

Dann aber, wenn wir uns so gedemütigt haben, dann können wir auch wie die Schiffer unsres Textes beten:

2. Rechne uns nicht unschuldig Blut zu.

Straf mich nicht in deinem Zorn, großer Gott verschone (269, 1), sondern vergieb mir alle meine Missethat und Schuld; mit diesem Gebet im Herzen wollen wir heut auch zu Gott uns nahen. Wir haben den Tod verdient um des unschuldigen Blutes unsres Herrn Jesu Christi willen, und

flehen nun zu Gott, er möge uns doch erretten. Und da setzt eben das Mahl des Herrn an unserm Herzen den Hebel an. Der alte Mensch in uns will zweifeln, mit Kain verzweifeln: „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir könne vergeben werden"; da tritt der Heiland ins Mittel und ruft dir zu: „Fürchte dich nicht; glaube nur." Und wenn deine Seelenangst dann schreit: „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube," dann sagt er es dir noch einmal: „Ob deine Sünden blutrot wären, so sollen sie doch schneeweiß werden." Dafür hat Christus ja gerade sein Abendmahl eingesetzt, daß der neue Mensch den Leib und das Blut Jesu als ein festes und sicheres Unterpfand der Erlösung und Vergebung genieße, damit, wenn dir der Glaube zu schwach ist, er sich an diesem Stecken und Stabe des äußeren Zeichens stütze und gewiß werde, daß auch für dich der Herr Leben und Seligkeit bereit hält. So gewiß, wie du hier äußerlich Brot und Wein zu dir nimmst, so gewiß hat der Heiland am Kreuz seinen Leib und sein Blut für dich dahingegeben, so gewiß speist er jetzt deine Seele mit seinem Leibe und seinem Blute. Da schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist. Wir vergießen das unschuldige Blut Jesu, und das Blut deines Bruders schreiet zum Himmel, aber, o Wunderliebe, Wundermacht! nicht gegen dich, sondern für dich. Was dir nach Gottes Gerechtigkeit müßte zum ewigen Tode dienen, das hat seine Gnade dir zum ewigen Leben gewendet. Er rechnet dir das unschuldige Blut nicht zu, und doch wieder er rechnet es dir zur Gerechtigkeit, so du nur daran glaubst. So können wir getrost bitten um die Vergebung aller unserer Missethat, er wird uns das unschuldige Blut, ich sage es dir noch einmal, gewiß nicht zurechnen. Hat uns doch unser Heiland selber gelehrt in seinem Gebete, daß wir bitten sollen: Vergieb uns unsre Schuld. Und solche Bitte wäre ein Hohn und Spott auf unser Sündenelend, wenn er uns nicht in seinem Kreuzestod und dessen Gedächtnismahl auch ein Unterpfand gegeben, solche Bitten seien dem Vater angenehm und erhöret. Freilich eine Einschränkung ist doch dabei. Die fünfte Bitte lautet nicht schlechtweg: Vergieb uns unsre Schulden, sondern hat noch den Zusatz, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Begehrst du also im heil. Abendmahl die Vergebung aller deiner Sünden, so müssen sie dir nicht nur herzlich leid sein und mußt du nicht nur den ernsten Vorsatz der Besserung fassen, — ohne dies kann ja überhaupt keine Sünde vergeben werden —, sondern du mußt auch allen deinen Schuldigern vergeben. Du weißt ja doch wohl, wie es dem Schalksknecht erging, der mit seinem Mitknecht nicht für 100 Groschen Geduld haben wollte. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, mit welchem Maße ihr messet, da werdet ihr mit gemessen werden. Genau nur so viel Sünde wird jedem vergeben werden wie er selber vergiebt. Und eine einzige unvergebene Sünde macht all dein Thun und Beten und Glauben zu Schanden. Wenn du dann auch zu Gott im letzten Stündlein schreist: Laß mich nicht verderben um Jesu willen und vergieb mir, so kann und will Gott dir doch nur so viel Sünde vergeben, als du vergeben hast. Darum wenn du deine Gabe opferst u. s. w., Matth. 5, 23 f. Die Weihnachtsbotschaft: Friede auf Erden, die mußt du erst durch dein Herz klingen lassen, dann kannst du getrost den Herrn um Vergebung bitten, und dann kannst du auch im Bewußtsein deiner Gotteskindschaft einstimmen in den Lobgesang aller erlösten Heiligen:

3. Du, Herr, bist allmächtig.

Du, Herr, thust, wie dir's gefällt, das müssen auch die Schiffersleute in unserem Texte anerkennen, weil sie die Allmacht Gottes in der Natur spüren müssen. Wie vielmehr aber dürfen wir das preisen, da wir die Allmacht Gottes nicht nur in der Natur, sondern auch in seiner Gnade spüren. Petrus ruft aus, wir haben geglaubt und erkannt, wir aber sprechen, wir haben erfahren und wissen, daß du bist Christus der allmächtige, der nicht nur die Sünden tilgt, der zum Wunderbar-Rat auch noch der Kraft-Held ist. Heute nun, am Tische des Herrn, erfahren wir es aufs neue, und überall, wo zu jeder Stunde und an jedem Orte dies heil. Gnadenmahl gefeiert wird, da erfahren es alle gläubigen Anbeter des Herrn. So knüpft das Abendmahl ein Band, still und unsichtbar und doch fest wie Demantketten, die Gemeinschaft der Heiligen. Es ist ein köstlich Ding um diese Gemeinschaft, daß wir wissen, wir stehen nicht allein, sondern mit einer ganzen großen unzählbaren Schar dürfen wir des Herrn Allmacht rühmen. In dem Kirchengebet der Preußischen Landeskirche heißt es: Mit allen Engeln und Erzengeln und dem ganzen Heere der himmlischen Heerscharen singen wir dir und deiner unendlichen Herrlichkeit einen Lobgesang. Ja, nicht nur mit den seligen Geistern, nein, hier auf Erden schon erschallt dieser vieltausendstimmige Lobgesang auf die Liebesmacht Jesu Christi, der uns verlorene Sünder aufnimmt in seine Gnadengemeinschaft, der nicht ansieht unsre Missethat, sondern uns an sein Herz zieht, und den neuen Menschen wieder in uns auferstehen läßt, der wie der erste Mensch in seliger Gemeinschaft mit Gott leben kann.

Und nun, Freunde, soll dieser Jubelgesang nicht auch in unserem Herzen erklingen? Wir haben gebetet: „Laß uns nicht verderben um Jesu willen," und Gott hat uns die Gnadenantwort gegeben: „Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein." O, so stimmt mit ein in den Lobpreis des Heilandes: „Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Kraft und Reichtum, und Weisheit und Stärke, und Ehre und Preis und Lob. Halleluja, Amen!" Amen.

Predigtentwürfe.

Sonntag Lätare. — Joh. 6, 1–15.

Von Dr. F. Mayer, P.

Unter den sieben Bitten des heil. Unser-Vater lautet eine: „Unser täglich u. s. w.", sie steht in der Mitte. Alle sechs anderen beziehen sich auf geistliche und ewige Güter. An sechs Sonntagen in der Fastenzeit sehen wir den Herrn im Kampfe um geistliche Dinge mit den Mächten des Geistes und dem Reiche der Finsternis. In der Mitte der sieben Sonntage führt ihn uns das Evangelium vor als einen, der auch ein Helfer ist für unseren Leib, denn er schafft Brot in Hungersnot. Doch nicht bloß an das Vaterunser haben unsere Väter gedacht bei der Wahl dieses heutigen Evangeliums. Es steht vielmehr auch ein Stück Leidensgeschichte in demselben. Als die Menge auf wundervolle Weise gespeist war, wollen sie den Herrn haschen und ihn zum Könige machen, nicht zum Könige ihrer Seelen, sondern zum Brotkönige. Noch erkannten sie nicht, daß Jesus gekommen war, zu suchen und selig zu machen, was verloren sei. Das ist die Passionsgeschichte in unserem Evangelium.

In der alten Kirche wurden an diesem Sonntage die Katechumenen dem Herrn vorgeführt und dabei Jes. 66, 10 gebetet: „Lätare — Freuet euch mit Jerusalem und seid fröhlich über sie alle u. s. w.“ Bei uns werden in den nächsten Tagen unsere Konfirmanden dem Herrn zugeführt unter den Gebeten der Eltern und Segenswünschen der Gemeinde. Bei aller Freude schleicht sich doch auch jedesmal die Sorge ins Herz: Was wird aus unseren Kindern werden? Wir möchten ihnen so gerne helfen mit unseren Kräften. Der Ernst des Lebens kommt uns in solchen Tagen besonders zum Bewußtsein. Dazu tragen wir ja alle Lasten. Da giebt es kein Haus, vor welchem nicht auch ein Sorgenstein läge. Manche von uns haben einen Kranken zu Hause gelassen, andere plagen Nahrungssorgen, wieder andere sind an frischen Gräbern gestanden. Wir suchen alle Hilfe in seinem Heiligtum.

Darum wollen wir uns erbauen an der Heilandsfrage:

Wo nehmen wir Brot, daß diese essen.

1. Die quälende Frage: Wen suchen wir, der Hilfe thut?
2. Die lösende Antwort: Das bist du, Herr, alleine.

1. Draußen in der Natur meldet sich der Frühling zum Einzug. Eis und Schnee brechen, mild wehen die Lüfte, schon beginnt es zu treiben in Baum und auf der Heide. Ein Strom des neuen Lebens geht durch die alte Erde. Auch in Israel war es Frühjahr geworden. Es trieb die Menschen, Jesum zu suchen. Er hat sich in die Wüste zurückgezogen. Sie finden ihn auch dort. Zwar seine ganze Hoheit und Herrlichkeit hatten sie noch nicht geschaut, noch wissen sie nicht, daß er Prophet, Hoherpriester und König ist. Es ist nur der Saum seines Kleides, der sie gestreift. Aber schon das genügt, um die Eisrinde ihrer Herzen zu schmelzen. So eilig hatten sie es in dem Suchen nach Jesu, daß sie ohne Ueberlegung ihm nacheilen. Ihre Seele schreiet nach Gott, darum vergessen sie an den Leib zu denken. Sie haben kein Brot mitgenommen. Es naht sich ihnen der Schrecken der Wüste, der Hunger. „Wen suchen wir, der Hilfe thut?“ Das erste Grün des Frühjahrs kann noch nicht viel vertragen. Ein einziger Nachtfrost kann alles töten, ein einziger heißer Tag alles verbrennen. Der Anfangsglaube dieses Volkes kommt hier in große Bedrängnis.

Wie viele solcher Frühjahrschristen haben wir unter uns! Da sind Jünglinge und Jungfrauen, welche eben erst den Herrn gefunden. Voll Begeisterung möchten sie im Jugendeifer die ganze Welt bekehren. Schon sehen die Aelteren die Felsen des Hindernisses zu ihrer Rechten und Linken sich erheben und vor ihnen ein stürmendes Meer: Wen suchen wir, der Hilfe thut?

Familienväter und =mütter sind unter uns, welche in Gottesfurcht wandeln wollen, aber die Sorge schleicht ins Haus: Was sollen wir essen? u. s. w. Dort ist einer, welcher recht und schlecht vor dem Herrn gewandelt, wie Hiob, und nun liegt er krank auf seinem Bette, und was er sich mühsam erspart, sieht er verschwinden: Womit habe ich das verdient? Bei andern ist der Tod eingekehrt und hat Wunden gerissen, welche kein Mensch heilen kann: Wen suchen wir, der Hilfe thut?“

Der Herr frägt den Philippus: „Wo kaufen wir Brot“ u. s. w. Und Philippus rechnet zusammen: „Zweihundert Pfennige“ u. s. w., und damit er alles recht zusammenzähle, ruft er noch den Andreas herbei. Diese beiden

Jünger sind ein Bild der Menschen. Oder hast du in deiner Not nicht ähnlich schon gerechnet und geseufzt dazu und dir schlaflose Nächte bereitet? Wir meinen, mit unserem Verstand alle Dinge ordnen zu können. Wie thöricht doch für einen Christen; oder kannst du eine Krankheit aus dem Hause rechnen, oder die leere Brotkammer füllen? Du verlässest dich auf deine Klugheit oder auf deinen starken Arm oder auf reiche Verwandte und Gönner oder gar auf krumme Wege. Höre doch, du wirst die Sorgensteine auf diese Weise nicht aus dem Wege räumen. Tausende haben erfahren, daß Paul Gerhardt recht hat: „Mit Sorgen und mit Grämen und selbstgemachter Pein" u. s. w.

„Wo kaufen wir Brot, daß diese essen?" Philippus weiß darauf nicht zu antworten. Darum antworte du, mein Mitchrist. Der Herr will von dir Antwort haben. Wir nehmen Brot bei dem, der Israel in der Wüste 40 Jahre lang versorgte, der einem Elias am Krith Fleisch sandte und die Witwe in Zarepta nicht vergessen hat, bei dem, der Brot schaffen kann, der Wasser in Wein, Mangel in Ueberfluß, Krankheit in Gesundheit, Tod in Leben wandeln kann; bei dem Herrn, der da ist der Hirte unserer Kinder, der Wirt im heiligen Abendmahl, der Friedefürst für unsere Häuser, der Sündenvergeber für unsere Angefochtenen, der Heiland aller Menschen. Ja:

„Der Wolken Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann."

Darum muß auf die Frage: Wen suchen wir, der Hilfe thut? die Antwort lauten:

2. Das bist du, Herr, alleine. Als alttestamentliches Gegenbild, die Unterdrückung Israels durch die Midianiter und des Herrn Wort zu Gideon: „Gehe hin in dieser deiner Kraft, du sollst Israel erlösen." Zwei Lieder unseres Luthers haben sich besonders tief in das Glaubensleben unserer Gemeinden eingebürgert, das eine mit dem Klageruf: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir," das andere mit der triumphierenden Antwort: „Es streit't für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren." So auch in unserem Evangelium. Philippus und Andreas haben das Rechnen aufgegeben. Sie schauen auf Jesum, und mit ihnen blickte jedenfalls das ganze Volk auf ihn, als wollten sie sagen: Hilfe hast nur du! Ja, das bist du, Herr, alleine!

Und nun schaue auf die wunderbare Hilfe. Jesus nimmt die fünf Brote und zwei Fische, hebt sie empor gen Himmel, um dem Vater zu danken, von dem alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt, der segnen kann, so daß wir nie Mangel haben. Dann bricht er ab, Stück für Stück, und giebt jedem. Je mehr er giebt, je mehr er hat, keiner geht leer aus. „Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle." Sie essen und werden alle satt, und am Ende ist mehr übrig, als zu Anfang Vorrat da war.

O, du Gott Wunderbar! Ist denn diese Geschichte auch wahr, ist sie denn möglich? Schaue doch hinaus auf das Land. Unsere Felder sind leer. Wo nehmen denn die 75 Millionen in unserem Lande Brot für das nächste Jahr? Du antwortest: Von den Feldern. Und doch steht nichts draußen in dieser Jahreszeit. Wer füllt die Felder mit Weizen, mit Korn und Obst? O, Herr,

mein Gott, das kommt von dir, du, du mußt alles thun. Er thut es, der hier die fünf Tausend speist und noch zwölf Körbe voll übrig hat.

O, dieses wunderbare Bild vom Brotsegnen und Brotbrechen des Heilandes! Nimm es mit dir nach Hause. Gieb das Bild deinen Kindern mit in die Fremde und setze noch die Unterschrift hin: „Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohlgehen," zeige es den Kranken in deinem Hause, sie sollen es anschauen und genesen, zeige es den Sorgenbeladenen, und aller Jammer muß sich wenden, den Müden und Matten, es wird sie erquicken, verkündet's den Gefangenen, den Trauernden, den Sterbenden, damit sie auf den Herrn schauen und bekennen: „Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden, du bist mein, ich bin dein, niemand kann uns scheiden."

Noch von einem andern Brot erzählt die Passionsgeschichte. Der Herr reicht es in der Nacht, da er verraten ward, seinen Jüngern: „Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird" u. s. w.

In der größten Not des Lebens, wenn die Sünde mich verklagt, wenn ich den Richter schaue auf seinem Richterstuhl, wenn Todesschatten sich um mich lagern, wenn voller Angst dann meine Seele schreit: „Wen suche ich, der Hilfe thut" — dann sagt es mir: „Das bist du, Herr, alleine," und zeigt mir das Bild meines Heilandes, wie er hier das Brot segnet und dort seinen Leib für mich in den Tod giebt und sein Blut aus seiner geöffneten Seite quillt für mich, zur Vergebung meiner Sünden, ruft mir es als ein Sterbegebet zu:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck, mein Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd eingehn. Amen.

Sonntag Judica. — Matth. 27, 12-14.

Von Dr. F. Mayer, P.

Das Schweigen Jesu.

„Also, daß sich auch der Landpfleger sehr verwunderte." Auch wir haben uns verwundert über dieses Schweigen, seitdem wir Passionsgeschichte lesen. Selbst den Aposteln war dieser Zug in dem Leiden des Herrn so auffällig, daß alle vier Evangelisten denselben berichten. Sollte man nicht meinen, in dem Augenblick, da es sich um sein Leben handle, würde der Herr alles zusammenraffen, um die Falschheit seiner Verkläger, die Bosheit der Juden, und dadurch seine eigene Unschuld in ein so helles Licht zu stellen, daß jedermann dieselbe hätte sehen müssen? Jesus aber schweigt. Wenn die Reden des Herrn vor seinem Richter so bedeutungsvoll sind, sollte sein Schweigen nicht ebenso voll tiefer Bedeutung sein? „Er that seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm" u. s. w., weissagt Jesajas von dem leidenden Knecht Jehovas. Aber warum mußte das geschehen? Wir antworten:

Die Bedeutung des Schweigens Jesu ist eine dreifache:

1. Ein furchtbares Gericht über seine Feinde.
2. Eine reiche Trostquelle für seine Freunde.
3. Ein wichtiges Vorbild zur Nachahmung für die Gläubigen.

1. Das spannendste Bild im Buche Esther ist die Scene, in welcher die Königin Esther hineintritt in den Thronsaal des Königs, um für das Leben ihres Volkes in den Riß zu treten. Aller Augen hängen an dem Könige. Wenn er sein Scepter gegen die Königin ausstreckt, so hat nicht nur sie, sondern ihr ganzes Volk Gnade gefunden. Esther 5, 3. Einen ähnlichen Auftritt schildert uns unser Text. Wenn Pilatus sein Scepter neigt, dann hat Jesus Gnade gefunden? Nein, das ist nicht die Bedeutung. Glaubt mir, nicht der Herr wird hier gerichtet, sondern Pilatus, und zwar vor dem Richterstuhl des Sohnes Gottes. Pilatus thut, als wolle er das Leben des Herrn retten, der Herr aber weiß, das er das Lamm Gottes ist, und muß geschlachtet werden für das Volk. Er will jedoch den Pilatus retten. Darum antwortet ihm der Herr: „Du hättest keine Macht, wenn sie dir nicht wäre von oben gegeben worden.“ Auf die Gerechtigkeit Gottes weist ihn der Herr hin, auf seine Verantwortung, auf das Reich der Wahrheit, dabei läßt er selbst in die Pilatusseele hinein einen Strahl seiner Gottesherrlichkeit fallen. Der Herr will die Seele des Pilatus retten. Aber Pilatus entscheidet nach kurzem Seelenkampf für das Fleisch, anstatt den Geist, die Welt, anstatt Gott. Mit einem ungläubigen: „Was ist Wahrheit,“ weist er den Herrn zurück. „Und er antwortete ihm nicht ein Wort.“ Das Scepter des Königs der Gnade wird eingezogen, der Herr hat den Pilatus aufgegeben, sein Schweigen ist ein furchtbares Gericht über Pilatum. — Oder meint ihr, wir thun der Schrift Gewalt an mit dieser Auslegung? Laßt uns ein zweites Beispiel sehen. Jesus vor Herodes, dem Manne der Herodias, dem Mörder Johannes des Täufers. Nicht ohne Mitleid können wir die Enthauptung des Johannes lesen. Wir fühlen es, der betrunkene Herodes wird dort von der Herodias und ihrer ebenbürtigen Tochter zum Morde getrieben, gegen den sich sein besseres Selbst noch sträubt. Pilatus schickt am Karfreitag-Morgen Jesum zu Herodes. Wir sind gespannt auf das Urteil Jesu über diesen Mann. Hier habt ihr es: „Er antwortete ihm aber nichts.“ Der Herr hat den Herodes aufgegeben. Sein Schweigen wird zum Verdammen seiner Feinde. Jedes Wort aus Jesu Munde, so lange es nicht das letzte Gerichtswort ist, läßt noch auf Gnade hoffen, gegen sein Schweigen hilft nichts mehr. Es ist die Verdammnis. — Ein anderes Beispiel hier anzuführen, wäre das Verhalten Jesu gegen die Hohenpriester.

Zu uns redet der Herr noch freundlich, zu unseren Kranken: „Dir sind deine Sünden vergeben,“ zu den Bußfertigen: „Ich will euch erquicken,“ zu den Sterbenden: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben.“ Er hat zu unserer Stadt und Gemeinde geredet, wie dort zu Jerusalem: „Wie oft habe ich euch“ u. s. w. Er redet zu uns durchs Kreuz und Trübsal. Trage nur dein Kreuz, es ist ein Zeugnis, das dir sagt, der Herr denket an dich, er redet mit dir. Beneide nicht den Gottlosen, dem es gut geht bis ans Ende. Gott hat ihn vergessen, ihn aufgegeben, er läßt ihn ungestört seinen Weg wandeln zum schrecklichen Gericht. Alles kann ich ertragen, nur nicht dieses Schweigen Jesu. Lieber 38 Jahre krank, wie der Mann im Evangelio, lieber schmachten mit Geschwüren am Leibe, wie Hiob, als dieses unheimliche, vernichtende Schweigen. Darum:

„Horch, noch immer steht er da, noch ist dir der Retter nah,
Eile, laß ihn von dir nicht, birgt er einst sein Angesicht,
Stehst du einsam im Gericht, laß den Heiland ein, laß ihn ein!“

2. Jesu Schweigen eine Trostquelle für seine Freunde.

a. Jesus schweigt, weil er das Lamm Gottes ist, das der Welt Sünde trägt. Vor Menschen hat er nichts Unrechtes gethan, da kann er fragen: „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?" Aber freiwillig steht er hier im Gericht vor seinem Vater. Er hat alle unsere Sünden auf sich genommen, er ist für uns zur Sünde gemacht. Darum schweigt er vor dem Richter im Himmel. Für die Menschheit bin ich Bürge geworden, für ihre Schulden will ich bezahlen. Darum gebührt es mir, dem Schlachtopfer, zu schweigen, denn ich bin schuldig. Das ist hier die Bedeutung seines Schweigens. Ja noch mehr, durch sein Schweigen leitet der Herr so rasch wie möglich die Verhandlung zu dem Ziele hin, welches er erringen soll nach dem ewigen Ratschluß Gottes. Schweigend redet er zu seinen Freunden: „Ich tilge deine Missethat, die Strafe lag auf mir, auf daß du Frieden hättest."

b. Er stirbt für alle Sünden, auch für die Zungensünden. Vergl. Jak. 3. Er schweigt, weil wir zu viel geredet haben. Durch Schweigen sühnt er unser Reden, durch Seufzen unser Lästern.

Wenn am jüngsten Tage ich gerichtet werde nach dem Worte Jesu: „Aus deinen Worten wirst du verdammet," dann will ich hinweisen auf meinen schweigenden Fürsprecher. Auch von seinem Schweigen darf ich sagen: „Das stärkt, das labt, das macht allein mein Herz von allen Sünden rein."

3. Jesu Schweigen ein wichtiges Vorbild zur Nachahmung. Darauf weist schon Petrus hin: „Christus hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen, welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt, er stellete es aber dem anheim, der da recht richtet." Das merke, Pastor auf der Kanzel, Lehrer auf dem Katheder, Fürst im Regimente, merke jeder in seinem Beruf und Stande. Selig seid ihr, so sie daran lügen." Der Herr sieht es, und läßt keinen zu Schanden werden. Lerne auch schweigen in der Not des Lebens. Zu viele meinen, durch Reden wollen sie die Welt bessern. Sie erheben sich gegen jede Ordnung, hat ein Unglück das Volk betroffen, so klagt einer den andern an, erhebt sich einer wider den andern. Wenn ihr stille wäret, würde euch geholfen. Was schreiest du, fragt der Herr den Moses. Israel hatte scheinbar Ursache zur Klage, hinter ihnen waren die Aegypter, auf beiden Seiten Berge und vor ihnen das Meer. Doch antwortet der Herr: „Sage den Kindern Israel, daß sie ziehen." Er war mit auf dem Plan, der nichts versehen kann, also voran auf sein Wort hin. Sei unverzagt, mein Christ, im Leiden. Er kennet dich: „Sei stille zum Herrn, er hilft dir auch."

Klage nicht bei Menschen, wenn die Hand des Herrn schwer auf dir liegt, sage es aber deinem Gott. Im Gebet mit ihm rede, halte an damit, bis die Hilfe kommt. Seinem Sohne sandte der Vater einen Engel, um ihn zu stärken, er vergißt auch deiner nicht.

Vor deinem Gott am jüngsten Gericht schweige, dann wird der Herr kommen und für dich reden als dein Hohepriester. Wie viel Glück wäre doch in unserem Leben, wenn wir öfter stille ständen vor unserem schweigenden Jesu, wenn wir sein Bild auf uns wirken ließen. Laßt uns oft beten:

Schweigender Jesu, falsche Zeugen
Hast du mit unerschrocknem Schweigen
Und ohne Antwort widerlegt.
Ich kann nicht schweigen, wie ich wollte;
Ich schweige, wenn ich reden sollte,
Und werd oft gar vom Zorn bewegt.
Ach gieb mir deinen Sinn, wenn ich verläumdet bin,
Daß ich schweige, Jesu, Jesu, hilf mir dazu,
Daß ich auch schweige, so wie du! Amen.

Sonntag Palmarum. — Psalm 73, 23–26.

Von P. K. Wiegmann.

„Dein König, Zion, kommt zu dir!" Diese alte Palmsonntagsbotschaft ertönt heute wieder. Sanftmütig und demütig zieht er in die alte Königsstadt ein; als ein Gerechter, als ein Helfer will er von neuem auch bei uns Einkehr halten. Allein wir sollen treuere Unterthanen sein als dort das Volk zu Jerusalem, das heute Hosianna ruft und wenig Tage später den Tod seines Königs fordert und bewirkt.

Wer will ihm dienen? Wer will ein Streiter Jesu sein? So wird heute in so vielen evang. Kirchen, wo eine Kinderschar den Taufbund erneuert, gefragt. Wer will ihm Treue und Glauben halten bis ans Ende? Und die Antwort erklingt aus Kindesherz und -Mund, und *nicht bloß* aus *Kindesherz* und-Mund: „Bei dir, Jesu, will *ich* bleiben."

Dies Gelübde ertönt auch aus unserm Text. Davids frommer Sänger Assaph hat in den vorangehenden Versen (cf. 2 ff.) seine Erfahrungen geschildert, wie es dem Ruhmrätigen und Gottlosen hienieden so wohl geht und der Gerechte so viel leiden muß, allein, den Bundesgott gläubig umfassend, schwingt er sich auf zu dem herrlichen Gelübde: „*Dennoch* bleibe *ich* stets bei dir."

„*Bei dir, Jesu, will ich bleiben!*"

Das sei heute auch *unsers* Herzens Sprache; denn:

1. Er ist unser bester Führer.
2. Er ist unser bestes Gut.
3. Er giebt uns das beste Teil.

1.

Beim Herrn Jesu wollen wir bleiben, *er ist unser bester Führer.* Text: „Denn du hältst mich bei meiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat."

1. Viele bieten sich uns, insonderheit den jungen Christen, zu Führern durch dieses Leben an, allein es sind nur Verführer oder doch blinde Leiter der Blinden. Satan kommt mit seinen alten Lockspeisen Fleischeslust, Augenlust und hoffährtiges Leben, um uns zu ködern, in seine Gewalt zu bringen und zu verderben. Widerstehet ihm, so fleucht er. „Hebe dich weg, Satan!"

Böse und verführerische Menschen, Kinder der Welt, die im Argen liegt, nahen uns mit gleißnerischen, schmeichelnden Einflüsterungen und Lockungen, um uns zu umgarnen, uns auf die Bahn des Verderbens zu bringen, wo man seines Gottes und Heilandes, seines Seelenheils und seiner Rechenschaft vergißt; sie malen uns eitel Freud und Wonne, Glück und Ehre vor, allein was

würde das Ende sein? „Welcher Ende ist die Verdammnis." Darum, wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht.

Viele glauben, keines Führers zu bedürfen. Sie wollen nach ihres eigenen verkehrten Herzens Gelüste eigene Wege wandeln, allein es sind immerdar Irrwege, die in Nacht und Grauen enden.

2. Wer will mich führen? — fragt David im 60. Psalm. Wir antworten: Der Herr; er ist der beste Führer. Darum wollen wir bei ihm bleiben, von ihm uns führen lassen, der uns zuruft: Folget mir nach! „Du hältst mich bei meiner rechten Hand," singt Assaph. Ja, er ergreift uns mit seiner durchgrabenen Hand, in die er uns gezeichnet. Der Weg ist steil und dornig, voll Versuchungen und Anfechtungen rechts und links; wir können straucheln und fallen, fehlen und sinken. Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren, aber „du hältst mich," und darum können wir feste und gewisse Schritte thun auf dem so schmalen Pfade, welcher ist der Weg des Wortes Gottes oder das Vorbild Jesu. Die heutige Epistel mahnt: „Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war!" Schaue auf ihn, insbesondere in der heiligen Passionszeit; siehe ihn an in seiner Liebe, seiner Demut und Sanftmut, in seinem Gehorsam bis zum Tode, ja, zum Tode am Kreuz. Er hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußstapfen. Drum folg seinem Wandel nach; laß dich von ihm führen, er ist der beste Führer.

„Du führest mich nach deinem Rat," singt Assaph weiter. Nicht nach unserm eigenen Rat, nach unserm eigenen oft so thörichten Willen. Wie er selbst in Gethsemane gebetet: Nicht mein Wille, sondern dein Wille, o Vater, geschehe! so heiße es auch bei uns. Was wir für unser wahres Glück halten, ist oftmals unser größtes Unglück, unser Verderben. Seine Gedanken und Wege sind anders und höher denn die unsrigen, sie sind heilig. Des Herrn Rat, nach welchem er uns führt, ist wunderbar, aber er führt's herrlich hinaus. Darum: „Bei dir, Jesu, will ich bleiben," du bist unser bester Führer.

„So nimm denn meine Hände und führe mich" u. s. w.

2.

Bei dem Herrn wollen wir bleiben, er ist unser bestes Gut. Text: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde."

1. Ja, was ist das beste Gut, das Eine, was not ist? Auf diese Frage können wir verschiedene Antworten hören, und die meisten dieser Antworten werden sich um diese Erde drehen, aus welcher das gleißende Gold, das glänzende Silber, das funkelnde Edelgestein hervorgeht. Viele kennen kein besseres Gut. Von dem Glanz desselben lassen sie sich bethören und blenden. Nach dem Erwerb desselben jagen und rennen sie unablässig — und doch ist's nur ein schweres Joch, darunter das Herze sich naget und plaget und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget. Das Herz bleibt öde und leer, das Gewissen wird befleckt, die Seele erleidet oft unheilbaren Schaden. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne? — Und weiter: Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke u. s. w. Welch ein armes, armseliges Gut!

Andere sagen: Was hilft mir solches Gut, wonach die Diebe graben, das Motten oder Rost fressen? Das ist eitel; aber Ansehen und Ehre genießen,

von Stufe zu Stufe steigen u. s. w., das ist das Beste hienieden, das wir nur erreichen können. Und so wird getrachtet und gestrebt, gejagt und gerannt, und wenn der arme unruhige Mensch müde und matt geworden ist und Täuschungen über Täuschungen erlitten hat, so seufzt er: Ach, auch das ist eitel. Und was hat er schließlich von all seinem eiteln Streben? Wir haben nichts mit in die Welt gebracht, keine Reichtümer und Schätze und auch keine Ehren, darum offenbar ist, wir werden auch nichts mit hinausnehmen, und dann verliert aller irdische Glanz seinen Schimmer. Und so strebt das betrügerische und betrogene Menschenkind nach allerlei Kronen und Kränzen, allein die Hauptsache vergißt er: Die Krone des Lebens, den ewigen Kranz, das ewige Gottesreich. Liebe Herren, klagt David (Ps. 4, 3), wie habt ihr das Eitle so lieb!

2. Was ist besser als ophirisch Gold und viel feines Gold, besser als die Welt, und was von der Welt ist und mit der Welt vergehet? Was ist das beste Gut, das da bleibet? Im Buch Hiob spricht Eliphas (22, 25): Der Allmächtige wird dein Gold sein und dir ein gehäuftes Silber werden. Ja, der Herr. „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde," triumphiert Assaph. Der Himmel mit all seiner Herrlichkeit, mit all seinen seligen und erlösten Geistern ist ihm kein Himmel ohne den Herrn der Herrlichkeit, den treuen, gnädigen und barmherzigen Herrn, und was ist die Erde mit ihrer wandelbaren, niemals ungetrübten Freude, dieses Thränenthal mit all seinem Leid und Jammer, seiner Trübsal und Not, mit seinem Kreuz ohne den Herrn, den wahren Tröster, der uns stärkt und aufrecht hält im Gewand vom Staube? Er ruft uns zu: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, ich bin dein Gott u. s. w. Im Glauben ergreifen und halten wir ihn fest, der sich selbst für uns dargegeben und uns erlöst hat, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen teuern Blut und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben, und „wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet," und ob ich schon wanderte im finstern Thal, „so bist du doch, Gott, allezeit (wörtlich: ewiglich) meines Herzens Trost und mein Teil."

Darum: „Bei dir, Jesu, will ich bleiben, du bist unser bestes Gut."
„Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe, seine Treue nie vergißt,
Weiß ich nichts von Leide, fühle nichts als Andacht, Lieb und Freude."

3.

„Bei dir, Jesu, will ich bleiben," du giebst uns das beste Teil. Text: „Du nimmst mich endlich mit Ehren an."

1. Das beste Teil kann nur er geben. Wer der Sünde dient, empfängt den Lohn der Sünde. Deren Teil ist der andere Tod. Ihre Ehre wird zu Schanden, wenn der König des Palmsonntags einst erscheinen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, und alle Völker der Erde vor ihm werden versammelt werden, wenn vor seinem heil. Jesusnamen, welcher über alle Namen ist, sich aller derer Knie beugen werden, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen, daß er der Herr sei.

2. Wohl dann denen, die ihm treu gedient! Da heißt's: Ende gut — alles gut. Ja, endlich. Da hat der Kampf mit Satan, Welt und Fleisch,

worin wir so manche tiefe Wunde erlitten, ein Ende; da ist kein Leid noch Geschrei mehr, da giebt es keinen Kreuzträger mehr, und Thränen werden nicht mehr vergossen. Da ist eitel Freude und liebliches Wesen zur Rechten des Herrn ewiglich. Da wird er mit holdseligen Lippen seinen Dienern, seinen Ueberwindern zurufen: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ihr frommen und getreuen Knechte, die ihr über wenigem getreu gewesen, ich will euch über viel setzen, gehet ein zu eures Herrn Freude, ererbet das Reich u. s. w.

Das liegt in den Worten: Du nimmst mich endlich mit Ehren an. Da ist Preis und Ehre und unvergängliches Wesen, da ist ewiges Leben. Das ist das beste Teil. Da ist ein ewigwährender Palmsonntag. Selig, die dazu erkoren sind. Feiernd tragen sie die Palmen, ihr Triumph erschallt in Psalmen. Das hat der Herr denen verheißen, die ihn lieben und sein Eigentum sein und bleiben wollen.

Noch feiern wir hier Palmsonntag. Unsre und unsrer Kinder Gelübde und Gebete steigen empor zum Thron des Königs, der unser bester Führer und unser bestes Gut ist und uns das beste Teil giebt. Mögen sie ihm wohlgefällig sein, wenn wir sie noch kurz zusammenfassen in die Worte unsres Liedes:

Ja, Herr Jesu, bei dir bleib ich,
So in Freude, wie in Leid;
Bei dir bleib ich, dir verschreib ich
Mich für Zeit und Ewigkeit. Amen.

Karfreitag. — Psalm 2.

Von P. K. Wiegmann.

„Sehet, das ist euer König!“ Joh. 19, 13. So sprach Pontius Pilatus kurz vor der Kreuzigung des Heilandes zu den tobenden Juden, die ihren Messias verworfen hatten. Indem er ihnen den Schmerzensmann mit dem Haupt voll Blut und Wunden, dem Haupt zum Spott gebunden mit einer Dornenkron, auf Gabbatha vorführte, wollte er noch einmal versuchen, ihr Herz zum Mitleid zu stimmen, aber vergebens. —

„Sehet, das ist euer König!“ So wird auch heute der Karfreitagsgemeinde zugerufen, die in Andacht unter dem Kreuz ihres Erlösers geschart ist; und wir stimmen ein in die Worte des edlen Sängers: „Gegrüßet seist du mir!“ Wir rühmen: „Heil und Leben hast du uns erstritten; tausend, tausendmal sei dir, großer König, Dank dafür!“

Diesen König führt uns heut auch sein königlicher Ahne David (cf. Act. 4, 25) vor in seinem messianischen Psalm. So wollen wir denn nach seiner Anleitung betrachten:

Den gekreuzigten König mit der Dornenkrone.“

Wir schauen dabei:

1. Auf die Feinde, die ihm das Kreuz gezimmert;
2. auf den Vater, der ihn dahingegeben;
3. auf die Diener, die ihm mit Freuden dienen.

1.

1. (Text: V. 1—3.) Wer sind diese tobenden Heiden, diese empörerischen Fürsten, dieses aufständische Volk, welches nicht wollte, daß dieser König über

sie herrschte? Wer sind diese Feinde, die dem Heiligen in Israel die Dornenkrone flochten und das Kreuz zimmerten? Die Passionsgeschichte hat sie uns wieder vorgeführt, wie sie — hoch und niedrig, vornehm und gering — ratschlagten und rumorten, wühlten und tobten, bis sie ihren schrecklichen Zweck erreichten: die Pharisäer und Sadducäer, die Schriftgelehrten und Obersten des jüdischen Volks, die wutentbrannt das gemeine Volk reizten und hetzten und das Feuer des Hasses anzündeten und schürten, so daß es schrie: Weg mit ihm, ans Kreuz! Die ungerechten geistlichen und weltlichen Richter, die das Verdammungsurteil fällten und bestätigten, den spöttischen Wüstling Herodes, die grausamen Kriegsknechte, die mit allerlei Spott und Hohn und Mißhandlungen ihre Befugnisse überschritten u. s. w. Nicht eher ruhten und rasteten sie, als bis der König mit der Dornenkrone am Fluchholz seinen Geist in die Hände des Vaters befohlen hatte.

2. Warum toben die Heiden? Warum ratschlagen sie miteinander wider den Herrn und seinen Gesalbten? Warum sprechen sie trotzig und frech: Laßt uns zerreißen ihre Bande u. s. w.? Warum wollen sie die Bande des göttlichen Gesetzes und der göttlichen Ordnung frevlerisch zerreißen, warum die Seile der treuen Liebe, womit der Herr Jesus als bester Freund seines Volks sie zu ihrem Heil und Frieden an sich ziehen wollte, schnöde von sich werfen und ihn selbst, der ihre Bande zerreißen wollte, binden und unschädlich machen am Stamm des Kreuzes? Das war der Dank für seine zahllosen Wohlthaten, für seine holdseligen Worte, für seine ernsten Mahnungen! „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis," sprach er bei seiner Gefangennahme, er, der wenig Tage zuvor über die undankbare, gottvergessene alte Königsstadt geweint, der geklagt hatte: Jerusalem, die du tötest die Propheten! u. s. w. Von der Sünde verblendet und bethört, vom Fürsten der Finsternis, diesem Mörder von Anfang, verlockt und verführt, zimmern sie dem unschuldigen Menschensohne, dem König mit der Dornenkrone, das Kreuz.

3. Warum nehmen sie vor, was vergeblich, was umsonst ist? Cf. Act. 4, 25. Haben sie denn ihren grausen Zweck nicht erreicht mit Dornenkrone, Kreuz und Seitenstich? Hat nicht der Mann der Schmerzen sein Haupt geneigt und seinen Geist aufgegeben? Haben nicht die Feinde gejubelt und die Höllenpforten triumphiert? Ja. Aber dadurch wurde der König mit der Dornenkrone das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt; dadurch wurde der Gekreuzigte von Gott zu einem Herrn und Christ gemacht (Act. 2, 36). Halleluja!

2.

Denn das war des Vaters Wille. Er war's, der den Sohn, den König mit der Dornenkrone, dahingab. Text: V. 4—9.

1. „Der im Himmel wohnet, lachet ihrer." — Ueber den Rat der Gottlosen triumphiert der hohe Erlösungsratschluß des Vaters, der von Ewigkeit her beschlossen hatte, in der Fülle der Zeit das Ebenbild seines Wesens Fleisch werden zu lassen, damit sein Volk von ihren Sünden selig gemacht würde (cf. Matth. 1, 21). Alle List, Macht und Bosheit der tobenden Feinde mußte nur seinem heiligen und herrlichen Liebeszwecke dienen. Denn nicht bloß sie wollten, daß der König mit der Dornenkrone den schmerzlichen, schimpflichen

Tod am Fluchholz erlitte; das war auch des Vaters Wille, des Vaters wohlbedachter Rat und Vorsehung, daß der von ihm in Ewigkeit geborene Sohn (cf. V. 7), der Glanz seiner Herrlichkeit, unter die Uebelthäter gerechnet, mit Dornen gekrönet und auf Golgatha zur Schlachtbank geführt wurde. Für die aber, welche ihn durch die Hände der Ungerechten angeheftet und erwürget (Act. 2, 23), sollte die Zeit kommen, da sie sehen würden, in welchen sie gestochen hatten (Joh. 19, 37), damit sie an ihre Brust schlügen und Buße thäten, auf daß der Zorn und Grimm dessen, der im Himmel sitzet, nicht über sie entbrennete und sie zu ihrem Verderben träfe.

2. Das Kreuz des Königs mit der Dornenkrone predigt uns somit klar und laut: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab u. s. w. David läßt in unserm Psalm den Vater sprechen: „Aber ich habe meinen König eingesetzt auf meinem heiligen Berg Zion." Hienieden mußte sein Königsthron das Kreuz auf Golgatha sein; so wollte es der Vater. Da tritt denn die Tücke und Bosheit der Feinde in den Hintergrund und wir rühmen die Liebe und Erbarmung des Vaters, der nicht wollte, daß wir verloren würden, sondern daß uns geholfen würde zum ewigen Leben, dadurch daß er seinen Sohn in Schmach und Not und Tod auf Golgatha einsetzte. Also mußte der König mit der Dornenkrone leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen, wo er nun, mit Preis und Ehre gekrönt, sitzet zur Rechten Gottes, bis ihm der Vater die Feinde zum Schemel seiner Füße legt.

3. Der Vater gab ihn dahin. Daran hielt Christus stets fest, daß er als des Vaters Sohn („du bist mein Sohn," V. 7) den bittern Leidenskelch leeren und das große Werk vollbringen müsse, aber auch, daß der Lohn seiner Schmerzen ein großer sein werde. In V. 8 läßt David den Vater sprechen: „Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Ende zum Eigentum." Und der Sohn hat geheischt. Wir gedenken seines hohenpriesterlichen Gebets am Gründonnerstagabend: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast." Wir gedenken, wie er als König mit der Dornenkrone für die Mörder bat: „Vater, vergieb ihnen!" Wir gedenken seiner übrigen Worte am Kreuz, der Worte voll Gnade und Wahrheit, „wie er dürstend rang um meine Seele, daß sie ihm zu seinem Lohn nicht fehle, und dann auch an mich gedacht, als er rief: Es ist vollbracht." So hat er zum Lohn seiner Schmerzen ein Volk geheischt und gesammelt, das ihm dient im heiligen Schmuck, und das er regiert mit geradem Scepter, mit sanftem Stab, und noch vom Kreuz herab ertönt sein Ruf an aller Welt Ende: Folget mir nach!

3.

Auf dies Volk, welches dem gekreuzigten König mit der Dornenkrone freudig dient, wollen wir nun noch schauen.

1. Wer sind die Unterthanen, die Diener dieses Königs? „Aller Welt Enden" (V. 8) sollten es sein, denn Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Alle sind dazu berufen; allen gilt die holdselige Einladung des Heilands: Kommt her zu mir, alle u. s. w., Matth. 11, 28 ff. Alle sollen sich unter sein sanftes Joch stellen; auch die tobenden empörerischen Feinde sollen sich um seine Kreuzesfahne scharen. An diese Feinde wendet sich der Psalm (V. 10—12) direkt. Solche Feinde giebt's auch heute noch viele (Phil. 3,

18 ff.). Möchte die Frage zu ihrem Heil bei ihnen aufsteigen, welche die Juden am ersten Pfingstfest an die Apostel zu Jerusalem richteten: Was sollen wir thun?!

2. Wer sind die, welche dem König mit der Dornenkrone dienen? fragten wir soeben, und wie zeigt sich ihr Dienst? Er kennt die Seinen und sie kennen ihn. Sie dienen ihm der Aufforderung gemäß, welche an die Könige, Richter u. s. w. in unserm Psalm ergeht. „Lasset euch weisen, — lasset euch züchtigen." — Ihre Anweisung finden sie in der Heiligen Schrift; dies ist die Richtschnur ihres Dienstes. „Sie kann dich unterweisen zur Seligkeit, — sie ist nütze zur — Züchtigung" u. s. w. Und diese Seligkeit, die der König uns am Kreuz erstritten, suchen sie „mit Furcht und Zittern" zu ergreifen. Sie „küssen den Sohn," — sie hangen in Liebe an ihm, der sie erst geliebt: Der am Kreuz ist meine Liebe. Sie freuen sich seiner: Jesu, meine Freude. Sie trauen ihm, auch unter der Last des eigenen Kreuzes.

3. Was trägt der Dienst ein? „Wohl allen, die ihm trauen!" So schließt der Psalm. Sie haben die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. „Wo ich bin, soll mein Diener auch sein."

4. Schluß. Diesem König sollen und wollen wir treu sein. „Sei getreu bis an den Tod" u. s. w. Als König Philipp II. von Spanien schon längere Zeit St. Quentin belagert hatte, das für den französischen König Heinrich II. von Coligny heldenmütig verteidigt wurde, ließ er Pfeile in die belagerte Stadt schießen, auf denen die Vorteile beschrieben standen, welche die Belagerten durch ihre Uebergabe empfangen würden, aber auch die Qualen, die ihnen sonst drohten. Coligny antwortete auf gleiche Weise, indem er ins Lager Philipps II. Pfeile schießen ließ, auf denen bloß geschrieben stand: Regem habemus! (Wir haben einen König.) So sprechen auch wir getrost und freudig: „Wir haben einen König," den König mit der Dornenkrone, und ihm dienen, ist Leben und Seligkeit. „Liebe, dir ergeb ich mich, dein zu bleiben ewiglich."

Ostern (Eisenacher Evangelium).—Matth. 28, 1–10.

Von P. G. Fr. Schütze.

Der scheinbare Widerspruch, der zwischen unserem Texte und den Berichten über die Auferstehung in den andern drei Evangelien vorliegt (Mark. 16, 2; Luk. 24, 1; Joh. 20, 1), löst sich auf bei Betrachtung des Textes in der revidierten Bibelübersetzung, wo V. 1 lautet: „Als aber der Sabbat vergangen war und der erste Tag der Woche anbrach." Vom Ostersonntagmorgen handelt unser Text also. Und was bringt er uns? Wir dürfen diese Frage im wörtlichsten Sinne stellen; denn wir Christenleute sind doch recht begnadigte Geschöpfe. So oft wir ein Fest feiern, dürfen wir eine Gnadengabe von Gott erwarten, die zwar oft gering und äußerlich höchst unscheinbar ist, aber doch unermeßlich köstlich. Zu Weihnachten ist es eine armselige Krippe mit einem Kindlein darin; am Gründonnerstag ist es ein wenig Wein und Brot, und am Karfreitag bietet uns das Fest gar nur ein Marterholz und ein Haupt voll Blut und Wunden. Und doch sind diese Dinge die Begleiter der höchsten göttlichen Liebe und des seligsten Erbarmens. Und nun, was bringt uns

Ostern? Ein leeres Grab. Das ist alles! Aber dies alles ist auch alles, was not thut. Dies leere Grab bringt dir die Erfüllung aller Weissagung des Alten und Neuen Bundes. Das Grab ist leer. Tod, hast du dein Gift hinunterwürgen müssen? Hölle, spürst du es schon, daß ein Starker über dich gekommen, der wie eine Pestilenz dein Reich entleert? Hos. 13, 14; Jes. 25, 8. Du Hoherpriester Kaiphas mit deinem hohen Rat, vernehmt ihr jetzt, daß der Tempel Gottes abgebrochen werden kann und in drei Tagen wieder aufgebaut? Matth. 27, 39—42. Das Grab ist leer, aber dadurch eben bringt es uns Gewißheit: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. O, du fröhliche Osterzeit. Auch wir wollen uns heute freuen, und dazu wollen wir es fröhlich behaupten:

Der Tod ist besiegt!

I. Das wird bezeugt durch den weggewälzten Grabstein.
II. Das wird bekräftigt durch die Predigt des Engels.
III. Das wird beglaubigt durch des Auferstandenen Erscheinen.

I.

1. Eine Sache besteht in zweier oder dreier Zeugen Mund. So hat Gott es schon geordnet, 5 Mos. 19, 15, als er dem Volke Israel das Gesetz gab; so hat auch Paulus es gehalten (2 Kor. 13, 1); so wollen auch wir es halten. Wo sind denn aber nun unsre Zeugen für unsre Behauptung: Der Tod ist besiegt? Menschen sollen wohl schweigen, denn Gottes Wort bezeugt uns und die Erfahrung lehrt uns: Der Tod herrscht! Aber wo Menschen schweigen und schweigen müssen, da werden Steine ein Zeugnis ablegen (Luk. 19, 40). Schon im Alten Bunde stehen solche Zeugnissteine. In Sichem richtete Josua einen Stein auf bei dem Heiligtum des Herrn und sprach: Dieser Stein soll Zeuge über euch sein, daß ihr euren Gott nicht verleugnet (Jos. 24, 27). Und als Samuel unter dem Donner des Allerhöchsten die Philister geschlagen hatte, da mußte wiederum ein Stein es allem Volk bezeugen: Bis hierher hat uns der Herr geholfen (1 Sam. 7, 10 ff.). So müssen auch hier zwei Steine den Sieg des Lebens über den Tod bezeugen, der leere Grabstein und der weggewälzte Thürstein. Christ ist erstanden. Daran ist nun kein Zweifel mehr. Freilich dem, der nicht glauben will, wird der Grabstein zum Stein des Anstoßes und Aergernisses, an dem er zerschellt. Wie die Hüter, die nicht glaubten, doch die Wahrheit des Sieges sehen und erschrecken mußten, als wären sie tot; so wird es auch einst ergehen. Auf wen dieser Stein wird fallen, den wird er zermalmen, und dann wird es kein „als wären sie tot" geben; sondern „die werden tot," nämlich die, denen dies Zeugnis der Steine bis auf den heutigen Tag den größten Anstoß giebt. Man hat ja verschiedene, müßige Erklärungen des Osterwunders erdacht (Hypothesen), wir aber lassen uns die Osterthatsachen nicht rauben und halten uns daran, daß die Auferstehung eine reale Gottesthat ist.

2. Und das halt fest, angefochtenes Herz: Wenn deine Sünde dich kränkt, der Tod ist besiegt. Der Sünde Sold kann dich nicht auf ewig treffen. Laß dir den abgewälzten Stein zur Auferstehung dienen (Luk. 2, 34). Da kannst du ruhig mit dem berühmten Gelehrten sagen: „Wunder giebt es nicht. Jedes Ding hat seine Ursache." Und gewiß, von ihm selber ist der Stein nicht abgerollt, sondern die Ursache ist eine Machterweisung des lebendigen Gottes, der

seinen Heiligen nicht will in der Hölle lassen, der seinen Sohn ruft und vor dem die Erde bebt und Felsen splittern. Uns Christen ist das kein Wunder; wenn wir Wunder das nennen, was wir nicht erklären können. Dies Wunder können wir erklären: Gott spricht und es geschieht, Gott ruft und der Grabstein rollt hinweg.

3. Auf diesem Stein ruht nun das ganze Gottesreich (Jes. 28, 6); denn hoffen wir nur in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen. Nun aber bezeugt dieser Stein es zu gewaltig: Der Tod ist besiegt, und Christus ist auferstanden. Du, Ungläubiger, wirst es einst erfahren müssen, und dir wird es dann wie den Hütern zum Tode gereichen. Du Zagender, wirst es erfahren dürfen, an diesem Steine ist gut sich aufrichten. Und du, gläubige Christenheit, hast es schon erfahren, daß diesen köstlichen und bewährten Eckstein der Kirche mit seinem lauten Siegeszeugnis selbst die Pforten der Hölle nicht überwältigen können. Freue, freue dich, o Christenheit!

II.

1. Sind dir die Steine als Zeugen nicht genug, wohlan, so laßt uns ihr Zeugnis bekräftigen aus des Engels Munde. Eine Predigt hören wir, den beiden Frauen Maria und Maria Magdalena am leeren Grabe gehalten. Darin stellt er ihnen nun zuerst ein schönes Ehrenzeugnis aus: Ich weiß, daß ihr den Gekreuzigten sucht! Ob uns wohl heute ein Engel auch dieses Zeugnis geben könnte? Was suchen wir heute im Gotteshause, wenn wir an Jesu leeres Grab treten? Suchen wir den Gekreuzigten und die frohe Osterkunde? Oder suchen wir etwas anderes? Suchen wir vielleicht überhaupt nichts, und ist es nur eine alte, leere Gewohnheit, die uns heute hergebracht hat??

2. Aber in diesem Ehrenzeugnis liegt auch ein Tadel. Der Heiland hat es gesagt, daß er auferstehen wird, der Engel hat es gesagt, daß er auferstanden ist, und doch sucht ihr noch den Lebendigen bei den Toten? Der Herr hat gesagt: Laß die Toten ihre Toten begraben, du aber folge mir nach. So mahnt dich der heutige Ostersonntag: Laß die geistlich Toten an Gräbern weinen, du aber freue dich des herrlichen Engelwortes: Der Tod ist besiegt, denn Christus ist nicht hier im leeren Grabe, er ist auferstanden. Er ist nicht hier! Wo ist er denn? Wo jemand seine Stimme hört und die Thür seines Herzens aufthut, da ist er. Wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, da ist er. Wo eine Gemeinde in ihrem Gotteshause ihre Gebete zu Gott, dem allmächtigen, emporsendet, da ist er und hört es von seinem Himmelsthron. Wo eine Seele, bekümmert und bedrückt, wie Maria, im Garten umherirrt, Joh. 20, und sich sehnt nach Trost und Friede, da ist er gar nicht weit und vertreibt die Traurigkeit. Wo ein Herz ist, das in ihm lebt und webt und ist, da ist er nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Und nun laßt uns in unserm Herzen nachschauen. Ist er da? Laßt uns in unsre Häuser blicken, sind da je zwei oder drei versammelt in seinem Namen? In dieser Versammlung hier, steigen da wohl ernstliche Gebete empor zum auferstandenen Siegeshelden? Das sind die Plätze, wo Christus sein will, wenn wir ihn nur lassen. Dort laß ihn sein, dort laß ihn auferstehen. Hat er in Herz und Haus und Gemeinde bisher tot geschlummert, so hilf du an deinem Teil mit deinem Gebet dazu, daß er wieder auferstehe.

3. Die Predigt des Engels enthält aber, wie jede rechte Predigt auch eine Ermahnung bringt, auch einen Befehl. Saget es den Jüngern u. s. w. V. 7. Auch dir gilt dieser Befehl. Sage es weiter, was du erfahren und erlebt hast; verkünde überall die Siegesbotschaft. Dein Osterglaube zeigt sich darin, daß du das Osterwunder weiter sagst. Wo dich der Herr auch hinsendet, ob wie die Jünger nach Galiläa, d. h. in den Umkreis der Welt, wo unter den Sorgen und Freuden der Welt so manchem der Glaube an den Auferstandenen verloren gegangen, da sage es seinen Jüngern mit Wort und That: Der Herr ist auferstanden und hat dem Tode die Macht genommen und hat Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht. Oder wenn dich der Herr in Jerusalem verweilen heißt, d. h. an heiliger Stätte, sorge daß auf deinem Hausaltar kein unreines Feuer brennt, daß du es deiner Familie nicht nur sagest, sondern vorlebst: Die Sünde mit ihrem Solde, dem Tode, ist besiegt durch die Auferstehung Jesu Christi. Oder sendet dich der Herr nach Ostern nochmal in eine Passionszeit auf das Kranken- oder Sterbebett, sage es seinen Jüngern durch dein geduldiges Leiden, und wenn es sein muß, auch Sterben, daß du in Christo es schmecken kannst, daß der Tod besiegt ist. Will dir das zu schwer fallen, so hast du doch die Verheißung: Der Herr wird auch dir vorausgehen, daß du dich nicht zu fürchten brauchst, ob du auch manchmal im finstern Thal wandern mußt. Du wirst ihn zuletzt sehen, wie ihn die Weiber noch denselben Morgen sahen. So ist Jesu Sieg über den Tod endlich noch beglaubigt durch des Auferstandenen Erscheinen.

III.

1. Jesus ist wahrhaftig auferstanden, denn er zeigt sich den Frauen. Ja ihnen wird noch mehr zu teil. Im Gegensatz zu jener Maria, von der uns Johannes (Kap. 20) erzählt, dürfen sie ihn anfassen. Das Auge sieht manchmal Blendwerk; das Ohr glaubt zuweilen zu hören und täuscht sich selbst, aber worauf ich die Hände legen kann, das ist gewiß. Daher schreibt Johannes auch vom Worte des Lebens, das unsre Hände betastet haben. Das ist die sicherste Beglaubigung. Wer nun noch zweifelt, der will eben nicht glauben, und beseligt sinken die beiden Marien Jesu zu Füßen. Recht so, du erlöste Seele, da ist dein Platz, wo du hingehörst, anbetend zu den Füßen des Herrn der Herrlichkeit. Nun ist aller Zweifel gelöst, und nun herrscht selige Freude.

2. Vergiß aber nicht in deiner Freude, daß an die Osterbotschaft auch eine Ostermahnung geknüpft ist. Fürchtet euch nicht. Nein, wovor sollten wir uns auch fürchten? Christus ist hier, der gerecht macht. Ja, aber es ist nicht immer Ostern. Es kommen auch wieder Stunden der Trübsal und Tage, die uns nicht gefallen. Für solche Zeiten nimm die Ostermahnung mit heim: Fürchte dich nicht, denn ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot und siehe, ich bin lebendig und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes. Weiter, der Auftrag des Herrn stimmt fast wörtlich mit dem des Engels überein. So wissen wir, daß sein Bote uns die Wahrheit gesagt hat, der Auferstandene beglaubigt es mit seinem Worte und seiner Person. So ist das Erscheinen Jesu gewissermaßen das Siegel, das, wenn auch Unterschrift und Zeugen da sind, eine Schrift erst rechtgültig macht, das Siegel unter der frohen Osterkunde: Der Tod ist besiegt.

In diesem Bewußtsein lasset uns Ostern halten in dem neuen Süßteig der Lauterkeit und Wahrheit (1 Kor. 5, 8). Der Tod ist besiegt, und auch die Ursache des Todes, die Sünde. So laßt uns täglich der Sünde sterben, daß Jesus täglich in uns auferstehe und Christus lebe in uns, so daß, was wir jetzt leben im Fleische, wir es leben im Glauben des Sohnes Gottes, der uns geliebet hat und sich selbst für uns dargegeben. Amen!

Quasimodogeniti (Eisenacher Epistel).—1 Petri 1, 3–9.

Von P. G. Fr. Schütze.

Glaube, Hoffnung und Liebe hat Paulus zu einem unvergänglichen Kranz zusammengewunden (1 Kor. 13, 13). In der That gehören sie auch zusammen. Daher finden wir dies Dreigestirn auch nicht allein bei Paulus, sondern mehr oder weniger bei allen Aposteln. Man hat wohl gesagt, Paulus ist der Apostel des Glaubens, Johannes der Apostel der Liebe, Petrus der der Hoffnung. Das ist aber nur unter gewissen Einschränkungen richtig, denn zeigt nicht allein schon das Hohelied der Liebe, das Paulus gesungen, daß er auch die Liebe predigt? Und derselbe Paulus ist es wiederum, der uns Röm. 5 die Hoffnung preist, die nicht zu Schanden werden läßt. Woher dagegen hat anderseits Johannes den kühnen Spruch vom Glauben, der die Welt überwunden hat, wenn er nicht auch ein Apostel des Glaubens ist? Wiederum ist es auch Johannes, der des Christen Hoffnung hinstellt als den Grund, weshalb wir uns reinigen sollen. So ist auch Petrus nicht ausschließlich der Verkünder der Hoffnung, sondern wir finden in unserm Text Glaube, Liebe und Hoffnung beisammen. Auch in jedem bekehrten Herzen findest du diese drei aus einer Wurzel emporschießend, wie seinerzeit die sieben Aehren des Pharao auf einem Halme wuchsen (1 Mos. 41, 5). Aber nur im Herzen der Wiedergeborenen (V. 3) finden sie sich, denn die Welt kann den Heiligen Geist nicht empfangen, den sie nicht kennt, also auch seine Früchte nicht hervorbringen. Im Herzen des Gerechtfertigten aber findet man diese drei durch das ganze Leben hindurch. Wir betrachten daher:

Das Leben der Wiedergeborenen.

I. Der Glaube ist ihre Waffenrüstung.
II. Die Liebe ist ihre Erquickung.
III. Die Hoffnung ist ihr Lohn.

I.

1. V. 3. Der Ursprung des Glaubens ist die große Barmherzigkeit Gottes, die das leere Ostergrab gemacht hat. Nach drei Tagen des schmerzlichsten Verlassenseins und Umherirrens in banger Pein kam die Freudenkunde: Christus ist der Erstgeborene von den Toten (Kol. 1, 18). Damit ist die Gewißheit gegeben, daß das große Schuldopfer von Gott angenommen ist. Aus der leeren Gruft steigt der Glaube hervor, der nicht zweifelt an dem ewigen Königtum Christi und aus der Osterbotschaft die felsenfeste Ueberzeugung gewinnt, daß durch die Kraft der Auferstehung auch wir in einem neuen Leben wandeln sollen (Röm. 6, 4) und daß wir, seine Diener, sein werden, wo unser Herr und Meister ist (Joh. 12, 26). Und in dieser unerschütterlichen Ueberzeugung liegt

2. V. 5, seine Kraft zur Bewahrung der Seelen zur Seligkeit. Dazu braucht man allerdings eine göttliche Macht und starke Waffenrüstung, denn glaube niemand, daß er nicht wieder aus der göttlichen Gnade fallen kann. Judas ist wieder gefallen und hat den Herrn verraten; Petrus ist gefallen und hat den Herrn in einer Nacht dreimal verleugnet, derselbe Petrus, der so glaubensfroh bekannte: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Demas, einst ein getreuer Helfer Pauli, ist gefallen und hat die Welt wieder lieb gewonnen (2 Tim. 4, 10). Wie ist das nur möglich, so hoch begnadigt zu sein und doch so tief zu sinken? Das macht, daß der Teufel einhergeht wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge (1 Petr. 5, 8). Findet er jemand ohne des Glaubens Waffen, der ist verloren. Und auch wer sie nur gerade mal einen Augenblick bei seite legt, weil er denkt, er kann sie jeden Augenblick wieder nehmen, er ist verloren, denn unverhofft kommt die Versuchung. Darum wer steht, der sehe wohl zu, daß er nicht falle, und „widerstehet dem Teufel fest im Glauben." Im Glauben haltet euch an Gottes Macht, die euch den Schild reicht, mit dem ihr auslöschen könnt alle feurigen Pfeile des Bösewichts (Eph. 6, 16). Worin bestehen diese aber? In den Anfechtungen zur Sünde. Und diese sind:

3. V. 6 und 7 des Glaubens Prüfstein. Der Glaube muß bewährt werden durch das Feuer der Trübsal und Anfechtung. Das vergängliche Gold muß erst in den Schmelzofen, daß es frei werde von Schlacken und sich köstlich erweise. So muß auch der Glaube, um sich als unvergängliche, zuverlässige und köstliche Waffenrüstung zu erweisen, erst im Schmelzofen der Trübsalshitze erprobt werden. Ein unerprobter Glaube ist gar keiner; darum selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen (Jak. 1, 12). Nach 1 Joh. 5, 4 ist ein unerprobter Glaube ein unerfochtener Sieg. Deshalb mahnt das Wort: Harre aus, es dauert ja nur eine kleine Weile, wo es überhaupt sein soll. Es wird ja auch wohl eine kleine Zeit einmal Traurigkeit geben, als seist du von Gott verlassen. Aber sei unverzagt. Athanasius sagte einmal von der Trübsal: Nubicula, praeteribit. (Es ist nur ein Wölkchen, das verzieht sich bald). Auch die Traurigkeit ist eine Anfechtung. Siehe zu, daß sie dir eine göttliche Traurigkeit werde, die zum Leben führt (2 Kor. 7, 10). Die gute Wehr und Waffen dazu hast du in deinem Glauben. So harre aus, dann wird es sich befinden u. s. w. (Lied 253, V. 10 und 11). Wird dein Glaube rechtschaffen und köstlich erfunden werden, so winkt dir

4. V. 29 des Glaubens Ende, die Seligkeit, die uns zu teil wird, wenn Jesus Christus nun geoffenbart wird im jüngsten Gericht. Diese Waffen des Glaubens sind zuverlässig, sie tragen zuletzt den Preis davon. Es giebt ein englisches Sprichwort, das besagt, daß man mit armseligen Gerätschaften keine gute Arbeit thun kann. Ebenso kann man mit einer armseligen Rüstung keinen schweren Kampf kämpfen, keinen herrlichen Sieg erringen. Aber deine Waffenrüstung ist ja köstlich und erprobt, die führt dich, wenn du wiedergeboren bist, in der Seligkeit zu Lob, Preis und Ehre des Herrn Zebaoth, aber auch deiner selbst. Darum fürchte dich nicht vor dem Trotzen der Feinde, glaube nur.

II.

1. Petrus rühmt an den erwählten Fremdlingen, welchen er schreibt, daß sie Jesum lieben, ohne ihn gesehen zu haben, V. 8. Ist denn das so etwas großes? fragst du wohl. Versuche es nur erst einmal, jemand lieb zu haben, den du nie gesehen hast, und zwar viel tausendmal lieber als dein Weib, deine Kinder, deine Eltern! Nicht wahr, ein unbekehrter Mensch vermag das nicht? Das ist nur dem aus Wasser und Geist aufs neue geborenen möglich. Aber auch nicht für jeden hat der Christ solche Liebe, sondern nur für seinen Erlöser. Mit Leibesaugen hat er den Herrn nie geschaut, und doch ist seine Liebe ihm sonderlicher, denn Frauenliebe, ist ihm Freude und Erquickung. Petrus redet hier aus Erfahrung, er weiß, wie am Ostermorgen sein Herz wieder hell aufflammte in brünstiger Liebe zu seinem Heiland, obwohl er ihn nicht sah, nur auf die Verkündigung der Frauen hin. Er gedenkt daran, wie Christus ihm am See Genezareth dreimal die Lebensfrage vorlegte: Hast du mich lieb? Er gedenkt auch seiner Antwort, die er dem Hiland giebt, trotzdem er weiß, daß er ihn über ein kleines nicht mehr sehen wird, daß er dennoch freudig sein Liebesbekenntnis ausspricht: Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe. Die Liebe zu Gott und seinem eingeborenen Sohne ist seine Freude und Wonne, seine Erquickung. So haben es auch von jeher alle gläubigen Seelen gehalten, sei es hunderte von Jahren vor ihm der fromme Sänger Assaph, der da singt (Ps. 73, 25 f.): „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde," sei es hunderte von Jahren nach ihm der sel. Graf Zinzendorf, der da sagt: Ich habe nur eine Passion (Liebe), das ist Jesus." Die ganze unzählbare Schar der erlösten Heiligen hat ihre unaussprechliche nud herrliche Freude nur an Jesu. Nun aber die Gewissensfrage auch an dich gerichtet: Hast du Jesum lieb? Daran erkenne, ob du bist aus Gott geboren.

2. Wie zeigt sich nun aber, daß die Liebe zum ungesehenen Erlöser unsere Freude und Erquickung ist? In Worten? Freilich wohl auch, obwohl gar manch ein Moses mit einer schweren Zunge auch unter den Wiedergeborenen sein mag. Zudem was sind Worte? Ein leerer Hauch; die Sprache von Kanaan bedeckt oft, wie Tünche eine Wand, ein schmutziges Herz. Ja wie denn? In äußeren Mienen und Gebärden? Nein, denn das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden (Luk. 17, 20). Woran denn soll man erkennen, daß die Liebe zu Jesu unsre Freude ist? Merke: Lasset uns nicht lieben mit Worten und mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit (1 Joh. 3, 18). Und welches sind solche Thaten? Das sehen wir aus 1 Joh. 4, 20: So jemand spricht: Ich liebe Gott und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner u. s. w. Daran spürst du es, ob du deinen Heiland aufrichtig lieb hast, wenn du dich fragst, ob du deine Lust und Freude hast an der That der Bruderliebe, wie der Heiland sie nennt, Matth. 25, 35. 36, und von denen er dir verspricht, daß er sie ansehen will, als seien sie ihm gethan. Vergleiche überhaupt das ganze Evangelium des 26. Sonnt. n. Trin. In diesem Stücke können wir viel lernen von der katholischen Kirche, nur müssen wir uns hüten, wie diese unsre Hoffnung darauf zu setzen, denn die ruht bei uns auf ganz anderem Grunde.

III.

1. Einstmals hat Petrus gefragt: Wir sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür? (Matth. 19, 27.) Das war vor Ostern. Jetzt fragt er nicht mehr so. Siehe, zu welcher Anschauung Gott ihn wiedergeboren hat! Um Lohn ist ihm nicht mehr bange. Gelobet sei Gott, ruft er jetzt, der uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung. Daß er Hoffnung haben kann und darf, das ist ihm Lohn genug. Und wirklich, sagt doch selbst, daß wir nicht traurig sein müssen, wie die andern die keine Hoffnung haben, ist das nicht Lohn genug? Wägt es ab: in einer Schale Jesu Blut und Gerechtigkeit, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit, wiegt das nicht viel tausendfach schwerer, als unser armes Leben, selbst wenn wir alles thäten, was uns unser Herr geboten hat? Wahrlich, in der Hoffnung allein liegt ein herrlicher Lohn. Betrachten wir die Herrlichkeit unsres Hoffnungslohnes.

2. Die Hoffnung ist lebendig. Aus Jesu Leben schöpft sie ihr Leben. Und da steigert sich die Hoffnung zum Wissen. Der Herr hat gesagt: Ich lebe und ihr sollt auch leben. Kann es auch anders sein? Läßet auch ein Haupt ein Glied, welches es nicht nach sich zieht? Schon dies hoffen zu dürfen, ist reicher Lohn; denn wir wissen, Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Und selbst wenn diese Hoffnung irrig wäre, was, Gott sei Dank, sie nicht ist, so wollte ich und jeder Christ, dennoch diese Hoffnung nicht missen, denn sie hilft uns alles Leid und Ungemach ertragen, und ist darum schon in sich selbst ein reicher Lohn. Da aber nun unsre Hoffnung lebendig ist, so ist sie doppelt und dreifach unser Lohn, denn sie streckt ihre Hand aus nach

3. einem unvergänglichen Erbteil, V. 4. Ist Christus unser erstgeborener Bruder geworden, so sind wir dadurch mit ihm Kinder Gottes geworden und daher auch Erben Gottes (Gal. 4, 7; Röm. 8, 17). Und wie herrlich das Erbe ist, können wir auch nicht mit genauen Worten sagen; denn was kein Auge je gesehen und kein Ohr je gehöret und in keines Menschen Herz je gekommen ist, das Gott bereitet hat, denen die ihn lieben, aber eine Andeutung giebt uns die Offenbarung Johannes, dem Gott einen Blick in das himmlische Jerusalem gegönnt hat. Das zeigen auch hier Petri Worte, deren er kaum genug finden kann, sie zu preisen. Unvergänglich, unbefleckt, unverwelklich nennt er das Erbe. Das weist hin auf die ewige Dauer des Lebens, denn Gott ist das Leben, auf die ewige Reinheit, denn Gott ist das Licht, und endlich auf die ewige Pracht des Erbes, denn Gott ist die Liebe. Zwar ist uns das Erbe noch im Himmel aufbewahrt, wie Eltern ihren Kindern kostbare Sachen wohl aufheben, daß die Kinder sie nicht verlieren oder zerbrechen. Die Eltern bewahren sie, aber den Kindern gehören sie, und dereinst nehmen sie das Aufbewahrte in Besitz. So geht es auch mit dem unvergänglichen Erbe. Es gehört den wiedergeborenen Kindern Gottes, und dereinst, wenn Christus offenbar wird, nehmen sie es in Besitz. So schaut die Hoffnung schon vorahnend

4. ewige Freude, V. 6—8. Bekannt ist ja das Lied: Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt (Liederkranz, No. 255). Da heißt der zweite Vers: Das war so prächtig, was ich im Geist gesehen; du bist allmächtig, drum ist dein Licht so schön. Und bedenkt, wenn diese Hoffnung schon so schön ist, wie wird's sein, wenn ich zieh in Salem ein, in die Stadt der goldnen Gassen, Herr, mein Gott, ich kann's nicht fassen, was das wird für Freude

sein! Und woran sollen wir dort unsre Freude haben? Unsere Epistel sagt es nicht ausdrücklich, denn daß im Unvergänglichen wir uns an nichts Vergänglichem freuen werden, das ist ganz gewiß. Sondern vielmehr wissen wir: Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesu Christ; das, was mich fröhlich machet, ist, was im Himmel ist.

So geht der Wandel des neuen Menschen, der im Glauben kämpft, an der Liebe sich erquickt, in der Hoffnung reich ist, bis zum Paradies. So sei das heut unser Schlußgebet: Führ uns, Herr, ins Paradies. Amen!

Misericordias Domini (Eisenacher Evangelium).—Joh. 14, 1–6.

Von P. G. Fr. Schütze.

Allbekannt ist Bunyans Buch von der Pilgerreise nach dem himmlischen Jerusalem. Das ist ein ganz köstliches Buch, an dem schon tausende und abertausende sich erquickt und gestärkt haben. Unser Text enthält auch, gleichsam wie in einer Nußschale, die Beschreibung einer Pilgerreise, freilich nicht so ausgedehnt und ausführlich wie Bunyan, aber doch klar und deutlich genug, um auch uns als Leitstern auf unserer Pilgerreise zu dienen. Johannes beschreibt den Ausgang und Aufbruch zur Reise, er beleuchtet uns den Weg, den wir gehen müssen, er führt uns zu dem rechten Geleitsmann auf unserer Reise und schildert uns endlich die himmlische Heimat. Nun, wer hat Lust zu dieser Reise? Wir gehen an der Hand unsres Evangeliums

die Pilgerreise nach dem himmlischen Jerusalem,

und betrachten:

I. Unsern Aufbruch aus der Welt;
II. den Weg zur Heimat;
III. den Geleitsmann auf der Reise;
IV. unsern Eingang in Zion.

I.

Woher? Wohin? Unser Ziel, wohin wir wollen, wissen wir, es ist das Reich Gottes im ewigen Licht. Und woher kommen wir? Aus der Welt, aus dem Reich der Finsternis, aus der Sünde. Das ist ein böser Ausgangspunkt zum Antritt unserer Reise. Können wir überhaupt von da aus uns auf die Reise machen, oder gleichen wir nicht vielmehr dem Menschen, der im Dunkeln auf der Suche nach frischem Wasser in einen Sumpf geraten ist und bis an den Hals im Schlamm steckt? Da braucht es Hilfe von außen her, wenn der Mensch nicht ganz untergehen soll. Allein kann sich der Mensch nicht retten, sondern jede Bewegung, die er macht, verschlimmert seine Lage und beschleunigt sein Verderben. Genau so ist es mit dem geistlichen Menschen. Wir sind im Schlamm des Lebens und der Sünde versunken, und wenn wir überhaupt zum Wasser des ewigen Lebens kommen sollen, brauchen wir Hilfe von jemand anders.

2. Und dieser jemand anders ist einzig und allein Gottes Wort, V. 1. Jesus spricht: Euer Herz erschrecke nicht! Das ist leicht gesagt, aber doch, ach, so unendlich schwer. Ach, wer muß nicht klagen: Herr, mein Gebrechen ist immer vor mir! Hilf, wenn die Sünden der Jugend mich nagen, die mein Gewissen mir täglich hält für! Unsre Sünde ist wirklich zum Erschrecken.

Goethe vergleicht sehr schön und poetisch die Seele des Menschen dem Wasser, weil sie, wie dieses, vom Himmel kommt, zur Erde sich senkt und wieder empor zum Himmel steigt. Leider, leider ist dieser Vergleich nur in seinen beiden ersten Teilen zutreffend, denn gar manches Wasser bleibt im stinkenden Sumpf und so manche Seele verbleibt im Banne der Sünde. Aber Jesus sagt: Euer Herz erschrecke nicht, wie er der trauernden Wittfrau zu Nain sagt: Weine nicht. Luk. 7, 13. Diese beiden Worte wären nur ein Hohn und Spott auf unsre Sünde und unser Elend, wenn der, der sie spricht, nicht auch den Willen und die Macht hätte, auf das tröstende Wort auch die erbarmende That folgen zu lassen. Wäre das nicht der Fall, so würde der Herr sein wie die, welche Jakobus tadelt, welche wohl sagen können: Gott berate euch u. s. w., gäben ihnen aber nicht, was des Leibes Notdurft ist. Aber Gott sei gepriesen, Jesus hat die Macht, uns zu helfen und will es auch thun. Wenn wir unser Gleichnis vom Menschen im Sumpf noch einmal brauchen dürfen, so ist der Heiland der Mann, der mit Leitern und Seilen zur Hilfe herbeieilt und dem Verunglückten schon von weitem zuruft: Die Hilfe kommt, sei nur getrost. So spricht Jesus auch zu uns: Erschrecket nicht, eure Hilfe ist nahe.

3. Den eigentlichen Antrieb zum Beginn der Reise aber giebt Jesu Befehl, V. 1b., denn einen Befehl enthält der Urtext, wie auch die revidierte Bibel es giebt: Glaubet an Gott und glaubet an mich! Ja, was nützt es aber dem Ertrinkenden, wenn man ihm zuruft: Rette dich, ziehe dich aus dem Sumpfe? Darin eben kannst du den Unterschied zwischen Gottes- und Menschenwort sehen. Das Menschenwort hilft nichts, aber bei Gott geht es nach dem Sprüchlein des Augustin: Da, quod jubes, et jube, quod vis, d. h. Gott befiehlt dir nichts unmögliches, nichts, wozu er dir nicht selbst vorher die Kraft giebt, oder noch freier und doch sinngemäß übersetzt: Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch, Ps. 68, 20. Das ist immer der Anfang einer jeden Zionsreise, daß Jesus dem Sünder zuruft: Stehe auf, wandle, folge mir nach, glaube. Das sieht man an der Art, wie Jesus seine Jünger berief. Er sieht sie im Fischerkahn, im Zollhause, unter dem Feigenbaum, auf dem Maulbeerbaum und ruft. Dann brechen sie auf aus der Welt, verlassen alles und folgen Jesu nach. Nun die Nutzanwendung: Hast du den Anfang schon gemacht? Oder ist dein „Fahre fort" nur ein Fahre fort ins Verderben? Hast du des Herrn Stimme schon gehört? Oder besser gesagt — denn gehört hast du sie schon tausendfach — hast du schon auf sie geachtet? Bist du seinem Rufe schon gefolgt?

II.

1. Nun haben wir des Herrn Stimme und Befehl gehört und uns gerüstet zu gehen; mit einem Worte, wir haben der Welt Valet gegeben und sind aufgebrochen. Nun kommt an uns die Frage: Welchen Weg sollen wir wählen? Darüber müssen wir uns erst entschließen, sonst stehen wir bald, wie Peter in der Fremde, am Kreuzweg und wissen nicht weiter. Ei, können wir denn nicht erst einmal auf gut Glück zu gehen, es führen ja wohl viele Wege nach Rom, warum nicht auch zum Himmelreich? Behüte, nein; lieber Freund, es giebt nur zwei Wege, der eine zum Leben, der andre zum Tode. Sowie du aus deiner Hausthüre trittst, stehst du am Scheidewege. Schon die alten Heiden hatten eine Erzählung von einem Manne, mit Namen Herakles, dem am

Scheidewege auf der einen Seite die Tugend winkte mit Mühe und Kummer und als Lohn dem ewigen Freudenleben bei den Göttern, und auf der andern Seite das Laster mit Pracht und Lust, und als Lohn dem Tode. Bei uns Christen lautet es ähnlich, nämlich, Matth. 7, 13. 14.: Gehet ein durch die enge Pforte. Gewiß, bis zur Pforte laufen viele Wege, aber von da ab nur einer, der zum Himmel führt, und der heißt:

2. Jesus! Er ist es ganz allein. Er ist schon die Pforte (Joh. 10, 7), er ist auch der Weg, V. 6. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich; denn niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren (Matth. 11, 27). Wer hat uns den Vater erkennen gelehrt? Der Sohn, Joh. 17, 3; 14, 9. Wer hat uns Vater beten gelehrt? Der Sohn, Matth. 6, 9; Luk. 11, 1. 2. Wer sendet uns den Tröster vom Vater, der uns in alle Wahrheit leitet? Der Sohn, Joh. 15, 26. Also nur durch den Sohn, durch ihn ganz allein kommen wir zum Vater, aber durch ihn

3. auch ganz gewiß. Thomas fragt, V. 5: Wie können wir den Weg wissen? Jesu Antwort lautet: Ich b i n der Weg. Nicht: ich weiß, ich zeige, ich führe den Weg, nein: ich b i n der Weg. Das ist deutlich und wird doch oft mißverstanden; wie das Buch von Rev. Sheldon zeigt: In seinen Fußstapfen. Auf der Himmelsreise giebt es keine Wenns, keine Würdes, sondern nur eine gerade Marschroute: Jesus. Die Frage, was würde Jesus thun? ist ganz falsch, denn wir sind keine Gottmenschen; sondern die Frage lautet: Wie führt mich mein Weg, Jesus? Was muß ich thun, daß ich gen Jerusalem komme? Nun, thue was dir Jesus sagt. Der Weg führt himmelan. Er selbst hat es gesagt, und er ist die Wahrheit, denn niemand kann ihn einer Lüge zeihen. Bleibe also in Jesu, in dem Wege und der Wahrheit, und sei dann getrost, dieser Weg führt dich ganz gewiß zum Leben. Nein, vielmehr, in diesem Wege bist du schon im Leben, denn er spricht: Ich bin das Leben. Darum: Willst du das Leben dereinst, komme zum Leben schon hier!

4. Nun wieder die Nutzanwendung in wenigen Fragen: Wie heißt dein Weg? Bist du in der Wahrheit? Sie wird uns frei machen. Bist du recht frei? Bist du schon nach Joh. 5, 24 vom Tode zum Leben hindurchgedrungen?

III.

1. Was ist denn das für ein Geleitsmann auf unserem Pilgerwege? Es ist wiederum Jesus. Seine Thätigkeit ist eine doppelte. Er eilt vorauf, uns die Stätte zu bereiten. Wie er den Jüngern die Füße wusch, wie er sein heiliges Abendmahl mit den Jüngern feierte, wie er für die Seinen das hohepriesterliche Gebet betete, wie er vor Kaiphas und Pilatus leiden mußte, da hat er eine bleibende Stätte für seine Nachfolger bereitet. Als er dann sein Kreuz hinaustrug und unter dessen Last zusammenbrach, als er dann unter die Uebelthäter gerechnet und zwischen ihnen ans Kreuz geschlagen wurde, und als er dann für seine Feinde bat, da eilt er immer weiter uns vorauf, uns die Heimat in der Höhe zu bereiten. Und als er endlich seufzte: Es ist vollbracht, und sein müdes Auge im Tode brach, da ist er uns vorauf an das Ziel der Reise geeilt. Nun sind die vielen Wohnungen in des Vaters Haus bereit, es ist wirklich vollbracht, das Allerheiligste ist aufgeschlossen, und das Ziel liegt vor uns, so daß wir es erreichen können. Unser Geleitsmann hat uns alles aus dem Weg geräumt, was uns hindern kann. Seht, welch eine Liebe hat uns

der Vater erzeiget. Dieser Sonntag heißt Misericordias Domini. Laßt uns denn preisen die Fülle der Barmherzigkeit und Liebe Gottes.

2. Jesus kommt aber wieder, uns sicher heimzuholen, V. 3. Zwar mit unsern Leibesaugen sehen wir ihn nicht, und doch ist er uns zur Seite, still und unerkannt, daß er treu uns leite bis ins Vaterland. Wie gnädig zeigt wieder Gott sich darin! Ohne einen solchen Begleiter vermöchten wir ja nicht auf dem schmalen Wege zu gehen. In den Alpen der Schweiz nimmt sich der Reisende einen Führer mit, wenn er hohe und steile Berge erklimmen will. Der geht vorauf und hat einen Strick sich um den Leib gewunden, den auch der Reisende um seinen Leib gewunden hat. Tritt er nun fehl und fällt, siehe, dann hält ihn das Seil und der Führer, daß er nicht in den Abgrund stürzen kann. So sind auch wir durch ein festes Seil an unsern Führer auf dem Lebenswege angebunden, daß wir nicht in die ewige Tiefe stürzen. Das Seil heißt die Barmherzigkeit Gottes! Wie leicht thun wir einen Fehltritt. Dann beschützt und bewahrt uns Jesus durch seine Barmherzigkeit, und richtet unsre Füße wieder auf den Weg des Friedens; denn wir sollen ja sein, wo er ist. So führt er uns sicher, wenn wir das Seil nicht mutwillig entzwei schneiden, heim. Heimwärts durch alle Trübsal, heimwärts auch durch den Tod. Durch das Kreuz heimwärts zur Krone. Und die Nutzanwendung? Bete, mein Christ: So nimm denn meine Hände und führe mich!

IV.

1. V. 2. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen! Freilich, ist Gott aber auch **dein** Vater? Jesu Wort in V. 6b. macht manchen selbstgerechten Pharisäerwahn, manches Menschenfündlein, manche leichtsinnige Hoffnung zu Schanden. Noch am Thore des Vaterhauses können wir abgewiesen werden. Es werden nicht alle, die Herr, Herr sagen, in das Himmelreich eingehen; das zeigen uns die fünf thörichten Jungfrauen. „Noch sind wir nicht im Jubeljahr," singt Gerok mit Recht. Im Reich Gottes sind wohl viele Wohnungen, aber im Reiche der Verdammnis noch viel mehr, denn nur wenige sind auserwählet, vgl. Matth. 7, 14; 20, 16; 22, 14.

2. Anderseits aber: Wenn dann zuletzt ich angelanget bin im selgen Paradies (Lied 524, V. 7), o, welche Seligkeit harrt meiner nach der Zeit, ewig, Herr, bei dir. Dann werden wir sein, wie die Träumenden; dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Rühmens sein, wenn wir mit der ganzen unzählbaren Schar der Erlösten eingehen in das große Vaterhaus, mit seinen vielen Wohnungen. Unser Herr Gott hat eben allerlei Kostgänger, die nicht alle aus dem selben Stalle sind. Darum sieh nicht schel wie Petrus (Joh. 21), wenn andre auch hinein wollen, die nicht genau dieselbe kirchliche Uniform anhaben. So lange sie nur ein hochzeitlich Kleid an haben, das da hell gemacht ist in dem Blut des Lammes, ist es ja nicht deine Sache zu urteilen. Wenn andre auf andern Wegen gehen, so richte nicht. So lange dieser andre Weg nur zu Jesu führt, oder auch in Jesu ist, oder auch Jesus heißt, so lange ist ja alles gut. Meist ist es nur menschliche Kurzsichtigkeit oder eine menschlich gefärbte Brille, die dich den Weg eines anderen für den verkehrten halten läßt. Freue dich vielmehr, daß noch 7000 in Israel sind, die nicht ihre Knie vor Baal gebeugt haben, wenn du sie auch nicht kennst, und

freue dich, daß du im vieltausendstimmigen Chor einst singen darfst das Lob der Barmherzigkeit Gottes.

Was nehmen wir heute mit heim? Gebe Gott, es sei der feste Vorsatz und Entschluß: Himmelan, nur himmelan soll der Wandel gehen. Amen!

Sonntag Jubilate (Eisenacher Evangelium). — Joh. 12, 20–26.

Von P. G. Fr. Schütze.

In dem Namen dieses Sonntages kommt der Charakter der nachösterlichen Quadragesimalzeit recht deutlich zum Vorschein, denn Jubilate heißt: Jauchzet. Bis Himmelfahrt währt die Freudenzeit. An diesem Tage wird dann endlich die Weissagung Jesu in V. 23 ganz erfüllt, daß nämlich des Menschen Sohn verklärt werde. Doch das Wort „verklären" möchte irre leiten. Es ist nicht an die Verklärung Jesu auf dem Berge bei Cäsarea Philippi zu denken, Matth. 17; Mark. 9; Luk. 9; denn im Urtext steht da für verklären ein ganz andres Wort; sondern verklären heißt, seine Klarheit und Herrlichkeit offenbar machen. Darin liegt denn auch der Grund unsres Jubelns und Jauchzens, nämlich daß wir seine Herrlichkeit sehen dürfen, als des auferstandenen Siegeshelden. Damit wir aber bereit seien nach Petri Worten (1 Petr. 3, 15) zur Verantwortung über den Grund unsrer Freude denen gegenüber, die unsre Freude nicht teilen, so wollen wir heut miteinander betrachten die Frage:

Wie offenbart sich Jesu Herrlichkeit?

I. In seinem Leiden und Sterben.
II. An den Heiden.
III. In seinen Jüngern.

I.

1. Jesu Leidensherrlichkeit ist eine doppelte. Worin suchen und finden wir nun dieselbe? Nicht in seiner äußeren Gestalt und Schöne, denn da ist keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der Allerverachtetste und Unwerteste (Jes. 53, 2 f.) und doch sehen wir in seinem Leiden seine große Herrlichkeit, nämlich darin, daß er alles so geduldig ertrug, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird und wie ein Schaf, das verstummet vor seinem Scherer und den Mund nicht aufthut (Jes. 53, 7). Wenn wir einen Menschen geduldig leiden sehen, so offenbart sich uns sein Charakter im edelsten Lichte. Unsichtbar und doch verklärend schwebt über solchem Haupte eine Krone, so daß wir einem solchen Dulder unser Mitgefühl nicht versagen können. Wie erhaben erscheint uns nicht Hiob in seinem Leiden, daß er nicht wider Gott sündigte? Wie schlicht und doch patriarchalisch groß steht der blinde Tobias vor uns? Wie wahrhaft königlich handelt David unter den Steinwürfen und Fluchworten, die härter noch trafen als jene, Simeis? (2 Sam. 16, 5—12). Doch ist das alles nur ein verblassender Glanz, wenn wir unseren Blick nun richten auf das stille Leiden unseres Erlösers, bei dessen Anblick selbst der heidnische Hauptmann ausrufen muß: Ecce homo, seht welch ein Mensch! Er konnte mehr als zwölf Legionen Engel zu seiner Hilfe haben, und hat doch sein Leben so wenig lieb, daß er es freiwillig verliert. Aber weil er sein Leben auf dieser Welt gehaßt hat, hat er es zum ewigen Leben erhalten. Er hat seine

Liebe nicht an sein Leben gehängt, sondern uns Menschen gegeben. Liebe ist von Gottes Wesenseigenschaften die herrlichste, in seiner Liebe also sehen wir am klarsten seine Herrlichkeit.

2. Wir schauen aber auch in Jesu Leidensherrlichkeit die Vorstufe zukünftiger größerer Herrlichkeit, V. 24. Das Weizenkorn muß in die Erde versenkt werden und sterben, um Frucht zu bringen. Man hat ausgerechnet, daß ein einziges Weizenkorn in weniger als einem Menschenalter sich so vermehrt, daß es die ganze Erde mit Brot versehen kann. Das übertrage ins Geistliche: Christus mußte also leiden, daß die ganze Erde von ihm das Brot des Lebens nehmen könne. Bleibt das Korn allein, so bringt es keine Frucht. Hätte Jesus nicht gelitten, er hätte nicht die Menge zur Beute gehabt und die Starken nicht zum Raube (Jes. 53, 12). Man denke auch an Jesu Wort zu den Emmausjüngern: Mußte nicht Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen? In seinem Leiden schauen wir also den Kern von Jesu Ostermajestät und beten wir an den Anfang seines Gottesreiches. Das Weizenkorn ist in die Erde gefallen und hat Frucht gebracht, und daher wächst die Herrlichkeit Gottes und zeigt sich immer strahlender, je mehr herzukommen von allen Enden der Erde. Das alles schauen wir schon in seinem Leiden und Sterben und freuen uns seiner Herrlichkeit.

II.

1. Unser Text ist ein rechter Missionstext. Etliche Griechen wollen gerne Jesum sehen, V. 20. Diese Griechen — wohl zu scheiden von den Hellenisten, den griechisch redenden Juden, z. B. Apostelgesch. 6, 1 — sind aus den Heiden gewonnene Proselyten des Thores, d. h. solche Heiden, die nicht ganz in das Bundesvolk eingegangen sind durch Beschneidung und Befolgung des Zeremonialgesetzes, sich aber doch zur Synagoge gehalten haben. Sie wollen gerne Jesus sehen und fragen darum den Philippus. Das ist kein welterschütterndes Ereignis und offenbart Jesu Herrlichkeit doch so deutlich. Sie waren Heiden und haben an allen Quellen des klassischen Heidentums trinken können; doch ließ sie das griechische Ideal des „Schönen und Guten" unbefriedigt, hungrig und durstig nach etwas Besserem. Sie kamen zur Synagoge, doch ach, auch da wurde ihnen statt des Brotes des Lebens der Stein der toten Gesetzlichkeit gereicht. Sie spürten in ihren Seelen, daß im jüdischen Gesetzeswesen die Seligkeit nicht zu finden ist. Der Dichter sagt: „Der Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt." So geht es unsern Griechen. Unbewußt finden sie den rechten Weg, Jesum. Wir sehen, wie die ganze Schöpfung sich nach der Erlösung sehnt, an welcher Sehnsucht, wie St. Paulus sagt, auch die Kreatur, d. h. die unbelebte oder wenigstens unvernünftige Schöpfung, teilnimmt. Da wir aber nun wissen, daß diese Erlösung nur bei Jesu zu finden ist, so zeigt uns dieses Sehnen die Herrlichkeit Jesu so deutlich und schön.

2. Auch heute noch wird Jesu Name an den Heiden verherrlicht. Wenn eine Missionsgesellschaft (Berlin I) ihren neusten Bericht über einen Zweig ihres Werkes in China einleiten kann mit der Siegesbotschaft Chusis, 2 Sam. 18, 31: Glück zu, Herr König, so beweist das viel. Wenn Warneck in seinen Missionsstunden 1, 185 f. von der Goßnerschen Mission unter den Kohls in Indien erzählt, daß das Wort auch ohne Zuthun der Missionare „läuft", so

daß ganze Orte, zu denen noch nie ein Missionar gekommen, die Taufe begehren, oder wenn wir hören, daß in Teluguland in Indien 1878 in sechs Monaten 35,000 Seelen getauft wurden, so beweist das die Herrlichkeit Jesu unter den Heiden noch besser. Wenn wir endlich sehen, wie das Missionswerk unserer eigenen lieben Synode in Chattisghar aus ganz bescheidenen Anfängen sich immer weiter ausdehnt, so daß wir unsre Scheuern größer machen und immer mehr Glaubensboten aussenden müssen, weil immer mehr kommen, die Jesum sehen wollen, so beweist das für uns am besten, wie herrlich der Name Jesu auch an den Heiden seine Macht offenbart.

III.

1. Jesu Herrlichkeit offenbart sich endlich in seinen Dienern. Merke wohl, in seinen Dienern, nicht nur äußerlich wie an den Heiden. Also in Jesu Jüngern selbst findet die Herrlichkeit des Erlösers einen Abglanz. Wie ist das möglich und wie geht das zu? Wer mir dienen will, spricht der Herr V. 26, der folge mir nach. Dies Wort darf man aber nicht etwa nur einseitig auf das Nachfolgen in die Herrlichkeit deuten, sondern es steht allgemein. Folge mir nach, wohin ich auch vorausgehe, sei es auf eine Hochzeit oder zu einem Gastmahl, sei es zu Verfolgung und Verachtung oder zu Marter und Tod. Also auch ins Leiden hinein fordert der Heiland unsre Nachfolge, auch ins Kreuztragen, ja sogar auch in den Tod. Das zeigt eben Jesu Herrlichkeit in dir, wenn du sein Diener bist, daß du dein Leben völlig hingiebst um Jesu willen. Im echten Christenherzen spiegelt sich die Liebe Jesu so ab, daß der Christ um seinetwillen sogar sein Leben haßt. Wie das gemeint ist, zeigt uns Pauli Beispiel am besten. 2 Kor. 11, 24—27 zählt er seine Leiden auf, die er um Jesu willen erlitten; fünfmal ist er gegeißelt, dreimal gestäupt, einmal gesteinigt, dreimal schiffbrüchig geworden. Und wozu das alles? Daß die Herrlichkeit Jesu in ihm offenbar würde; denn das alles zu ertragen muß die Liebe Jesu in dem Menschen wohnen und sich zeigen. Und sie ist es ja auch in der That, die ihn das alles ertragen ließ. Oder schaut auf die Apostel, die fröhlich waren, daß sie würdig gewesen waren, um seines Namens willen Schmach zu leiden (Act. 5, 41). Was schaffte diese Freudigkeit in ihnen? Die Liebe Christi drang sie also (2 Kor. 5, 14), daß sie es nicht lassen konnten (Act. 4, 20), daß sie nicht reden sollten, was sie gesehen und gehöret hatten. Siehe, so offenbarte sich Jesu Herrlichkeit in seinen ersten Jüngern.

2. Und so hat sie sich auch später zu allen Zeiten geoffenbart. Das Blut der Märtyrer war der Same der Kirche. Wie Weizenkörner verloren sie ihr Leben und brachten dadurch viele Frucht. Und dadurch wird der Vater geehrt (auch hier Joh. 15, 8) steht dasselbe Wort wie 12, 23: seine Herrlichkeit geoffenbart), daß ihr viele Frucht bringet. So geht es besonders in der Mission. In keinem andern Berufe gilt Jesu Wort, V. 23. 24, in gleichem Maße. Da lernt man seinen Heiland lieben und sein Leben hassen. Ein Missionar, der sein Leben lieb hat, ist kein guter Hirte, sondern ein Mietling, der vor dem Wolfe fliehet. Der Tod kommt aber nicht nur unter den Keulen und Speeren der Wilden, sondern auch in tückischem, schleichendem Fieber und Krankheit. Und auch da lassen sich Jesu Jünger lieber als Weizenkörner dahinraffen, als daß sie ihr Leben lieben. Als die Brüdergemeinde ihre ersten

Boten aussandten nach West-Afrika, da sanken ihrer zehn in kürzester Zeit ins Grab, und Zinzendorf sang ihnen den herrlichen Grabspruch: „Zehn Leiber wurden ausgesät, als wären sie verloren; doch über ihren Gräbern steht: Das ist die Saat der Mohren." Oder denke an die Geschichte der Mörder- und Märtyrerinsel Eromanga (vgl. Warneck, Missionsstunden 2, 19, S. 296—300), auf der zwischen 1839—1872 fünf Missionsgeschwister zu Christi Ehre ihr Leben ließen, und die vor nunmehr zwölf Jahren schon zur größeren Hälfte ihre Knie vor Jesu beugte. Siehe, so zeigt sich Jesu Herrlichkeit in seinen Dienern.

3. Und nun, ehe du heimgehst, will dir das Wort noch eine Frage, wie einen Stachel, in die Seele drücken, daß es dir schwer werden soll, dawider zu löcken: Bist du ein Diener Christi oder hast du dein Leben noch lieb? Hüte dich, mein Christ, vor der Kreuzesscheu; denn die macht aus dir unmerklich, aber sicher einen Feind des Kreuzes Christi, welcher Ende ist die Verdammnis!

Zum Schluß aber noch eine Verheißung, V. 26b, c. Haben wir mit gelitten, so wollen wir auch mit jubilieren, haben wir ihm getreulich gedient, so sollen wir auch mit siegen. Die Ehre ist da für alle getreuen Diener; haben sie nun ein großes oder nur ein geringes Amt gehabt, sie sollen sein, wo ihr Herr und Meister auch ist. Wenn es dereinst auch nur heißen wird: „Du bist über wenigem getreu gewesen," der selige Nachsatz lautet: „Gehe ein zu deines Herrn Freude." Amen!

Sonntag Cantate. — Psalm 98.

Von P. F. E. C. Haas.

I. Textbesprechung.

A. Einleitung. Dieser Psalm, die altkirchliche und alttestamentliche Frühlektion des 4. Sonntages nach Ostern, der von dem Beginn dieser Lektion den Namen „Cantate" — „Singet (dem Herrn)" — erhalten hat. Solche Aufforderung ist wohl angebracht in der Freudenzeit zwischen Ostern und Pfingsten. Begründung zeigt uns die nähere Betrachtung dieses Psalms. Wir zerlegen denselben in drei Teile: Vers 1—3; 4—6; 7—9, indem wir das „Singet dem Herrn ein neues Lied" gleichsam als Ueberschrift ansehen.

B. Erster Teil. Vers 1—3.

Vers 1a: Ein „neues" Lied: Viele Lieder sind schon gesungen; doch nie genug, um ihn würdig zu preisen. Warum? Er thut „Wunder", und worin dieselben bestehen, zeigen uns Vers 1b bis Vers 3.

Vers 1b, feiert Gott als den Allmächtigen und Heiligen, durch welche göttlichen Eigenschaften der Grund und das Wesen der von ihm gethanen Wunder bestimmt ist. Dies illustrieren näher Vers 2 und 3.

V. 2. Als der Heilige läßt er „sein Heil verkündigen," als der Allmächtige „seine Gerechtigkeit vor den Völkern offenbaren."

V. 3a. „Gnade" ist dem Hause Israel widerfahren, als dem Volke der alttestamentlichen Gnadenwahl; „Wahrheit" als dem Volke der Erkenntnis des einen wahren Gottes. „Gedenket an seine Gnade und Wahrheit": gedenket daran, daß in Abrahams Samen sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden, daher V. 3b: „aller Welt Ende."

V. 2 und 3 versetzen uns zunächst in eine Zeit, da das Volk Israel nach innen und außen stark und blühend dastand (etwa die Zeit Davids oder der Anfang des salomonischen Königtums). Sodann aber wird der heil. Sänger zugleich zum Propheten, insofern als die volle Erfüllung des Inhalts dieser Verse erst in Christo zur Wahrheit geworden ist (vgl. auch V. 9). Dies sind die „Wunder", von denen er zu Anfang sprach: wir sehen, wie der Sänger nicht einen bloßen äußerlichen Wunderbegriff hat, sondern in gläubigem Staunen den ganzen Heilsplan des Allmächtigen als das Wunder ansieht: eine für das Alte Testament weit geförderte Gotteserkenntnis.

Zweiter Teil. Vers 4—6.

Wiederholte Aufforderung zum Jauchzen, Singen, Rühmen und Loben! V. 4. „Alle Welt" beantwortet die Frage, wer dem Herrn ein neues Lied singen soll. Die Häufung der Imperative in V. 4 zeigt, wie sehr das Herz des Sängers angefüllt ist zum Lobe Gottes; er kann sich nicht genug thun in Ausdrücken seiner heiligen Freude. V. 5: Nicht mit dem Munde, mit dem gesungenen Liede allein, sondern auch mit der Instrumental-Begleitung (Harfen) soll Gottes Lob erklingen. V. 6: Mehr noch: Harfen sind zu schwach; Trompeten und Posaunen sollen mit ihrem mächtigen Klang das Lob des Höchsten verkündigen. Ist dies gebräuchlich bei irdischen Königen, wie viel mehr „vor dem Herrn, dem Könige (aller Könige), dem Könige, „dem kein König gleichet" u. s. w.

Dritter Teil. Vers 7—9.

Auch die Natur soll einstimmen in dieses gewaltige Lob Gottes, V. 7: „Das Meer brause": auch das trägt bei zu unsers Gottes Ruhm und „was es erfüllet" (darinnen ist) preist durch Anwesenheit und Eigenart des Allmächtigen Namen. Desgleichen der Erdboden und die darauf wohnenden Kreaturen. V. 8. Der Sänger als ein Poet siehet die Berge und Gewässer belebt, so daß sie „frohlocken" und „fröhlich sind" (frohlocken, genauer: in die Hände klatschen; fröhlich sein; genauer: jauchzen). V. 9: Dieser Jubel gilt Jehova als dem kommenden Richter. Als solcher übt er Gerechtigkeit (ohne Ansehen der Person), und als Richter „des Erdbodens" und der „Völker" beweist er sein ewiges Königtum. Prophetischer Hinweis des Sängers auf das „Harren" und sich „Sehnen" der „Kreatur" nach dem jüngsten Tage und der mit ihm kommenden Vollendung.

II. Homiletisches.

Vgl. Kol. 3, 16 und 17. — Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über: ist dein Herz erfüllt von Gottes Allmacht, Gnade, Wahrheit und Gerechtigkeit, so muß dies sich im Jubelliede äußern. — Groß sind die Wunder, die Gott im Alten wie Neuen Bunde gethan; weit über ihnen aber stehet das Wunder aller Wunder: Gottes allumfassender Heilsplan und die in demselben vorgesehene Erneuerung des alten Menschen! — Stelle alles, was du hast, in den Dienst zum Preise deines Gottes! — Bei einem rechten Gottesdienste ist auch der gesangliche und musikalische Teil desselben nicht unwesentlich, das eine dient zur Ergänzung des andern, aber alles diene zum Preise unsers Gottes, nicht unsrer selbst! — Auch das Buch der Natur ist des Lesens wert,

und wer darinnen recht studieret, der wird auf jedem Blatt desselben eine Aufforderung zum Preise Gottes finden! (Vgl. Liedervers: „Dich predigt Sonnenschein und Sturm“ u. s. w., aus „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht“ u. s. w. Hinweis auf die herrliche Frühlingszeit.) — Des Meeres gewaltiges Brausen ist der Grundbaß zu dem mächtigen Jubellied der Natur, zu dem das Murmeln der Bäche und Rauschen der Flüsse die Obertöne bilden. — Bei aller gewollten und ungewollten irdischen Ungerechtigkeit, an uns oder von uns gethan, soll uns trösten und mahnen der Gedanke an den, der da kommen wird zu „richten den Erdboden mit Gerechtigkeit und die Völker mit Recht!“ — Bei der homiletischen Behandlung dieses Psalms ist derselbe vom neutestamentlichen Standpunkt aus zu beleuchten unter besonderem Hinweis (etwa in der Einleitung) auf die erhöhte Pflicht des Christen zum jubelnden Dank gegen Gott, da wir in der Zeit der Erfüllung stehen im Gegensatz zu dem schon in der Vorbereitungszeit des Heiles so jubelnden Sänger des 98. Psalms. Ein Hinweis auf die Stellung des Sonntags Cantate inmitten zwischen Ostern und Pfingsten, dürfte hier besonders am Platze sein.

Zum Schlusse mögen hier noch einige Dispositionen folgen.

A. Thema: „Singet dem Herrn ein neues Lied!“

1. Warum? (Vers 1—3.)
2. Wer? (Vers 4—8.)
3. Wozu? (Vers 9.)

B. Thema: „Cantate — Singet dem Herrn!“ Im Blick auf

1. die Vergangenheit;
2. die Gegenwart;
3. die Zukunft.

(Jeder dieser Teile könnte zuerst vom alttestamentlichen und sodann vom neutestamentlichen Standpunkte aus beleuchtet werden.)

C. Thema: „Warum die Christenheit ihren Herrn in Liedern preisen darf und soll?“

1. Warum sie es darf;
2. Warum sie es soll.

(Der Gedanke: Wes das Herz voll ist u. s. w. dürfte Einleitungs- und Schlußgedanke dieser Predigt sein.)

D. Thema: „Gebt unserm Gott die Ehre!“ Denn er ist:

1. Der Allmächtige.
2. Der Gnädige.
3. Der Wahrhaftige.
4. Der Gerechte.

Kirchliche Rundschau.

Vom 27. bis 29. Oktober wurde in Leipzig die XIII. allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine abgehalten. Zu dieser Konferenz gehören die Vereine in Berlin, Braunschweig, Breslau, Dresden, Erfurt, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Hamburg, Hannover, Kiel, Königsberg, Liegnitz, Magdeburg, Schleswig, Straßburg i. E. und Stuttgart und die Provinzialverbände von Brandenburg, Sachsen und Posen. Der Verein zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit in Leipzig hat sich dem Verband der genannten Vereine nicht angeschlossen, da er eine von ihm abweichende Stellung in Bezug auf die Prostitution und Kontrolle einnimmt. Während der Verband die Prostitution und Kontrolle verwirft und bekämpft, erblickt der Leipziger Verein darin ein notwendiges Uebel, das geduldet werden müsse. Uebrigens ist es ärztlicherseits festgestellt, daß die Kontrolle der Dirnen sehr wenig oder gar nichts nützt und sie nur einen Sinn hätte, wenn auch eine Kontrolle der Männer stattfände. Diese Erfahrung ist in dem empfehlenswerten Flugblatt „Wissenschaft und Keuschheit", das während des Kongresses in mehreren tausend Exemplaren verteilt wurde, klar ausgesprochen und durch viele Zeugnisse ärztlicher Autoritäten belegt.

Nicht um mit glänzenden Namen zu prahlen, sondern um der Konferenz selbst und der Bevölkerung Leipzigs zu zeigen, daß bis in die höchsten Kreise hinein der Sittlichkeitsbewegung Interesse entgegengebracht wird, hatte sich der Leipziger Verein bemüht, aus den angesehensten Männern der Stadt einen Ortsausschuß zu bilden.

Die öffentlichen Versammlungen waren außerordentlich zahlreich besucht, abgesehen von der Hauptversammlung am Dienstag-Vormittag. Zur Delegiertenversammlung hatten sich Vertreter von Sittlichkeitsvereinen, Magdalenenasylen, Frauenvereinen und verwandten Bestrebungen und Anstalten aus ganz Deutschland zusammengefunden.

Der Kongreß wurde mit einem Gottesdienst in der Johanniskirche eröffnet, bei welchem Hofprediger Schubart aus Ballenstedt die Festpredigt hielt. Auf Grund von 2 Sam. 12 stellte er die Arbeit der Sittlichkeitsvereine als einen Nathansdienst an den Davidssöhnen unseres Volkes hin und zeigte, wie jene solchen Dienst leiste, 1. in der gewissenerschütternden Klarlegung der sittlichen Schäden unseres Volkes, 2. in dem mannhaften Zeugnis wider alle Uebertretung der göttlichen Gebote, und 3. in der barmherzigen Liebe gegen alle Bußfertigen, die sich wollen helfen lassen.

An die Predigt schloß sich die erste öffentliche Versammlung im großen Saale des Vereinshauses an.

Die Ansprachen des Abends behandelten das Thema: Die Bibel und die Sittlichkeit. Zunächst sprach Pastor Philipps aus Plötzensee bei Berlin über die Frage: „Wie redet die Bibel über sittliche Fragen?" Mit heiligem, erschütterndem Ernste, der sichtlich einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer ausübte, führte er aus: Die sittlichen Fragen, um die es sich hier handelt, sind Fragen, die das geschlechtliche Gebiet betreffen, Fragen, im Sinne des sechsten Gebotes. Es ist schwierig, über solche Fragen in einer öffentlichen Versammlung zu sprechen. Die Heilige Schrift sagt selbst, es sei schändlich davon zu reden; aber sie redet doch davon um der Sünde willen, die in der Welt ist. Deshalb herrscht gegen die Heilige Schrift in weiten wohlgesinnten Kreisen ein Vorurteil und die Feinde des Christentums weisen mit Schaden-

freude auf derartige Stellen und bezeichnen die Bibel als ein unsittliches Buch. Aber darauf kommt es an, wie die Bibel über unsittliche Vorgänge redet und sittliche Fragen behandelt. Sie redet darüber ganz anders als die modernen Schriftsteller, die in ihren Romanen und Theaterstücken das Gift der Unsittlichkeit ausspeien. Der Unterschied zwischen beiden ist wie Tag und Nacht, wie Tod und Leben.

Die Bibel redet zunächst ganz offen, ohne jede Prüderie, sie deutet nicht bloß an, läßt nicht bloß durchblicken, sie nennt die Sünde beim rechten Namen, Unzucht, was Unzucht ist, Hurerei, was Hurerei ist. Es ist die dämonische Kunst moderner Schriftsteller, daß sie das Böse und was in das unsittliche Gebiet hineinschlägt, so darzustellen wissen, daß das Häßliche schön und das Böse lieblich und gut erscheint. „Im Lexikon des Teufels kommt das Wort Hurerei nicht vor.“ Durch deutliche Bezeichnung der Sünde wirkt Gottes Wort strafend und reinigend.

Aber Gott will nicht bloß richten und strafen, er will auch retten und selig machen. Wohl deckt die Bibel schonungslos Sünde und Schuld auf, weil ohne Erkenntnis von Sünde und Schuld kein Heil, aber sie weist auch hin auf den, bei dem Gnade für Schuld und Erlösung aus Sünde zu finden ist. Die Welt leugnet zuerst die Sünde und spielt mit ihr. Wenn aber ein Mädchen in der Sünde der Unzucht untergeht, dann giebt die Welt ihr noch einen Fußtritt.

Gottes Wort ist zunächst nicht für die Salons geschrieben, so nötig es auch dort ist, es ist für die Zuchthäuser, Gefängnisse und Magdalenenasyle da. Dort wird es verstanden, dort wird es angenommen und erweckt im Sünder die frohe Gewißheit, daß es auch für ihn eine Vergebung, ein Leben, eine Seligkeit giebt.

Darauf sprach Pastor Lic. Weber aus München-Gladbach über die Frage: „Was lehrt die Bibel über Ehe und Familie?“ Der Redner stellte zunächst die Ehe als göttliche, schon durch den Unterschied der Geschlechter bestimmte Ordnung der Schöpfung hin, sie ist kein Menschenwerk, kein Zivilvertrag. Auf dieser Gewißheit ruht der Grund und das Recht aller Sittlichkeitsbestrebungen. Ist die Ehe aber eine Gottesordnung, dann ist sie heilig und vom christlichen Standpunkte aus unauflöslich.

Zum Schluß behandelte Generalsekretär Henning, Mitglied des Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses aus Berlin, die Frage: „Wie ist vom Standpunkte der Bibel über die Anschauungen der Gegenwart zu urteilen?“ Ist zu hoffen, unseren sittlichen Standpunkt, der der Standpunkt der Bibel ist, im öffentlichen Leben wieder zur Geltung zu bringen? Die Feindschaft gegen die Bibel, wie sie besonders auch in der Philosophie eines Friedrich Nietzsche uns entgegentritt, hat nichts an die Stelle der Bibel zu setzen. Wer dieser Philosophie des Fleisches folgt, bleibt unglücklich und verfällt dem Genuß, der nie befriedigt.

Den Jahresbericht erstattete Generalsekretär Henning. Daraus ging hervor, welche umfassende Thätigkeit der Vorstand, bezw. das Sekretariat der Sittlichkeitskonferenz entwickelt hat. Durch Vorträge und Drucklegung geeigneter Schriften ist die Sittlichkeitsbewegung eifrig gefördert worden. Das schon erwähnte Flugblatt — „Gesundheit und Keuschheit“ — ist in einer Auflage von 70,000 Exemplaren erschienen. Außerdem wurde ein lebhafter Verkehr mit den Behörden, besonders mit dem Ministerium des Innern und dem Auswärtigen Amt unterhalten, um sittliche Mißstände zu beseitigen, wie sie besonders in der modernen Kunst und Litteratur hervortreten. Aus der

Arbeit der internationalen Kommission zur Bekämpfung des Mädchenhandels, der der Vorstand der Sittlichkeitskonferenz mit angehört, teilte Generalsekretär Henning mit, daß es ihr gelungen sei, die Aufmerksamkeit der Regierungen fast aller Kulturstaaten auf diese Schändlichkeit zu lenken.

In der dankenswerten Schrift von Stangenberger sind Zustände in Krankenhäusern aufgedeckt worden, welche die Aufmerksamkeit der Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine in hohem Grade wachgerufen haben. Darum faßte die Delegiertenversammlung, ehe sie in die Beratung der übrigen Gegenstände der Tagesordnung eintrat, folgende Resolution: 1. Angesichts erschreckender Thatsachen und Vorkommnisse, die in jüngster Zeit in die Oeffentlichkeit gebracht worden sind, erkennt die Allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine das Vorhandensein des Notstandes an, daß in vielen deutschen Hospitälern und Kliniken an die Krankenpflegerinnen in Bezug auf die Männerpflege Anforderungen gestellt werden, die mit der Achtung vor dem weiblichen Wesen vollkommen unvereinbar sind. 2. Wir erkennen die für dieses Gebiet von der Generalkonferenz der deutschen evangelischen Diakonissenhäuser im Jahre 1884 aufgestellten und von ihr einstimmig angenommenen Grundsätze als die richtigen an und empfehlen sie den anderen Verbänden von Krankenpflegerinnen zur Annahme. Dieselben lauten: a. Die Diakonissen und Probeschwestern dürfen an männlichen Kranken nur solche Pflegeakte vornehmen, welche nach dem Urteil ihres Mutterhauses das weibliche Zartgefühl erlaubt. Schwestern haben bei keinerlei Sektionen zu assistieren. b. Auch in Feld- und Kriegslazaretten wird das weibliche Zartgefühl der Diakonissen gebührend geschont. Wenn bei einem Verwundeten oder Kranken das Leben gefährdet oder Gefahr im Verzuge ist, so sieht die Diakonisse, wenn ein männlicher Wärter nicht herbeigeschafft werden kann, nicht ihr Geschlecht, sondern die vorliegende Gefahr an. 3. Daneben ist zur Abhilfe des Notstandes die Schaffung eines geeigneten männlichen Krankenpflegerpersonals unentbehrlich. Diese ist bedingt durch Ausbildungsanstalten behufs tüchtiger Schulung eines solchen Personals sowohl nach der technischen als auch nach der sittlichen und religiösen Seite im Sinn und Geiste der Diakonissenhäuser und durch materielle und soziale Besserstellung der männlichen Krankenpfleger. 4. Von den in der Schrift Stangenbergers ausgesprochenen Wünschen eignen wir uns den prinzipiellen Wunsch an, daß durch Schaffung einer Novelle zur Reichsgewerbeordnung Vorschläge betreffend der Pflege von Kranken männlichen Geschlechtes in der Richtung erlassen werden, daß zu Verrichtungen, die gegen das weibliche Schamgefühl verstoßen, weibliche Personen nicht herangezogen werden dürfen. 5. Auf dem Verwaltungswege sollten in den verschiedenen Bundesstaaten Vorschriften erlassen werden, wonach für jede Station von Männerkranken männliche Krankenpfleger zur Verfügung stehen müssen.

In weiterer Erledigung der Tagesordnung sprach Pastor Philipps aus Berlin über den Kampf in der Bordellfrage. Dieser Kampf ist von Sittlichkeitsvereinen mit aller Energie fortzuführen, bis der Sieg errungen ist. Er beantragte — und der Antrag wurde angenommen —, daß die Professoren der Medizin, die bereits einmal einen Aufruf an die Studentenschaft mit dem Hinweis auf den gesundheitsschädigenden Einfluß der Unsittlichkeit erlassen haben, um eine neue autoritative Kundgebung gegen die Schädlichkeit der Kontrolle und der Bordelle gebeten werden sollen.

Als weiteren Punkt der Tagesordnung behandelte Pastor Wagner aus Pritzerbe auf Grund einer vom Generalsekretär Henning herausgegebenen

Broschüre die Kellnerinnenfrage. Das materielle, soziale und besonders moralische Elend der Kellnerinnen ist bei weitem noch nicht so bekannt, wie es nötig wäre. Die genannte Broschüre giebt einigen Aufschluß. Den sittlichen Verfall der Kellnerinnen bezeugt die Thatsache, daß die Hälfte aller in den Krankenhäusern untergebrachten Geschlechtskranken Kellnerinnen sind.

Weiter sprach Pastor Mätzold aus Dresden über den Alkoholismus und die Stellungnahme der Gastwirte.

Pastor Zeller aus Magdeburg sprach darauf über die Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Land in Bezug auf die Unsittlichkeit.

Den Höhepunkt aller Verhandlungen und Versammlungen bildete ohne Zweifel die Männerversammlung am Montag Abend im großen Saal des Zoologischen Gartens. Schon die dichtgedrängte Schar von Männern aller Stände, vom schlichten Arbeiter bis zum hochgestellten Militär und gelehrten Professor — 3000 an der Zahl — war ein erhebender Anblick. Und dann die beiden Redner, Geheimrat Prof. Dr. Sohm, die Zierde der Universität und der Liebling der Studenten, und Hofprediger Stöcker, der vielgehaßte, aber auch vielgefeierte Kämpfer für Christentum und Deutschtum. Beide sprachen in sehr ernster und ergreifender Weise über dasselbe Thema zu der großen Versammlung. Lebhafteste Zustimmung folgte beiden Ansprachen. Der Vorsitzende bat die vielen anwesenden Studenten, ihre Ehre zu wahren auch in sittlicher Beziehung. Das deutsche Volk zählt auf seine gebildete Jugend. Täuschen Sie diese Hoffnung nicht! Die Polizei der Stadt Leipzig hat sich ein hohes Verdienst durch die strenge Verordnung vom 16. Oktober d. J. erworben. Suchen Sie durch thatkräftige Anteilnahme am Kampf die Behörden zu unterstützen!

Am Dienstag, dem 29. Oktober, wurde die öffentliche Hauptversammlung im Saal des Evangelischen Vereinshauses abgehalten. Es hatten sich eine Anzahl von Vertretern der staatlichen, städtischen und kirchlichen Behörden eingefunden. Darauf erstattete Pastor Mätzold aus Dresden eingehenden Bericht über den Stand der Sittlichkeitsbewegung in Sachsen. Dann hielt Pastor Lic. Dr. Böhmer aus Raben einen Vortrag über die Frage: „Was kann geschehen zur Hebung der Sittlichkeit in unserer gebildeten männlichen Jugend?“

Möchten die Mitglieder der Konferenz und besonders auch die Teilnehmer an den öffentlichen Versammlungen nicht bloß Anregungen empfangen und sich gesagt haben: „Ja, man sollte dies und jenes in der Sittlichkeitsbewegung thun,“ sondern die Anregungen und die dabei gefaßten Vorsätze auch zur That und Wahrheit werden lassen! Vor allem wünschen wir, daß der Leipziger Verein zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit durch die Konferenz einen Anstoß erhalten haben möge, der ihn zu froher Weiterarbeit und, wenn nötig, zu mutigem Kampfe treibt. (A. E. L. K. Z.)

Die Hauptversammlung des Vereins zur Besserung der Strafgefangenen in Berlin fand am 11. November statt. Im Jahre 1900 haben 4866 (darunter 724 jugendliche) Personen Beschäftigung nachgesucht, 3494 (666 jugendliche) konnten solche erhalten und zwar 3083 außerhalb Berlins und 2647 davon als Landarbeiter, Knechte und Hofgänger. Der Verein übt neuerdings die Polizeiaufsicht bei seinen Schützlingen selbst in unauffälliger und diskreter Weise. Bei einer Jahreseinnahme von 35,000 Mk. beträgt das Vereinsvermögen 48,000 Mk.

Die VI. Konferenz des „Jugendbundes für Entschiedenes Christentum" fand in Berlin statt vom 7.—9. Oktober mit sehr zahlreicher Beteiligung. Nach dem Jahresbericht bestand Oktober 1894 nur ein Jugendbund in Deutschland, 1895 waren es fünf, 1896 bereits 17; die Zahl stieg in den folgenden Jahren auf 42, 71, 112, 168; 1901 zählte man 220 Vereine mit 3978 Mitgliedern, 1371 freundschaftlichen, 320 Ehrenmitgliedern. 115 dieser Jugendgemeinschaften haben wöchentlich 39,147 Blätter und Traktate verbreitet, d. h. also im letzten Jahre 2,036,644 Blätter, 82 Jugendgemeinschaften brachten im letzten Jahre 13,856 Mk. zusammen, 57 unterstützten 16 Missionare und 49 armenische Kinder; 104 stellten 458 Gehilfen im Kindergottesdienst; aus 49 Gemeinschaften gingen 105 spezielle Reichsgottesarbeiter hervor. Ueber das Thema: „Wie erhält man einen lebendigen Jugendbund?" stellte der Sekretär, Prediger Blecher aus Friedrichshagen, folgende Thesen auf: „1. Nur wenn und so weit du Leben aus dem Herrn hast, kannst du sein Leben anderen mitteilen, und er wird dir einen lebendigen Jugendbund schenken. 2. Es will erbeten sein, zumal die Jugendbundsache eine Gebetssache ist. 3. Nichts anderes wie Jesu Ehre in Rettung und Heiligung von Seelen darf dich treiben. 4. Fange nicht zu früh sofort mit Organisation des Jugendbundes an, sondern warte so lange, bis einige zwei bis drei Seelen wahrhaft sich für Christus entschieden haben und es klar erkennen, daß ein Zusammenschluß in der Art des Jugendbundes eine Hilfe für ihr inneres Leben bedeutet. 5. Erzähle öfter vom Jugendbund, aber vermeide es, selbst zum Zusammenschluß als Jugendbund Seelen zu nötigen, die innerlich noch nicht so weit zubereitet sind. Diese sollen sich zunächst nur als allgemeiner Jugend- oder Gebetsverein verbinden. 6. Unterscheide klar danach, ob die Aufzunehmenden sich gründlich entschieden haben oder nicht. 7. Nur solche Bekehrte dürfen und können das Gelübde der thätigen Mitglieder übernehmen; es müssen aber solche sein, denen man es im Wandel anmerkt, daß sie sich vom Herrn heiligen lassen wollen. Ungebrochene, stolze, rechthaberische, seelische, empfindliche Seelen soll man durch längeres Warten von Monat zu Monat erzieherisch noch als freundschaftliche Mitglieder behandeln, damit man sieht, wie weit die Bekehrung echt und der Eintritt lautere Gründe hat. 8. Wenn der Herr es zum Zusammenschluß führt, dann sind auch die Grundsätze und Verfassung des Jugendbundes im eigenen Interesse der Seelen zu beachten. 9. Suche die Mitglieder selbständig zu machen, indem du alle Verantwortung auf sie überträgst; fürchte nicht, daß deine Autorität oder dein Amt etwas an Ansehen leidet; vermeide, junge Leute beherrschen zu wollen. 10. Vermeide, besonders anfangs, unnötige Kritik, Tadel u. dergl., arbeite positiv, ermutige, gieb Anleitung, erkenne dankbar jedes höhere Streben der Jugend an." Das zweite öffentliche Thema war: „Wie leitet man die Bibel- und Gebetsstunde?" Im Jugendbund wird die Stunde abwechselnd von den Mitgliedern geleitet, die allmonatlich in der Geschäftsstunde von denselben gewählt werden. „Schüchternen" Mitgliedern wird ein Hilfsleiter zur Seite gestellt. Bei der Besprechung des Themas wurde auf das soeben erschienene eingehende Schriftchen von Pastor Dr. Clark hingewiesen: „Jugend-Gebetsversammlungen in Theorie und Praxis", das viele Winke gebe. Beim Urteil über den Jugendbund sei stets zu beachten, daß nur derjenige als thätiges Mitglied aufgenommen werden kann, der Jesum über sich als alleinigen Herrn angenommen habe. Ein solcher übernehme freiwillig gern ein dem Konfirmationsgelübde entsprechendes Gelübde, weil es ihm als Ausdruck und Bedürfnis seiner Dankbarkeit Halt und

Schutz bedeutet. In demselben stehe zu den Worten: „Ich will an den Gebetsstunden nicht nur durch Gesang, sondern auch in anderer Weise thätigen Anteil nehmen" ausdrücklich hinzugefügt: „Es sollen mich nur solche Gründe abhalten können, die ich mit gutem Gewissen vor meinem Herrn und Meister verantworten kann." Darin sieht Prediger Blecher den „besten Beweis", wie durchaus evangelisch-biblisch und nüchtern im Jugendbund gearbeitet werde.

Es ist noch nicht lange her, daß sich die Presse eingehend mit dem „Fall Hillmann" in Hamburg beschäftigte. Hillmann war bekanntlich von Braunschweig nach Hamburg gegangen, wo ihm eine besser dotierte Stellung an einer Privatgemeinde angetragen war, hatte sich dann bald darauf mit dem Kirchenvorstand derselben überworfen und mußte von seinem dortigen Amte zurücktreten. Augenblicklich lebt er in Marburg (Hessen), wo er an der Universität Vorlesungen hält. Vor kurzem war er vom Freien kirchlichen Verein in Braunschweig nach dort berufen worden, um eine Reihe von Vorträgen über „die Anfänge des Christentums" zu halten. Seine Ausführungen haben dort in weitesten Kreisen, selbst bis in die Reihen der Kirchlich-Liberalen hinein, Aufsehen gemacht und Erregung hervorgerufen. Der Inhalt der Vorträge war im wesentlichen nach dem „Reichsboten" folgender: Jesus war nichts anderes als ein Kind seiner Zeit und befangen in den Irrtümern seiner Zeitgenossen. Er kann also auch nicht gelehrt haben, was er vom Vater gehört hat, er ist auch nicht von den Toten auferstanden, sondern wahrscheinlich in einer Felsspalte verschwunden. Taufe und Abendmahl hat er schwerlich selbst eingesetzt, so daß nichts darauf ankommt, ob man beide beibehält oder nicht. Er hat auch wegen des von ihm nahe geglaubten Weltendes gar keine Kirche stiften wollen und verdankt es nur seinen Jüngern, aus dem Menschlichen ins Ueberirdische erhoben zu sein. Das Evangelium Johannes entbehrt aller Glaubwürdigkeit, wie auch Paulus trotz hoher Gedanken eine Lehre voller Widersprüche bietet und vom Aberglauben nicht frei ist. Hillmann teilt selbst mit, daß Glieder der Kirche sich seit seinen Vorträgen unglücklich fühlen, weil er ihnen alles nimmt, was bisher ihr Trost im Leben und für das Sterben gewesen ist. Von landeskirchlicher Seite ist Prof. Dr. Cremer aus Marburg gebeten worden, eine Reihe von Vorträgen zu halten über: „War Jesus ein Kind seiner Zeit?" „Wer war Jesus nach den ersten Evangelien und nach Paulus?" und „Der Jesus des Johannes-Evangeliums". Auch die Baptisten haben von zwei Predigern Vorträge gegen Hillmann halten lassen, die auch aus kirchlichen Kreisen gut besucht waren. In diesen Tagen hat sich die 36. Herbstkonferenz der Evangelisch-Lutherischen Vereinigung mit den Hillmannschen Ausführungen beschäftigt. Der Referent führt aus, daß seit den Tagen des Wolfenbütteler Fragmentisten oder seit der freigemeindlichen Versammlung auf der Asse im Jahre 1845 kein so dreister Angriff auf grundlegende Wahrheiten unseres evangelischen Glaubens gemacht sei. Alle noch einigermaßen christlich denkenden und fühlenden Gemüter müßten schweres Aergernis daran nehmen, wenn ein auf die Bekenntnisse seiner Kirche verpflichteter Pastor die Predigt seiner Kirche der Nichtachtung aussetze. Man gab dem Bedauern Ausdruck, daß der Freie Kirchliche Verein, der zum großen Teil aus Geistlichen der Landeskirche besteht, den Vortragenden so wenig gekannt habe, wenn aber seine Ansichten selbst den Gemeindegliedern kein Geheimnis gewesen seien — da Hillmann doch jahrelang in Braunschweig gewirkt habe —, so sei zu fragen, ob man mit dieser Leugnung der Grundwahrheiten der evangelischen Kirche diese zu

bauen oder zu zerstören, den Leidenden und Angefochtenen Trost zu gewähren oder ihnen den Trost zu nehmen meine, da auch Paulus und mit ihm unsere Kirche sage: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel!" Die Konferenz fühle sich gedrungen, auszusprechen, daß die Ausführungen Hillmanns, die er anscheinend dem Buche des Professors Wernle in Basel entnommen habe, sowohl der göttlichen Offenbarung, als dem anerkannten Glauben der Kirche, wie auch den Thatsachen der den göttlichen Ursprung des Christentums tausendfältig bestätigenden Geschichte durchaus widersprechen und in der wahren Wissenschaft nicht die geringste Stütze finden. Die Konferenz bedauert, daß durch das Zeugnis eines Geistlichen unbefestigte Gemüter Gefahr laufen, am Glauben irre zu werden, und anderseits den Sekten ein Vorwand mehr geboten werde, die evangelisch-lutherische Landeskirche als eine in innerer Auflösung begriffene Gemeinschaft darzustellen und die Christgläubigen an sich zu locken, weil sie allein noch Christum als den wahren Gottessohn bekennten. — Gegen Hillmann hat auch in einem scharfen Artikel das Organ der braunschweigischen Rechtspartei Stellung genommen. Was am meisten bei den Vorgängen peinlich berührt, ist der Umstand, daß es gerade Geistliche sind, welche Hillmann gerufen haben, um seine Angriffe auf die Kirche und ihr Bekenntnis loszulassen. Man fragt sich, warum diese Herren nicht erklären, daß sie Hillmanns Ansichten nicht teilen, und schließt aus ihrem Schweigen, daß sie auf seiner Seite stehen.

Zu Anfang November hielt die lutherische Pfarrkonferenz ihre diesjährige stark besuchte Herbstsitzung ab. Hauptgegenstand der Verhandlungen war Harnacks Wesen des Christentums, über welches Pfarrer Spack aus Altendorf ein eingehendes Referat brachte, in dem er treffend nachwies, daß Harnack bei allem Glanz der Darstellung und aller religiösen Wärme doch ein Christentum bringe, das man wohl sein Christentum nennen könne, das aber weder das Christentum der Apostel, noch das der Kirche zu irgend einer Zeit gewesen ist; er zeigte auch, daß Harnacks Ausführungen weder wahrhaft wissenschaftlich noch frei von Widersprüchen sind. In einem Korreferat „über die Aufnahme, die Harnacks Buch gefunden hat", führte Pfarrer Hamm aus Illkirch aus, daß auf Grund der Antworten, die Harnack von Fachgelehrten erfahren, sowie der Stimmen der Presse aus den verschiedensten Lagern Harnacks Wesen des Christentums ein Zeichen der Zeit sei, das in theologischer Hinsicht deutlich bekunde, was ein Christentum wird, aus dem die Heilsthatsachen künstlich eliminiert sind, und in kirchlicher Hinsicht der christlichen Gemeinde die Gefahren klar vor Augen stelle, womit ihr Christenglaube bedroht ist. Beiden Referenten stimmte die Versammlung zu und beleuchtete in längerer, lebhafter Diskussion noch weiter die Schatten- und Lichtseiten des Harnackschen Buches und dessen Konsequenzen.

Durch einen neuen Beschluß des erweiterten Oberkonsistoriums in Hessen-Darmstadt, der sicherlich die Genehmigung der Landessynode finden wird, sollen die Gehalte der nicht definitiv angestellten Geistlichen in folgender Weise geregelt werden: 1. In den fünf größeren Städten erhalten sie 1800 Mk., nach 2½ Dienstjahren 2000 Mk.; hierfür haben sie sich ihre Wohnung zu stellen. Bei vorhandener Wohnung erfolgt ein Abzug, bei höherer Wohnungsmiete kann Gehaltserhöhung erfolgen. 2. In den übrigen Gemeinden beträgt der Anfangsgehalt 1500 Mk., nach 2½ Dienstjahren 1700 Mk., außerdem entsprechende Wohnungsvergütung. Bei Vikaren und Assistenten wird die freie Station mit einem

Betrage von 700 Mk. berechnet in diesen Gemeinden, in den ersteren vom Oberkonsistorium bestimmt. 3. Giebt der Pfarrer dem Vikar oder Assistenten keine freie Station, so hat er den Betrag von 700 Mk. zu vergüten; giebt er ihm auch nicht einmal Wohnung und liegt der Grund dafür nicht in Beschränktheit des Pfarrhauses, so kann er zur Leistung eines Betrages zu den Kosten einer Wohnung herangezogen werden. — Die beiden Provinzialsynoden der Lutherischen Kirche in Frankreich haben in Paris und in Mömpelgard zu Anfang November ihre jährliche Sitzung abgehalten. In beiden besprach man u. a. die Frage der Rekrutierung der Geistlichkeit, welche in diesem Lande wohl auch wegen des sehr geringen Gehaltes der Pfarrer besondere Schwierigkeiten bietet. In Mömpelgard regte ein Mitglied die Erhebung einer Kirchensteuer an, die aber als unmöglich abgewiesen wurde; leichter wäre, meinte man, die Gründung einer Zentralkasse, die durch wohlhabende Laien gespeist würde und durch welche Gehaltszulagen gewährt werden könnten. Was daraus wird, muß die Zukunft lehren. Jüngst ging durch die Zeitungen die Nachricht, ein Pfarrer habe seinem Amtsbruder gestanden, er esse im Jahre nur einmal Fleisch, um seiner Frau und seinen Kindern es mehrere Male im Jahre bieten zu können! Von seiten der Regierung ist bei der jetzigen Lage der Dinge eine Aufbesserung der Gehälter nicht zu erhoffen.

Der Ultramontanismus in Bayern ist eifrig daran, den konfessionellen Gegensatz auf alle Weise zu verschärfen und zu vertiefen. Sogar die Entschädigungen für Manöverschäden müssen dazu herhalten. Eine Gemeinde X. hat mehr, eine andere Y. weniger für die beschädigten Feldfrüchte empfangen. „Sagen wir es offen," spricht ein bekannter ultramontaner Heißsporn im Landtag, „X. ist protestantisch, Y. aber katholisch, und in der Schätzungskommission saßen fast lauter Protestanten." Der Kriegsminister wies freilich nach, daß eben im Bezirke von X. die Feldfrüchte teurer sind, als in Y. Wenn nun auch der betreffende Kammerredner hervorhob, wie er die Aufgeregten zu beschwichtigen gesucht habe, so ist doch die Sache zuvor von ihm in so giftiger Art vorgetragen worden, daß die wenigsten glauben werden, es sei ihm mit seiner Beschwichtigung Ernst gewesen, und daß die Römischen im Lande daraus neue Ursache zu dem bei ihnen ohnehin so regen Glaubenshaß nehmen werden. — Ein anderer Fall ereignete sich in dem katholischen Städtchen Herzogenaurach, dem Geburtsort Veit Ludwig von Seckendorfs. Dort beschloß die Kirchenverwaltung, nachdem der Friedhof erweitert war, die Verstorbenen aus der im Laufe der letzten Jahrzehnte entstandenen kleinen evangelischen Diasporagemeinde nicht mehr in der Reihe zwischen den Katholiken beerdigen zu lassen, sondern ihnen einen besonderen Platz anzuweisen. Sowohl das Bezirksamt, als auch die Kreisregierung entschieden, daß die Protestanten nicht von der gemeinsamen Begräbnisstätte ausgeschlossen werden dürften, aber die Kirchenverwaltung, an deren Seite das Bamberger erzbischöfliche Ordinariat stand, trieb die Sache bis zum Verwaltungsgerichtshof. Dieser urteilte, daß nach § 100 der II. Verfassungsbeilage, den Protestanten von Herzogenaurach und Umgebung ein Recht zustehe, ihre Toten nach der bisherigen Uebung bestatten zu lassen, bis nicht in gesetzmäßiger Form eine Aenderung der bestehenden Bestimmungen eingetreten sei.

Was die jesuitische Predigt in Betreff der Verehrung Mariä zu leisten vermag, beweist folgender Auszug aus einer Rede des Abbé Lefevre in Montrouge (Paris): „Seit dem Sündenfall fürch=

ten die Menschen Gott. Der Sohn Gottes ist auf die Erde gekommen: die Menschen haben ihn als Kind gesehen und sie haben weiter Gott gefürchtet; sie haben Jesum mit seinen Händen arbeiten sehen und sie haben Gott gefürchtet; sie haben ihn Gutes thun, die Kranken heilen, die Toten auferwecken sehen und sie haben Gott gefürchtet. Sie haben ihn leiden sehen, was man nur leiden kann: man hat ihn gebunden, gegeißelt, mit Dornen gekrönt, ans Kreuz genagelt, und der Mensch hat fortgefahren, Gott zu fürchten. So bedurfte es denn zwischen Gott und uns eines Mittlers, einer Kreatur, einer Mutter." Dann führt er das Wort des gekreuzigten Jesus an seine Mutter an und fährt fort: „Fürchten wir also nichts, wir haben eine Mutter, die uns liebt, mehr als die zärtlichste Mutter ihr Kind. Zu ihr werden wir gehen, wenn wir nicht zu Gott: „Vater unser, der du bist im Himmel" zu beten wagen, und sie wird Gott ein Gebet übermitteln, das immer erhört werden wird." Und nach einer Anspielung auf den Krieg von 1870 sagt er weiter: „Der Tag wird kommen, da die allerheiligste Jungfrau Frankreich von dem Joch des Fremden befreien wird, das noch auf zwei unserer Provinzen ruht, des Fremden, der unser Land und unsere Religion bedrückt!"

Seit 1892 haben die Freunde der bekannten Mac Allschen Mission in Frankreich auf einem besonders zu diesem Zweck gebauten Schiffe das Evangelium in die Städte und Dörfer tragen lassen, die an Flüssen und Kanälen liegen. Die Arbeit dieses „Guten Boten" war so gesegnet, daß man ein zweites Schiff, „Die Gute Botschaft", gebaut hat, welches 30 Meter lang und 5 Meter breit ist, mit einer gedeckten Brücke in Gestalt einer Kapelle. Eine amerikanische Dame hat den Hauptbeitrag dazu geliefert und 150 Amerikaner haben je einen der 150 schönen Stühle des Schiffes gestiftet. Das neue Schiff soll besonders das Zentrum und den Süden Frankreichs befahren.

Die internationale Konferenz der Evangelischen Allianz scheint infolge des Burenkrieges auch in die Brüche gehen zu sollen, oder doch einen bedenklichen Stoß zu bekommen. Wir entnehmen der „Chron. der Christl. Welt" darüber folgende Notiz:

Bekanntlich ist der Plan in der Ausführung begriffen, 1902 in Hamburg eine internationale Konferenz der Evangelischen Allianz tagen zu lassen. Gegen diesen Plan ist von verschiedenen Seiten, u. a. von der „Christl. W." 32 und der „D. Ev. Krztg." 44, Einspruch erhoben worden, und zwar weil es nicht angängig erscheine, nach den Erfahrungen über die Haltung der englischen christlichen Kreise zum Burenkriege diesen die Leitung oder den maßgebenden Einfluß auf ihrer Konferenz zuzugestehen, worauf sie bei der Zusammensetzung der Allianz Anspruch haben. Der Schriftführer des Hamburger Zweiges der Allianz, H. van der Smissen, hat sich zwar gegen diesen Einwand in der „Chr. W." 46 gewendet, aber auch aus den Evangelisations- und Gemeinschaftskreisen wird der Protest unterstützt. Jellinghaus schreibt in seinen Mitteilungen 8, nachdem er von den Grausamkeiten der englischen Kriegsführung gesprochen hat: „Wie steht nun hierzu die Evangelische Allianz? Ich darf sagen, daß ich, (obwohl ich außer als Delegierter für die Jubiläumsversammlung der Allianz 1896 nie irgend welchen Posten in der Leitung der Evangelischen Allianz gehabt habe und auch heute nicht habe), stets ein warmer Freund derselben gewesen bin. Aber gerade deshalb thut es mir bitter leid, eingestehen zu müssen, daß die Evangelische Allianz als Ganzes in diesem Kriege eines protestantischen Volkes gegen ein protestantisches

Volk weder vor dem Kriege gewarnt noch gegen die grausame völkerrechtswidrige Führung desselben einen Protest erhoben hat. Dies kömmt zum Teil daher, daß die Evangelische Allianz als Organisation nicht eine internationale Vereinigung der gleichberechtigten Allianzgemeinschaften der verschiedenen christlichen Länder ist, sondern das englische Allianzkomitee hat die alleinige Führung. Selbst das die doppelte Seelenzahl vertretende Amerika ist in dem englischen exekutiven Komitee (so viel wie ich habe ersehen können) nicht vertreten. Ueberhaupt nimmt Amerika wohl an den Gebetsversammlungen in der ersten Woche des Jahres teil, hat aber sehr wenig von organisierter evangelischer Allianz. Die andern Christen der andern Länder sind nun thatsächlich nur ein dekoratives Anhängsel der englischen Allianz, sonst wäre es doch wohl nicht möglich, daß bei der letzten Einladung zur Gebetswoche gar kein Vertreter mehr aus Holland oder Transvaal angegeben und daß der Vertreter in Brüssel mit unter Deutschland aufgezählt war. Soll die Evangelische Allianz jetzt bei der durch den Burenkrieg gänzlich veränderten Stellung der gläubigen Christen zu England noch weiter zum Segen fortbestehen, so muß sie auf Grund der Gleichberechtigung aller evangelischen Länder international neu organisiert werden.

„Geschieht dies nicht, so sehe ich voraus, daß die evangelischen Christen der andern Länder sich der Mehrzahl nach von der Evangelischen Allianz unter englischer Alleinherrschaft, wie dies die holländischen Christen schon gethan haben, zurück ziehen. Möge Gott den deutschen Christen, welche es während des noch wütenden Burenkriegs gewagt haben, die Evangelische Allianz zur internationalen Hauptversammlung nach Hamburg einzuladen, viele Weisheit schenken, eine richtige Organisation für eine wirklich internationale evangelische Allianz zu beantragen und durchzusetzen."

Inzwischen hat zwischen dem Schweizer und dem englischen Zweig der Evangelischen Allianz ein Schriftwechsel stattgefunden, dessen Ergebnis ist, daß der englische Zweig der Evang. Allianz ausdrücklich erklärt, damit einverstanden zu sein, daß die große Masse der evangelischen Christen Großbritanniens die Politik ihrer Regierung unterstützt, weil sie die Unbescholtenheit des britischen Reichs, völlige Zivilisation Süd-Afrikas und die Evangelisation der eingebornen Stämme in sich schließt.

Von großer Tragweite für die Bischöfl. Methodistenkirche ist ohne Zweifel die Annahme der neuen Konstitution, welche von ihrer letzten General-Konferenz den jährlichen Konferenzen empfohlen wurde. Von diesen hat die Vorlage die erforderliche Dreiviertel-Stimmenmehrheit erhalten. Für dieselbe stimmten 8196, gegen dieselbe 2513. Die deutschen Konferenzen dieser Kirche stimmten fast einstimmig dagegen, was darin hauptsächlich seinen Grund hat, daß die neue Konstitution den Frauen das Recht gewährt, als Delegaten an die General-Konferenz erwählt zu werden und in dieser Körperschaft Sitz und Stimme zu haben. Es gereicht den deutschen Methodisten nur zur Ehre, daß sie auf ihrem biblischen Standpunkt beharrten und aus diesem Grunde gegen das Frauenrecht in der General-Konferenz fast wie ein Mann stimmten. Nebst diesem gewährt die neue Konstitution der Wahl-Konferenz der Laien das Recht, über konstitutionelle Fragen abzustimmen. Sie verändert auch das zur Veränderung der Konstitution nötige Dreiviertel-Votum zu einem Zweidrittel-Votum.

Litteratur.

Von der amerikanischen Traktat-Gesellschaft, 150 Nassau Str., N. Y., kam uns zu: „Worte des Lebens". Tägliche Andachten in Verbindung mit anderen, herausgegeben von Dr. Konrad, Pastor in Berlin. Mit Geleitwort von Dr. Faber, Gen.-Supt. in Berlin. 6.—10. Tausend. 2. Auflage. 399 Seiten, Preis, hübsch gebunden, portofrei 60 Cts. — „Innerhalb 14 Tagen war die erste starke Auflage fast vergriffen, dies ist wohl die beste Empfehlung für das Buch." Das Buch enthält also tägliche Andachten, angeordnet nach dem Kirchenjahr. D. h. es beginnt also mit dem 1. Advent und schließt mit Sonnabend nach dem 25. Trinitatissonntag. Nicht berücksichtigt ist also die Woche nach dem 25. Trinitatissonntag, die schon im Jahre 1902 eintritt! Das ist ein Versehen, das eine neue Auflage gut machen sollte. Kommt ja doch sogar der 27. Sonnt. nach Trinitatis, wenn auch selten, vor.

Jede Andacht ist auf je eine Seite beschränkt, hat voran eine passende Bibelstelle und giebt dann eine auf gesunder biblischer Grundlage ruhende kräftige Andacht, die nicht gefühlsselige „Erbauung" bieten will, sondern eine solche Erbauung, welche auf der Gnade und Wahrheit Gottes beruht und den Leser stets zu Christo hinleitet. Als Geschenkbuch besonders zu empfehlen.

Die Katechetische Zeitschrift, ein Organ für den gesamten evangelischen Religionsunterricht in Kirche und Schule, herausgegeben von Aug. Spannuth, Pastor in Schulenburg, Hannover, verlegt vom Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart, erscheint in 12 Heften jährlich und enthält stets Artikel, welche bildend, belehrend und anregend wirken für den Religionslehrer und auch für die Predigt fruchtbringend sein dürften. Die betreffenden Artikel sind freilich für deutsche Schulverhältnisse berechnet und daher nicht tale quale auch hier zu brauchen. Nur als Muster katechetischer Behandlung von Bibeltexten und Liedern sind sie für uns zu brauchen. Das erste Heft des 5. Jahrgangs (Januar 1902) bringt ebenfalls einen Artikel über Grundsätze für Theorie und Praxis des Konfirmandenunterrichts, der Beachtung verdient.

Vom Verlag von Schäfer & Konradi kam uns zu: „Mancherlei Gaben und ein Geist", die rühmlichst bekannte homiletische Monatsschrift begründet von † Emil Ohly, fortgesetzt von Ad. Ohly, Pfr. 41. Jahrgang, 3. Heft (Dezember 1901). Das vorliegende Heft hat eine Abhandlung: Zur Behandlung der Sittlichkeitsfrage. Dann kommen die homiletischen Abhandlungen, welche vom Epiphaniasfest bis Sexagesimä Texte behandeln aus 3—5 Perikopenreihen: Eisenacher Evangelien II.; Altkirchl. Sächsische und Eisenacher Epp. I.; Württemb. Ep. III. Jahrg. Der Anhang giebt Bibelstunden über den Pred. Salomo (Fortsetzung).

Theologischer Jahresbericht. 20. Band, enthaltend die Litteratur des Jahres 1900. Vierte Abteilung. Berlin 1901. Schwetschke & Sohn.

Die vorliegende Abteilung behandelt auf etwa 160 Seiten die Litteratur auf dem Gebiete der praktischen Theologie. Die Zahl der Mitarbeiter be-

trägt sieben, welche den immerhin umfangreichen Stoff unter ebenso viel Rubriken untergebracht haben.

Unter „Homiletik“ werden nicht nur die Theorie der Predigt, Predigtsammlungen und einzelne Predigten, sondern auch die Erbauungslitteratur, Gebet und Andachtsbücher, religiöse Betrachtungen, Vorträge, Gedichte und Erzählungen besprochen. — Bei der „Katechetik“ wird die Litteratur über die Geschichte derselben zuerst behandelt, dann die über Reform der Konfirmationspraxis und des Konfirmandenunterrichts, Darauf die über Reform des Religionsunterrichts in der Schule. Darauf folgt dann „Methode und Praxis“ anfangend mit: „Einheitlichen Religionsbüchern, Präparationen für den gesamten Religionsunterricht und Lehrplänen.“ Dann folgt Bibelkunde und Biblische Geschichte, Kirchengeschichte und Kirchenlied, sodann Glaubens- und Sittenlehre. — Bedeutend geringer ist der Umfang der beiden folgenden Rubriken über Pastoraltheologie und Kirchenrecht. — Um so mehr enthält dann die folgende: „Kirchliches Vereinswesen und christliche Liebesthätigkeit.“ Hier kommt die Innere Mission in ihren mannigfaltigen Verzweigungen zur Sprache. Z. B. Gustav-Adolf-Verein (die große evangelische Kirchbaukasse Deutschlands), Förderung christlichen und kirchlichen Sinnes, Fürsorge für verschiedene Alter und Stände, Kampf gegen Notstände, Soziales. Sodann folgt Judenmission und Heidenmission; die letzte nach Weltteilen geordnet. Mit der Verzeichnung und teilweisen Besprechung der Litteratur über Kirchliche Kunst und Liturgik schließt der Bericht über die theologische Litteratur von 1900 ab.

Bemerken wollen wir noch, daß die Bibliographie der theologischen Litteratur des Jahres 1900 als Sonderabdruck aus dem Theologischen Jahresbericht herausgegeben worden ist; sowie, daß jede der verschiedenen Abteilungen des Jahresberichtes auch einzeln zu haben ist.

Andere Anzeigen mußten wegen Raummangel zurückgelegt werden und kommen in nächster Nummer.

Korrekturen.

Die Korrektur des Januarheftes fiel für mich in die eiligste Zeit: Die Tage des Weihnachtsfestes; da blieben leider einige sinnstörende Druckfehler stehen, auf welche hiermit aufmerksam gemacht wird.

Seite 11, Zeile 7 von unten und Seite 12, Zeile 5 von oben lies Samstagschule für Sonntagschule.

Seite 55, Zeile 7 von oben lies Vico statt Vice; Zeile 10 und 12 von unten sollte es statt wie stets heißen n i e.

Seite 56, Zeile 3 von oben: lies überbogen statt überwogen.

Seite 58, Zeile 5 von oben: lies Nun statt Nur.

Fragekasten.

Hat eine Ehefrau das Recht, selbst bei den gröbsten Verfehlungen des Mannes, ihm wegzulaufen?

N. B. Ehebruch wird von keiner Seite behauptet. Bricht nicht die Frau, eben durch ihr Weglaufen die Ehe?

Eine Antwort wäre s e h r e r w ü n s c h t, die den k i r c h l i c h e n und den j u r i s t i s c h e n Stand der Sache klar auseinander hält und beleuchtet.

❁ Magazin ❁

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 4. Band. St. Louis, Mo. Mai 1902.

Meditation über 1 Korinther 13, 13.

Von Otto, Superintendent a. D. in Halle a. S.

Weshalb wird die Liebe von dem Apostel als die größte unter den drei Hauptäußerungen christlicher Frömmigkeit bezeichnet?

Er selbst hat eine nähere Begründung seines Werturteils über die Liebe nicht für nötig erachtet; doch läßt sich dieselbe bei näherer Prüfung ihrer Eigenart, wie anderseits der Natur und des Wesens des menschlichen Geistes leicht ergänzen.

Fragen wir zunächst: Als was haben wir diese drei Grundzüge christlichen Lebens ihrem Begriffe nach überhaupt anzusehen? Sind es Gaben oder Aufgaben? Sind es Güter, oder sind es Tugenden? Sind es himmlische Mächte, uns von oben gesandt, uns zu heiligen und in Gottes Bild zu verklären, uns voll zu bereiten, zu stärken, zu bekräftigen und zu gründen, damit wir den Weg wieder finden zu dem verlorenen und doch wieder aufgethanen Paradies? Oder sind es menschliche Thätigkeiten, ausdrücklich bestimmte Erfordernisse, in welchen uns die Aneignung wie die Bethätigung des Heils zur Pflicht gemacht wird?

Die Schrift wie die Erfahrung bezeichnen beide Auffassungen als völlig berechtigt.

Als Ideal christlicher Frömmigkeit wird das Vorhandensein dieser drei Tugenden an den Thessalonichern gerühmt, 1 Thess. 1, 3; 2 Thess. 1, 3.

Als unerläßliche Bedingung, um des ewigen Heils teilhaftig zu werden, wird der Glaube gefordert: Hebr. 11, 6; Act. 16, 10; Joh. 6, 29; Joh. 12, 36; Act. 17, 31; Gal. 5, 6; Eph. 6, 16; 1 Tim. 6, 12; 1 Joh. 3, 23; 1 Kor. 16, 13.

Als Grund für gewordene Hilfe wird er gemeint, Matth. 9, 22. 29; Matth. 15, 28, als Bedingung für die Möglichkeit der Hilfe, Matth. 9, 23; Matth. 13, 58, bezeichnet.

Mit nicht geringerer Bestimmtheit wird die Hoffnung anempfohlen und befohlen: Ps. 37, 5; Ps. 62, 9. Sursum corda. Luk. 21, 28; 1 Kor. 1, 7. 8; Gal. 5, 5; Phil. 3, 20; 1 Tim. 6, 17; Hebr. 6, 11; Hebr. 10, 23; 1 Petri 1, 13; 1 Thess. 5, 8; Hebr. 6, 9; Jud. 21.

Es kann uns nicht Wunder nehmen, wenn dann neben dem Glauben und der Hoffnung die höchste aller Tugenden, die Hauptsumme aller Gebote (1 Tim. 1, 5), das königliche Gesetz (Jak. 2, 8), in welchem das ganze Gesetz und die Propheten zusammengefaßt sind, Matth. 22, 40: die Liebe vor allen uns als heiligste Verpflichtung ans Herz gelegt wird, Micha 6, 8; wird doch die Frage danach die entscheidende sein im letzten Gericht, Matth. 25, 40. 45. 46; Hebr. 6, 10, sowie anderseits der einzige Ausweis vor Gott und vor den Menschen, ob wir in Wirklichkeit Christi Jünger sind, Joh. 3, 35; dazu die Mahnungen, 1 Kor. 16, 14; 2 Kor. 6, 4. 6; Gal. 6, 10; Eph. 5, 2; Kol. 3, 14 und 1 Joh. 3, 23.

Und doch wäre es eine sehr einseitige Auffassung dieser drei Grundzüge christlichen Lebens, wollte man sie nur als menschliche Thätigkeiten, als Tugenden ansehen; sie sind viel mehr, sind Gottes Werke, weil von ihm gewirkt, sind Güter, religiöse Güter, ja die wertvollsten Schätze, die uns mit und durch den Herrn Christus geschenkt sind, himmlische Kräfte, heiligend, segnend und beseligend, die man geradezu als Schlüssel des Himmelreichs bezeichnen kann, wie dies durch Schrift und Erfahrung aufs nachdrücklichste bezeugt wird.

Ist es doch der Glaube, durch den wir vor Gott gerecht werden, Röm. 3, 28; Röm. 4, 3; Röm. 5, 1; 2 Tim. 4, 7 und 8, der uns Macht giebt, Gottes Kinder zu werden, Joh. 1, 12; Gal. 3, 26, unser Schild ist, mit welchem wir auslöschen können die feurigen Pfeile des Bösewichts, Eph. 6, 16, unser Sieg, der die Welt überwunden hat, 1 Joh. 5, 4; die Gotteskraft, die den Menschen sittlich erneuert und heiligt, Gal. 5, 24; 2 Kor. 5, 17, Quelle des Segens für uns selbst, 1 Tim. 4, 8, wie durch uns für andre, Joh. 7, 38; Matth. 5, 13. 14, die den Menschen selig macht und ihm das ewige Leben giebt, Mark. 16, 16; Joh. 3, 16; Joh. 3, 36; Joh. 11, 25; 1 Petri 1, 9.

Und wiederum welch eine Fülle von Trost und Kräften der Heiligung bietet die Hoffnung dem bangen Menschenherzen durch den Hinweis auf die verheißene Aufhebung alles Erdenleides, der Sünde und des Todes, auf ungetrübte Gottesgemeinschaft in einer höheren, verklärten Welt? ein fester Anker unsrer Seele (Ebr. 6, 19), der auch hineingeht in das Inwendige des Vorhangs, wie zugleich eine gewaltige Triebkraft, der Heiligung nachzutrachten, Hebr. 12, 14, ohne welche wird niemand den Herrn sehen.

Wie hoch werden wir nun erst jene dritte Himmelstochter wertzuschätzen haben, welcher der Apostel noch vor dem Glauben und der Hoffnung den Vorrang giebt, 1 Kor. 13, 13, sie als den köstlichen Weg 1 Kor. 12, 31, und als das Band der Vollkommenheit bezeichnet, Kol. 3, 14, die allen andern Tugenden und Gaben erst den rechten Wert verleiht, 1 Kor. 13, 1, und der Sonnenstrahl ist, der unserm Herzen Licht und Leben giebt, die immer in Gott bleibt, und Gott in ihr, weil Gott selbst die Liebe ist, 1 Joh. 4, 16, die in Wahrheit erst die einzige Erfüllung des Gesetzes ist, Röm. 13, 10, und diese überhaupt möglich macht, weil Gott nicht einen knechtischen Gehorsam will, sondern den Dienst freier Liebe, Joh. 14, 21. 23, der er aber auch dafür die hohe Auszeichnung zusichert, dort Wohnnung zu machen, wo sie das Herz regiert; die auch den Aermsten noch reich macht und ihm so viel Vermögen schenkt, um auch

noch andre reich zu machen, 2 Kor. 6, 10, und für alle Aussaat hienieden eine unvergängliche Ernte droben zu erwarten hat.

Indessen mögen wir nun diese drei Helfer zum Himmelreich als Tugenden oder als Güter ansehen, eine Thatsache steht für sie alle drei fest: Wir können uns keine einzige von ihnen auf eigne Hand zueignen, sondern es bleibt bei der alten Erklärung: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann.“ Der Glaube ist nicht jedermanns Ding, 2 Thess. 3, 2. Hoffnung kann man sich ebenso wenig selbst geben, wenn man nicht irgend welche Bürgschaft für Erfüllung derselben hat. Was aber die Liebe anbetrifft, so kann man im Notfall auf Befehl Liebe üben, d. h. Werke der Barmherzigkeit thun, aber Liebe zu empfinden, wo sie nun einmal nicht vorhanden ist, vermag der Mensch sich nicht zu geben, selbst wenn er möchte. Selbst von einer reinen irdischen Liebe gilt das Wort des Dichters:

„Lieb ist Wunder, Lieb ist Gnade,
Die wie der Tau vom Himmel fällt.“

Wie vielmehr die himmlische Liebe?

Es bleibt auch hier die alte Erfahrung: Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn von oben gegeben, Joh. 3, 27, und ein so köstlich Ding es auch ist, wenn das Herz fest wird, so ist doch auch hier nur ein Weg dazu: Solches geschieht durch Gnade, Hebr. 13, 9.

So finden wir denn auch die drei hohen Segensmächte bei jedem gläubigen Christen beisammen wie drei unzertrennliche Geschwister; jede von ihnen ist in ihrer Weise selbständig, und doch sind sie anderseits untereinander harmonisch verbunden und sich gegenseitig einander ergänzend.

Am nächsten scheinen Glaube und Hoffnung zu einander zu stehen; spiegelt sich doch in beiden dieselbe Grundstimmung der Seele, nur in verschiedener Richtung. Beiden ist eigen die zweifellose Zuversicht zur Gnade Gottes, der Glaube im Hinblick auf den gegenwärtigen Heilsbesitz, die Hoffnung im Hinblick auf die Zukunft, Hebr. 11, 1; aber anderseits stehen sie doch auch wieder in einem kausalen Verhältnis zu einander. Der Glaube ist die Voraussetzung, ja die einzige Unterlage und Bürgschaft für die Hoffnung, und wiederum umgekehrt bringt die Hoffnung dem Glauben die freudige Gewißheit, daß sein gegenwärtiger Heilsbesitz nicht gefährdet sei (Joh. 16, 22, eure Freude soll niemand von euch nehmen), ja einer noch viel schöneren Vollendung entgegenzusehen habe, da ja das unbefleckte, unvergängliche und unverwelkliche Erbe droben im Himmel aufbewahrt werde, 1 Petri 1, 4.

Und welch zartes und schönes Verhältnis ist das des Glaubens zur Liebe! Ist der Glaube gewissermaßen der Feuerherd, von welchem aus die Funken himmlischer Liebesflammen in ein Menschenherz fliegen und darin das Feuer dankbarer Gegenliebe entzünden, so ist es wiederum umgekehrt die Liebe, die dem Glauben erst zu seinem rechten Wert verhilft, ihm Anregung, Kraft, Geschick und Erfolg zur Bethätigung nach außen giebt gegenüber der Menschenwelt.

Hoffnung aber und Liebe sind ebenfalls wieder auf einander angewiesen; ist es doch die Hoffnung, die der Liebe die rechte Spannkraft giebt,

nicht zu ermüden und vor den schwierigsten Aufgaben nicht zurückzuschrecken, als wären alle Mühen doch vergeblich; weckt sie doch immer wieder die ermutigende Zuversicht: was in und mit dem Herrn gesäet wird, trägt alles seine Frucht; nur ausharren in Geduld, so wirst du ihm noch danken, daß er deines Angesichts Hilfe ist und dein Gott, Ps. 43, 5.

Wiederum ist es umgekehrt die Liebe, die der Hoffnung die rechte Stellung giebt, ihr den Horizont erweitert in Betreff ihrer Ziele; nicht individualistisch nur auf die Rettung der eigenen Seele bedacht zu sein, sondern auch nicht zu vergessen, daß eine absolute Gottesgemeinschaft doch auch für uns nur denkbar ist, wenn alle Erlösten mit daran teilnehmen, daher auch für das Reich Gottes, für die ganze durch Christum erlöste Menschenwelt zu hoffen, zu beten und zu wirken ist.

Finden wir in dem Glauben gewissermaßen mehr die Heilserfahrung, in der Hoffnung mehr die Heilserwartung und in der Liebe mehr die Heilsbethätigung ausgeprägt, so erscheinen uns doch alle drei wie ein heiliges Dreigestirn, eine trinitas, auf welche mit vollem Recht jene Devise von Bismarck seine Anwendung findet: sanus in trinitate robur. Mit diesem vorläufigen Hinweis auf die gegenseitige Stellung dieser drei Grundstimmungen christlicher Frömmigkeit zu einander, treten wir zugleich der Beantwortung der Frage näher: Warum bezeichnet der Apostel die Liebe als die größte unter den dreien?

Doch dazu bedarf es zuvor noch einer näheren Auseinandersetzung mit der hergebrachten und noch jetzt vielfach vertretenen Auslegung in jener Erklärung: Wie die Liebe erst allen andern Tugenden ihren Wert giebt, so hat sie auch noch einen Vorzug vor allen andern voraus: Die Liebe höret nimmer auf, die Liebe bleibt. Dies gelte auch dem Glauben und der Hoffnung gegenüber, da auch diese nur für die Jetztzeit als bleibend zu denken seien, insofern der Glaube ins Schauen und die Hoffnung in Erfüllung übergehe.

Aber diese Erklärung führt uns dem Verständnis obiger Frage nicht näher, sondern stellt uns vor neue Rätsel, da sie meines Erachtens ebenso im Widerspruch steht mit dem Wesen und der Natur des Glaubens und der Hoffnung, als anderseits mit der bestimmten Erklärung des Apostels.

Zunächst widerspricht diese Auffassung dem Begriff des Glaubens, welchen der Apostel doch der Liebe als gleichwertig an die Seite stellt.

Der sogenannte Wunder wirkende Glaube (1 Kor. 13, 2) kann offenbar nicht gemeint sein, denn er ist kein Gemeingut der Christen, sondern nur ein besondres Charisma, wie er denn als solches auch 1 Kor. 12, 28 bezeichnet wird, kann daher auch nicht als Forderung an alle Christen gestellt werden. Dieses Charisma ist auch ohne Demut und Liebe völlig wertlos, Matth. 7, 22. 23; 1 Kor. 13, 2.

Wenn aber der Apostel vom Glauben im Gegensatz zum Schauen, resp. zum εἶδος (wie es im griechischen Texte heißt) spricht, 2 Kor. 5, 7, so kann an dieser Stelle der Glaube in diesem Sinne ebenfalls von ihm nicht gemeint sein; denn damit ist nur die eine Seite des Glaubens, die religiöse Vorstellung eines Christen bezeichnet: das verständnismäßige Annehmen und Fürwahrhalten von Heilslehren auf Grund zuverlässiger Zeugen. Wenn solches dann durch

die eigene persönliche Herzenserfahrung bestätigt wird, oder wohl gar jene große Verheißung sich erfüllt (1 Joh. 3, 2), dann ist auch in Wirklichkeit solcher Glaube ins Schauen übergegangen, die unvollkommene Erkenntnis in die höhere; sie ist nicht mehr vorhanden, wie ja auch das Kindesalter aufgehört hat, wenn man in das Mannesalter eingetreten ist.

Doch kann der Apostel bei jener Wertschätzung den Glauben in dieser Bedeutung offenbar nicht im Auge gehabt haben, sonst wäre er ja mit sich selbst in Widerspruch gekommen mit seiner so bestimmten Erklärung: „Der Glaube bleibt." Er konnte dies um so weniger, als eine religiöse Vorstellung, auch wenn sie noch so sehr der Wirklichkeit entspricht, ein religiöses Erkennen und Wissen noch lange nicht ausreicht, um uns der himmlischen Güter teilhaftig zu machen, und so bleibt uns schon nichts andres übrig, als die fides salvifica, den rechtfertigenden Glauben, die unbedingte Zuversicht zur Gnade Gottes und die damit verbundene Hingabe des Herzens als den vom Apostel hier gemeinten Glauben anzunehmen. Diese ist aber ohnehin ein Willensakt und kann schon seinem Begriffe nach nicht ins Schauen übergehen.

Immerhin ist dabei nicht in Abrede zu stellen, daß das Vertrauen, auch das religiöse, von unsren Vorstellungen und Anschauungen abhängig ist, daß es sogar auf das Höchste erschüttert werden kann, wenn sich Verstandeszweifel dazwischen drängen, wie uns dies das Beispiel des Thomas anschaulich vor Augen stellt, ja daß es dann in Gefahr steht, ganz aufzuhören; dann freilich ist auch alle Hoffnung aufs Seligwerden vorbei, darum die ergreifende Bitte des Herrn für Petrus, Luk. 22, 31. 32.

Doch solcher Fall ist ja bei obiger Erklärung gar nicht angenommen, sondern das gerade Gegenteil. Die Heilsgewißheit soll ja gesichert sein, weil bestätigt durch die Erfahrung. Dann ist es ja erst recht ein direkter Widerspruch, zu sagen: der Glaube habe in einem solchen Fall aufgehört. Der Freudenruf der Jünger: „Wir haben den Herrn gesehen," klingt doch nicht wie eine Totenklage, und die Antwort der Samaritaner auf die Botschaft des Weibes doch nicht wie eine Absage an den Herrn, Joh. 4, 42. — Thomas sinkt betend nieder: „Mein Herr und mein Gott!"

Ein Beweis ist somit nicht gebracht, daß der Glaube aufhöre, wenn die unvollkommene religiöse Erkenntnis in die höhere übergehe; er wird im Gegenteil damit nur vertieft und völliger. —

Doch wie steht es nun mit der Hoffnung? Die hergebrachte Auslegung lautet: Auch sie wird einst aufhören, denn sie geht in Erfüllung über.

Dies klingt auf den ersten Eindruck hin überaus einfach und selbstverständlich. Wenn ein Wunsch erfüllt ist, so hat naturgemäß auch die auf dieses Ziel gerichtete Hoffnung ihre Erledigung gefunden und ist nicht mehr vorhanden.

Aber es ist damit noch nicht ausgeschlossen, daß neue Wünsche das Herz in Anspruch nehmen. Dann fängt die Hoffnung doch wieder aufs neue an, uns innerlich zu bewegen. Es ist eine Erfahrung, die wir vielfach an uns selbst wie auch an andren machen: Wenn selbst ein großer Hauptwunsch, von dessen Erfüllung wir unser ganzes Lebensglück abhängig gedacht haben, uns

gewährt worden ist, so taucht auch schon wieder, ehe wir es uns versehen, ein neuer Wunsch in uns auf und mit ihm eine Hoffnung.

Man kann darauf erwidern: Das liegt einfach in der Vergänglichkeit und Unzulänglichkeit der Erdendinge, da ja die ganze Kreatur der Eitelkeit und dem Dienst des vergänglichen Wesens unterworfen ist, Röm. 8, 20a, und darinnen die natürliche Folge sein muß, Joh. 4, 13: „Wer dieses Wasser trinkt, den wird wieder dürsten."

Aber das Los der Unvollkommenheit: die mannigfachen Trübungen des gegenwärtigen Heilsbesitzes, trifft nicht minder auch das Glaubens- und Geistesleben eines Christen; es sind nicht nur die irdisch Gesinnten, die nimmer zu einem vollen Genügen gelangen, selbst der Apostel bekennt es offen, Röm. 8, 22. 23: „Denn wir wissen, daß alle Kreatur sehnt sich mit uns und ängstigt sich noch immerdar; nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir haben des Geistes Erstlinge, sehnen uns auch bei uns selbst nach der Kindschaft und warten auf unsres Leibes Erlösung."

Aber die Erfahrungen des diesseitigen Lebens, sagt man, sind darum doch auch nicht maßgebend für die Dinge einer übersinnlichen Weltordnung, und man macht nun den Schluß: Der Tod bringt uns ja die Erfüllung unsrer Christenhoffnung; wenigstens führt er uns an den Anfang derselben.

Nun stehen wir hier zwar vor einem Gebiet, wo keine Philosophie, keine menschliche Wissenschaft uns verraten kann, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Das non liquet tritt uns überall entgegen, sobald wir nur irgendwie versuchen wollen, mit eigener Hand den Vorhang zu lüften, und wird es uns nun und nimmermehr gelingen, uns irgend welche adäquate Vorstellung zu machen von den Dingen einer jenseitigen Welt.

Aber, Gott sei Dank, es ist auch anderseits wieder wahr: Wir haben ein festes prophetisches Wort, und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunkeln Ort, 2 Petri 1, 19, auch an jenem dunkeln Ort des Todes, wo geschaffenes Licht den Schein versagt, wo Menschenwerk aufhört, Gottes Werk anhebt. Was Menschen nicht vermocht, das hat Gott in seiner Barmherzigkeit gethan und hat uns offenbart, was uns über die Zukunft zu erfahren nötig ist. 1 Thess. 4, 14; 2 Kor. 4, 17; 1 Kor. 2, 10. Wir haben einen festen Grund für unsre Hoffnung. In Christo haben wir Erlösung durch sein Blut, nämlich Vergebung der Sünden: „Wo aber Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit." Giebt es eine Erlösung von der Sünde, so ist sie auch zugleich eine Erlösung vom Tode. Christus, der Auferstandene, der um unsrer Sünde willen gestorben und um unsrer Gerechtigkeit willen auferweckt, ist selbst der Bürge für unsre Hoffnung. Hat er doch selbst seinen Jüngern erklärt: Ich lebe und ihr sollt auch leben; wo ich bin, da soll mein Diener auch sein; meine Schafe hören meine Stimme, und ich gebe ihnen das ewige Leben, ein Leben mit himmlischem, ewigen Inhalt, und niemand wird sie aus meiner Hand reißen. Joh. 10, 27. 28.

So dürfen wir denn mit dem Apostel voll Dankes beten, 1 Petri 1, 3—5: Gelobt sei Gott und der Vater unsres Herrn Jesu Christi, und mit

Apoc. 14, 13 gewiß sein: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben. Wo Christus das Leben ist, ist Sterben Gewinn.

Wenn aber dem so ist, kann man dann noch etwas Höheres erhoffen, als selig zu werden und mit Gott in völlige Lebensgemeinschaft zu treten? Kann uns Gott noch etwas Größeres schenken, als ihn, den eingebornen Sohn, von dem wir doch mit Recht mit dem Apostel sagen dürfen, Röm. 8, 32: Sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?

Christum haben, heißt ja doch: „alles haben," wie es denn auch in dem Lied von der Maria heißt: „und wurde ihr alles in Einem geschenkt." Wenn aber unsre kühnsten Hoffnungen und Wünsche erfüllt werden, wo bleibt dann überhaupt noch Raum zur Hoffnung?

Die Erklärung dieser Thatsache, daß dies dennoch der Fall ist, liegt in einem Umstand, der überhaupt für unsre christliche Hoffnung eine wichtige Richtlinie ist.

So zweifellos es auch ist, daß wir nichts von dem, was uns hier auf Erden als irdisches Eigentum angehört hat, mitnehmen werden: eins werden wir trotz aller neuen und anders gearteten Verhältnisse mit hinübernehmen: unser Selbst, die Kontinuität unsres Ich. Auch in der neuen Bekleidung einer verklärten Leiblichkeit ist dies die notwendige Voraussetzung für alles, dessen wir uns droben zu gewärtigen haben.

Damit bleibt aber auch als Thatsache stehen: Wir werden auch in aller Ewigkeit doch nur immer endliche, geschaffene Persönlichkeiten bleiben, Individuen, nie mit Aussicht auf absolute Vollkommenheit, sondern immer nur auf eine relative. So viel Raum aber liegt zwischen Individuellem und zwischen Absolutem, so viel wird auch Raum bleiben für die Hoffnung. Auch in Zukunft wird es heißen: Wir tragen himmlische Schätze, zwar nicht mehr in irdischen, aber doch immerhin, wie viel vollkommener auch die neuen Organe unsres Geisteslebens sein werden, in *endlichen* Gefäßen, die nicht mehr aufzunehmen imstande sind, als das Behältnis zuläßt, wenn es nicht gesprengt werden soll.

Nicht die himmlische Gabe, die uns in Aussicht gestellt ist, wird eine unvollkommene sein; es kommt von oben nur gute und vollkommene Gabe, wohl aber die Besitzergreifung und Verwertung der himmlischen Heilsgüter, nicht als Beschränkung unsrer Seligkeit, sondern als eine offene Thür, immer reicher und voller die Herrlichkeit Gottes zu erfassen und immer tiefer in deren unerschöpfliche Tiefen einzudringen.

Um mich eines Bildes aus den irdischen Verhältnissen zu bedienen, es wird uns sein, wie wenn etwa ein Mensch in einen großen Gemäldesaal eintritt, in welchem die herrlichsten Kunstwerke aufgesammelt sind, daß er dann innerlich überwältigt von all dem Herrlichen, was sein Auge erblickt, entweder sich an dem Gesamteindruck genügen läßt und sich darin verliert, oder aber dann den einzelnen hohen Kunstwerken seine nähere Aufmerksamkeit zuwendet und dann immer eines neuen Kunstgenusses gewürdigt wird. Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden; wenn er den höchsten Wunsch uns erfüllt, uns nach dem Lauf seine Thür aufthut, uns zu sich nimmt, uns seine Herrlichkeit zu zeigen, dann wird es auch

uns nicht möglich sein, die ganze unerschöpfliche Fülle derselben innerlich mit einem Male in uns aufzunehmen, sondern wir werden die selige Erfahrung machen: Wo Jesus Christus ist der Herr, wird's alle Tage herrlicher.

Das wird keine Verkümmerung und Schädigung des Heilsbesitzes sein, sondern die freudige Erwartung einer immer reicheren Entfaltung der himmlischen Gnadengüter wird nur das Wonnegefühl erhöhen. — Hoffnungslosigkeit ist wohl allewege als der elendeste Zustand gedacht und empfunden, aber neben dem Genuß befriedigter Gegenwart noch etwas hoffen zu dürfen, ist stets nur als eine köstliche Zugabe anzusehen.

Darum preisen wir des Herrn Barmherzigkeit, die weder dem Glauben noch der Hoffnung durch den Tod ein Endziel gesetzt hat, und dürfen uns dieser Thatsache um so mehr freuen, als sie durch die bestimmte Erklärung des Apostels ausdrücklich bestätigt wird. Fast möchte man sagen, daß ein gewisser Mut dazu gehöre, die Worte des Apostels anders auszulegen, als er sie selbst verstanden wissen will.

Nachdem er in dem Vorhergehenden den hohen Wert der Liebe nachgewiesen hat gegenüber allen andern Tugenden und Gaben, indem diese alle erst durch die Liebe ihren rechten Wert erhalten, nachdem er sodann in ergreifender Weise ihre Aeußerungen vor Augen gemalt hat, kommt er zuletzt noch auf einen ganz besonderen Vorzug der Liebe, ihre Dauer. — „Die Liebe höret nimmer auf." Aber als ob er dann sich selbst noch korrigieren und ergänzen wollte, weist er dann auf noch zwei andre Heilsgaben in dieser Jetztzeit hin, die, wie die Liebe, gleichfalls nicht dem Wechsel und der Vergänglichkeit unterworfen sind: Glaube und Hoffnung; ja um sich noch ganz besonders vor einem etwaigen Mißverständnis oder einer Beschränkung seines Urteils zu verwahren, fügt er noch ausdrücklich hinzu: nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, also nicht nur die Liebe. Es wäre ja auch anderseits zu wunderbar, wenn in einem und demselben Satze das μένει verschiedene Bedeutung haben sollte: bei der Liebe gleichbedeutend mit: „sie hört nimmer auf," aber bei dem Glauben und der Hoffnung: „sie bleiben zwar jetzt, aber später hören sie auf." — Das νυνὶ vermag daran nichts zu ändern, gleichviel, ob wir es zeitlich oder als Schlußresultat der ganzen Darlegung fassen. —

Nun ist neuerdings in Betreff der Hoffnung von einem beredten Vertreter der hergebrachten Auslegung, Dr. Mayer, in seinem „System der christlichen Hoffnung" ein immerhin beachtenswerter Einwand erhoben, dessen Richtigkeit erst noch zu prüfen ist. Wir lesen S. 134: „Der Entwicklung christlicher Hoffnung wird bei jedem Subjekt ein Ziel gesetzt durch den Tod, der den Anfang der Erfüllung der Hoffnung ermöglicht und so die Hoffnung überflüssig macht." Inwiefern letzteres der Fall ist, ist nicht recht einzusehen, da zwischen Anfang und Vollendung der Erfüllung noch ein großer Zwischenraum liegt. — Der Grund zu jener Annahme liegt allerdings in der darauf folgenden Ausführung des Verfassers. S. 220: „Die Erfüllung der christlichen Hoffnung tritt für das einzelne Subjekt zugleich mit dem Abschluß der Zeit überhaupt ein; denn mögen die einzelnen gehofften Güter, absolut betrachtet, successiv eintreten (z. B. die Auferstehung erst lange nach dem Tod),

so beginnt doch für das hoffende Einzelsubjekt jener Eintritt unmittelbar nach dem Tod; jenseits des Todes aber kann nicht mehr von einer Zeit gesprochen werden, weil die an die Form der Zeit gebundene Existenzweise des Menschen gleichfalls für sein Bewußtsein aufhört. Wenn Paulus gleichwohl sagt: „Die Hoffnung bleibt," 1 Kor. 13, 13, und man aus dieser Aussage geschlossen hat, daß die zur Ruhe eingegangenen Seelen weiter hoffen, bis sich alle diesseits erhofften Güter bei ihnen verwirklicht haben, so muß gesagt werden, daß dies eine Vorstellung ist, die jedenfalls für unser diesseitiges Vorstellungsvermögen unvollziehbar ist, da sie nämlich mit dem Begriff der Zukunft operiert, der aber nur für die an die Form der Zeit gebundene Daseinsweise in Betracht kommen kann."

So bestimmt diese Erklärung ausgesprochen ist, so erscheint sie zunächst doch nur mehr als Ausdruck einer Ansicht, weniger als Bürgschaft einer sicheren Thatsache. So wenig für das Bewußtsein des Vollendeten in Betreff der Vergangenheit die Erinnerung aufhört, die doch nur durch die Form der Zeit denkbar ist, so wenig kann anderseits diesem Bewußtsein die Möglichkeit bestritten werden, sich die Zukunft in zeitlichen Formen vorzustellen.

Wenn es dann weiter heißt: „Es erscheint daher nicht ausgeschlossen, daß von dem Bewußtsein der Vollendeten der von uns als eine lange währende Epoche vorgestellte Zeitraum vom Tode bis zum letzten Ende als eine Sekunde empfunden wird," so würde bei dieser Annahme das menschliche Bewußtsein dem göttlichen Bewußtsein doch zu nahe gestellt werden, da man wohl von Gott sagen kann: „Tausend Jahre sind vor dir, wie der Tag, der gestern vergangen ist," aber nicht ein Aehnliches von dem Bewußtsein einer endlichen Persönlichkeit. Der Herr Verfasser hat selbst die Empfindung, daß er für seine Erklärung nur so viel Zustimmung finden werde, als seine Voraussetzung für richtig anerkannt wird, denn wir lesen weiter: „Nur wer im Jenseits eine ebenfalls an Zeit und Raum gebundene Existenzweise für möglich hält, kann auch dort die Hoffnungsmöglichkeit statuieren."

Die Entscheidung über diese streitige Frage streift nun freilich ein Gebiet, für welches jene schöne Legende des Mittelalters gilt, auf welche Professor Haupt in seiner Schrift: „Die eschatologischen Aussagen des Herrn in den synoptischen Evangelien," so treffend hinweist, und die uns wie eine heilige Mahnung entgegentritt, bei dem Urteil über überweltliche Dinge möglichst zurückhaltend zu sein.

Es wird von zwei Mönchen erzählt, die über das Jenseits viel verhandelt und sich versprochen haben, „der zuerst Sterbende solle dem Ueberlebenden erscheinen und berichten, ob er es taliter an aliter (ebenso oder anders) gefunden habe. Es geschieht, und der Gestorbene sagt: Nec taliter, nec aliter, sed totaliter aliter (weder ebenso noch anders, sondern durchaus [total] anders).

Zweifellos wird man bei jedem Versuche, die Ordnungen einer irdischen Welt als Maßstab unsres Urteils über überweltliche Dinge zu nehmen, sich derselben Antwort gewärtig halten müssen, die einst der Herr den Sadducäern auf ihre Frage in Betreff der ehelichen Verhältnisse droben gegeben: Ihr irrt und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes, Matth. 22, 29.

Dennoch brauchen wir auch solchen Fragen, wie der obigen, die ja nicht Fragen müßiger Neugierde sind, nicht ganz aus dem Weg zu gehen, sondern haben uns nur an die Instanzen zu halten, die auch über die Verhältnisse einer überirdischen Welt uns so weit Auskunft geben, als zu unsrem Wissen für die Seligkeit notwendig ist. Es sind dies die Heilige Schrift und anderseits die Natur und das Wesen des menschlichen Geistes.

Beide Instanzen legen kein Veto ein gegen die Möglichkeit einer auch im Jenseits an Zeit und Raum gebundenen Existenzweise, sondern lassen vielmehr ihre Wirklichkeit als wahrscheinlich erscheinen.

Fragen wir nach der Stellung des Herrn zu dieser Frage, so bekommen wir allerdings keine direkte Belehrung von ihm darüber; er macht auch in seinen eschatologischen Aussagen von Bildern und Formen Gebrauch, die den Verhältnissen der irdischen Welt entnommen sind, da sich nun einmal überweltliche Dinge nicht anders zur Darstellung bringen lassen. Aber da es ihm vorzugsweise um Schilderung innerer Zustände zu thun ist — wie ja auch das Reich Gottes nicht in äußeren Geberden und Verhältnissen ist, sondern inwendig im Herzen, so läßt sich nicht verkennen, daß er bei Bezeichnungen, wie Himmel, Hades, Paradies nicht bestimmte Orte im großen Weltall Gottes im Sinne hat, sondern sie hauptsächlich als Zustände auffaßt.

Das Vorhandensein räumlicher Verhältnisse wird ja damit nicht bestritten, wie denn z. B. seine große Verheißung, Joh. 14, 12: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnung," kaum anders als lokal aufzufassen ist.

Daß dieselben Bezeichnungen in doppeltem Sinne genommen werden können, Ort und Zustand, deutet auf den vielfach inneren, kausalen Zusammenhang von beiden. Station Mara hat andre innere Zustände im Gefolge, als die Station Elim; ein andrer Zustand ist mit dem Wohnen in Sodom und Gomorrha verbunden, als mit dem in der Stadt Gottes, wo die Wohnungen des Höchsten sind.

Nur in Betreff des Ortes selbst, den wir uns als etwaigen Aufenthalt der Vollendeten vorstellen können, sind wir vollständig an den Grenzen unsres Wissens angekommen; es genügt auch für den Glauben völlig die gewisse Hoffnung. „Wir werden bei dem Herrn sein," freilich zugleich mit dem Vollbegriff des Ausdrucks, d. i. nicht nur mit unsren Gedanken, sondern persönlich, in dem Sinne, wie wir dies Wort im gewöhnlichen Leben zu verstehen pflegen, womit wir allerdings auch eine räumliche Vorstellung verbinden.

Wie und wo solcher Ort im Weltall zu denken ist als Aufenthalt für die sich mehrenden Millionen von Vollendeten, übersteigt selbstredend unsre Vorstellung, ist aber auch nicht unsre Sorge. Dem allmächtigen Weltenschöpfer steht kein Hindernis entgegen, solchen Raum zur Verfügung zu stellen; es giebt für ihn nur eine Beschränkung: die er sich selbst stellt.

Zu dem, was uns die Schrift als Auskunft giebt über das Leben nach dem Tode, tritt nun noch ein zweites Moment: die Natur und das Wesen des menschlichen Geistes.

Wenn der Herr das Wesen Gottes mit den Worten beschreibt: „Gott ist Geist," so wäre es anderseits eine sehr einseitige und falsche Behauptung,

wenn man sagte: der Mensch ist Geist, und wie man Gott sich nicht in einer Leiblichkeit vorzustellen vermag, so vermag man umgekehrt den Menschen nicht ohne Leiblichkeit zu denken, und so ist auch für uns ein leibloses Leben des Menschen nach dem Tode ein unvollziehbarer Gedanke. Ohne Organ ist nun einmal die Seele nicht denkbar; auch ist der Zustand der Seele nach dem Tode doch nicht Schlaf, sondern, wie der Herr uns selbst ausdrücklich bezeugt, ein bewußtes Fortleben. Die Gemeinschaft der Erlösten wird nicht suspendiert bis zur Auferstehung der Toten; wenn diese allerdings auch als Schlußstein in der Verwirklichung der Erlösung zu denken und die vollendete Form eines verklärten Leibes erst am Ende der Tage in Aussicht gestellt ist, so bezeugt doch die Schrift, daß wir unmittelbar mit dem Eintritt in die Ewigkeit mit einer neuen, vollkommenen Leiblichkeit werden bekleidet werden, die nach Form und Prinzip bei aller sonstigen Verschiedenheit in vollem Zusammenhang mit unsrer irdischen steht, ja von welcher wir geradezu den Keim zu der neuen höheren Bekleidung mit hinübernehmen, was sich auch um so mehr als eine Notwendigkeit erweist, um die Möglichkeit des Wiedersehens und Wiedererkennens herbeizuführen, wie dies denn auch Paulus durch das schöne Bild vom ersterbenden Samenkorn und der daraus entstehenden Frucht zur Anschauung bringt. Auch der Herr selbst scheint in seinen Gleichnissen dies als eine selbstverständliche Voraussetzung anzusehen. Freilich, wie wir uns solche verklärte Leiblichkeit zu denken haben, geht weit über menschliche Vorstellung.

Wollen wir einen Anhalt suchen in dem Wort des Herrn, Matth. 22, 30 und Luk. 20, 36, „die Vollendeten sind den Engeln gleich,“ so erfahren wir so wenig wie die Sadducäer, ob eine und eventuell welche Leiblichkeit die Engel haben; denn der Herr läßt sich gar nicht auf diese Frage ein, sondern sucht jenen Fragern begreiflich zu machen, daß die ganzen Verhältnisse des irdischen Lebens nicht mehr auf die Vollendeten passen, daher auch ihre Leiblichkeit ganz anders zu denken ist. Sie sind Kinder Gottes, dieweil sie Kinder der Auferstehung sind. Beide Ausdrücke wollen nur die überweltliche Art im Gottesreich betonen, in der man sich die Bewohner einer andern Welt zu denken hat.

Suchen wir aber einen näheren Aufschluß in dem Ausspruch des Apostels, Phil. 3, 20. 21, so erfahren wir absolut auch nichts Näheres über die Art solcher verklärter Leiblichkeit; denn wenn der Auferstandene sich in einer Leiblichkeit offenbart, die bei verschlossenen Thüren eintritt, in irdischer Kleidung, sich mit den Händen berühren läßt, wozu er wenigstens den Thomas geradezu auffordert, ja selbst irdische Speise zu sich nimmt, so stehen wir damit vor einem unbegreiflichen Wunder und haben nur das Gefühl: das kann die Leiblichkeit nicht sein, der die unsrige einmal ähnlich werden soll; wenigstens ist es nicht die Vollendungsgestalt des Herrn. Auch erinnert jener Zusatz: „Nach der Wirkung, damit er kann auch alle Dinge sich unterthänig machen,“ daran, daß die Aehnlichkeit unsres verklärten Leibes mit dem des Erlösers der Welt noch lange nicht eine Gleichheit in Aussicht stellt, mindestens nicht in Betreff der Wirkung.

Aber wie groß auch die Veränderungen sein werden, denen wir entgegengehen, an einem Punkte wird sich nichts ändern lassen: an der Endlichkeit

unsrer Persönlichkeit. Wir werden nie allgegenwärtig werden, und die neue Leiblichkeit wird nicht nur ein Organ und Mittel des Verkehrs mit andern Vollendeten, sondern zugleich auch eine Scheidung und Schranke andern Individuen gegenüber, ein Nebeneinandersein, also damit auch zugleich eine räumliche Scheidung bedingen.

Auch die Verheißungen eines neuen Himmels und einer neuen Erde sind doch schließlich mehr Bezeichnungen lokaler Verhältnisse, als nur geistiger Zustände; und wenn es Psalm 122, 3 heißt: Jerusalem ist gebauet, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommt, so dürfen auch wir uns fröhlich der Hoffnung hingeben, daß auch für uns droben ein andres Jerusalem bereitet ist als eine Stätte, da zusammenkommt alles, was den Herrn lieb hat, wo ein neues Heim uns aufnehmen wird, in welchem wir in ungetrübter Gottesgemeinschaft mit allen selig Vollendeten wohnen und bleiben dürfen im himmlischen Vaterhause.

Doch fragen wir weiter, ob auch im Jenseits noch eine an die Zeit gebundene Existenzweise möglich ist, so räumt Mayer in seiner Schrift, S. 138, selbst ein, „daß die absolute, durch Christus vermittelte Gottesgemeinschaft nicht plötzlich als Totalität vorhanden ist, sondern sich allmählich diesseits und jenseits der irdischen Entwicklung verwirklicht."

S. 222: „Nach neutestamentlicher Anschauung ist ein successiver Eintritt verschiedener einzelner, den Vollbesitz der absoluten Gottesgemeinschaft realisierender Katastrophen anzunehmen, successiv wenigstens für die diesseitige geschichtliche Betrachtung." —

Der sogenannte status intermedius zwischen Tod und Auferstehung ist doch schließlich auch nichts andres als ein Zeitabschnitt, bezw. ein Ewigkeitsausschnitt. Ebenso ruft der Tod doch nicht gleichzeitig alle Menschen in die jenseitige Welt ab: „eins geht hier, das andre dort in die ewige Heimat fort," also nacheinander. In allen diesen Fällen verläuft doch die Ewigkeit in zeitlichen Formen. Auch ist das rechte Gepräge des uns zugesicherten ewigen Lebens nicht die Dauer einer ungemessenen Zeit — die ist ja an sich ganz inhaltlos — die große Verheißung heißt: Leben, ewiges Leben. Leben aber ist nicht denkbar ohne Aeußerung, ohne Wirken. Wo aber ein solches gegenseitiges Wirken vorhanden ist, ist auch ein Wechsel der Empfindungen, es findet ein Geschehen, ein Nacheinander statt, und dies Leben heißt ewiges Leben, weil es ewige, unvergängliche Güter und Wonnen gewährt, die auch der Tod nicht nehmen kann.

Die Kategorien von Zeit und Raum gehören nicht nur dem Bewußtsein einer vergänglichen, diesseitigen und irdischen Welt an, sondern sind mit unsrem ganzen Wesen innerlich verwachsen. Wir sind wohl Gottes Kinder dem Berufe nach, wir müssen aber es erst werden in der Bethätigung, um es zu sein. Nehmen wir aber unser Ich mit in jene Welt hinüber, so muß uns auch das bleiben, was demselben unmittelbar zugehört.

So sehen wir denn: Die geltend gemachten Einwände reichen nicht aus zur Rechtfertigung des Vorwurfs, der Apostel habe sich geirrt, wenigstens in Betreff der Hoffnung. Es bleibt vielmehr bei seiner Erklärung: Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei. —

In kurzer Darstellung wird sich nun auch der Nachweis führen lassen, **warum** der Apostel die Liebe als **die größte** unter den drei Ausweisen christlichen Lebens bezeichnet hat.

Auffällig, aber überaus zutreffend, erscheint gleich von vornherein **die Reihenfolge**, in welcher der Apostel diese drei Tugenden anführt. Er bedient sich nicht der üblichen Zusammenstellung: Glaube, Liebe, Hoffnung, sondern er stellt die drei Begriffe ausdrücklich um: Glaube, Hoffnung, Liebe.

Bei aller Gemeinsamkeit dieser drei Grundkräfte christlicher Frömmigkeit, wie sie ja alle das Leben in Gott nach seinen verschiedenen Beziehungen vor Augen stellen, haben doch Glaube und Hoffnung gemeinsam noch eine ganz besondere Eigentümlichkeit im Unterschied und Gegensatz zur Liebe, wodurch gerade die Liebe einen unverkennbaren Wert und Vorzug vor ihnen voraus hat.

Es sind dies insonderheit vier Punkte:

1. Als der größte und auffälligste Unterschied: Das eigentlich Göttliche in uns als **Widerschein von Gottes Wesen** ist nicht der Glaube, auch nicht die Hoffnung, sondern die Liebe. „Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm."

Wenn der eingeborne Sohn Gottes von sich sagt: „Wer mich sieht, sieht den Vater," so braucht man nur auf seine unergründliche Liebe zu blicken, wie sie sich in seinem Thun und Lassen, in seinem Leben und Sterben offenbart, um das Bild des Vaters, den Abglanz seines himmlischen Wesens in seiner ganzen Schönheit zu erkennen, mögen wir sie zu messen versuchen nach ihrer Länge (Joh. 13, 1: „Wie er hatte geliebt die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende"), oder nach ihrer Breite (Joh. 1, 29: „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt"; nicht um einzelne zu retten, ist er gekommen in sein Eigentum; er nimmt die Schuld der ganzen Welt auf sich, um alles, was verloren ist, dem himmlischen Vater wieder zuzuführen), oder nach ihrer Höhe (wie wir diese in seinem hohen Ziel erkennen: nicht, um den Menschen Irdisches zu bringen, sondern das Himmelreich, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Was ihm selbst als das Höchste erschienen, das will er auch ihnen zueignen: absolute Gottesgemeinschaft und die Macht, Gottes Kinder zu werden) oder nach ihrer Tiefe an den Opfern, die er für uns gebracht hat. Anbetend vermögen wir auf ihn, den Anfänger und Vollender unsres Glaubens, wie das unerreichte Vorbild himmlischer Liebe nur mit der Empfindung zu blicken: „Wer ist wohl wie du, Jesu, meine Ruh!"

Dies also ist der nächste und unmittelbarste Vorzug, den die Liebe auch vor dem Glauben und der Hoffnung voraus hat. Sie ist unser Zeugnis vor Gott, daß wir in Wirklichkeit sein eigen sind, 1 Joh. 4, 7. Ihr Lieben, laßt uns untereinander lieb haben, denn die Liebe ist von Gott, und wer Liebe hat, der ist von Gott geboren und kennt Gott, vgl. auch Joh. 13, 35. Sie ist ferner unser Erweis vor der Welt. Der blinde Isaak erkennt seinen Sohn nur an der Stimme, an der Sprache; auch die Welt ist blind für die Herrlichkeit des Glaubens, wie der Hoffnung; sie vermag auch nicht zu beurteilen, ob

unsre Frömmigkeit eine echte ist, denn sie kann niemandem ins Herz sehen, aber für eine Sprache hat sie doch ein feines Gehör, um unsren inneren Wert danach zu beurteilen: es ist die Sprache der Liebe, die auch droben gesprochen und verstanden wird. Ja, sie ist selbst ein Merkmal und Zeugnis für unser Urteil, ob wir selbst aus dem Tode zum Leben gekommen sind. 1 Joh. 3, 14: „Denn wir lieben die Brüder."

2. Ein zweiter offenbarer Vorzug der Liebe ist der, daß sie, um mich so auszudrücken, selbstloser und umfassender ist als Glaube und Hoffnung. Wohl haben alle drei Grundstimmungen dieselbe Lebensquelle, weil sie alle drei hinauf zu dem himmlischen Geber aller guten und vollkommnen Gabe gerichtet sind, aber in einer Beziehung sind die beiden ersten doch anders als die Liebe. Sie haben ihrem Begriffe nach zunächst nur das eigene Heil vor Augen; es ist ihre eigene persönliche Herzensangelegenheit, in welcher all ihr Dichten und Trachten aufgeht, nicht das Interesse und das Glück andrer, wenigstens dies nur in zweiter Linie und durch Hinzutreten der Liebe. Wenn Novalis singt:

„Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt,
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts als Andacht, Lieb und Freude,"

so fühlen wir uns andächtig berührt von diesem Erweis inniger Gottesliebe, aber wir können doch nicht anders sagen, als daß vorzugsweise doch nur das dankbare Wonnegefühl des eigenen Heilsbesitzes darin seinen Ausdruck gefunden.

Und wenn es heißt:

„Ich bin durch der Hoffnung Band
Zu genau mit ihm verbunden,
Meine starke Glaubenshand
Wird in ihn gelegt befunden,
Daß mich auch kein Todesbann
Ewig von ihm trennen kann,"

so spricht sich darin eine Höhe der Hoffnung aus, wie man sie sich nicht völliger denken kann; aber es ist doch auch nicht abzuleugnen, wie auch hier das liebe Ich im Vordergrunde steht und als Krone aller Wünsche die eigene Seligkeit in freudiger Erwartung ins Auge gefaßt ist: bei beiden, dem Glauben wie der Hoffnung, doch zunächst mehr ein seliges Nehmen als ein seliges Geben.

Wie so ganz anders ist es in dieser Beziehung bei der Liebe! Hier tritt das Ich in vollständigen Hintergrund; ja, es ist gerade das innerste Wesen der Liebe, nicht an sich zu denken, nicht das ihre zu suchen, sondern das, was des andern ist: nicht das eigene Glück als höchstes Ziel ins Auge zu nehmen, sondern glücklich zu machen, zu erfreuen und zu segnen: selig im Geben. So ist sie zugleich eine Doppelflamme, nicht nur nach oben, sondern nach den Seiten hin Licht und Leben spendend.

3. Hiermit hängt noch ein dritter Vorzug derselben zusammen: Glaube

und Hoffnung sind etwas Persönliches, subjektiv Individuelles. Die Liebe ist es, die sie sozial macht, beide zur Bethätigung an die Außenwelt führend, beiden erst den rechten Stempel ihrer Echtheit gebend. Man kann für andre Opfer bringen, man kann das Leben für sie geben, aber man kann nicht für einen andren glauben; das hat jeder für sich allein zu thun, wenn ihm geholfen werden soll. — Ebenso ist es mit der Hoffnung: man kann nicht für einen andren hoffen, wenigstens nützt ihm meine Hoffnung nichts, wenn er sie nicht zu teilen vermag.

Und doch ist die rechte Frömmigkeit nicht nur ein religiöses Verhalten zu Gott, sondern auch ein bestimmtes Verhalten zu den irdischen Verhältnissen; aber da ist es nun gerade die Liebe, die den Glauben wie die Hoffnung in dieser Beziehung zu Segensquellen für die Menschheit macht: die dem Glauben den Mund aufthut, um Zeugnis zu geben von dem, den unsre Seele liebt, und das Evangelium von Jesu weiter zu tragen, wie jene Hirten auf dem Felde, also daß es seinen Zeugen wie den Aposteln geht, von denen wir als eigenes Bekenntnis vernehmen: Wir können nicht anders, die Liebe Christi bringet uns also.

Es ist aber auch die Liebe, die der Hoffnung den Gesichtskreis erweitert, daß sie sich nicht auf sich beschränkt, da ja doch eine wirkliche Gottesgemeinschaft und Seligkeit nur denkbar ist bei gleichzeitiger Gemeinschaft mit den selig Vollendeten, und darum auch den Christen drängt, nicht nur für sich zu hoffen und zu beten, sondern für das Reich Gottes, für die ganze Welt, daß alles eine Herde und ein Hirte werde.

Es ist die Liebe, die beide, den Glauben wie die Hoffnung, umwandelt zu praktischem Christentum, beide anregt, es ihr selbst nachzuthun und ein Menschenherz nicht so leicht aufzugeben, als daß es nicht doch noch gerettet werden könnnte. Die Liebe glaubt alles, und sie hofft alles.

4. Wir gedenken noch zuletzt eines vierten besonderen Vorzugs der Liebe: es ist gewissermaßen der Schlußstein: die Liebe ist das Band der Vollkommenheit, Kol. 3, 4. Wohl ist auch gemeinsamer Glaube, wie einerlei Hoffnung des Berufs (Eph. 4, 4. 5) ein liebliches Band. Wir brauchen nur der sogenannten Stillen im Lande zu gedenken, wie sie unter dem Spott und der Verachtung der Welt selbst zerstreut untereinander Fühlung und Gemeinschaft des Glaubens festgehalten haben; aber wir können anderseits doch nicht in Abrede stellen, daß selbst unter denen, die den Herrn lieb haben und auf seine Gnade allein ihre Hoffnung setzen, es dennoch vorkommt, daß sie so oft sich nicht verstehen und nicht zur rechten Einigung kommen, wie ja auch die Parteiungen unsrer Zeit oft genug einen traurigen Beleg dafür geben. Da ist denn doch allein die Liebe das Band der Vollkommenheit, welche die rechte Gemeinschaft zu gründen und zu erhalten vermag, und auch bei dem Auseinandergehen von Glaubens- und Weltanschauungen die schöne Richtlinie als maßgebend für uns vor Augen stellt: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.

So stimmen denn auch wir dem Werturteil des Apostels in gewisser und freudiger Zuversicht bei: Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

Die wirtschaftliche Strömung in der Richtung zum Sozialismus.

(Economic Trend Toward Socialism.)

Von Carroll D. Wright, U. S. Labor Commissioner, übersetzt von P. W. Baur.

Ich trete an dieses Thema weder als ein Professor der Volkswirtschaft noch ein Sozialist heran; ich bin weder das eine noch das andere. Aber ich habe mich beinahe ein Menschenalter hindurch mit sozialen und industriellen Fragen beschäftigt und dabei eine wahre Hochachtung vor jener Abteilung der Wissenschaft bekommen, welche der Volkswirtschaftslehre gewidmet ist. Auch habe ich es dahin gebracht, mich vor dem Wort Sozialismus ganz und gar nicht zu fürchten. Trotz alles prinzipiellen Unterschiedes lernte ich die Sozialisten als Individuen achten. Ich glaube, daß der Sozialismus bis zu einem gewissen Grade sein Gutes hat. Man muß zugeben, daß die Gesellschaft sich auf sozialem Grunde aufbaut; daß sich alle soziale Reform um die industrielle Lage drehen muß, und daß daher die Entwickelung der sozialen Angelegenheiten in der Richtung zum Sozialismus heutzutage eine Lebensfrage geworden ist.

Anmerkung. Anschließend hieran folgt eine Darlegung der Prinzipien des Sozialismus und seiner Errungenschaften; ein Hinweis auf soziale Einrichtungen, wie Post, Schiedsgerichte, Regelung des Fabrikwesens; Verstaatlichung vieler Wasser- und Beleuchtungsanlagen, Lebensversicherungen u. s. w. „Sobald diese Dinge als zur Strömung auf den Sozialismus hin gehörig erkannt seien, werde man sich hier die Erfahrung anderer großer Völker in dieser Beziehung zu nutze machen und auf Grund davon das Neue beurteilen."

Beseitigung der Konkurrenz.

Eins der großen Ziele des Sozialismus ist die Beseitigung der Konkurrenz. Es giebt gegenwärtig allerlei Geschäftsvereinigungen, die ausgesprochenermaßen die Abschaffung der Konkurrenz anstreben. Man weist uns auf die Konkurrenz zwischen Gliedern einer und derselben Geschäftsgruppe hin; man sagt uns, daß in jeder Gruppe solche innere Konkurrenz bestehe; die letztere aber verschwinde, wenn alle Glieder einer Gruppe sich geschäftlich konsolidierten. In diesem Falle würden dann noch die großen Gruppen mit einander konkurrieren. Angenommen, daß nach Art der modernen industriellen Vereinigungen die Landwirte zusammentreten würden, ebenso alle Textil-, Eisen-, Stahl-, Schuh- und Lederfabrikanten u. s. w. Bis zu einem gewissen Grade beseitigen diese Verbände die Konkurrenz zwischen den einzelnen Eigentümern dieser Gruppen; können dann solche große Vereinigungen mit einander konkurrieren? Gerade dies ist einer der schwierigsten Punkte bei der Diskussion der Trustfrage. Die Sozialisten selbst fühlen es, daß der Trust oder die Einzel-Kombination (individual combination), wie sie seit der Trustbildung aufkam, beweisen, wie die Macht des Ringes die Konkurrenz erdrückt. Die genannten Gruppen können ja in größeren und schließlich in einer einzigen aufgehen; dann tritt der Staat an die Stelle des Ringes. Dahin treiben wir heutzutage; es gehört mit zur sozialistischen Strömung.

Ob es sich durchführen läßt oder nicht, ist eine andere Frage. Sollte es aber dahinkommen, dann wird es damit gehen, wie mit allen damit verwandten Errungenschaften des Staatssozialismus; es wird das Resultat einer industriellen Entwickelung sein, und sind wir erst mitten drin, werden wir uns wahrscheinlich nicht dagegen auflehnen. Der Trust bedeutet die Vergesellschaftung (socialization) des Kapitals.

Die Eisenbahnen das Eigentum von zehn Mann.

Es giebt bei uns zur Zeit 2050 Eisenbahngesellschaften. Wie viele Eisenbahnnetze (systems) es giebt, läßt sich schwer feststellen. Aber etwa 800 Gesellschaften nehmen unter den 2050 eine leitende Stellung ein und man geht nicht fehl, wenn man behauptet, daß zehn Mann in den Vereinigten Staaten mit bekannten Namen die 2050 Gesellschaften direkt oder indirekt kontrollieren. Es giebt außerhalb dieser Gruppe von zehn Machthabern noch andere einflußreiche Persönlichkeiten, bedeutende Leiter von Eisenbahngesellschaften, tüchtige Männer, die irgend einem Lande zur Zierde gereichen würden. Aber die genannten zehn kontrollieren nichts desto weniger das Eisenbahngeschäft in den Vereinigten Staaten und sie wohnen beinahe sämtlich in der Stadt New York. Dies alles scheint mir recht beachtenswert zu sein, wenn wir die sozialistische Strömung unserer Zeit diskutieren. Die Frage drängt sich einem auf, ob es nicht gerade so gut wäre, wenn statt der genannten zehn Mann, die sich ja gewissermaßen selbst erwählen, die Regierung zehn Kommissäre ernennen würde. Durch eine derartige Behörde könnten dann in durchaus unparteiischer Weise und mit der nötigen Autorität die Eisenbahnraten festgesetzt und der Verkehr geregelt werden. Den zehn Herren kann niemand etwas dreinreden. Sie sind freilich große Männer und müssen es sein, ja größer als die berufenen Lenker der Staatsangelegenheiten. Ich kenne keine Klasse von Leuten, die meine begeisterte Bewunderung so mächtig herausfordern, als die Männer, die an der Spitze unserer großen Industrie-, Handels- und Verkehrsunternehmungen stehen. Aber ich weiß auch, daß ihre Interessen und ihr Vorteil durchaus nicht in Betracht kommen, wenn sie dieselben nicht dem Volkswohl unterordnen. Man fürchte sich darum vor der sozialistischen Zeitströmung nicht. Dieselbe mag weiter gehen, als jene denken; ja sie mag sogar die ganze Kontrolle und Leitung ihren Händen entwinden; aber sie kann unter keinem System anders als höchstens zeitweise über das öffentliche Interesse hinauswachsen.

Die Kommissäre für zwischenstaatlichen Handel haben sich folgendermaßen geäußert: „Es ist allgemein bekannt, daß sich auf dem Gebiet der Kontrolle des Eisenbahngeschäfts ganz großartige Pläne ihrer Verwirklichung nähern, die den Zweck haben, die Konkurrenz rivalisierender Linien einzuschränken. Wenn die bereits sich ahnen lassenden Pläne einmal zu stande gekommen sind, wird eine kolossale Zentralisation von Eisenbahneigentum mit all dem Einfluß einer solch weitgreifenden Verbindung zur Thatsache geworden sein, ohne irgendwie unter öffentlicher Kontrolle zu stehen."

Was diese Erklärung bedeutet, wird unserem Volke nach und nach und zwar mit der Zeit immer rascher zum Bewußtsein kommen. Und wenn es

sich zeigt, daß anstatt zehn fünf und anstatt fünfen drei und anstatt dreien ein einziger Mann alle Eisenbahninteressen des Landes kontrolliert, dann wird es sich herausstellen, daß die öffentliche Meinung vor der sozialistischen Strömung nicht zurückschrecken wird.

Das Geschäft muß zu einer Sache der Allgemeinheit gemacht werden.

Die großen Kaufläden (department stores) in unsern Städten weisen auf die sozialistische Strömung hin, insofern gerade sie mehr, als irgend eine andere neuzeitliche Erscheinung in der That das Geschäft zu einer Sache der Allgemeinheit machen (democratize), indem die kleinen Kaufläden von ihnen absorbiert werden und das ganze im großen Stil einheitlich geführt wird. Die Sozialisten sind nicht gegen diese Läden. Denn sie sehen in ihnen das Bestreben der Kapitalisten verkörpert, das Kapital zu sozialisieren und viele und vielerlei Interessen in einer Hand zu vereinigen.

Warum sind die Lohnarbeiter Sozialisten?

Was die Lohnarbeiter hauptsächlich dem Staatssozialismus in die Arme treibt, sind die Maschinen. Handwerkerbünde (trades unions) sind an sich nicht sozialistische Organisationen, wenn auch ihre Glieder zum Teil der sozialistischen Partei angehören mögen. In den Generalversammlungen der Vertreter dieser Handwerkerbünde kam es zwischen den sozialistischen und nichtsozialistischen Elementen schon zu erbitterten Kämpfen. Im großen Ganzen zogen die ersteren dabei den kürzeren. Aber mancherorts und unter den einzelnen Arbeitern kann man die sozialistische Strömung deutlich erkennen. Der Gebrauch von Maschinen bildet die Veranlassung und giebt dem Wachstum dieser Strömung Nahrung. Der Arbeiter hat nichts gegen die Verwendung von Maschinen; er sieht es ein, daß hierdurch sein Lohn in die Höhe getrieben, seine Produktionsfähigkeit erheblich vermehrt, seine Bequemlichkeit erhöht und sein tägliches Arbeitspensum wesentlich vermindert wird. Trotzdem teilt er mit vielen Nationalökonomen die Ueberzeugung, daß bis dato der Nutzen, den uns die Maschinen gebracht haben, einseitig verteilt sei. Er gesteht ja gerne dem Kapital einen großen Anteil an dem Profit zu; glaubt aber sein eigener Anteil sollte größer sein, als bisher. Diese Annahme führt ihn weiter zu dem Schlusse, daß er nicht eher den vollen Nutzen, der sich aus der Verwendung von Maschinen ergiebt, erlangen wird, als bis sich die Gesellschaft das Eigentumsrecht auf Erfindungen und Maschinen gesichert habe.

Die drei Faktoren.

Es sind also drei Faktoren, mit denen wir hinsichtlich der sozialistischen Strömung zu rechnen haben: Der erste und zugleich der schwächste ist der Sozialismus selbst. Der nächste und stärkere, die organisierte Arbeit; der dritte und mächtigste, der unser Land und andere gar schnell in die Arme des Staatssozialismus treibt, ist das Kapital. Redet man mit den Kapitalisten ein Wort im Vertrauen, so geben sie ohne viel Bedenken zu, daß dies das unvermeidliche Resultat ihrer geschäftlichen Zusammenschlüsse sei.

Kirkup über den Sozialismus.

Herr Kirkup sagt in seinem Buche über den Sozialismus: „Jedenfalls betrachten die Sozialisten die kolossalen Korporationen samt ihren reichen Hintermännern (bosses that direct them) als die Hauptvorkämpfer für ihre Sache. Dadurch, daß sie die wirtschaftliche Thätigkeit des Volkes im großen zentralisieren, befördern sie einfach die sozialistische Bewegung. Ihre Aufgabe besteht darin, die kleineren Kapitalisten zu verdrängen; graben aber dadurch schließlich dem Kapitalismus selbst sein Grab. Je weiter die Zentralisation der Industrie getrieben wird, desto leichter wird das demokratisch gerichtete Volk dazu kommen, die kapitalistischen Oberhäupter abzusetzen und zum allgemeinen Besten die Kontrolle selbst zu übernehmen. Die Großkapitalisten führen in raschem Tempo den Augenblick herbei, da die große Masse des Volks, wohlerzogen und gut organisiert, doch auf unsichern und schwankenden Lohn angewiesen, sich einer kleinen Anzahl von Mammutkapitalisten gegenüber sehen wird. Solch eine Krisis kann nur ein Resultat haben. Je rascher und vollständiger die Kapitalisten ihr Ziel erreichen, desto schneller wird die demokratisch gerichtete Gesellschaft sich ihrer entledigen. Das ist die Ueberzeugung der Sozialisten."

Keine Furcht.

Volkswirtschaftler sollten diese Strömung nicht fürchten; denn das Volk steht hinter jeder ökonomischen und industriellen Bewegung, und sobald seine Privatinteressen gefährdet werden, handelt es mit einer Geschwindigkeit, welche für konservativ gerichtete Kreise einfach verblüffend ist. Man mag von dieser Strömung denken, was man will: mir scheint sie geschäftlicher Art zu sein und nicht sozialistischer, obwohl sie sich in der Richtung zum Sozialismus bewegen mag. Man wird damit allerlei Versuche anstellen, wie es ja bereits der Fall ist; die Errungenschaften des Staatssozialismus werden an Einfluß gewinnen; die Erfahrungen des In- und Auslandes werden die Bedeutung der in Rede stehenden Strömung erhöhen; doch wird es sich schließlich einfach um den geschäftlichen Erfolg der Sache handeln; nicht um die Richtigkeit einer Philosophie, oder um revolutionäre Maßregeln oder überhaupt um den Sozialismus, sondern um die Geschäftsinteressen des Volkes. Wenn diese letzteren es erheischen, daß je nachdem gewisse Vorteile, Vorrechte oder Industrien dem Staate anheimfallen sollen, dann wird dies geschehen und zwar deswegen, weil das Volk mit Sicherheit darauf rechnet, daß die Regierung mit diesen Dingen besser fertig wird, als der einzelne Kapitalist. Die erstere stellt ja Kriegshandwerkszeuge her, wie Kanonen und anderes. Ist sie dazu im stande, dann kann sie auch Lokomotiven bauen. Freilich wird es der Regierung nicht anders ergehen, als dem Kapital; sie wird wie die Industriebarone gute oder schlechte Geschäfte machen, je nach ihrer geschäftlichen Tüchtigkeit und Erfahrung.

Ein Haupterfordernis ist angesichts dieser Strömung natürlich die Zivilverwaltung (civil service). Ohne sie, ohne eine ehrliche Regierung und Verwaltung würde diese Strömung alle Interessen, private wie öffentliche, gefährden. Die Zivilverwaltung gewinnt auch in den Augen des Volkes immer

mehr an Bedeutung. Die in Rede stehende Strömung wird dadurch in der Art beeinflußt und gefördert, daß wir zu einem Sozialismus gelangen, der nicht die Revolution und den allgemeinen Umsturz bedeutet, sondern ein Segen für alle ist und nichts anderes will, als daß jeder einzelne seine beste Kraft dem Wohle des Ganzen widmet.

Keine Beeinträchtigung.

Es will dem Schreiber scheinen, daß die Strömung in der Richtung zum Sozialismus die Aussichten des einzelnen auf sein Vorwärtskommen durchaus nicht verringert. Die individuelle Konkurrenz wird auf ein anderes Gebiet verlegt: Intelligenz steht gegen Intelligenz, oder besser: Intelligenz gegen den Stoff, die bloß physische Gewalt und Anwendung von Muskelkraft, und die Intelligenz wird gewinnen. Es wird das Ganze eine Frage der Schulung und Geschicklichkeit. Ein Mann, der sein Handwerk, seinen Beruf theoretisch und praktisch von Grund aus versteht, ist dem Nichtgeschulten gegenüber entschieden im Vorteil. Daher schreibt sich gegenwärtig die große Anzahl von Personen, die gerne vorankommen möchten, deren Kenntnisse aber hinter ihrem Ehrgeiz zurückbleiben. Man könnte sie „rückständig" nennen (left over). Sie sind entschieden im Nachteil, aber ihre Kinder werden anders dastehen. Die Nachfrage nach Leuten, die sich für verantwortliche Posten eignen, ist heute größer als je. Das Angebot entspricht aber nicht der Nachfrage. Moderne Arbeitsmethoden heben den einzelnen beständig höher; rücken ihn so zu sagen von einem niederen Platze zu einem höheren. Natürlich muß einer auch das Zeug dazu haben. Bei der heutigen Art des Arbeitsbetriebes hat der einzelne mehr als je die beste Gelegenheit, sich zu vervollkommnen und vorwärts zu rücken, besonders was die höheren Posten betrifft. Oben giebt's immer Platz (there is always room at the top) und die wirtschaftliche Strömung, von der wir reden, thut der Individualität, die ja jeder Gesellschaft zum Gedeihen so nötig ist, keinen Abbruch. Dieser dem einzelnen gegebene Spielraum wird etwaigen schädlichen Folgen, die sich aus der Strömung zum Staatssozialismus ergeben mögen, ganz bedeutend die Wage halten.

Herbert Spencer widerlegt.

Wir können dem, was Herbert Spencer in seinem Werke, betitelt "Justice", geltend macht, nicht unsern ungeteilten Beifall zollen, daß nämlich zugleich mit der Polizeigewalt auch die Regierungsgewalt erlösche, da die Regierung sich in der ersteren erschöpfe. Auch im ausgeprägtesten, sozialistischen Staate muß es irgend ein Aufsichtskomitee, eine leitende Autorität geben. Irgend eine Form der Regierung muß es auch in dem fortgeschrittensten sozialistischen Staate geben. Aber es wird eine solche Regierung sein, welche von dem einzelnen höchsten und geläutertsten sozialen Dienst verlangt, nicht etwa solchen, der direkt eine Frucht des Sozialismus wäre, sondern der den Bürger im Lichte des alten Gleichnisses erscheinen läßt als den Stier, der zwischen Altar und Pflug steht, wodurch seine Bereitschaft zum Opfer sowohl als zur Arbeit symbolisch angedeutet ist.

Wünschen die Menschen Unsterblichkeit zu besitzen?

Jedem nachdenkenden Leser wird bei dieser Ueberschrift der Gedanke kommen, daß es sich hier nicht um ein „Wollen“ oder „Wünschen“ handeln kann, sondern um ein „Entweder“ — „Oder“, um Glaube oder Unglaube, ob es eine Unsterblichkeit der Seele und auch Auferstehung des Leibes giebt oder nicht. Die Denkweise des gemeinen Menschenverstandes hat ja von jeher die Idee der Seelenfortdauer verworfen und schon manche Beweise wurden erbracht, welche diese Denkweise stützen sollten. Klar und scharf hat unter manchen anderen der englische Skeptiker Hume solche folgendermaßen zusammengefaßt:

„1. Nichts in der Welt hat eine ewige Dauer. 2. Wenn zwei Dinge so mit einander verbunden sind, daß aus den Veränderungen des einen immer eine Veränderung des andern sich ergiebt, so widerspricht es aller Erfahrung anzunehmen, daß auch nach dem Untergang des einen das andere fortdauere. 3. Ist die Seele der Tiere sterblich, warum nicht auch die des Menschen? 4. Hat es eine Zeit gegeben, da der Mensch nicht existierte, so wird es auch einmal eine Zeit geben, wo er nicht mehr existieren wird. 5. Wir können uns vom Zustand nach dem Tode keine Anschauung bilden, weil er außerhalb aller Erfahrung liegt und kein Analogon dafür vorhanden ist.“

Solche Beweise leuchten jedem ein, der nur mit seinen fünf Sinnen operiert, und insbesondere jedem materialistisch gesinnten Menschen. Mit der Leugnung aber der Unsterblichkeit des Menschen wird auch der Glaube an die Gerechtigkeit und Liebe Gottes preisgegeben. An die göttliche Gerechtigkeit, da es auch den besten in diesem Leben übel ergeht, während sich die Schlimmsten ihres Glückes erfreuen. Das Gute soll geschehen, und wenn es darum auch seine Belohnung finden soll, was in diesem irdischen Leben nicht der Fall ist, so muß es eine Fortexistenz geben, oder aber die Gerechtigkeit Gottes fällt dahin. Gott hat auch den Menschen seine guten Gaben ausgeteilt, die bei keinem in seiner Lebenszeit auf Erden zur völligen Entfaltung kommen. Zu einer vollständigen Entwicklungsfähigkeit gelangt kein einziger. Dazu reicht die kurze Lebenszeit des Menschen nicht aus. Auf dieser Welt, wo die Sünde so sehr im Schwange geht, kann man höchstens die ersten Schritte thun auf der Bahn ethischer Kultur. Auch der Beste bleibt weit zurück hinter der moralischen Idee. Wenn die göttliche Mitgift des Menschen nicht zur völligen Entfaltung käme, wäre das nicht auch ein Widerspruch mit der göttlichen Gerechtigkeit und Weisheit? Der absolute Wert der sittlichen Idee, wenn diese nicht zur Verwirklichung gelangte, wäre von keiner Bedeutung mehr. Damit nun aber das Gute, das Göttliche im Menschen zu seiner vollständigen Ausgestaltung gelange, muß dem diesseitigen Leben ein jenseitiges folgen. Giebt es einen Gott der Gerechtigkeit, bei dem jede Seele gleichgeachtet ist, dann giebt es auch eine Vergeltungsordnung und eine vollständige Erziehung des menschlichen Lebens. — Wie könnte es auch mit der Liebe Gottes in Einklang gebracht werden, daß gerade diejenigen, welche seinen Willen zu thun mit allem Fleiß sich bestreben, oft am meisten Leiden und Trübsale in dieser Welt durchzumachen haben, wenn der Tod allem den

Garaus machen würde. Da bliebe der Vater im Himmel eine Phrase, wenn er seine Kinder also im Tode zerträte. Giebt es einen überweltlichen persönlichen Gott im Himmel, einen Gott der Gerechtigkeit, Weisheit und Liebe, so muß es auch eine Unsterblichkeit des Menschen geben. — Ueberall auch, wo sich ein höherer göttlicher Zug im Herzen des Menschen geltend machen kann, taucht der Gedanke an Unsterblichkeit auf. Lange sagt schön und treffend: „Wie ein beladenes Schiff immer mit seiner Unterlage im Wasser schwimmt, so bewegt sich der Mensch mit der Tiefe seines Lebensgefühls immer in dem Bewußtsein seiner Unsterblichkeit, bald feiernd, bald zitternd, bald sich sehnend, stets aber von dem ihm zugedachten vollen Ewigkeitsbewußtsein mit jedem Grundton seiner wechselnden Stimmungen zeugend.“ Aber nur in Christi Auferstehung hat der christliche Glaube eine sichere Bürgschaft für ein herrliches, ewiges Leben, für das Kommen zu Jesu und die glorreiche Auferstehung des Leibes.

Kommt es nun aber auch auf das Wünschen und Wollen der Menschen bezüglich der Unsterblichkeit der Seele und Auferstehung des Leibes nicht an, sondern auf Glaube oder Unglaube, so ist immerhin diese Frage, welche als Ueberschrift gestellt ist, von gar wichtiger Bedeutung. Der "Literary Digest" brachte in seinem September-Heft vom letzten Jahre einen Artikel über dieselbe, welchen wir hier in freier Uebersetzung und mit kurzer Beleuchtung wiedergeben wollen.

Allgemein glaubt man, daß der Mensch allein, als ausgezeichnet von allen Tieren, etwas weiß von dem Schicksal, das seine irdische Existenz endet und daß dieses ihn bestimmt, ein mehr geistiges Leben zu führen, um den Gedanken eines Lebens, das über das Grab hinausgeht, zu fassen und durch einen tröstlichen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele die Furcht vor dem Tode zu schwächen, zu veredeln. Dieser Glaube, schreibt ein Herr F. C. S. Schiller in dem zweiwöchentlichen „Review“ (September), ist das Thema der Poeten und Prediger und der Hauptbestandteil einer litterarischen Tradition, welche wir kaum zu bezweifeln wagen. Aber, fragt er: „Ist die Annahme entweder eines unversalen Bewußtseins vom Tode, oder eines universalen Wunsches für Unsterblichkeit wirklich so unwiderleglich?“ In der Antwort behauptet er, daß die Augenscheinlichkeit zu Gunsten dieser Annahme weit kärglicher und zweideutiger sei, als wir geneigt seien zu glauben; und verschiedene Thatsachen schienen der Sache eine verschiedene Färbung zu geben. Er schreibt:

„Ein Besuch vom Mars, der leidenschaftslos sich erkundigte nach dem menschlichen Betragen und den Motiven derselben, möchte es schwer finden, mehr Vorherwissen (foreknowledge) vom Tod bei den Menschen als bei den Tieren zu entdecken. Von dem Palaste an bis zu der Hütte, von dem Laboratorium bis zu dem Oratorium, würde er überall, bis an die Enden der Erde, Leute finden, die irdisch gesinnt, nur der Gegenwart leben und wenn Umstände sie zwingen an den morgenden Tag zu denken, nur besorgt sind für ihre unmittelbare Zukunft in dieser Welt; während er von dem Sinn für die andere Welt, über den so oft in der Litteratur gepredigt und dagegen gepredigt wurde, kaum eine Spur finden würde. . . . Natürlich ist dem Scharf-

sinn der Moralisten und Prediger die Thatsache in einer andern Beziehung nicht entgangen, daß die Menschen gewöhnlich der Gegenwart leben, hassend an die Zukunft zu denken und verabscheuend irgend etwas, das sie an den Tod erinnert. Viele ihrer glücklichsten Bemühungen sind darauf gerichtet, diese eigentümliche Form der menschlichen Schwäche zu züchtigen und ihre sinnlose Thorheit darzustellen. Und indem unsere Lehrer das thun, sind sie ohne Zweifel hinreichend gerechtfertigt worden. Nur scheint es ihrer Beachtung entgangen zu sein, daß dieser Punkt ihrer Anklage gegen die menschliche Natur nicht recht wohl übereinstimmt mit ihrer Lehre, daß Tod und Unsterblichkeit die Meditation in anspruchnehmende Gegenstände sind. Ist es wahr, daß wir strafbar gleichgültig sind in Beziehung auf die Zukunft, sorglos geneigt zur Unterdrückung jedes Gedankens an den Tod, so kann es schwerlich sein, daß wir bedrückt leben durch den Schatten des Todes und eingenommen von dem Wunsch für die Tröstungen eines zukünftigen Lebens."

Der Schreiber bringt eine Verständigung dieser von ihm entdeckten Erscheinung — daß de facto so wenig Beachtung der Unvermeidlichkeit des Todes geschenkt wird — wie folgt:

„Daß dieses der Fall sein muß, ist ein Resultat, welches sich ergiebt von dem allgemeinen Prinzip, daß unser Verhalten gegenüber allen Beziehungen des Lebens ein solches sein muß, das fähig macht, kräftig und wirksam zu handeln. Angewandt auf die Aussicht auf den Tod, macht es das Prinzip klar, daß dem Gedanken an den Tod nicht erlaubt sein darf, die Wirksamkeit des Lebens zu lähmen, daß Mittel entdeckt werden müssen, die Pflicht des Lebens zu vollbringen, dem Tod zum Trotz. Von solchen Mitteln sind zwei vorzüglichst, die Unterdrückung des Gedankens an den Tod durch einen resoluten, systematischen Vorsatz, ihn nicht wieder aufkommen zu lassen, und durch eine religiöse Auslegung, welche ihn so darstellt, daß er nicht länger ein Hindernis der Wirksamkeit bildet. Von diesen ist vielleicht der letztere der wirklich logischste und befriedigendste, aber thatsächlich ziehen die Menschen die erstere Alternative vor und haben sie wahrscheinlich noch immer vorgezogen, sich bestrebend, den unwillkommenen Gedanken in den Hintergrund des Gewissens zu drängen. Das ist's warum auch die unvermeidlichste Erwähnung davon in gebildeten Kreisen verboten ist. Diese Methode ist hauptsächlich ein sozialer Erfolg, obgleich er wahrscheinlich zusammenbricht, wenigstens einmal, in der letzten Krisis eines jeden Lebens."

Hier ist die ganze Menschheit in Bausch und Bogen gemeint. Die Behauptung aber, daß der Gedanke an den Tod die Wirksamkeit und Pflichterfüllung lähme, widerspricht nicht nur der Heiligen Schrift, dem Worte der Wahrheit, sondern auch jeder Erfahrung. Sind es doch gerade diejenigen, welche in dem Glauben leben, der da ist eine gewisse Zuversicht des, das man hofft, eine Ueberzeugung von Dingen, die man nicht sieht, die, welche es ernst meinen mit der Bitte: Lehre uns bedenken, Herr, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden, und keinen Zweifel hegen an der Thatsache der Unsterblichkeit der Seele, wie auch der Auferstehung des Leibes, stets bestrebt gewesen, mit allen Kräften, die ihnen zu Gebote standen, Treue zu beweisen Gott und ihren Mitmenschen gegenüber, so lange sie konnten, Treue auch in

ihrer irdischen Arbeit, ihrer ganzen Lebenspflicht. Der Gedanke an den Tod lähmt solche in ihrer Wirksamkeit nicht, sondern spornt sie nur noch zu größerer Treue und Fleiß an, indem sie sich richten nach ihrem Vorbild und Meister, Christus und seiner Lehre, die nicht zur Mutlosigkeit, Trägheit und Pflichtversäumnis, sondern zur Ausdauer, Fleiß und Treue in jeder Beziehung anhält. Hat Christus, der Herr, welcher gar ernst an seinen Tod dachte, es nicht nach seiner Lehre gehalten bis in seinen Tod? Wer sein gläubiger, liebeerfüllter Jünger ist, wird auch sein treuer Nachfolger sein. Es ist dieselbe Heilige Schrift, dasselbe Wort der Wahrheit, welches durchaus beides von dem Menschen verlangt: das Ende dieser irdischen Existenz zu bedenken und auch die Lebenspflichten ganz und voll zu erfüllen. Weiß doch auch jeder bibelgläubige Christ, daß er einmal Rechenschaft ablegen muß über das ihm von Gott anvertraute Pfund und wird darum damit wuchern mit aller Weisheit und Kraft, auf daß er einst von seinem Herrn die Worte vernehmen darf: „Ei, du frommer und getreuer Knecht,“ u. s. w. Wer also sein Leben nach der Lehre des Wortes Gottes führt, der fürchtet auch den Tod nicht, er weiß es sicher und gewiß, daß Christus sein Leben und Sterben sein Gewinn ist. Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Also Treue zu beweisen in jeder Beziehung des Lebens bis in den Tod, dem Herrn zu leben, dem Herrn zu sterben, mit Jesu ewig selig zu sein in der himmlischen Herrlichkeit, das ist's, was schon viele Millionen gewünscht und erstrebt haben und was heute noch, Gott Lob, viele wünschen und erstreben. Dabei fühlen sie sich als die Glücklichsten, auch schon in dieser Welt. Diese Thatsache bedarf doch wohl weiter keine Beweise, da sie die Erfahrung noch von jeher bewiesen hat. — Treue, glaubensstarke Christen lassen sich durch die Denk- und Redeweise eines Herrn F. C. S. Schiller und Genossen nicht beirren, sie bleiben im Glauben, der Liebe und Hoffnung, wohl wissend, daß eben die Menschen vom Schlage des Herrn Schiller nur Knechte der Todesfurcht sind, die natürlich diese ihre Furcht in den Hintergrund ihres Gewissens zu drängen suchen und sich an den Schuldherrn und Gerichtsvollzieher nicht erinnern lassen wollen. Aber Glaubensschwache, die sich von der Welt und dem, was sie bietet, noch nicht losgemacht und auch noch nicht Kraft genug besitzen, Trübsale und Leiden geduldig zu tragen, stehen durch eine solche Denk- und Redeweise in Gefahr, ihr bißchen Glauben an den Herrn und Liebe zu ihm, ihre Gottesfurcht zu verlieren, überhaupt den Glauben an eine göttliche Vergeltung an Unsterblichkeit der Seele und Auferstehung des Leibes gänzlich fahren zu lassen, nicht daß sie solche würden, die besser die Pflicht des Lebens erfüllten, sondern solche, die freier dem Geiste dieser Welt und den Lüsten ihres verkehrten Herzens folgten, ohne Furcht einer göttlichen Vergeltung. Und darum darf es nicht die Pflicht der Prediger und Seelsorger, der Religionslehrer sein, den Tod nach Herrn Schillers Vorschlag zu erklären, der darauf zielt, völlige Gleichgültigkeit gegenüber dem Tod und Unsterblichkeit in die Herzen zu bringen, ja darauf hinzuarbeiten, gar nicht mehr an Tod und Unsterblichkeit zu denken, sondern es ist und bleibt heiligste Pflicht, allen Menschen zur trostreichen Hoffnung des ewigen Lebens zu verhelfen, wie es Gott, der Herr, in seinem Wort verlangt.

So erzielt man einen besseren Erfolg für das Leben in dieser und in jener Welt, einen Erfolg, der niemals gänzlich zusammenbrechen wird, auch nicht in der letzten Krisis des Lebens.

Wenn nur das in Wahrheit von allen Menschen, insonderheit von denen, die keine göttliche Vergeltungsordnung, keine Fortdauer der Seele und Auferstehung des Leibes glauben, gesagt werden könnte, daß sie die Pflichten ihres Lebens ebenso treu erfüllen als die Christen, die sich halten nach der Lehre des Wortes Gottes, und wenn sie ebenso geduldig ausharrten in jeder Trübsal, dann stünde es wahrlich besser in der Welt. Daß aber das nicht der Fall ist, bedarf wiederum keines Beweises. Man braucht nur die Augen und Ohren aufzuthun, zu sehen und zu hören, was in der ungläubigen Welt geschieht, wie es da zugeht, um nur zu bald die traurige Thatsache bestätigt zu finden, daß der Unglaube Früchte hervorbringt, die keinem zum Wohl und Heil, jedem aber zum Verderben gereichen.

Indem Herr Schiller als wahr annimmt, daß die Menschen im allgemeinen den unwillkommenen Gedanken an den Tod in den Hintergrund des Gewissens zu drängen suchen und ihn gar nicht mehr aufkommen lassen möchten, erörtert er weiter, wie dieses Verhalten der Menschen gegenüber dem Tod den Wunsch für das zukünftige Leben entkräfte. Er sagt, daß, obgleich die meisten Religionen den Glauben an die Unsterblichkeit festhalten und ihn als Quelle reichen Trostes erachten, doch die Mehrzahl der Menschen anstatt an den Tod, vereint mit Unsterblichkeit, zu denken, es vorzieht, an den Tod überhaupt nicht zu denken. Daher, folgert er, ist es natürlich, daß, was so vereint ist mit dem Gedanken von etwas so Mißfälligen, selbst mißfällig werden sollte. Wie er meint, habe man nicht mehr nötig, Gründe zu suchen, warum die Aussicht auf ein zukünftiges Leben bei der größten Mehrzahl der Menschen keinen Enthusiasmus erregt und soweit als möglich ignoriert wird.

Nachdem dann der Schreiber das Verhalten der Menschen gegen die verschiedenen religiösen Lehren der Zeit besprochen, in welchen er Bestätigung seiner Schlüsse findet, fährt er fort, indem er schreibt:

„Es bleibt noch die Thatsache zu erklären, daß die schriftliche Tradition sehr verschiedener Meinung von der menschlichen Psychologie gewesen ist. Warum verschwor sich stets jeder zu schreiben, als ob die Frage der Unsterblichkeit von schrecklicher Bedeutung und absorbierend wäre, wenn thatsächlich die große Mehrzahl der Menschen sie stets vermieden hat, so viel als sie nur immer vermochten. Ich glaube, daß die Antwort außerordentlich einfach ist. Die Schöpfer der schriftlichen Tradition haben ausgedrückt, was ihnen zur Zeit, da sie schrieben, wahr schien, was wahr war für sie, und doch hat sich die große Masse der Menschen stets gleichgültig oder feindlich gehalten. Jedoch ganz natürlich gaben die stummen, zurückhaltenden Massen kein Zeichen ihrer verschiedenen Meinung von einer Lehre, die sie aus ihrem Gedächtnis zu entfernen versuchten und darum hatten die Schreiber durchaus ihren eigenen Weg. Mit andern Worten: Der Trugschluß in dem Argument, daß alle Menschen natürlicherweise ein eifriges Verlangen nach Unsterblichkeit haben und darum bitten, ist gleichbedeutend mit dem, von dem Beweis der Kraft des Gebets vermittelst der Weiheopfer im Tempel des Posidon. Gerade wie

diese, welche beteten und ums Leben kamen, nicht in einer Lage waren, Opfer zu bringen, so schreiben diese, welche nicht interessiert sind in einem Gegenstand, keine Bücher darüber."

Das ist ein merkwürdiger Vergleich! Herr Schiller, der sich doch wohl auch zu der großen Masse rechnet, welche dem Glauben an Unsterblichkeit der Seele und Auferstehung des Leibes gleichgültig und feindselig gegenüber steht, scheint sich sehr für diesen Gegenstand zu interessieren, indem er ja sein bestes versucht, der Meinung und dem Wunsche der großen Masse Geltung zu verschaffen, und sie eben damit über die Wahrheit des Wortes Gottes und dessen Forderungen zu stellen. Er ist nicht der erste dieser Art und wird auch nicht der letzte sein.

Im scheinbaren Widerspruch zu seiner Darstellung, bezüglich des Mangels menschlichen Interesses an Tod und Unsterblichkeit — ein Widerspruch, dem er einen bedeutenden Abschnitt widmet, um zu zeigen, daß er mehr scheinbar als wirklich ist — erwähnt er, daß der amerikanische Zweig des Vereins für psychologische Forschungen, ein Zirkular oder Fragebogen veröffentlicht habe, welcher bestimmt sei, zu prüfen und die thatsächlichen Gefühle der Menschen heutzutage in Bezug auf die Aussicht des zukünftigen Lebens ans Licht zu bringen. Wir führen die Fragen, die er stellt, hier an.

I. Würdest du vorziehen a. zu leben nach dem Tod, oder b. nicht?

II. Wenn I. a. wünschest du ein zukünftiges Leben, welcher Art auch immer die Verhältnisse sein möchten? b. Wenn nicht, was sollte sein Charakter sein, der es erträglich zu machen scheint? Würdest du z. B. zufrieden sein mit einem Leben mehr oder weniger wie das gegenwärtige? c. Kannst du sagen, welche Elemente im Leben sich bei dir fühlbar machen, um seine ewige Fortdauer zu bitten?

III. Kannst du darthun, warum du auf diese Weise fühlst, nach den Fragen I. und II.

IV. Fühlst du jetzt, daß die Frage von einem zukünftigen Leben von dringender Bedeutung ist für deine geistige Zufriedenheit?

V. Sind deine Gefühle in Beziehung auf die Fragen I., II. und IV. schon Veränderungen unterworfen gewesen? Wenn das, wann und in welcher Weise?

VI. a. Würdest du gerne für sicher wissen um das zukünftige Leben, oder b. würdest du vorziehen, es als eine Sache des Glaubens zu belassen?

Herr Schiller beantwortet diese Fragen nicht. Von seinem Standpunkt aus würden seine Antworten gewiß weit abweichen von den Antworten eines Apostels Paulus und eines jeden bibelgläubigen Christen, der die gewisse Hoffnung des ewigen, seligen Lebens hat. Er macht nur noch die Bemerkung, daß er glaubt, es mache sich da eine verschiedene Meinung geltend, d. h. wohl, diese Fragen würden eine verschiedene Beantwortung finden und zwar je nach dem Alter, Geschlecht, Profession und Nationalität. — Wir sagen, daß diese Fragen recht oder unrecht, wahr oder falsch beantwortet werden, je nach dem christlichen Glauben oder Unglauben. G. Robertus.

Altteſtamentliches.

Zur Kritik der in der modernen Altteſtamentlichen Exegetenſchule üblichen Konſtruktion der Religionsgeſchichte des Alten Bundes, hat Prof. Dr. Oettli einen neuen, verdienſtlichen Beitrag geliefert, der zu ſeinen früheren Veröffentlichungen auf dieſem Gebiete ſich ergänzend verhält. Er beſteht in drei beim Greifswalder theologiſchen Ferienkurs im Sommer 1900 gehaltenen Vorträgen (nebſt textkritiſchem Anhang) und behandelt das Thema: Amos und Hoſea, zwei Zeugen gegen die Anwendung der Evolutionstheorie auf die Religion Israels.*)

Im Gegenſatz zu der bekannten naturaliſtiſchen Theorie, welche — ausgehend von der Annahme des ſagenhaften Charakters der Erzvätergeſchichte und Unechtheit der pentateuchiſchen Geſetzgebung — den monotheiſtiſchen Gottesbegriff und die reine Kultusſitte Israels erſt gegen das 8. Jahrhundert vor Chr. als Produkt einer langſamen Entwicklung aus heidniſch rohen Anfängen zu ſtande kommen läßt, wird darin die geiſtige und ſittlich ernſte Geſtalt des israelitiſchen Gottesglaubens, wie ſie in den Zeugniſſen der älteſten Schriftpropheten uns entgegentritt, als ſchon ſeit Moſiszeit beſtehend und als immer nur vorübergehenden Verdunkelungen durch götzendieneriſchen Abfall unterliegend erwieſen. Die Propheten Amos und Hoſea, welche nach den Anſchauungen der modernen Schule mehr oder weniger als Begründer des altteſtamentlichen Monotheismus dargeſtellt, alſo gewiſſermaßen an Moſis Stelle gerückt werden, erſcheinen nach der hier gebotenen Ausführung vielmehr als zur alten Religion Israels zurückſtrebende und in das verlaſſene Erbe der Väter wieder einführende Reformatoren. „Amos und Hoſea," ſo beſchließt der Verfaſſer ſeine lehrreichen Darlegungen hierüber (S. 63), „haben nicht einen bisher ziemlich rohen, naturhaft-nationaliſtiſchen Gottesglauben in die reinere ſittliche Sphäre emporgehoben und damit den Anfang zur Entnationaliſierung der Religion Israels gemacht. Sie haben vielmehr den ſittlich-ernſten Gottesgedanken, welcher derſelben von der moſaiſchen Gründung her eigen war, den Zeitirrtümern gegenüber kräftig zur Geltung gebracht, die Baalszüge mit Schärfe aus dem Antlitz Jahves ausgelöſcht und aus ihrem Gottesglauben allerdings auch die letzte und furchtbarſte, für ihre Zeitgenoſſen neue Folgerung gezogen, daß Israel, weil ſeinem geſchichtlichen Berufe, d. h. ſeinem Gotte untreu, untergehen müſſe, aber darum nicht auch ſein Gott Jahve mit ihm — denn er iſt und bleibt der König und Richter aller Welt. Nicht eine neue, bisher unerhörte Erkenntnisſtufe iſt hier erreicht, ſondern eine alte, aber von vielen vergeſſene und verdunkelte Wahrheit wieder ans Licht gezogen und zur Geltung gebracht, natürlich nicht in lehrhafter Abſtraktion, ſondern in packender Anwendung auf konkrete Zeitverhältniſſe. Die Propheten waren nicht philoſophierende Lehrmeiſter, die neue Lehrſätze entwickelten. Sie waren das von Gottes Geiſt erleuchtete Gewiſſen Israels, mit der Aufgabe, ihm ſeine wahre Lebensgeſtalt in der Gegenwart aufzudecken, ſodann die Vertrauten ſeines Rates, um ſeine Wege in die nächſte Zukunft

*) Gütersloh, Bertelsmann. 107 Seiten (Heft 4 des V. Bandes von Schlatter und Cremer: „Beiträge zur Förderung chriſtlicher Theologie").

hinein zu weisen. Das ist genug, und das ist mehr, als wenn wir ihnen Verdienste zuschreiben, welche ihr eigenes Zeugnis nicht für sich in Anspruch nimmt. — Die Frage nach dem Ursprung des eigentümlich Wertvollen in der Religion Israels, wovon auch wir noch zehren, kann also auf dem Boden der Schriften von Amos und Hosea nicht ausreichend beantwortet werden. Wir werden mit ihr weiter zurückgewiesen auf die erste und grundlegende Offenbarung Jahves in der Zeit der Volksbegründung. So viel ist gewiß: der Gott dieser Propheten widersteht der Herleitung aus spontanen Gedankenentwicklungen, hervorgerufen und bedingt von den Zeitereignissen. Insofern sind Amos und Hosea gültige Zeugen gegen die auf die Religionsgeschichte angewandte Evolutionstheorie, und — „auf zweier oder dreier Zeugen Mund besteht alle Sache!" (Aus „Beweis des Glaubens", Dezember 1901.)

Naturkenntnisse des Altertums.

Eine von P. G. v. Luternau eingesandte Abschrift aus **Elektrizität, Magnetismus, Galvanismus im Dienste des Menschen**, von Dr. W. F. A. Zimmermann.

Die Sprach- und Geschichtsforscher, Philologen und Historiker, fanden Nachrichten, welche darzuthun schienen, daß die alten Priesterschaften der Juden u. a., die Chinesen und Inder, die Etrurier und Römer schon vor einigen Jahrtausenden im Besitz von Kenntnissen waren, die sie zur Ansammlung und Aufbewahrung von Elektrizität, zur Verwertung und Leitung der Luft, bezw. Gewitter-Elektrizität, zur Verwendung derselben bei religiösen Handlungen führten. An diesen Untersuchungen beteiligten sich einige bekannte Physiker, so der Professor Lichtenberg in Göttingen; nächstdem sind namhaft zu machen Schweigger in Halle, Bendavid in Berlin und der berühmte Orientalist Michaelis in Göttingen. Es sei gestattet, bei den Forschungs-Ergebnissen, resp. den darauf sich gründenden Anschauungen dieser Gelehrten, etwas zu verweilen.

Zunächst schien aus den Angaben alter römischer Schriftsteller hervorzugehen, daß die Etrurier und Römer bei religiösen Handlungen sich gewisser, blitzableiter-ähnlicher Vorrichtungen bedienten und daß der dritte römische König, Tullus Hostilius (672—640 v. Chr.), wie Riechmann, bei einem unvorsichtig angestellten Experiment vom Blitz getötet wurde. Jenen Nachrichten zufolge hatte der Vorgänger des Tullus, der weise Numa Pompilius, dem römischen Gott Jupiter Elicius (Blitzelenker) in Rom einen Tempel erbaut, in welchem er als der Pontifex maximus — d. i. der Vorsteher der Oberpriester und als solcher mit den Gebräuchen der Religion und mit der Weisheit und den Geheimnissen der Priesterkaste Vertraute — mit dem vom Himmel herabgerufenen, im „Feuer" sichtbaren Jupiter sprach. Als nun Tullus seine Kriege beendet, widmete auch er sich jenem pomphaften Götterdienst. Allein die Kenntnis, welche Numa von der Natur hatte, ging ihm ab; als er daher dem Jupiter ein Opfer bringen und dieses auf die hergebrachte Weise durch „vom Himmel herabkommendes Feuer" — welches in den meisten alten Sagenkreisen wiederkehrt — anzünden wollte, ward er aus Unkunde mit dem Vorgang von eben diesem Feuer getötet, vom Blitz erschlagen. Die Priester sagten zwar, weil Tullus ein Versehen in dem Ritus (den religiösen Gebräu-

chen) begangen, sei Jupiter in Zorn geraten und habe ihn erschlagen; da ihnen indes das Experiment selbst der Ritus war, so bedeutet jener Ausdruck von einem Fehler im Ritus nicht weiter als: Tullus habe das Experiment nicht nach der bestimmten Vorschrift gemacht.

Wenn wir hier schon — die Glaubwürdigkeit der Quellen immer vorausgesetzt — deutliche Spuren physikalischer Kenntnisse finden, so wird es uns nicht wundern, in dem Samothrakischen Mythenkreise in der Verehrung der Bäthlien (Meteorsteine), in dem Dienste des Vulkan (Hephästos), welcher dem Jupiter Blitze schmiedet, u. a. noch weitere Andeutungen dieser Art zu sehen, und da die alten Griechen und Römer ursprünglich rohe Barbaren gewesen und ihre Bildung von andern, vorgeschrittenen Völkern erhalten haben, so wird man nach den bezüglichen Kenntnissen dieser alten Kulturvölker fragen.

Vorder-Asien und Aegypten waren für die Griechen der Stammsitz der Kultur, so wie es Griechenland für die Römer war. Obgleich es ziemlich schwierig ist, auf die Grundlage des Wissens der alten Völker zurückzugehen, so viel scheint doch mehr als wahrscheinlich, daß die Priesterkaste im Besitz von Geheimnissen sich befand, welche in ihr von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbten, den Laien jedoch nicht mitgeteilt werden durften und sich von den Indern auf die Aegypter, von diesen aber auf die Hebräer und Phönizier übertrugen; daß ferner diese Geheimnisse naturwissenschaftlichen Inhalts zwar waren und ihre Eigentümer zu scheinbaren Zaubereien, „Wunderthaten“, befähigten, aber untereinander nicht in einem wissenschaftlichen Zusammenhang gestanden, sondern stets vereinzelte Kunststücke, gewissermaßen Rezepte, zu dem oder jenem Wunder gewesen seien. *Vielleicht stammten diese Geheimlehren, wie Schweigger meint, aus einer Urphysik her*, aus einer Zeit, die für *unser* hebräisches und ägyptisches Altertum „das Altertum“ war, wenigstens existierte sie 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung nicht mehr. Die Priesterkaste war es, die bei den Indern, Aegyptern (und den Schülern der letztern, den Israeliten), des Wissens sich bemächtigt hatte, im Besitz der Geheimnisse, „Wunder“that, den Verräter mit dem Tode bestrafte und sich somit zu Beherrschern der Menge machte.

Was nun unsern Gegenstand selbst anbelangt, so dürfte nach den Forschungen der genannten Gelehrten die Behauptung nicht zu gewagt erscheinen, daß die *hebräischen Priester* die Wolken- und Luft-Elektrizität kannten und verwerteten, wenn schon sie wahrscheinlich nicht wußten, was sie thaten, sondern nur das Gelernte mechanisch übten. Wer nämlich die Beschreibung der Bundeslade und der Stiftshütte in Kapitel 25 ff. des zweiten Buches Mosis von dem Standpunkt des Naturforschers liest und diese vergleicht mit den Stellen des 9. und 10. Kapitels des dritten Buches, woselbst des Opfers gedacht wird, das durch Feuer vom Himmel verzehrt wird, und der Söhne Aarons, welche sich der Bundeslade nahen und durch hervorbrechendes Feuer getötet sind, ferner mit der Stelle im 16. Kapitel des vierten Buches, da die 250 Männer der Rotte Korah getötet werden durch Feuer, welches „von dem Herrn“ — d. h. dem auf der Bundeslade thronenden —

„ausfuhr“: der kann nach der Meinung Bendavids, Michaelis und Lichtenbergs nicht umhin zuzugestehen, daß die Bundeslade ein mächtiger elektrischer Apparat gewesen sein dürfte, geladen durch die mittelst der Säulen der Stiftshütte aufgefangene atmosphärische Elektrizität, so daß also die Stiftshütte als die Elektrisiermaschine und die Bundeslade als eine Art Verstärkungsflasche zu betrachten sein würde. (!?)

Die genannten Forscher leiten ihre Ansicht von der Beschreibung der Bundeslade und Stiftshütte her. Die erstere war aus besonders trockenem Föhrenholz gefertigt und in- wie auswendig mit dünnen Goldblechen bekleidet — sonach ein Isolator mit leitenden Belegungen, wie eine Leydener Flasche. Auch die sonstigen Bemerkungen über die Bundeslade (2. Buch Mosis) passen sehr wohl zu der geäußerten Ansicht: Die Lade war etwas Unnahbares; wer sich unberufen an sie heranwagte oder gar sie berührte, wurde von daraus hervorbrechendem Feuer getötet, wie die Söhne Aarons, welche — mit dem Geheimnis der Entladung nicht vertraut — ein Opfer bringen wollten und erschlagen wurden. Und so geschah es wohl allen, die sich eines Verbrechens gegen die Religion und deren Priester schuldig gemacht hatten; indem sie ein Sühnopfer auf die Lade legen sollten, wurden sie durch hervorbrechendes „Feuer“ getötet. Die Ladung dieses Apparats soll nach Annahme der erwähnten Forscher mittelst atmosphärischer Elektrizität vor sich gegangen sein — denn die hebräischen Priester sollen es verstanden haben, die Elektrizität aus den Wolken herabzuziehen — und zwar mit Hilfe der Stiftshütte auf folgende Weise.

Sechs Stangen aus trockenem Föhrenholz, 60 Ellen hoch, mit metallenen Spitzen, standen in einem großen länglichen Viereck um die Bundeslade herum und bildeten das Gerippe der Stiftshütte, welche durch schwere seidene Vorhänge vervollständigt, das Allerheiligste einschloß; von den Spitzen der Stangen gingen goldene Ketten bis auf den mit goldener Belegung versehenen Deckel der Bundeslade herab. Rings um dieses Viereck standen noch 60 Säulen gleicher Art in einem länglichen Viereck von 100 Ellen Länge und 50 Ellen Breite, gleichfalls durch seidene Vorhänge miteinander verbunden. Die metallenen Spitzen der 60 äußeren isolierenden Stangen, waren mittelst goldener Ketten mit den sechs inneren in Verbindung gesetzt, so daß sie nach physikalischen Begriffen ein geordnetes großes System von Blitzableitern darstellten, welches die ganze Menge der herabgeführten Elektrizität auf einen Punkt, auf die Bundeslade, vereinigte. Während des Marsches der Israeliten soll die Ladung der letzteren auf eine andere — für den Physiker ebenfalls mögliche — Weise bewerkstelligt worden sein; nämlich durch eine Feuer- und Rauchsäule, welche sich von ihr erhob; Rauch ist, wie wir wissen, ein vortrefflicher Leiter. Das Feuer brannte, während die Lade von alten erfahrenen Leviten an 12 Ellen langen Stangen getragen wurde. Ob die Rauchsäule in der Absicht erzeugt worden, den Apparat zu laden, möge dahingestellt bleiben; daß es jedoch geschehen, ist weniger zweifelhaft.

Aus gewissen Stellen der Bibel und aus Hinweisen und Berichten alter Schriftsteller — so namentlich aus Angaben des jüdischen Geschichtsschreibers Flavius Josephus, welcher, ein Levit, die Einnahme Jerusalems durch

Titus im Jahre 70 erlebte — hat man ferner gefolgert, daß der Tempel zu Jerusalem durch Blitzableiter geschützt gewesen sei.

Der Salomonische und auch der spätere, Herodianische Tempel, stand auf einem 600 Fuß hohen Felsen; das Bretterdach war vergoldet, d. h. mit Goldplatten überzogen; von dem Dache aus liefen kupferne Röhren an den innern Winkeln des Gebäudes herab und führten das Tau- und Regenwasser nach den in den Felsen gehauenen Zisternen; auf dem Dache stand eine große Anzahl metallener Spitzen, welche es förmlich bedeckten und angeblich zu dem Zwecke angebracht waren, die Vögel abzuhalten, sich auf das Dach zu setzen und das Heiligtum zu verunreinigen. Diese Spitzen im Verein mit den metallenen Leitungsröhren bildeten die besten Blitzableiter. Auf diese Schlußfolgerung kam zuerst Michaelis in Göttingen, indem er die Beschreibung des Tempels mit der Thatsache zusammenstellte, daß der letztere in einem so gewitterreichen Lande wie Palästina hoch und einsam stehend, doch nie vom Blitz getroffen, bezw. beschädigt worden sei. Daß die gedachten Metallspitzen aber nicht, wie es zu dem erwähnten Zweck genügt hätte, etwa einfache Drahtstifte, sondern lange, zugespitzte Metallstangen — also recht eigentliche Blitzableiter — waren, wird zwar in der Bibel nirgends gesagt, geht jedoch aus einer Angabe des Geschichtsschreibers Josephus deutlich hervor. Dieser sagt nämlich, daß bei dem letzten Ansturm, den die Römer bei der Belagerung unter Titus gegen den Tempel unternahmen, die den letztern verteidigenden und bereits von allem Kriegsbedarf entblößten Leviten die Metallspitzen vom Dache abbrachen und als Wurfspieße auf die andringenden Feinde warfen; gewöhnliche Drahtstifte würde man dazu doch nicht haben verwenden können.

Wir sind hiermit in der Geschichte der Blitzableiter und der Gewitter- bezw. atmosphärischen Elektrizität bis auf die fernsten Spuren zurückgegangen. Es soll nun nicht behauptet werden, daß alles, was davon in Betreff des Altertums gesagt, so aufgefaßt werden müsse; viele sind die entschiedensten Gegner einer derartigen Auslegung der biblischen Nachrichten und zahlreiche Stimmen nennen schon jeglichen Versuch einer natürlichen Erklärung lächerlich und lästerlich; allein wie auch die Idee Michaelis, Bendavids u. a. bezeichnet worden sein möge, es läßt sich wohl nicht leugnen, daß das Beschriebene die angegebenen Zwecke gehabt haben könne und daß es dieselben erfüllt haben würde, ja daß wir, was die „Blitzableiter" anbelangt, mit Hilfe der Theorie und Praxis vielleicht keine besseren aufstellen können, als die Metallspitzen gewesen, welche mutmaßlich den Herodianischen Tempel so lange Jahre gegen Beschädigung durch Blitz bewahrten.

Anmerkung des Einsenders.

An dieser Abhandlung ist bemerkenswert, daß die genannten Geschichts- und Naturforscher zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß schon die ältesten Kulturvölker, wenn auch nicht eine wirkliche Erkenntnis der Naturerscheinungen und ihrer Gesetze, doch naturwissenschaftliche Kenntnisse gehabt haben, und daß die Geheimlehren der Priester nach Schweiggers Meinung sogar aus einer Urphysik herstammen sollen. Dieser Gedanke, daß es eine Urphysik, oder noch besser, eine Urnaturwissenschaft gegeben habe, die aber später nicht mehr existierte, scheint mir sehr vernünftig und sogar biblisch, indem sie nirgends

anders ihren Ursprung haben kann, als in einer Offenbarung durch den Gott, der den Stoff durch sein Wort ins Dasein gerufen, ihn mit Kräften belebt, die nach von ihm gegebenen Gesetzen wirken und der allein die der ganzen Schöpfung zu Grunde liegende Idee kennt und auch offenbaren kann.

Der Mensch, wie er ursprünglich geschaffen, lebte mit Gott in seliger Gemeinschaft. Seine Sinnen waren ungemein scharf, sein Verstand klar, sein Erkenntnisvermögen oder Scharfsinn vollkommen, sein Gedächtnis so, daß er nichts vergaß, was er je gehört, gesehen, gedacht oder sonst wahrgenommen.

Des Menschen Lehrer war also Gott selbst; der Mensch aber der fähigste und lernbegierigste Schüler, den es geben konnte. So schildert 1 Mose 2, 19 und 20 den ersten Unterricht in der Naturgeschichte. Gott bringt die Tiere zu dem Menschen und der Mensch giebt ihnen Namen. Gott führte also dem Menschen die Tiere einzeln vor und ließ ihn auf alles merken, worauf der Mensch das betreffende Tier dementsprechend benannte. Der Name war der natürliche Ausdrück für das Erkannte und brachte, wenn wieder genannt, die richtige Vorstellung des Genannten hervor. Die Ursprache des Menschen mußte eine vernünftige sein, im Gegensatz zu den vielen Sprachen, mit ihren an sich sinn- und bedeutungslosen Wörtern und Namen, seit Gott beim Turmbau zu Babel die Sprachen der Menschen „verwirrt" hat. Da hat also jeder die ursprünglichen, einleuchtenden, bezeichnenden und darum allgemein verständlichen Namen vergessen und dafür zufällige, sinnlose und allen andern unverständliche Namen zu brauchen angefangen. Nach Vers 20 hatte der Urmensch eine richtigrere Erkenntnis des Unterschieds zwischen Mensch und Tier als viele unter unsern heutigen Männern der Wissenschaft, denen der Mensch nur als das vollkommenste Säugetier erscheint, das sie als Zweihänder bezeichnen, im Gegensatz zu den Vierhändern oder Affen. Der Mensch fand unter allen Tieren keine Gehilfin, die um ihr wäre, also nicht seinesgleichen. Vers 23 dagegen erkennt Adam augenblicklich in Eva „Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch."

Gewiß war der Urmensch ein eifriger Naturforscher, mit ungeschwächten Sinnen und Sinnesorganen und großen geistigen Fähigkeiten, in einer Welt wo alles „sehr gut" und schön war, Gott selbst aber sein Lehrer. Kein Wunder, wenn die Urwissenschaft sich rasch und weit entwickelte und von Irrtum und Täuschung frei blieb. Durch den Sündenfall wurde vieles anders. Sünde, Fluch, Tod und zwar der leibliche und geistige Tod, hemmten nicht nur die Entwicklung, sondern Sinne und geistige Fähigkeiten wurden geschwächt, der Mensch aus der Gemeinschaft mit Gott gerückt, sein Verstand verfinstert, dem Irrtum und der Lüge zugänglich, die Natur selbst kam unter den Fluch, Kap. 3, 17. 18. Das alles konnte nicht ohne schädlichen Einfluß auf jene Urwissenschaft bleiben. Manches wurde nun vergessen und neue Trugschlüsse verursachten Irrtümer. Doch erreichten die Menschen bis zur Sündflut noch ein hohes Lebensalter, alterten daher auch nicht so schnell, so daß immerhin ihre Leibeskräfte und geistigen Fähigkeiten noch stärker sein und länger rüstig bleiben mußten, als bei unserm kurzlebigen Geschlecht. Die Abnahme des Lebensalters seit der Sündflut läßt auf eine Abnahme der

geistigen und leiblichen Kräfte der Menschen schließen, und die Sprachverwirrung mag wohl auch von einer Verwirrung in Bezug auf Wissenschaft und Kunst begleitet gewesen sein, jedenfalls mußte sie auf dieselben höchst schädlich und hindernd einwirken.

Eine Urwissenschaft und Urkunst (nicht nur Urphysik) mag es also gegeben haben, die auf einer hohen Stufe standen, später aber verloren gegangen sein mögen. Aber die Wunder der Bibel vom heutigen Standpunkt unsrer Wissenschaft aus erklären zu wollen und als physikalische Experimente darzustellen, zeigt nur, auf welche thörichte Gedanken die menschliche Weisheit führen kann.

Predigtentwürfe.

Sonntag Rogate.—Matth. 6, 5–8.

Von P. F. E. C. Haas.

I. Textbesprechung.

Einleitung. Cantate sagt uns, wie wir alle Ursach haben, im Blick auf das, was Gott an den Seinen gethan hat, thut und thun wird, ihn zu preisen; Rogate — Betet (Matth. 7, 7), zeigt uns das herrlichste Vorrecht der Kinder Gottes: das Gebet. Dasselbe umschließt ein Dreifaches: 1. Preis und Lob („Cantate"), 2. Bitte und Dank (Zusammenhang zwischen „Cantate" und „Rogate"), 3. Fürbitte und Dank für Erhörung geschehener Fürbitte (so führt „Rogate" wieder zu „Cantate" hin). Mit der unter 2a angeführten Art, dem Bittgebet, hat's besonders unser Text (wie auch das altkirchliche Evangelium des heutigen Sonntages) zu thun. Derselbe zergliedert sich in zwei Teile: 1. V. 5 und 6 und 2. V. 7 und 8.

Erster Teil. Vers 5 und 6.

Das Gebet soll niemals ein Schaugebet sein! „Heuchler" sind solche, die sich den Schein der Frömmigkeit geben, deren Herz aber von Gott fern ist; so zu Christi Zeit die Pharisäer. „Auf daß sie . . ." zeigt den einzigen Zweck des heuchlerischen Gebets; dieser Zweck ist ipso facto erreicht und darum haben solche „ihren Lohn," d. h. die Erhörung (den Ruhm in den Augen der Leute) „dahin". „Kämmerlein" — Gebetskammer der Israeliten auf dem Dache des Hauses. „Im Verborgenen" — niemand braucht's zu sehen, außer dem, der allgegenwärtig, somit auch „in das Verborgene siehet." Dieser ist „dein Vater": für den Israeliten eine neue, durch Christum gebrachte Offenbarung des göttlichen Wesens; für uns nicht neu, aber leider zumeist nicht gebührend beachtet als das größte Vorrecht eines Christen, das den Christenglauben über jede andere Religion der Erde erhebt. „Wird dir's vergelten öffentlich": durch die Erhörung solchen Gebets wird vor aller Welt der Segen eines wahren Gebetslebens offenbar werden; manchmal schon hier in der Zeit, sicher aber dereinst in der Oeffentlichkeit des Gerichtstages.

Zweiter Teil. Vers 7 und 8.

Deinem Vater gegenüber brauchst du nicht viele Worte zu machen! Des Gebetes äußere Form: a. Bei den Heiden. Sie plappern — gedankenlos

oder rein äußerlicher Wortschwall ohne Gebetsstimmung des Herzens; b. bei den Christen. Der Vater weiß, was seine Kinder bedürfen, selbst ehe sie ihn bitten. Dieses „Wissen" macht nicht unser Gebet, aber die „vielen Worte" unnötig. Beispiel des irdischen Vaters, der da wohl weiß, daß sein Kind der Nahrung, Kleidung u. s. w. bedarf, der aber als rechter Vater darauf bestehen wird, daß sein Kind ihn um die einzelnen Dinge bitte, schon damit das Kind „erkenne", sich dessen bewußt werde, daß es alles, auch das scheinbar Selbstverständliche, nur der Liebe seines Vaters zu verdanken habe. (Dieser Gedanke leicht zu verwerten im Anschluß an die „Summa" unsers Glaubens an Gott, den allmächtigen Schöpfer: Katech.-Frage No. 58.)

II. Homiletisches.

Allgemeines. Der Text an sich ist sehr klar und leicht verständlich; jedoch wird eine fruchtbare Predigt nicht am Aeußerlichen haften bleiben und die „Heuchler", bezw. „Heiden", nicht nur bei den Juden (Pharisäern), bezw. den außerhalb der Kirche (speziell der evang. Kirche Stehenden zu suchen, sondern namentlich auch zu warnen haben vor den auch in kirchlichen (namentlich pietistischen) Kreisen so oft üblichen Gebeten, die den beiden „Ihr sollt nicht!" unsers Textes leider gar zu sehr ähneln. Demnach ergäbe sich zuerst eine Beleuchtung unsers Textes aus der damaligen Zeitgeschichte des Volkes Israels heraus, sodann eine Beleuchtung desselben im Blick auf die nicht-evangelische Christenheit, und drittens eine Beleuchtung im Blick auf die angedeuteten drohenden Gefahren im eigenen Lager. Hierbei sollte jedoch in einem vielleicht abschließenden Worte die nie hoch genug anzuschlagende Bedeutung eines rechten Christengebetes gebührend hervorgehoben werden unter besonderer Betonung der Notwendigkeit des Gebetes „im Kämmerlein".

Beten ist: „Eines Christen bestes Handwerk." (Luther.) „Atemholen der Seele," „des Glaubens Tochter, die zugleich wiederum ihren Vater — den Glauben — nährt." „Wer ist ein Mann?" (E. M. Arndt.) Joh. Gerhard sagt vom Beten: „Was das Herz für den lebendigen Menschen, das ist für die Seele das Gebet; was dem Müden die Ruhe, dem Traurigen die Freude, dem Dürftigen das Geld, dem Schwachen die Kraft; was die Sonne am Himmel, das ist das Gebet in einem Christenmenschen. Das Gebet ist die Taube, welche ausgesandt und wiederkehrend das Oelblatt bringt, nämlich den Frieden des Herzens; die Leiter, welche von der Erde zum Himmel hinanreicht; die goldene Kette, die Gott den Herrn festhält und nicht läßt, bis er sie segne; der starke Wind, der die höllischen Schrecken wegführt; die Säule zwischen der Kirche und ihren Feinden; der Stab Mosis, der aus dem Fels des Heils das Wasser der Tröstung hervorlockt; der Kinnbacken Simsons, der die Feinde daniederschlägt; die Harfe Davids, vor welcher der böse Geist weicht; der Schlüssel zu den Schätzen des Himmels; das Schifflein, welches durch das stürmische und tiefe Meer dieses Lebens uns dahinträgt; der süße Weihrauch, köstlich vor Gott!" . . . Zum Gebet im Kämmerlein: Wie die Liebe dazu treibt, mit dem Geliebten allein zu sein, ohne die störende Gegenwart eines dritten, so soll unsre Liebe zu

Gott uns treiben, ins Kämmerlein zur trauten Gebetsgemeinschaft mit unserm Gott. — Unsre Sünden, deren wir uns vor Gott schuldig zu geben haben, treiben uns ins Kämmerlein. —

Nicht „viele Worte machen": Gott schaut ins Herz, darum genügt ein Seufzer, aber aus Herzensgrunde, zur Bitte vor ihm. Wie der stumme Schmerz, der sich nicht in Worte fassen und kleiden läßt, meist tiefer und größer, als der geräuschvoll sich äußernde, so wird auch das nicht so sehr in Worten, als vielmehr in der andächtigen Stille des Herzens sich äußernde Gebet für uns um so inniger und gesegneter, und Gott angenehmer sein! — Vergl. Liedervers: „Sing, bet und geh auf Gottes Wegen."

Rogate, d. h. Betet!" so heißt der heutige Sonntag nach der vor Alters gelesenen Schriftstelle, Matth. 7, 7, und dem Evangelium des Tages. F. Arndt schreibt über denselben: „Er ist der eigentliche Betsonntag des Kirchenjahres und die mit ihm beginnende Woche die eigentliche Betwoche. Als nämlich im Jahre 466 in mehreren Ländern, besonders in Frankreich, große Not herrschte, die durch Raubtiere, Erdbeben und andere Landplagen entstanden war, verordnete der Bischof Claudius Mamertus zu Vienne, daß man die ersten drei Tage vor Himmelfahrt mit Fasten, Beten und feierlichen Aufzügen in den Kirchen und auf den Feldern zubringen und Gott anrufen sollte, daß er diese Not gnädig abwende. Allmählich wurde diese Sitte auch an anderen Orten eingeführt und im Jahre 591 für die ganze Christenheit ausgeschrieben. Zugleich entstand damit noch eine andere Sitte, welche auch unsre evangelische Kirche seit ihrer Stiftung beibehalten hat, nämlich, mit dem heutigen Sonntag die Fürbitten um Gedeihen der Feldfrüchte und um günstige Witterung dazu, sowie um Abwendung alles Mißwachses, ihren Anfang nehmen zu lassen; eine löbliche Sitte, die man nirgends sollte eingehen lassen, da wir ja alle wissen, wie viel von einer gesegneten Ernte für alle Einwohner eines Landes abhängt."

III. Dispositionen.

A. Thema: „Das rechte Christengebet."

I. Was uns dazu treiben soll:
   1. Nicht die Sucht, vor den Leuten zu glänzen;
   2. sondern das Trachten, Gott zu gefallen.

II. Wo wir beten sollen:
   1. Nicht an den Ecken und Straßen;
   2. sondern im Kämmerlein.

III. Wie wir beten sollen:
   1. Nicht mit vielen Worten;
   2. sondern aus brünstigem Herzen.

B. Thema: „Betet ohne Unterlaß!"

I. Wo?
   1. Im Kämmerlein;
   2. mit der Familie;
   3. mit der christlichen Gemeinde.

II. Wie?
1. Kurz und kernig;
2. kindlich und vertrauend;
3. demütig und ergebungsvoll.

C. Thema: „Warum Rogate, d. h. Beten?"

I. Weil wir Kinder sind, die sich selbst nicht helfen können;
II. weil wir einen Vater haben, der uns helfen kann;
III. weil wir einen Freund haben, der uns helfen will.

D. Thema: „Das Gebet nach seinem Zweck, Form und Inhalt."

I. Zweck des Gebetes:
1. uns stille zu machen im Getriebe der Welt;
2. uns demütig zu machen vor Gott und Menschen;
3. uns reich zu machen in unserm Glauben,
II. Form des Gebetes: einfach und schlicht.
III. Inhalt des Gebetes: was wir bedürfen nach Leib und Seele.

Die folgenden Stücke sind mit einer Ausnahme von P. G. Fr. Schütze.

Himmelfahrt (Eisenacher Evangelium).—Luk. 24, 50-53.

Scheidestunden sind keine Freudenstunden, besonders wo der Abschied auf Nimmerwiedersehen gemacht wird. Doch haben wir hier ein Fest des Abschiedes, bei dem die zurückbleibenden Jünger mit großer Freude erfüllt werden. Sie haben also Jesu Himmelfahrt nicht als einen Abschied auf immer angesehen, wie sie es Karfreitag noch thaten; denn jetzt haben sie seine Abschiedsverheißung: Siehe, ich bin bei euch alle Tage; und darum heißt es bei ihnen: Mein Herze geht in Sprüngen u. s. w., 353 V. 11. So dürfen auch wir das Fest der Himmelfahrt Christi als einen Freudentag feiern, denn auch uns gilt ja Jesu Wort, Matthäi am letzten, wenn wir seine Jünger sind. Warum denn feiern wir nun Himmelfahrt? Wir haben von der Jünger großen Freude gehört, wissen aber nicht, weshalb und warum sie war. Nur ein Thor freut sich ohne zu wissen, warum. Damit aber unser Gottesdienst ein vernünftiger sei, müssen wir wissen, warum wir uns denn eigentlich freuen. Wir legen uns also die Frage vor:

Warum freuen wir uns der Himmelfahrt Jesu?

I. Weil der Heiland zu seiner Herrlichkeit erhöht ist;
II. weil der Heiland uns zu sich ziehen will.

I.

1. V. 51. Christus fuhr gen Himmel. Nun nimmt er wieder seinen gebührenden Platz ein in der Klarheit, die er bei Gott hatte, ehe denn die Welt war. Da dürfen wir wohl preisen und lobsingen dem wundergroßen Siegeshelden, der auffährt mit Jauchzen und mit heller Posaune. (Ps. 47, 6.) Schaut herum in der Welt und zeigt uns Fürsten und Gewaltige, die nicht endlich, wie David (1 Kön. 2, 2), zuletzt dahin gehen den Weg aller Welt? Nur von zwei Männern außer Jesu wird berichtet, daß Gott sie hinwegnahm zu sich, ohne daß sie den Tod sahen, Elias (2 Kön. 2, 1—11) und Henoch (1 Mos. 5, 24). Aber diese beiden wurden von Gott empor=

genommen, Christus aber fährt auf aus eigner Kraft und Herrlichkeit. Heut hast du dich gesetzet zur Rechten deines Vaters Kraft. Sagt, wer ist wie der Herr, unser Gott? Der sich so hoch gesetzt hat. Ps. 113, 5. Darum freuen wir uns billig, daß unser Heiland so erhöht ist und preisen seine große Herrlichkeit, die auch über uns sich erstreckt. Ihr wißt, leidet ein Glied, so leiden alle Glieder mit, und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit. 1 Kor. 12, 26. Hier ist es aber nicht ein Glied, sondern das Haupt, der ganze Leib selbst, der herrlich triumphieret; desto mehr freuen sich alle Glieder mit.

2. V. 50. Beim Scheiden hinterließ Jesus ihnen ja eine köstliche Abschiedsgabe, seinen Segen. Während seiner ganzen Erdenzeit lesen wir nicht, daß Christus seine Jünger gesegnet hat, nur einmal segnete er die Kindlein, die sie zu ihm brachten. Mark. 10, 16. Jetzt erfüllt sich das Wort: Ich gebe euch nicht, wie die Welt giebt, sondern unvergleichlich höher. Wieder erscheint der Gegensatz zwischen Gott und Menschen. Auch vor Christus ist schon gesegnet von Menschen, aber nur im Namen Gottes. 4 Mos. 6, 27; 1 Mos. 14, 19; Ps. 129, 8. Der Herr aber segnet in seinem eignen Namen, und wer gesegnet ist, der wird auch gesegnet bleiben, 1 Mos. 27, 33. Ob dann auch Menschen wollen die Gesegneten Gottes verfluchen, der Fluch muß sich zum Segen wandeln, wie Bileam nicht vermochte, auf Wunsch des Balaks, des Moabiterkönigs, Israel zu verfluchen, denn es war gesegnet (4 Mos. 22, 12; vgl. die ganzen Kapitel 22—24). So freue dich, o Christenheit, des Segens des Herrn, in ihm hast du, was kein Verstand ergründen kann, die Liebe Gottes. Heut spricht der Herr zu deinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten als ewiger König über alle Welt. Nun verlaß dich darauf: Hilft er dir, so ist dir geholfen, segnet er dich, so bist du gesegnet, denn er ist allmächtig.

II.

1. Herr Jesu, wie erhöht bist du! Du fuhrst dem Thron des Vaters zu, daß du vor Gott für uns erschienst, für dein Volk, das du Gott versühnst! Merke: für Gottes Volk. Dadurch daß alle Güter unsres Glaubens als himmlische und ewige erklärt werden und unser Glaube und unsre Hoffnung selbst nach dem Himmel und der Ewigkeit gerichtet werden, wird die Hoffnung und Freude des Festes auf einen ganz bestimmten Kreis begrenzt, nämlich auf die, die als Glieder des Leibes Christi aus der Wahrheit geboren sind. Bei denen heißt es aber dann auch ganz gewiß: Lässet auch ein Haupt ein Glied, welches es nicht nach sich zieht? Ihnen gilt das Wort Jesu (Joh. 17, 24): Ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast. Bedeutend das Wort: Ich will, nicht ich bitte, oder gieb. Damit nun aber wir zu denen gehören, die bei Christo in der Herrlichkeit sein werden, wollen wir noch an dem Beispiel der Jünger sehen, wie unsre Freude sich kundgeben soll.

2. V. 52 f. Sie beteten ihn an. Gott anbeten ist keine Last oder Pflicht, sonndern dem Christen ein seliges Kindesrecht. Es giebt kein unverständigeres Wort als das: Wie oft soll ein Christ beten? Schmach und Schande über den Jünger, der seinen Meister so wenig versteht. Ein Christ soll gar nicht beten, aber er darf es; er freut sich jedesmal darauf, daß er

nicht mehr in knechtischer Furcht zu dem gestrengen Richter die Stufen des Thrones emporkriechen muß, sondern daß er als das liebe Kind seinen lieben Vater und den zu seiner Rechten sitzenden Erlöser anbeten darf. Anbeten, was heißt das denn anders als von Herzen Ruhm und Ehre, Lob und Dank darbringen? Willst du eine praktische Lehre ziehen aus diesem Vorbild der Apostel, so sei es diese: Leidet jemand unter euch, der bete; ist jemand guten Muts, der singe Psalmen (Jak. 5, 13). Die Psalmen aber sind lauter solche Gebete des Ruhms und Lobes, der Bitte und des Dankes. Wir können also noch kürzer sein und sagen: Betet ohne Unterlaß, wie die Apostel, welche

3. V. 53. allewege im Tempel waren, und Gott lobten und priesen. Du kannst und sollst zwar nicht allewege im Gotteshaus sein, aber so oft die Glocken rufen, dann sei du auch allewege auf deinem Platz im Gotteshause. Wohnt Gott auch nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht, so wisse doch, daß er vom Himmel herab auf die versammelte Gemeinde schaut. Aber was rede ich viel? Ist dein Herz voll Lob und Preis, dann zieht es dich von selbst in sein Haus (Ps. 84), dann weißt du, daß ein Tag in Gottes Vorhöfen besser ist, denn sonst tausend, dann sehnst du dich mit David, wie der Hirsch nach lebendigem Wasser, hinzugehen mit den Haufen und zu wallen zum Hause Gottes mit Frohlocken und Danken (Ps. 42). Grund genug zum freudigen Anbeten hast du ja doch ganz gewiß.

Aber sei es hier im Gotteshause oder daheim im Kämmerlein, sei es hinter deinem Pfluge oder bei deinen Töpfen, wo immer das Lob und die Anbetung zu Gott emporsteigt, da hört er es gewiß. Darum lobe den Herrn, meine Seele und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Amen!

Exaudi (Eisenacher Evangelium).—Joh. 7, 33–39.

Der heutige Sonntag ist eine Vorfeier auf Pfingsten. Pfingsten bringt uns die hohe Gottesgabe, den Heiligen Geist. Es geht aber mit diesem Gnadengeschenk, wie mit allen anderen Gaben Gottes, es will erbeten sein. Darum nimmt uns unser heutiges Evangelium erst noch einmal in die Gebetschule. Exaudi heißt „Erhöre“. In diesem einen Wörtchen ist die Summa aller unserer Gebete einbegriffen, denn was hilft uns all unser Bitten und Flehen, wenn sich der Himmel über uns ausbreitet wie eine eiserne Kugel und jenseits derselben unerreichbar für unser Schreien Gott thront. So ist in jedem Gebet die Hauptbitte, daß Gott uns auch erhören wolle. Wenn so viele Gebete ohne Antwort von droben bleiben, so kommt das daher, daß die Menschen nicht beten: Exaudi, erhöre uns! Du magst wohl sagen, ich weiß, daß Gott die Gebete seiner Kinder erhört; aber weißt du auch, ob du Gottes Kind bist? Unser Text, V. 34, sagt manchem, daß er Jesum nicht finden wird. Ob auch dir, das wirst du selber am besten wissen, wenn du dich unter das Strafamt des Heiligen Geistes stellst. So wollen wir auch heute uns durch den Text mahnen lassen, zu beten: Herr, erhöre uns, und durch das nahe bevorstehende Pfingstfest wollen wir unser Gebet richten lassen auf die Gabe des Heiligen Geistes. Wir legen also unsrer Betrachtung zu Grunde das Gebet:

Herr, erhöre unser Gebet um den Heiligen Geist.

I. Laß deinen Heiligen Geist uns strafen;
II. laß deinen Heiligen Geist uns lehren;
III. laß deinen Heiligen Geist uns trösten.

I.

1. Laß deinen Geist uns strafen? Ist das nicht ein Versehen? Sollte das nicht lieber heißen: Laß uns nicht strafen! Freilich, das Gebet: Strafe mich nicht, ist weit natürlicher, und doch bittet der Christ: Strafe mich; denn das Strafen und Richten des Heiligen Geistes ist ein ganz anderes, als das, welches des Menschen Sohn am jüngsten Tage ausüben wird. Das Strafen des Heiligen Geistes ist vielmehr ein innerliches; es geschieht, indem er unser Gewissen weckt und schärft. Wer im Urtext die Stelle aufschlägt, auf die sich die Lehre vom Strafamt des Heiligen Geistes gründet (Joh. 16, 8—11), der wird für strafen da ein Wort finden, das eigentlich meint, „überführen, überzeugen". Wenn er das thut, dann straft uns unser Gewissen, und richtet uns. Und so wir uns selbst richteten, so würden wir nicht gerichtet (1 Kor. 11, 31). Richtet, straft, überzeugt uns hier der Heilige Geist um, wegen, von unseren Sünden, so werden diese uns im Gericht nicht mehr verklagen, weil als wahre Christen wir sie dann in Christi Blut austilgen werden. Nicht wahr, mein Christ, wir wollen doch lieber beten: Herr, laß deinen Heiligen Geist uns strafen!

2. Warum straft uns der Heilige Geist. Die Schrift sagt uns an anderer Stelle, um die Sünde, daß wir nicht an Jesum glauben. Dafür straft in unserm Text der Heiland die Juden auch: „Ihr werdet mich suchen und nicht finden," und ein andermal sagt er es ihnen noch deutlicher (8, 21): „Ihr werdet mich suchen und in eurer Sünde sterben." O, das ist schrecklich, dermaleinst in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen (Ebr. 10, 31), um unsres Unglaubens willen. Denn wenn wir nur glauben, läßt er sich finden. Suchet, so hat er verheißen, so werdet ihr finden. Und doch giebt es ein Suchen, das nicht vom Finden gekrönt wird, wenn man sterben muß in seinen Sünden nicht nur den leiblichen Tod, sondern den andern, ewigen Tod. Denke an Franz von Moor in Schillers Räubern, der, sein ganzes Leben hindurch ein Heuchler, versuchte zum ersten Male seit seiner Kinderzeit wieder ernstlich zu beten, als ihm der Tod ins Angesicht grinste. Er vermochte es nicht mehr, und starb in seinen Sünden. Denke daran und dann danke Gott, daß sein Heiliger Geist dich bei Zeiten strafen will und kann, daß du der Verdammnis entrinnen kannst. Du willst doch dort hin, wo unser Erlöser schon ist, ins ewige Reich Gottes? Darum will dich Gott strafen, daß du einsiehst, so, mit deinen Sünden, kannst du nicht zu ihm kommen, denn er geht zu dem, der Jesum gesandt hat. Das ist die Strafe um die Gerechtigkeit. So lange der Heilige Geist noch nicht da war, hat Jesus dies Amt selber geübt, daß er seinen Gegnern es zeigte und sagte: Ich gehe zum Vater, und da der Vater heilig ist, so bin auch ich heilig. Da hat er es mächtig bezeugt, daß niemand ihn einer Sünde zeihen konnte. Wenn Kap. 8, 1—11 die Ankläger alle nach einander wegschleichen, von ihrem Gewissen überzeugt, da haben wir die Strafe um die Gerechtigkeit. Da wird uns des Heiligen Geistes überzeugen=

des Zeugnis klar, das uns zeigt die Welt voll Ungerechtigkeit, die auf frischer That ertappte Sünderin, die Ankläger, die nichts besser sind, und auf der andern Seite das Lamm Gottes unschuldig, den alleine gerechten Sohn Gottes. Sieh dir das Bild an und erkenne, was Gerechtigkeit ist, an dem, der für uns und bei uns gelebt hat, und nun für uns zum Vater geht. Straft dich da der Heilige Geist nicht, daß du an dem heiligen Vorbild deine Sünde in desto tieferem Grauen erblickst, dann schläft dein Gewissen oder ist so vom bösen Feind besessen, daß du des Geistes Zeugnis nicht vernehmen kannst. Aber versuche es nur, den Satan abzuschütteln. Du kannst es, der Heilige Geist bezeugt es, daß der Fürst dieser Welt gerichtet ist. Er hat keine Macht mehr über dich, wenn du nur den ernsten Willen und das ernste Verlangen hast, gerettet zu werden. Höre, was der Heilige Geist dir so gnadenreich aus Jesu Munde bezeugt: Wen da dürstet, der komme und trinke. Die löchrigen, ausgehauenen Gruben sind zugeschüttet, der Brunnen des lebendigen Wassers fließt für jeden, der durstig ist. Kein Satan und kein Mensch kann euch am Trinken hindern. Nur kommt.

3. Nicht wahr, das ist doch gnädige Strafe? Es ist uns gut, wenn der Heilige Geist ein Strafamt an uns übt, wenn er uns auch manche schöne Einbildung zerschlägt, und uns in den Staub demütigt. Aus Nichts hat Gott die Welt geschaffen, aus Nichts schafft auch Gott, der Heilige Geist, sein Reich, die Kirche, deren Geburtstag wir am nächsten Sonntag feiern. Der alte katholische Satz: "Extra ecclesiam nulla salus" (außer in der Kirche Christi findet niemand Seligkeit), er hat sein gutes Recht, nur müssen wir das Wort „Kirche" recht verstehen, nämlich wie unser Katechismus es erklärt, Fr. 102. Die Gesamtheit aller Christen, das ist des Heiligen Geistes herrlicher Bau, den er aus lauter Nichts erbaut. Wollen auch wir dazu gehören, so müssen wir auch erst ein Nichts werden durch das Strafamt des Heiligen Geistes. Darum bitten wir um Erhörung unseres Gebetes, daß der Heilige Geist uns strafen möge.

II.

1. Es irrt der Mensch, so lange er lebt. Darum ist er stetiger Belehrung bedürftig. Die Juden hier zeigen es uns. Unterrichtet in aller Weisheit des Gesetzes und der Propheten, verstehen sie Jesum doch nicht. Sie fragen sich: Was ist das für eine Rede, daß er sagt: Ihr werdet mich nicht finden. Sie raten hin und her: Will er unter die Heiden gehen und predigen? Oder will er sich am Ende gar selbst töten? So wenig verstehen sie den Herrn. Kann uns das wundern, wo selbst für Christen, für die Johannes sein Evangelium doch schrieb, die Rede Christi so unverständlich bleibt, daß der Apostel muß die Belehrung in V. 39 hinzusetzen, daß Jesus hier von dem Geiste spricht. Selbst Jesu vertraute Jünger haben ja ihren Meister so oft mißverstanden, weil der Heilige Geist noch nicht da war, sie in alle Wahrheit zu leiten. Der Mensch ist ja in seinem Wesen und Willen verderbt, und das Ebenbild Gottes von uns genommen, so daß wir ihn nicht mehr erkennen können. Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet. Oder wer vermöchte es, Gott zu schauen und erkennen in seinem ewigen Lichte, wo ein Jesaja und Elias ihr Haupt verhüllen beim Anblick seiner Herrlichkeit. Ja

wohl, die Zeichen des Himmels können wir verstehen (Matth. 16, 2. 3), aber die Zeichen der Zeit und das Zeichen des Propheten Jonas vernimmt diese böse und ehebrecherische Art nicht. Deshalb bitten wir, daß der Heilige Geist uns lehren möge.

2. Wenn der Heilige Geist kommt, der lehrt uns und leitet uns in alle Wahrheit. Das sehen wir an den Jüngern nach Pfingsten; das sehen wir auch an V. 39. Da sagt Johannes zum Schluß, gleichsam entschuldigend, zu seinen Lesern, die Leute konnten ihn noch nicht verstehen, wie ihr, weil der Geist noch nicht da war. Und wir heute sollten es noch viel weniger nötig haben, daß der Heilige Geist uns lehre, da wir doch im Worte des Lebens alles haben, was er gelehret hat durch die Apostel und Propheten! Freilich, es ist auch nicht so sehr das Begreifen, was uns der Geist lehren muß, sondern das Ergreifen. Das Begreifen haben wir wohl, aber das hilft uns nichts; das haben die Teufel auch, und zittern. Vielmehr ist es das Ergreifen, daß wir den einen, kleinen Blick in jene Freudenscene, den uns der Geist gewährt, für so köstlich erachten, daß wir nur das Eine suchen, was Not thut. Naturgemäß ist unser Wissen und Weissagen nur Stückwerk, denn es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden, wenn wir ihn sehen, wie er ist (1 Joh. 3, 2). Mit einem Worte, wir wandeln nicht im Schauen, sondern erst im Glauben. Und den muß der Heilige Geist uns lehren, denn der Glaube ist nicht jedermanns Ding. Darum erhöre uns, o Herr, wenn wir beten, daß dein Heiliger Geist uns lehre.

III.

1. Wen da dürstet, der komme und trinke! Wie tröstlich ist das Wort. Wenn deine Seele dürstet nach Gott, wie der Hirsch nach dem frischen Wasser, hier ist der geistliche Fels, an den du mit dem Glaubensstabe schlagen kannst, und du bekommst Wasser, nicht aus Jakobs Brunnen, das nach einer Weile dich wieder dursten läßt, sondern lebendiges Wasser aus dem freien und offenen Born wider die Sünde und Unreinigkeit (Sach. 13, 1). Bist du also mühselig und beladen, komm her zu ihm. Da findest du Ruhe. Sag, kann irgend etwas anderes so trösten, wie der Heilige Geist? Wie einen seine Mutter tröstet, so will er dich trösten. Prüfe die Geister um dich, was können sie dir geben? Ist auch einer, der dich ladet und ruft: Komm und trinke Vergebung der Sünden? Da ist der Irrgeist, der predigt: Komm und saufe und schwelge (Mi. 2, 11), daß du Lethe (Vergessen) findest in meinen Bechern!" Das hilft dir wohl eine Nacht, aber erwachst du aus dem Taumel, da steht dein Elend desto elender vor dir. Da ist der Weltgeist, der dich lehrt: „Geschehene Dinge kann man nicht ändern; weine nicht! Sei ein Mann und nimm es leicht." Aber was kann das für Trost geben, wenn das Feuer im Gewissen brennt, und der Wurm in deiner Seele nagt? Nein, willst du Trost in deinem Elend und Sündenschmerz, dann eile zu dem rechten Tröster, der wird dir Zeugnis geben, daß du dich nicht abermals fürchten brauchst, sondern beten kannst: Abba, lieber Vater. Du brauchst, wenn du Sündenleid trägst, nicht verzweifeln wie Kain, daß deine Sünde zu groß ist, der Geist tröstet dich, Jes. 1, 18. Bist du bekümmert wie Elias unter dem Wachholderbusch, der Geist tröstet dich, 1 Kön. 19, 18; bist du krank wie Hiob und Lazarus, der

Geist tröstet dich, Röm. 8, 18; ringst du endlich mit dem Tode, der Geist tröstet dich, Offb. 2, 7; 14, 13. Darum bete, mein Christ: Herr, erhöre uns, wenn wir beten um den Trost deines Heiligen Geistes. Du magst wohl mit Hiskia zagen müssen, Jes. 38, 17, aber du wirst auch mit ihm triumphieren können. Ein solch Gebet, oder das eines Davids, Ps. 51, 14, wird Gott nicht unerhört lassen.

Nun zum Schluß noch die Probe auf unser Exempel gemacht. Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen. Das meint, ein wahrhaft gläubiger, geistgesalbter Christ kann nicht allein bleiben. Wie du von deinem Heiland hast trinken dürfen, so müssen auch von dir andre hingezogen werden zur ewigen Quelle. Wie schaut es damit aus bei dir? Das, was du für des Heiligen Geistes Zeugnis hältst, mag dich täuschen, mag Satans Zeugnis sein. Aber das Zeugnis der Früchte des Geistes täuscht nicht. So prüfe dich: Ist von deinem Leibe, d. h. deiner ganzen Person schon ein Strom oder auch nur ein Tropfen des lebendigen Wassers in andre Herzen geflossen? Dann hat der Herr dein Gebet erhört, dann hast du den Heiligen Geist, dann kannst du Pfingsten feiern. Amen!

Pfingsten (Eisenacher Epistel).—Ephes. 2, 19–22.

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten," und ebenso wenig, wo der blinde Zufall waltet. Es ist daher nicht ohne Grund und Absicht, daß der Herr, welcher am jüdischen Passah als das unbefleckte Opferlamm gelitten, seine Jünger auf den Heiligen Geist bis Pfingsten warten läßt. Das Pfingsten der Juden war ein Erntefest, auch der erste christliche Pfingstsonntag sollte ein Erntefest werden, denn da sammelte Gott der Heilige Geist seine erste Ernte ein, eine köstliche volle Garbe, 3000 Gläubige. Diese erste Geistesernte ist die Geburtsstunde der Evangelischen Kirche, wenn wir unter Kirche recht verstehen die gesamte Zahl aller wahrhaft Gläubigen. Diese Kirche kann aber keine andere als die Evangelische sein, nämlich wiederum recht verstanden, die sich auf das Evangelium aufbaut, das uns von den heiligen Männern Gottes überliefert ist, wie auch unsere Epistel sie bezeichnet, als erbauet auf dem Grunde der Apostel und Propheten. So feiern wir heut ihren Geburtstag und dürfen uns mit einander freuen, daß — oder besser wenn — wir auch zu derselben gehören. Ob wir alle dazu gehören, das bezeugt uns, wie wir letzten Sonntag sahen, der Heilige Geist. Laßt mich aber heute zu euch reden, als zu denen, die in Wahrheit Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen sind, damit unsre Festfreude eine ungetrübte sei und sie sich laut offenbare in dem freudigen Bekenntnis:

Ich glaube eine heilige, allgemeine, christliche Kirche.

I. Ihr Grund liegt in Jesu;
II. ihr Bau liegt im Heiligen Geist;
III. ihr Ziel liegt im Vater.

I.

1. V. 20. Wo der Herr nicht das Haus bauet, arbeiten umsonst, die daran bauen (Ps. 127, 1), dieser Spruch allein schon beweist den göttlichen Ursprung der christlichen Kirche. Und er ist nicht nur der Meister dieses

Baues, sondern in seiner ewig erbarmenden Gnade giebt er sich zum Grund und Eckstein desselben. Daß hier der Grund der Apostel und Propheten genannt ist, ändert nicht die Thatsache, daß Jesus allein der Grund ist, denn von Jesu zeugen alle Propheten (Apostelg. 10, 43) und nur durch die Apostel und deren Zeugnis wissen wir ja von Jesus. Er allein ist der köstliche bewährte Eckstein (Jes. 28, 16). Auf ihm ruht die ganze Kirche; der Grund ist fest wie ein Stein, aber, Gott sei Lob, nicht tot wie ein Stein. Fest muß er wohl sein, und unzerstörbar, der da ist der ewige Mittler zwischen Gott und Menschen. Es steht geschrieben, daß nur ein Mittler ist zwischen Gott und Menschen, der Mensch Jesus, der zugleich Gott, Christus, ist. In das ewige Werden und Vergehen, in das Getriebe der Heidenwelt, in das Geschick des zerbröckelnden Israels, in die ganze, große, tobende Flut der Sünde hinein hat Gott den Grund seiner Kirche gelegt, und die Pforten der Hölle können ihn nicht überwältigen. Er ist der Stein, an dem sich jede Woge brechen muß, durch den Gott den Wellen zuruft: Bis hierher und nicht weiter, und darum ein guter Stein, auf den du dein Haus bauen kannst (Matth. 7, 24), wie die Kirche auf ihn gebaut ist. Er ist aber auch der Grundstein der Kirche, gegen den schon so viele angestürmt sind, um ihn zu zerkleinern und aus dessen Schutt sie sich dann ein Postament ihrer eignen Größe aufmauern wollten. Traurige Thoren. Ehe kannst du mit deinem Kopfe die Felsengebirge der Alpen einrennen, ehe du diesen köstlichen Grundstein auch nur um Haaresbreite zu bewegen vermagst. Du wirst nur an ihm zerschellen, und wenn aus der streitenden Kirche die triumphierende geworden, wird er dich vollends zermalmen.

2. Einen anderen Grund also kann niemand legen, außer dem festen Stein Jesus. Der ist aber auch ein lebendiger Stein. Fest war auch der Stein, auf den Gottes Hand die zehn Worte eingrub, aber lebendig und lebenerweckend ist das Gesetz nicht. Es konnte wohl die steinernen Herzen zerschlagen, aber uns ein fleischernes Herz zu geben, dazu mußte das Wort Fleisch, nicht Stein werden. Christus ist der lebendige Fels (1 Kor. 10, 4), lebendig, denn Gott hat ihm gegeben das Leben zu haben in ihm selber (Joh. 5, 26), lebendig aber auch, damit von ihm das Wasser ströme, das in das ewige Leben quillt (Joh. 14, 14; cf. Jer. 2, 13). Und dies Wasser findet ihr lebendig und frisch, unverfälscht und unvergiftet in der Kirche Gottes. Darum Christus unser Grund, oder gar keiner. Ist Christus nicht Grund, Haupt und Ziel der Kirche, dann lieber noch heute diese Kanzel und Altar abgerissen, die heiligen Geräte und Bücher fortgeworfen, denn morgen sind wir tot. Gott aber sei Dank, daß wir singen können: Den Grund sie sollen lassen stahn und kein'n Dank dazu haben.

II.

1. V. 21a. Nun ist der Grund gelegt, auf dem sich der Bau erhebt. Wer ist aber der Baumeister? Woher nimmt er die Bausteine? Wie fügt er sie zusammen? Der Baumeister ist der Heilige Geist. Von jener dritten Stunde des fünfzigsten Tages nach Ostern an hat er still und unbemerkt, aber beständig und ohne Rast einen Stein an den andern gefügt. Und immer noch ist der Bau nicht fertig, und wird es auch nicht, bis daß der Herr kommt.

Der Bau wächst unter der Hand seines Meisters, und wir preisen Gott, daß er nicht den Turm der Kirche schon hat fertig sein lassen, denn wo sollten wir wohl hin, die wir auch mit erbaut werden sollen nach der Schrift? Nein, Gott verhüte, daß der Baumeister sollte schon jetzt Hammer und Kelle fortlegen, denn die Herrlichkeit des Hauses soll größer werden denn vorhin, und gilt da auch das Wort, 1 Kor. 2, 9, von dem, was kein Auge je gesehen u. s. w., das Maß der Herrlichkeit hat Gott für seine Kirche bestimmt. Ein wunderbarer Bau. Der Grund ist gelegt, die Spitze ist befestigt, und dazwischen nun baut der Meister sein Werk, unsichtbar, aus lauter Scherben, aus lauter Nichts, nicht etwa Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln, sondern ein Nichts zu dem andern, und doch ist der ganze Bau so herrlich, so fest, so ewig, daß selbst eines Salomo und Serubabel Tempel mit all ihrer Pracht nur ein schwacher Schimmer dagegen sind.

2. Was sind denn das für Bausteine, die Nichts und doch köstlicher sind als Gold und Edelsteine? Es sind unsterbliche Seelen, eure Seelen. Nicht das Eure, sondern euch will der Geist zum Bau. Eingeweiht zu Steinen des lebendigen Tempels seid ihr ja schon längst in der heiligen Taufe. Seid ihr bei dem lebendigen Eckstein geblieben? Habt ihr euch vom Heiligen Geiste schon zubereiten lassen zu Bausteinen, d. h. zu Nichts zerschlagen lassen? Beim Aufbau der Kirche Gottes geht es zu wie beim Bau des Tempels Salomo. Man hört 1 Kön. 6, 7) keinen Hammer noch Beil, noch irgend ein eisernes Werkzeug, denn die Steine sind alle schon vorher behauen. Willst du also mit erbauet werden zur Behausung Gottes im Geiste, so mußt du dich behauen lassen in der Zucht des Geistes. Bedenket, liebe Seelen, ihr seid das auserwählte Geschlecht, aus dem Gott seine Kirche erbauen will, so bringt euch dem Herrn dar als die lebendigen Steine und bauet euch zum geistlichen Hause (1 Petr. 2, 5). Ach, daß es heißen muß: O, seliger Frühling der Pfingsten, wie bist du entschwunden so weit! Wo bleibst du in dieser geringsten und zwiefach erstorbenen Zeit?

3. Wie baut der Geist? Durch Predigt und Sakrament. Nicht auf übermenschlich zauberhafte Weise, sondern an seine Mittel und Ordnung gebunden, wirket der Geist. Von einem Geiste wird dein Herz voll sein, entweder dem heiligen oder dem unheiligen, entweder Gottes oder des Teufels. Der Heilige Geist aber kommt zu euch in der Predigt und im Sakrament, durch Mund und Hand eures Seelsorgers. Wollt ihr in ihm eine Posaune der Gnade haben, so betet für ihn, daß sein Herz erst ganz der Gnade eingeräumt sei, daß Gottes Geist mit seinem Geiste sei, daß auch ihr durch ihn in eurem Geiste das Wehen des Heiligen Geistes vernehmt, und also euch erbauet auf dem heiligen Grunde zu Lob, Preis und Ehre des Vaters.

III.

1. Das Ziel, darauf uns die christliche Kirche hinführt, ist die Ehre des Vaters. **Ad majorem Dei gloriam**, d. h. daß Gott in allem gepriesen werde. Wenn auch alle Kniee sich vor Christo beugen sollen und alle Zungen durch den Heiligen Geist (1 Joh. 4, 2) bekennen sollen, daß er der Herr sei, so geschieht das doch nur zur Ehre Gottes des Vaters (Phil. 2, 11). Vergl. auch Fr. 46 im Katechismus, daß Gott alles, also auch die Kirche, ordnet und lei-

tet zu seiner Verherrlichung und zum Heile der Menschen. Das ist das Ziel der Kirche. Darum werdet:

2. Ein heiliger Tempel und Behausung Gottes im Geiste. Ein Tempel wird einem Gotte errichtet. So ist die Kirche der heilige Tempel Gottes. Es wird ja in der letzten Zeit ein Widerwärtiger kommen, der sich selbst setzet in den Tempel Gottes als ein Gott und vorgiebt, er sei Gott (2 Thess. 2, 4), wie auch die Offenbarung redet von dem Bilde des Tieres, das angebetet werden wird. Ihr aber nicht also, sondern wenn unsere Leiber schon Tempel Gottes sind, wie viel mehr unsre Herzen; darum seht zu, daß sie in Wahrheit Behausungen Gottes im Geiste seien, mit einem Altar, auf dem kein fremdes Feuer brennt. Ich, der Herr, das ist mein Name und will meine Ehre keinem anderen geben, noch meinen Ruhm den Götzen; darum kein Hinken auf beiden Seiten. Ist der Herr Gott, so wohne er ganz, aber auch allein, in unseren Herzen.

3. Darum werdet ferner Bürger und Hausgenossen. Also nicht mehr Fremdlinge und Gäste, sondern daheim im Tempel Gottes. Der Knabe Jesus im Tempel ist uns darin leuchtendes Vorbild. Im Kreise der Gläubigen und Suchenden da ist es, wo er sein muß. So auch du, sei an den Tafeln der Welt immerhin fremd, dein Daheim ist, wo du unter der Schar der Anbetenden zu des Herrn Tisch gehen kannst. Sei immerhin ein Gast auf Erden, in der Kirche Gottes bist du als Hausgenosse gezählt. Solche hohe Gaben giebt der Geist, daß du mit einstimmen sollst in den Lobpreis des Vaters. Und sind dir nicht große Gaben gegeben als Lehren, Ermahnen, Leiten, Zungenreden, so hast du doch eine Zunge. Laß sie sich regen und stimmen mit ein: Lobe den Herrn, meine Seele.

Zum Schluß noch eins: Si parva licet componere magnis, d. h. wenn man das Dichterwort hier anwenden darf: Begeisterung ist keine Häringsware, die man einpökelt auf viele Jahre. Willst du ständig im Geiste Gottes leben, so mußt du ihn dir täglich aufs neue erbitten. Daran fehlt's aber so oft in der Christenheit. Darum sei das abschließend unser Pfingstgebet: Daß es auf der armen Erde unter deiner Christenschar wieder einmal Pfingsten werde, Herr, das mache gnädig wahr. (200 V. 1.) Amen!

Trinitatis (Eisenacher Evangelium).—Matth. 28, 16–20.

Von L. F. H.

Der Prophet Hesekiel beschreibt uns in Kap. 47 den Strom, der unter der Schwelle des Tempels hervorfließt, und berichtet, wie in Abständen von je 1000 Ellen das Wasser ihm bis an die Knöchel, die Kniee und die Lenden ging, bis nach den vierten 1000 Ellen er es nicht mehr ergründen konnte. So erscheint es uns auch, wenn wir den Strom göttlicher Liebe ausmessen, wie er in den hohen christlichen Festen sich kund giebt. Da wir nun nach den drei großen Festen heut das Fest der heiligen Dreieinigkeit feiern, so müssen wir bekennen, wir können sie nicht ergründen. Daher es denn auch noch heute so viele giebt, die, wie V. 17 sagt, zweifeln, weil sie dies göttliche Geheimnis nicht fassen können mit ihrem Verstande. Verstehen können und sollen wir es ja auch nicht; sonst wäre es kein Geheimnis. Fragt mich nicht, euch dies Ge-

heimnis auszubeuten; das ist unmöglich! Und doch, was kein Verstand der Verständigen sieht, das faßt oft in Einfalt ein kindlich Gemüt. Wir können die Dreieinigkeit nicht erklären, daß in dem einen Gott drei Personen sind und daß diese drei eins sind, aber wir können es glauben. Wir können die göttliche Majestät nicht mit wissenschaftlichen Gründen erniedrigen, wohl aber mit geistlichen Lobgesängen erheben. So sei denn heute auch unser vernünftiger Gottesdienst:

Ein Lobpreis des Dreieinigen.

Und wir jauchzen:

I. Halleluja dem Vater!
II. Halleluja dem Sohne!
III. Halleluja dem Geiste!

I. Halleluja dem Vater!

1. Halleluja, Lob, Preis und Ehr, sei unserm Gott je mehr und mehr für alle seine Werke u. s. w. (Lied 157, 1). Halleluja dem Vater, den wir kennen als den Schöpfer und Urquell aller Dinge; als den hohen und erhabenen Herrn und Baumeister des ganzen Weltalls; als den, der in der Höhe und im Heiligtum wohnt, hoch erhaben über aller Kreatur; wohnend in einem Lichte, da niemand zukommen kann; welchen kein Mensch gesehen hat noch sehen kann!

Unermeßlich groß über alle Kreatur; den aller Himmel Himmel nicht fassen kann. Er sitzet über dem Kreis der Erde und die darauf wohnen sind wie Heuschrecken! Hebet eure Augen in die Höhe und sehet, wer hat alle diese Dinge geschaffen und führet ihr Heer bei der Zahl heraus? Der sie alle mit Namen rufet! Sein Vermögen und starke Kraft ist so groß, daß es nicht an einem fehlen kann! So groß, so unfaßbar, so allgewaltig, so hoch erhaben über alle Kreatur!

2. Und dennoch: Betet an, betet an die ewige Majestät! Denn er will nicht einsam thronen in erhabener Höhe: Nein, er hat geistige Wesen, Geister geschaffen, in welchen sein Bild widerstrahlen soll; Wesen, welche ihm ähnlich werden sollen; Wesen, die nicht als Heloten und Sklaven vor ihm in kriechender Knechtschaffenheit ersterben sollen, nach Art orientalischen Despotentums, sondern Wesen, denen er Vater sein will, die seinem großen Ich als kleines ich zwar, aber doch als ich, als ebenbürtige Wesen gegenüber treten dürfen! Ja, nicht nur in der Höhe und im Heiligtum will er wohnen, sondern bei denen, die ihm sich öffnen, liebend, frei sich ihm hingeben: deren Herz will er zu seinem Tempel, seiner Wohnung machen und es füllen mit seinem Leben, seiner Kraft, seinem Geiste, seiner Herrlichkeit und Seligkeit. Wer faßt diese Demut des Erhabenen? Diese an die Kleinen sich hingebende Liebe des Unermeßlichen? — Darum hat er uns erwählt in Christo Jesu, ehe der Welt Grund gelegt war, daß wir sollten sein heilig und unsträflich vor ihm. Und hat in der Liebe uns verordnet zur Kindschaft gegen ihn selbst nach dem Wohlgefallen seines Willens; und hat — um seine ewigen Liebespläne auch auszuführen — in der Fülle der Zeit das größte Opfer nicht gescheut, seinen Sohn uns gegeben zum Heiland und Erlöser! Ja — wer

kann alle die Thaten und Erbarmungen Gottes, des Vaters, aussagen! — Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen!

II. Halleluja auch dem Sohne! Lied 157, 2.

1. Gott ist Herr, der Herr ist Einer! Außer diesem Gott ist keiner und der Sohn nur ist ihm gleich, dessen Stuhl u. s. w., Lied 132. Halleluja dem Sohne, der — um uns gefallenen Sündern den Rückweg zum Vater zu eröffnen —, es nicht verschmäht hat, unsere Natur, unser Fleisch und Blut anzunehmen, den dornenvollen Weg von der Krippe zum Kreuz und Grab zu gehen! Halleluja dem Sohn, den der Vater erweckt, zur Rechten Gottes erhöhet und ihm alle Gewalt gegeben hat im Himmel und auf Erden! Er führt nun das Steuerruder der gestirnten Monarchie; aber er ist auch jetzt noch — auf dem Thron der Ehren unser Bruder, unser Blutsverwandter, unser Mittler, unser Fürsprecher, unser Hoherpriester, unser Pfleger der himmlischen Güter, der selig machen kann alle, die durch ihn zu Gott kommen. Er lebet immerdar und bittet für uns!

2. Alle Macht ist ihm gegeben! Und wie und wozu gebraucht er sie? Nicht um mit Gewalt seine Feinde zu zerschmettern — nein, um seine Boten in die Welt zu senden in derselben Schwachheit, Armut, Niedrigkeit, Ohnmacht, wie er einst selbst auf Erden wandelte, — mit derselben welt- und herzenbezwingenden Liebesbotschaft, mit welcher er werben läßt: Gott hat seinen Sohn zur Versöhnung gegeben für die Sünde der Welt, also: Lasset euch doch versöhnen mit Gott! Mit höchster Liebeshuld wirbt er um die Herzen der schnöden Sünder, hält seinen Zorn und seine Strafgerichte zurück für später; leitet die Weltereignisse dem einen großen Ziele zu: Alle Welt soll der Herrlichkeit des Herrn voll werden! Alle Kniee sollen vor ihm sich beugen!

III. Halleluja dem Geiste! Lied 157, 3.

1. Dem Geiste, ohne welchen es keine Zeugen der Wahrheit, keine Kinder Gottes, keine christliche Kirche, kein Wort Gottes, das uns zum Leben weist, keine Erkenntnis der Wahrheit, keinen Glauben, keine Liebesgemeinschaft, keine Hoffnung auf ein ewiges Erbteil gäbe für uns!

Wie so das? Luther antwortet mit Recht: Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft u. s. w. Fr. 112.

2. Ohne den Geist keine Zeugen der Wahrheit: „Ihr sollt zu Jerusalem bleiben, bis ihr angethan werdet mit Kraft aus der Höhe!" Keine Predigt von Christo ohne diesen Geist! Längst wäre das Wort von Christo in dieser christusfeindlichen Welt verstummt! Ja es wäre nie erklungen, ohne diesen Geist! Schon die Urzeugen hätten weder Kraft, noch Mut, noch genügend Verständnis und Einsicht in den göttlichen Heilsweg gehabt, wenn nicht der Geist sie in alle Wahrheit geleitet und sie erinnert hätte an die Worte des göttlichen Meisters.

3. Ohne diesen Geist und die geistesmächtige Predigt keine Kinder Gottes aus dem Geiste geboren; keine christliche Kirche, in welcher das Zeugnis von Christo zeugungskräftig fortschallt von Jahrhundert zu Jahrhundert und von einem Ende der Erde zum andern! Ohne diesen Geist kein Wort Gottes, keine Bibel, durch welche ganze Völker umgewandelt werden und erneuert

zu Gottes Bilde! Wer kann zählen und ermessen die Wunder des Geistes? Und nun zum Schluß: Habt ihr, Geliebte, teil an diesem Vater der Geister — könnt ihr ihn Vater nennen? Habt ihr teil an diesem Sohne, dem Heiland der Sünder? Habt ihr teil an diesem Geiste des Vaters und des Sohnes, der euch zu Gottes Kindern umgebären und in Gottes Bild erneuern will? O, möchte keiner stille stehen, bis er die rechte Antwort auf diese Frage gefunden hat! Amen.

---

1. Sonntag nach Trinitatis (Eisenacher Ev.)—Matth. 13, 31–35.

(Mit Benutzung von Warneck. Missionsstunden.)

Die drei großen Festzeiten liegen hinter uns, Weihnachten, das Fest der Liebe des Vaters, Ostern, das Fest der Liebe des Sohnes, Pfingsten, das Fest der Liebe des Heiligen Geistes. Abschließend haben wir am letzten Sonntage zusammen genommen, was die Feste uns einzeln dargereicht haben, und haben die Fülle des Reichtums der heiligen Dreieinigkeit bewundert und uns an ihr erbaut. Wirklich erbaut? Mit diesem Worte wird viel Mißbrauch getrieben, denn ein wahres sich erbauen oder aufbauen lassen ist nicht nur eine momentane fromme Rührung, sondern ein Wachsen in der Erkenntnis, und besonders in der Heiligung. Die Predigt des Evangeliums ist eine Kraft, nicht nur auf das Gefühl oder den Verstand, sondern besonders auf Willen und Gemüt gerichtet. Haben wir uns in Wahrheit erbaut, so muß unser Herz so voll sein von dem, das wir gehört und gesehen haben, daß unser Herz einen festen Entschluß faßt. Das Evangelium ist eine Kraft (Röm. 1, 16; 1 Kor. 1, 18) — eine Kraft aber treibt, sonst ist es keine — die da treibt Juden und Griechen zur Seligkeit. Wird das Evangelium nun aber unter den Heiden verkündet, so nennen wir es Mission. Also auch die Verkündigung der Mission hat als ein Teil des Wortes Gottes, Anteil an dem Segen, den Jesus auf sein Wort gelegt hat, nämlich kräftig zu sein bei Juden und Griechen, d. h. nicht nur unter den Heiden, sondern auch unter den Christen selbst. Mit andern Worten: Wird durch eure Arbeit und auf eure Veranlassung den Heiden das Wort des Lebens gepredigt, so habt ihr selbst für eure Seele einen bleibenden Segen davon. Wir betrachten also heute:

Die doppelte Kraft der Mission;

I. nicht nur unter den Heiden das Reich Gottes zu bauen,
II. sondern es auch unter den Christen zu erweitern.

I.

1. Das Evangelium gleicht dem Senfkorn, das im Verhältnis zur Pflanze eins der kleinsten unter den Samenkörnern ist. So ist auch der Anfang des Reiches Gottes klein und unscheinbar. Als Jesus den Missionsbefehl ausgab, waren es 11 galiläische Fischer und Handwerker, die das Werk aufnahmen. Wie unscheinbar! Aber das ist so das Gesetz im Reiche Gottes, langsam und klein anzufangen. Es entspringt keine Minerva völlig gerüstet und fertig dem Haupte ihres Vaters, und was der Herr über Nacht entstehen und groß werden läßt, wie der Kürbis des Jonas, das vergeht auch wieder über Nacht. Es giebt auch in der Geisteswelt ein Naturgesetz, und das heißt langsam und klein anfangen, wie auch Paulus die Geduld als zum Wesen

des Missionars gehörig rechnet (2 Kor. 12, 12). So hat auch die Mission in unseren Tagen, die jetzt ein mächtig großer Baum ist, nur einen ganz kleinen, bescheidenen Anfang gehabt. Vor 210 Jahren wurden die beiden ersten Missionare ausgesendet und ein Jahrhundert war es nur die kleine Brüdergemeine, die dem Befehl des Herrn Folge leistete. Als die Berliner Missionsgesellschaft schon 15 Jahre alt war, da erst konnten die beiden ersten Täuflinge aus der Heidenwelt berichtet werden.

Aber so unscheinbar auch der Anfang, so unaufhaltsam ist auch der Fortschritt der Mission. Mit Gott wollen wir Thaten thun, das ist in der Mission wahr geworden. Vor hundert Jahren waren es noch nicht 200 Glaubensboten, die ausgesandt waren, jetzt ca. 6000, vor hundert Jahren waren es drei Missionsgesellschaften und jetzt ca. 100. Die Liebesgaben sind gewachsen von noch nicht $250,000 auf 10 Millionen. In der Natur des Wortes Gottes liegt der samenartige Charakter, der ein unaufhaltsames Fortschreiten bedingt. Gärtenbesitzer wissen es, wie schwer der Senf gerade mit seinen gelben Blumen, wo er einmal eingedrungen ist, wieder beseitigt werden kann. Viel stärker noch, ja unzerstörbar ist die Wachstumskraft des Evangeliums, weil es von Gott kommt. Man mag wohl sagen, dies Gleichnis vom Senfkorn sei nicht gut gewählt, weil das Senfkorn doch ersterbe. Nun, was macht das. Freilich die Missionare ersterben wohl auch im Dienst des Herren, wenn sie ausgerichtet, wozu er sie bestimmt, aber nicht früher. So muß es auch sein. Wenn das Weizenkorn nicht erstirbt, so bringt es keine Frucht. Das Blut der Märtyrer ist je der Same der Kirche gewesen. Trübsal, Not, Verfolgung und Tod sind wie der Wind, der den reifen Samen aus den Kapseln schüttelt, daß er in die Erde kommt. So schaut nur hin in die Heidenwelt, ob je durch Verfolgungen das Wort vom Kreuze hat ausgerottet werden können, zeitweilig zurückgehalten, ja, vertilgt aber nun und nimmer. Einige Beispiele: Munson und Lyman, die Missionspioniere auf Sumatra wurden 1834 von den Batakken aufgefressen, auch Nommensen, der noch jetzt in Silindung stehende Missionar, war 1864 in steter Todesgefahr, und am 16.—23. Mai 1897 wurde in Si Autar von der christlichen Batakken- (oder Batta-) Kirche, die 1500 Menschen faßt, in Gegenwart von 7—8000 Festgästen eingeweiht, eine Synode der Battakirche abgehalten und ein Landesmissionsfest gefeiert. (cf. Allgem. Miss. Zeitschr., Okt. '97.) Wie ist das Senfkorn gewachsen! Ein anderes Beispiel. Auf Madagaskar hatte die Königin Ranawalona I. und ihre Nachfolgerinnen einen dreißigjährigen Krieg gegen Jesum geführt, und am 21. Februar 1869 ließ sich die Königin Ranawalona II. taufen und zu Tausenden strömten die Leute zur Taufe herbei. Und das sind dieselben Madagassen, von denen 1818 ein französischer Gouverneur von Bourbon, mit Namen Lafitte, erklärt hatte, „es sei unmöglich diese unvernünftigen Tiere zu Menschen zu machen.“ Jetzt ist die Zahl der Madagassischen Christen rund 300,000. Die Mission ist zwar noch nicht wie das Senfkorn das größte unter dem Kohle, sondern es ist noch sehr viel zu thun, aber man bedenke die kurze Zeit. Auch das Senfkorn wird nicht in einem Tage zum Baum. So wächst auch die Mission nur langsam, wo sie

nicht getragen wird auf den Herzen der betenden Christenheit. Und das bringt uns zu der andern Kraft des Evangeliums, von der wir sprechen wollen

II.

So oft hört man sagen in Missionspredigten: Eins könnt ihr alle: für die Mission beten, wenn ihr auch nichts geben und thun könnt. Das ist nicht wahr. Beten kann nur der für die Mission, dessen Herz von dem Sauerteig des Wortes Gottes ganz durchdrungen ist. Nun kann man sehr erbauliche Allegorien aus dem Gleichnis herauslesen, indem man die drei Scheffel mit den drei Menschenrassen, die von den Söhnen Noahs kommen, vergleicht, oder mit den drei Hauptbeziehungen des Menschen, in Haus, Gemeinde und Staat, oder in Denken, Fühlen und Wollen. Damit wollen wir keine Zeit vergeuden, sondern wollen lieber zusehen, wie sich diese durchdringende Kraft der Mission zeigt. Wer treibt bei uns Mission? Die Synode. Ganz recht, aber die Synode besteht aus Gemeinden und Pastoren. Wer sendet also die Missionare, oder ermöglicht ihre Sendung? Die Gemeinden. Was bringt sie dazu? Zuerst wohl die Schilderung der Not der Heiden. Woher hören sie die? Aus dem Worte der Predigt. Es muß also des Pfarrers Herz zuerst von der Not der Heiden ergriffen sein, dann wird er auch die Gemeinde ergreifen können. Dann legt das Wort Gottes uns die Frage vor: Was thust du für den armen Lazarus der Heidenwelt, den Gott vor deine Thür gelegt hat? Hat diese Frage dich erst ergriffen, dann ist der Sauerteig schon an der Arbeit, bis zuletzt das Mehl, dein Herz, gar durchsäuert ist und du dich entschließest, mit Hand anzulegen. Ist dies Handanlegen auch zuerst nur ein bloßes Besuchen der Missionsfeste, weil da fremde Pfarrer gar so schön erzählen, und nur ein abgezwacktes Geldopfer, die Mission hat eine gewaltige Anziehungskraft, wie auf einen Schiffer das weite Meer. Wer einmal einen Blick in ihre Herrlichkeit gethan hat, den läßt sie nicht wieder los. Das geht freilich nicht von heut auf morgen; auch der Sauerteig muß stehen, bis das Mehl gar durchsäuert ist. Weiter, die Mission läßt sich ja gar nicht vom Evangelium trennen. Unter einem Missionsbefehl ist der Heiland geboren, denn die Freude soll *allem* Volke widerfahren; mit Missionsaufträgen ist er geschieden: Gehet hin und lehret. Ihr werdet meine Zeugen sein. Und auch in seinem ganzen Erdenleben ist die Mission über alle Welt ein ständiger Gedanke. Ein Beispiel für viele, Mark. 14, 9: Bei der Salbung durch Maria giebt Jesus die Verheißung: Wo das Evangelium gepredigt wird in *aller* Welt, u. s. w. Durch die Mission werden wir also recht tief in Gottes Wort hineingeführt, und dadurch wird auch in unsern Herzen das Reich Gottes erbaut und erweitert.

Endlich reden ja auch die Thatsachen laut, daß wo die Mission in einer Gemeinde einmal festen Fuß gefaßt hat, auch alle anderen Werke des Reiches Gottes eine offene Thüre finden. Wer noch genauer sich will belehren lassen, wie die Arbeit der Mission auch in der Heimat reichen Segen stiftet, der lese Warneck, Missionsstunden 1, Predigt 23, über Matth. 19, 27. Dort sind eine Menge schöner Thatsachen angegeben, die zu lang sind hier zu wiederholen.

Zum Schluß denn nun die Bitte, lieber Christ, laß dich vom Evangelium durchsäuern. Süßes Brot kann man wohl sieben Tage essen, aber dann wird es fade. So werdet ein Sauerteig, der wie das Salz eine Würze ist. Wir Christen sind nicht nur das Salz, sondern auch der Sauerteig. Das vorhin ungesäuerte Mehl wird durch den Sauerteig selbst zum Sauerteig, womit man wieder neues Mehl durchsäuern kann. So laßt uns denn nicht müde werden, sondern an unserem Teil helfen, daß das Evangelium seine doppelte Kraft, nach innen und außen das Reich zu bauen, bethätigen könne. Der Lohn wird nicht ausbleiben: Sehen wir es hier nicht, so schauen wir es dort, den schönsten Lohn aller Mission, wenn wir uns freuen mit den Engeln Gottes nicht nur über einen, sondern Millionen von Sündern, die Buße thun und erlöst werden. Amen!

---

2. Sonntag nach Trinitatis (Eisenacher Ev.)—Matth. 9, 9–13.

Es ist merkwürdig, daß gerade die Thätigkeit unseres Erlösers am meisten Widerspruch findet, der wir alle am meisten bedürfen. An nichts haben die Juden so viel Anstoß genommen, als an der Sünderliebe des Sohnes Gottes. Bei genauerer Ueberlegung jedoch ist dieser Anstoß sehr leicht erklärlich. Er beruht nämlich auf der Geneigtheit des menschlichen Herzens zu Selbstüberhebung und Unterschätzung anderer. Im Grunde ist das höhnische: Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen, nichts anderes als ein Ecce homo, d. h. seht, was bin ich für ein Mensch. Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die andern (Luk. 18, 11). Und diese Selbstvermessenheit findet sich auch bei Christen, muß aber aufs Entschiedenste bekämpft werden, denn sie gehört zu den Dingen, die Luther nennt allen bösen Rat und Willen, so uns den Namen Gottes nicht heiligen und sein Reich nicht kommen lassen wollen. Das ist aber besonders wichtig, weil die Vergebung der Sünden das einzige ist, worauf wir im Leben und im Sterben unsre Hoffnung setzen, die Thätigkeit Jesu, die uns das Leben erträglich und den Tod süß macht. Die Liebe Gottes wäre für uns ja nur ein leeres Wort, wenn sie nicht Gestalt genommen hätte in der Vergebung, die für alle Zeiten und Menschen einmal erworben ist auf Golgatha. Eine wahrheitsgemäße Erkenntnis der Vergebung der Sünden und ihrer Bedingungen, Umstände und Forderungen, wie anderseits ihrer Gaben und Verheißungen, ist daher im höchsten Grade wesentlich für das ewige Leben. Wir betrachten also:

Die Sündenvergebung;

und finden ihre Bedingungen in den Forderungen:

I. Erkenne deine Sünde;
II. Folge dem Herrn nach; und die Verheißung in der Thatsache:
III. dann hält er Gemeinschaft mit dir.

I.

1. V. 12. Ueber dem Tempel des Apollo zu Delphi standen die Worte: Erkenne dich selbst. Heiden also wußten den Wert der Selbsterkenntnis zu schätzen. Wie beschämend für uns! Die Pharisäer hier haben auch keine Selbsterkenntnis. Daß Jesus hier mit seinem Worte: die Sünder zur Buße

zu rufen, auch sie meinen könnte, das kommt ihnen gar nicht in die Gedanken. Es giebt zwei Arten von Sündern: gerechte Sünder und sündige Sünder. Zu den ersten zählen die Pharisäer, der reiche Jüngling, die katholische Kirche und noch viele andere, zu den letzteren der Zöllner im Tempel, der Schächer am Kreuz und hoffentlich auch du und ich. Nur zu diesen sagt der Heiland, daß sie sollen mit ihm im Paradiese sein. Zu den gerechten Sündern kann Gott ja nicht so sprechen, die Starken bedürfen des Arztes ja nicht. Aber, o weh, diese Stärke der Helden, die doch nichts ist vor Gott! Mögen sie noch so viel prahlen, doch gilt das Wort Röm. 3, 10—12. Wo selbst ein Paulus sich am liebsten seiner Schwachheit rühmt (2 Kor. 12, 9), wo ein Goliath mit seiner Stärke dem Hirtenknaben David erliegt (1 Sam. 17), da laßt uns beherzigen das Wort Gottes durch Jeremias 9, 22 f. Willst du Vergebung der Sünden, und findest sie so oft nicht, so bedenke Jes. 59, 2. Eure Untugenden scheiden euch von Gott. Dazu ist uns das Gesetz gegeben, daß wir an ihm unser Sündenelend erkennen, Röm. 7, 7. Unser Katechismus nennt mit Recht die Erkenntnis der Sünde als das erste Stück der Buße. Ohne Buße ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Christus ist gekommen, zur Buße zu rufen, V. 13. Also ist die Selbsterkenntnis zur Sündenvergebung nötig.

2. Aber sie ist auch sehr schwierig zu erlangen. Gehet hin und lernet, weist der Herr (V. 13) die Meister wieder auf die Schulbank zurück. Diese Lektion lernen wir nie ganz aus, wie auch Ps. 19, 13 sagt: Wer kann merken. Selbst ein David kann ja im Eifer ausbrechen: Er ist ein Kind des Todes (2 Sam. 12, 5), und erkennt nicht, daß er sich selbst das Todesurteil spricht. Darum geht hin und lernet. Wo David und Nikodemus noch lernen müssen, da dürfen auch wir noch zu Gott kommen und uns zu seinen Füßen setzen und von ihm lernen. Wunderbar, der Geist, der auch die Tiefen der Gottheit erforschet, durchleuchtet nicht die Tiefen des Herzens so weit, daß der Mensch sich selbst erkennt. Das Herz, das trotzige und verzagte Ding, will sich nicht selbst erkennen. Darin liegt die Schwierigkeit. Man kann es dem alten Adam auch nicht verdenken, daß er sich nicht gern in den Staub legt. Nach unten blickend, sieht der Mensch alles klein und gering und der Mensch trachtet so gern, freilich auf verkehrte Weise, nach dem, was droben ist über ihm. Nicht jeder hat solche Sündenerkenntnis, wie jener König, der zu seinem Hofprediger, als er ihn bei der Beichte Majestät nannte, sagte: „Ich bin ein armer Sünder und heiße Christian." Diesen König nimm dir als gutes Beispiel, wenn du nun bei dir selbst anfängst zu prüfen, wie es mit deiner Erkenntnis steht, oder Paulus (Röm. 7, 19. 24), oder Johannes (1 Joh. 1, 8). Dies letzte Wort allein muß dich auf die Kniee herunterzwingen und dir das Sündenbekenntnis auf die Lippen nötigen: „Ich armer, elender, sündiger Mensch, wie ist meine Sünde so groß.

II.

1. V. 9. Die Berufung des Levi-Matthäus sei uns ein Beispiel unbedingten Glaubensgehorsams. Die Parallele, Luk. 5, 28, berichtet ausdrücklich: Er verließ alles, stand auf und folgte. Das nennt man Gehorsam. Daran lassen wir es zu oft fehlen. Engel und Teufel, Wind und Meer, und die ganze Kreatur sehen wir aufs Wort gehorchen, nur wir Menschen können

das so schwer über uns bringen. Entweder müssen wir nach dem Lohne schielen, oder doch wenigstens unseren Willen noch erst ein wenig behaupten. Das ist aber nicht Gehorsam und zieht leicht den Vorwurf herbei: Was geht es dich an. Folge du mir nach (Joh. 21, 22). Ruft uns der Meister, so verlangt er von seinem neuen Knecht auch neuen Gehorsam. Freilich gehören noch mehr Stücke zur Sündenvergebung; unser Text aber redet nur vom Gehorsam. Und der gehört auch sicher dazu. Wer der Welt und Satan folgen will, wie kann der Gnade erwarten? Darum heißt es: Jesu Geboten gehorsam folgen, nicht nur sich lossagen, sondern losreißen das Herz von allem und Jesum über alles setzen.

2. V. 13. Die Nachfolge sei aber nicht nur der äußere Kadavergehorsam, sondern ein Nachfolgen in der Gesinnung. Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war, darum geht hin und lernet, was das sei: Ich habe Wohlgefallen an der Barmherzigkeit und nicht am Opfer. Schon Samuel sagt zu Saul: Gehorsam ist besser denn Brandopfer und Aufmerken besser, denn das Fett vieler Widder; darum werdet verständig, was da sei des Herrn Wille (Eph. 5, 17). Barmherzigkeit ist Jesu Wesen, so laßt uns auch darin ihm nachfolgen. Ein unbarmherziges Gericht wird über den gehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat; und nur die Barmherzigkeit rühmt sich wider das Gericht (Jak. 2, 13). Vgl. auch den Schalksknecht (Matth. 18, 22). Wehe auch denen, die das schwerste im Gesetz dahinten lassen, nämlich die Barmherzigkeit und den Glauben (Matth. 23, 23). Selig aber sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen (Matth. 5, 7), nämlich die Vergebung aller ihrer Sünden.

III.

V. 10. Das Ebenbild Gottes, das der Mensch in dem Paradies verlor, bestand darin, daß er mit Gott in seliger Gemeinschaft leben konnte. An seine Stelle trat der Tod. Nun dieser durch die Sündenvergebung aufgehoben ist, tritt die alte Gemeinschaft mit Gott wieder ein. Mein Heiland, mein Erlöser, wie klingt das traulich und beglückend; kein Feind mehr, kein Fremder, sondern Kind und Hausgenosse Gottes. Wenn fromme Juden noch heute bei großen Festmahlen an der Tafelrunde einen Platz frei lassen für den Messias oder seinen Vorläufer, den Elias, daß er bei seinem Kommen einen Platz bereitet finde, so hat eine Christengemeinschaft, die an die Vergebung der Sünden glaubt, dies nicht nötig. Dieser nimmt ja die Sünder an und isset mit ihnen. Schon bei den Heiden galt und gilt die Tischgemeinschaft als Zeichen und Unterpfand der Freundschaft. Auch an den Tischen der Christen ist Christus, wenn auch nicht im Leibe, so doch im Worte und Geist anwesend. Das alte liebe Tischgebet: Komm, Herr Jesu, u. s. w., hat ja eigentlich noch zwei Reihen vorher und heißt also: Der du mit Zöllnern zu Tisch gesessen und hast mit Sündern das Brot gegessen, komm, Herr Jesu, u. s. w. Hast du also die Erkenntnis deiner Sünde und fühlst dich als ein verlorner Zöllner, dann hast du die Verheißung: Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.

2. Aber zu noch innigerer Gemeinschaft läßt sich der Herr herab. Siehe, ich stehe vor der Thür, spricht der Herr, und klopfe an. Nun thue die Thür

nur auf, dann wirst du auch die selige Abendmahlsgemeinschaft mit ihm genießen. Heißt es schon: „O, selig Haus, wo man dich aufgenommen, du wahrer Herzensfreund, Herr Jesu Christ, so ist die Seligkeit des Herzens noch viel größer, das mit Jesu das Abendmahl des Lammes genießt. Wußte Goethe in einem ganzen, langen Menschenleben nur einen Augenblick zu finden, zu dem er sagen möchte „verweile doch! Du bist so schön," und ist ihm dieser Augenblick noch der, wo der Mensch triumphierend das Werk seiner Hände beschaut, so zeigt er nur, daß er Christum nicht gekannt hat. Ein Christ kennt solcher seligen Augenblicke gar viele, und der allerseligste ist, wenn er vor dem Altar knieend aus des Predigers Munde die Worte seines Erlösers hört: „Sei getrost, deine Sünde ist dir vergeben," und wenn er danach im Glauben des Heilandes Leib und Blut als die Speise seines neuen Lebens genießt. Da spricht der Christ wohl mit Recht: Verweile doch, du bist so schön.

So hast du nun aus dem Worte des Lebens gehört, wie leicht, oder für manche auch wie schwer, die Vergebung zu gewinnen ist und welch seliges Gnadengut du darin gewinnst. Nun sei nicht nur ein Hörer des Wortes, womit du dich nur selbst betrügst, sondern ein Thäter desselben. Darum, wen da dürstet, der komme und trinke, beides umsonst und ohne Geld. Gottes Brünnlein hat Wasser die Fülle. Amen!

---

3. Sonntag nach Trinitatis (Eisenacher Ev.)—Luk. 15, 11-32.

Dieser Text behandelt eine ganz alltägliche Geschichte, die gerade so gut 1902 hätte geschehen sein können. In moderne Worte gekleidet, könnte sie heute oder morgen in irgend einer Zeitung stehen und niemand würde ihren Ursprung aus der Bibel ahnen. Ein junger Mann, der es müde war, im Tagelohn auszuschaffen, oder auch der Unselbständigkeit überdrüssig, traf mit seinem Vater ein Uebereinkommen, ihm sein Erbteil voraus zu geben, um sich selbständig zu machen, und ließ sich irgendwo nieder. Leider geriet er in schlechte Gesellschaft, in welcher er sein Vermögen verlor, und ist seither verschollen, verdorben, gestorben. Schade um den vielversprechenden, begabten, jungen Mann! So geht es in der Welt noch heute zu. Nur ein ganz kleiner Unterschied ist zwischen dieser Geschichte und dem Text, nämlich im Ausgang. Der zeigt aber so deutlich den Unterschied von Welt und Gott. Gott will nicht, daß jemand verloren gehe, darum streckt er die Gnadenhand aus. Wer sie sehen und ergreifen will, der kann noch gerettet werden. Darum geht die Geschichte leider so oft nicht nach der Bibel aus, weil der verlorene Sohn die Retterhand nicht sehen will oder zurückstößt. Und nun höre: Der verlorene Sohn bist du, noch ist die Gnadenzeit nicht abgelaufen, noch kannst du zu Gott kommen, denn dazu ist Jesus und das Evangelium gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen. Lassen wir uns auch heute zur Buße rufen und laßt uns hören die Mahnung:

Thut Buße und bekehret euch!

I. Wie der Sünder verloren geht;
II. wie der Sünder gerettet wird;
III. was die Welt dazu sagt.

I.

1. Zuerst wollen wir feststellen, durch wessen Schuld der Sünder verloren geht. Wenn auch der verlorene Groschen die Ausrede haben mag, ohne sein Verschulden in so üble Lage gekommen zu sein, hier der verlorene Sohn hat diese Entschuldigung nicht; denn aus freien Stücken spricht er zu seinem Vater: Gieb mir, . . . das mir gehöret. Wenn man diese Worte ansieht, findet man darin Unzufriedenheit, Habsucht, Mangel an Kindesliebe, Unverschämtheit. Er will nicht warten, bis der greise Vater tot ist, er will jetzt schon, was ihm gehört. In Wirklichkeit gehört ihm aber gar nichts. Ein hoffnungsvoller Sohn, in der That! Aber das alles ist nur die äußere Erscheinung, die Wurzel dazu heißt böse Lust. Die ist der erste Anstoß, den Stein auf der Bahn des Verderbens ins Rollen zu bringen. Und das ist dann nun der Fluch der bösen Lust, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Von der bösen Lust kamen die frechen schamlosen Worte, und aus ihnen wieder folgt

2. die böse That. V. 13. Er sammelt alles zusammen und zog ferne über Land, d. h. er reißt sich los von allem, was dem Menschen soll heilig sein, von Vaterhaus, Elternliebe, Gemeinde, und zieht fort. Das findet man noch heut, die alte Heimstätte wird verkauft, alte Familienbilder werden aus dem Rahmen gerissen, der bringt noch einige Groschen, die ehrwürdige Familienbibel mit den silbernen Beschlägen, seit Generationen ein heiliges Erbstück, fort damit zum Pfandjuden, die ist ja auch noch einige Cents wert und für den jungen Mann nur hinderlicher Ballast. Also fort damit! Nur Geld gemacht! Non olet, solch Geld riecht zwar nicht, aber schreit gen Himmel. Nun weiter, wie braucht er sein Geld? Legt er es nieder zu der Apostel Füßen? Bewahre! Stiftet er damit ein Werk der gemeinnützigen Wohlthätigkeit? Kein Gedanke! Legt er es an in großen Unternehmungen, durch welche Tausende ihr Brot erwerben? Fällt ihm gar nicht ein! Ja, was thut er denn damit? Durch die Gurgel wird es gejagt, auf den Leib wird es gehängt, sein Bauch ist sein Gott. Mit Prassen bringt er sein Gut um, verwüstet und vergeudet es mutwillig. Nicht wahr, solche Fälle kennst du auch, wo einer nicht nur Hab und Gut, sondern Ehre, Familie, ja den Verstand umgebracht hat in dem Schnapsglas, in dem schon mehr Leben ertränkt sind als in allen Ozeanen, in dem Würfelbecher, darin Teufelknöchel rollen, in den Kartenblättern, die in wenigen kurzen Stunden oft die Frucht langer mühseliger Wochen verschlungen.

3. Und was dann? V. 14—16. Ja dann kommt das Darben, die bittere, grause Not. Die guten Freunde und Zechkumpane, die lassen ihn dann im Stiche, höchstens erlauben sie dem Gesunkenen eine Unterkunft bei den Säuen. Aber das ist auch alles. Der verwöhnte Gaumen, dem sonst nichts zu kostspielig war, bettelt um Schweineträber, und niemand giebt sie ihm, und auch nichts anderes, keinen Trost, keinen Rat, keine Hilfe, nur Spott und Vorwürfe und allerhand Redensarten, wie: Ja, ja, so geht es! Wohlgeschmack bringt Bettelsack! Sehe jeder, wie er's treibe! So geht der Mensch verloren und versinkt immer tiefer in Leibes- und Seelennot, aus der ihn nur noch Einer und Eines zu retten vermag.

4. Habe ich zu schwarz gemalt? Nein, ihr kennt alle solche verlorene Söhne und Töchter. Vielleicht hast du, lieber Vater oder Mutter, selbst so ein verlorenes Kind, um das du im Stillen viele Thränen weinst. Verzage nicht, größer als der Helfer ist die Not ja nicht. Selbst der verlorene Sohn fand ja noch heim. Du sollst auch heim finden und dein verlorenes Kind auch. Wie, das wollen wir nun sehen.

II.

1. V. 17—19. Bis V. 16 war dies Gleichnis eine klare Geschichte. Nun kommt das Wunderbare, das die Welt leicht als Bettelei, Kriecherei u. s. w. auslegt. Er schlug in sich. So hat er sich selbst seine Rettung zu verdanken? Nein, gewiß nicht. Hier diese Verse zeigen uns das Ergebnis, den langen Kampf vorher erzählen sie nicht, wie Gott ihn herumgeholt hat. War es die Erinnerung an einen alten Bibelvers oder Liedervers, der aus seiner Jugendzeit in ihm wieder auftauchte, war es ein ihm „zufällig" in die Hände geratener Traktat, oder ein vom Wind ihm in den Weg gewehtes Bibelblatt, genug, es war sicher der Heiland, der solcherweise seine Erlösung anfing und ihn zu dem Entschluß brachte: Ich will mich aufmachen u. s. w., V. 18 f. So geschieht es noch heute. Gott fängt in uns das gute Werk an. Durch wen? Hier öffnet sich eine Gedankenreihe, die den Text auf die Innere Mission beziehen (Hafenmission, Gefangenenpflege, Rettungshäuser, Magdalenenstifte, Blaues Kreuz gegen Trunksucht, weißes Kreuz gegen Unzucht u. s. w.). Der mir zugewiesene Raum erlaubt keine weitere Ausführung.

2. V. 20a, 21. Auf den festen Entschluß muß nun aber auch die Ausführung folgen. Sonst heißt es: der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Wieder verschweigt uns unser Gleichnis, wie viele Seelenkämpfe der That vorausgehen, wie sich der Stolz gegen solche Erniedrigung sträubt, bis sich der Mensch zu solcher Selbstdemütigung und zu solchem Sündenbekenntnis zwingt. Das sind heilige Kämpfe, die in der Einsamkeit ausgefochten werden müssen. So wollen wir von ihnen nicht weiter reden; was der Text dir sagen will, ist, daß ein solcher Sieg möglich ist. Du mußt und kannst dich überwinden. Versuche es nur, wie so viele schon vor dir es gethan haben. Jene haben gesucht und gefunden. Auch dir wird, wenn du anklopfest, aufgethan werden.

3. V. 20b, 22—24. Sieh den gnädigen Vater. Ihn jammert des verlorenen Sohnes. Mit keiner Silbe gedenkt er seiner Schuld, sondern eitel Erbarmen und Liebe treibt sein treues Herz. Das ist ein Abbild deines Vaters im Himmel, der auch dir mit offenen Armen entgegeneilt, wenn du mit reuigem Bekenntnis zu ihm kommst. Der Sohn schleicht sich auf Nebengassen an den Hecken entlang zum Vaterhause. Doch kaum hat ihn das Vaterauge von ferne erblickt, da läuft und eilt er ihm entgegen. Auch dir kommt der Vater entgegen, das beste Kleid in Jesu Blut helle gemacht, liegt schon für dich bereit, das himmlische Abendmahl wartet deiner, und die lieben Engel stimmen schon ihre Harfen, um sich mitzufreuen in Reigen und Gesängen, wenn du nur heimkehren willst. Komm, es ist alles bereit.

III.

1. V. 28 ff. Mit Wut und Zorn hört es der ältere Bruder. Er geht nicht hinein. In tugendhafter Entrüstung weist er hin auf den Lumpen. Nun das Seine verbracht ist, nun kann er wieder kommen, nun wird er am Ende noch von seinem zu erwartenden Erbe an den Vagabunden abgeben müssen. Nein, das ist zu viel verlangt von einem fleißigen Arbeiter und ehrsamen Bürger. Solchen Bruder Lüderlich soll er wieder als seinen Bruder anerkennen, von dem man gar nicht weiß, was er alles getrieben hat. Einem solchen Menschen, wie dem Heimgekehrten, ist eben alles zuzutrauen.

2. Und auf solchem schwarzen Hintergrunde hebt sich natürlich das Bild des älteren Bruders desto heller ab. Er gleicht dem Pharisäer, Luk. 18, 11. Ob sie nun Gott danken oder ihm Vorwürfe machen, immer heißt es: Ich bin nicht wie andere Menschen. Ich diene dir so viele Jahre, ich habe nie dein Gebot übertreten. Was bin ich für ein guter Mensch. Irret euch nicht, liebe Brüder, so wir sagen, wir haben keine Sünde, u. s. w.

Und nun, was sagst du? Willst du mit dem älteren Bruder beiseite stehen und in ohnmächtigem Zorne grollen, oder willst du Teil haben an der Freude über einen Bruder, der tot war und lebendig geworden ist. Oder noch besser, willst du nicht mit den Knechten Hand anlegen, dem verlorenen Sohn die Heimat zu bereiten. Hier sind wieder Ermahnungen zur Inneren Mission geeignet. Ihr Söhne, wir brauchen Missionare und Pastoren. Ihr Töchter, warum immer "schoolma'am" oder "typewriter" werden, warum nicht Diakonisse? Das Feld ist groß, und wenige sind der Arbeiter. Viel verlorene Söhne irren umher, viel ältere Söhne stehen höhnisch beiseite. Kommt und helft, daß ihnen das Wort des Lebens verkündigt werde. Amen.

---

4. Sonntag nach Trinitatis (Eisenacher Ev.)—Matth. 5, 13–16.

Goethe und Schiller spotten in einer ihrer Xenien über die Herren mit dem kurzen Gedärm, die, was sie gestern noch lernten, heute schon wieder weiter lehren müssen. In der That sagt auch die Heilige Schrift, daß sich nicht jedermann unterwinde Lehrer zu sein. Aber damit hört auch die Berechtigung dieses Verses, auf den Glauben angewandt, auf. Lehrer können wir nicht alle sein, wohl aber Zeugen. Wir sind nicht alle Haushalter über Gottes Geheimnisse, wohl aber Arbeiter in seinem Weinberge. In dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg ist nur ein Schaffner oder Haushalter unter vielen Arbeitern. Also sind auch wir Arbeiter im Reiche Gottes. Wir sollen es nicht nur sein, nein, wir sind es. Allerdings sind dann auch böse Weingärtner, faule Knechte und ungetreue Diener unter uns, aber das hebt die Thatsache nicht auf, daß wir Arbeiter Gottes sind. Unsere Arbeit aber ist, ein Zeugnis abzulegen von Christo, von dem, was wir erfahren und geschmeckt haben, von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist. Und diese Arbeit getreulich auszurichten, dazu muß uns nicht nur der Heilige Geist bringen, sondern wir haben auch den bestimmten Befehl unsres Heilandes (Act. 1, 8): Ihr werdet meine Zeugen sein. In dieses Befehlswort Jesu wollen wir denn unsre heutige Betrachtung fassen, die uns führt auf die Pflichten der Jünger gegenüber der Welt. Wir hören also:

Ihr sollt meine Zeugen sein.

I. Die große Kraft dieser Aufgabe;
II. die hohe Aufgabe dieser Kraft.

I.

1. V. 13a. 14 f; cf. auch „Magazin", Jan. 1902, S. 1 ff. Die Kraft des Salzes ist fäulniswehrend, den guten Zustand bewahrend und endlich, was zu wenig betont wird, würzend, schmackhaft machend. So ist die Kraft des Lichtes auch Tod zerstörend — viel Luft und Licht ist das beste Vorbeugungsmittel gegen die meisten Krankheiten — Leben weckend und erhaltend — und endlich das Leben würzend. Alle diese Kräfte hat auch das Christentum. Der Sohn Gottes ist gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören, das ist seine tod- und fäulnistilgende Kraft. Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darinnen. Das ist die Leben spendende und erhaltende Kraft. Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen. Joh. 10, 11). Da haben wir die dritte erquickende Kraft.

2. Und diese große Kraft hat der Heiland seinen Jüngern übertragen. Unser Text sagt nicht: Ich bin, sondern ihr seid das Salz und das Licht. Damit giebt der Heiland seinen Jüngern eine gewaltige Kraft, aber wohlgemerkt nur denen, die sich selbst erst von dem Salz der Erde haben durchdringen und durchleuchten lassen von ihrem Lichte. Man darf diese Worte nicht aus dem Zusammenhang reißen und aus V. 13—16 den unendlichen Wert der Menschenseele konstruieren, sondern nur denen gilt das Wort, von denen V. 10—12 gesagt ist, die in Wahrheit Jesu Jünger sind. Denen aber wird in ihrer hohen Aufgabe auch eine große Kraft gegeben.

3. Ihr seid das Salz der Erde. Oder was hat die Welt vor der Verwesung bewahrt bis auf diesen Tag? Bedenkt man die jämmerlichen sittlichen Zustände des Römerreiches, den eiteln Wandel nach väterlicher Weise und sieht, wie doch so vieles durch den Einfluß des Christentums besser geworden ist, dann muß man die salzende Kraft des von Jesu Jüngern getragenen Evangeliums anerkennen. Aber auch Leben spendend und erhaltend wirken Jesu Diener. Wer an mich glaubt, von dessen Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen. Es ist eine Eigentümlichkeit des Feuers, daß es alles, was es berührt, auch in Feuer zu verwandeln trachtet, wie auch das Licht keine Finsternis dulden kann. So ist es auch dem wahren Jünger Jesu eigentümlich, daß, auch ohne sein Zuthun, sich an der Flamme seines Herzens andere Herzen entzünden müssen. Oder vom Ziele aus rückwärts geschaut. Wer am Ende seines Lebens nicht wenigstens noch einen Menschen zum Licht gebracht hat, der hat in sich selbst auch kein Licht gehabt. Auf daß die Leute eure guten Werke sehen, darin steckt das Geheimnis der großen Kraft. Ein Beispiel wirkt besser als hundert Lehren, und es ist Christenart durch Beispiele, durch das äußere Leben Zeugnis abzulegen von Christo. Unterschätzt diese Kraft nicht. Wenn wir auch nie, wie Christus, verlangen können: Glaubet mir um meiner Werke willen, so hat Gottes Gnade doch unser Heiligungsstreben in Schwachheit mit der Kraft gesegnet, das beste, lebendigste Zeugnis von Christo zu sein.

4. Endlich die erfreuende Kraft des Christenwandels. Fade und öde wird das Leben in der Welt gar bald und schnell, daher auch unter den Weltkindern man gar so viele findet, die ihr Leben wegwerfen, weil sie ihr Salz haben dumm werden lassen. Wie anders ein Christ. In einem dreieckig geschliffenen Glase kann man das Licht in wunderbare Farbenwirkungen brechen, und diese wieder durch eine Linse zu einem einzigen weißen Lichtstrahl sammeln. So sehen wir Christen auch das Licht der göttlichen Liebe rein und klar, die Welt dagegen schaut es gebrochen im Prisma des täglichen Lebens an uns als Liebe, Freude, Friede, Geduld u. s. w. Gal. 5, 22. Darum denket daran, daß ihr stets das Salz des Lebens bei euch habt, und daß euer Licht nicht unter den Scheffel gestellt werde, wodurch seine Kraft verloren gehen würde; denn zu der großen Kraft habt ihr eine hohe Aufgabe empfangen.

II.

1. V. 14b. 15. 16. Noblesse oblige, d. h. Adel verpflichtet. Je höher der Adel, je höher die Pflichten. Ihr Christen nun seid vom höchsten Adel, ihr seid das königliche Priestertum (1 Petr. 2, 9). Danach bemesset die Hoheit eurer Aufgabe. Drei eindringliche Ermahnungen giebt der Herr in den drei Ehrennamen für seine Jünger: Salz der Erde — Licht der Welt — Stadt auf dem Berge —. Die Wichtigkeit dieser Aufgabe sehen wir darin, daß es eine der ersten Aufgaben ist, die Jesus seinen Jüngern giebt. Nur eine Aufgabe hat er vorher seinen Jüngern gegeben, Menschenfischer zu sein, dann kommt diese Aufgabe als nächste. Noch gehört dem Herrn kein Fußbreit der Erde und schon erstreckt sich seine Fürsorge auf ihre ganze Ausdehnung. Noch hat das Himmelslicht in keiner Seele die Dunkelheit vernichtet, nur erst in wenigen, einfältigen Herzen die Dämmerung hervorgerufen, und schon sorgt er, daß die ganze Welt dies Licht erhalte. Noch ist der Grundstein nicht gelegt, und schon sieht er eine heilige Stadt auf dem Berge entstehen.

2. Jedem Jünger Christi aber gilt diese hohe Aufgabe. Ihr habt die Kraft, Zeugen zu sein, folglich auch die Aufgabe. Ihr seid das Salz der Erde. Ja, wer soll in sie noch die erhaltende, belebende und erquickende Kraft des Evangelii hineintragen, wenn ihr Christen es nicht thun wollt? Wenn ihr christlichen Eltern eure Kinder nicht wollt erziehen in der Furcht des Herrn, wenn ihr christlichen Gemeinden nicht wollt eingedenk sein eures Berufes, die Stadt auf dem Berge zu sein, wenn mit einem Wort das Salz dumm wird, womit soll man die Welt salzen? Dann wehe der Welt, wehe aber noch mehr euch Christen, die Salz sein sollten und es nicht sind. Man wird euch hinausschütten als unnütz (Luk. 14, 34), und lassen euch von der Welt und dem Teufel zertreten. Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert. Aus der hohen Kraft erwächst euch die große Aufgabe, Zeugen Jesu zu sein.

3. Das zeigt uns auch der Ehrenname: Stadt auf dem Berge. Wie gerade vermöge ihrer hohen Lage eine Stadt nicht verborgen bleiben kann, wie ein Dörfchen im Thal, so stehen auch Christen auf hoher Warte. Eben infolge ihres Bekenntnisses zu Jesu ist ihre Lage derart, daß man auf sie sieht. Wie du den Schein der Lichter der Großstadt auf zwanzig Meilen im Umkreis siehst, so sind auch auf das Christenleben mehr Augen gerichtet, als man

erwartet. Napoleon rief einst seinen Soldaten zu: „Die Augen der ganzen Welt sind auf euch gerichtet." Ihr Streiter Jesu, auch auf euch schaut alle Welt, weil ihr Christen, die Stadt auf dem Berge seid. Wo ist euer Zeugnis?

4. Aber mehr noch, ihr seid das Licht der Welt. Man zündet nicht ein Licht an und stellt es unter den Scheffel. Das thun aber so viele. Man scheut die berufene und unberufene Kritik, man fürchtet Spott und Tadel, man ist zu bequem und faul, man will diesen oder jenen guten Freund nicht aus dem Schlummer wecken, so muß das Licht zugedeckt werden. Aber das geht nicht. Man kann nicht im Herzen Christ und vor der Welt Weltmensch sein. Entweder wird das Licht unter dem Scheffel erstickt, oder es wird den Scheffel verbrennen. Darum setze dein Licht auf den Leuchter. Das ist eine gewichtige Mahnung für alle Lehrer, Väter, Aelteste, Prediger und Christen insgemein. Das ist deine Aufgabe. Lasse deine guten Werke, d. h. deinen christlichen Wandel im Glauben leuchten. Nicht um dir ein Verdienst daraus zu machen, cf. Matth. 6, 2. 5, sondern ein Beispiel zu geben, ein Zeugnis abzulegen. Auf denn, Brüder, schmückt die Lampen u. s. w. (S.-S.-Liederbuch 159, V. 3.

Und welches ist der Endzweck dieses eures Zeugnisses? Daß die Leute euren Vater im Himmel preisen. Das ist ein seliges Geschäft, das wohl alle treiben möchten, nur wissen sie oft nicht, wie. Hier ist dir der Weg gezeigt, wie du dazu beitragen kannst durch dein lebendiges Bekenntnis. Wer Jesum bekennt vor der Welt, den wird er auch bekennen vor Gott, und der wird droben mit einstimmen dürfen in den ewigen Preis. Amen.

---

5. Sonntag nach Trinitatis (Eisenacher Ev.)—Luk. 9, 18–26.

Paulus schreibt an Timotheus (1 Tim. 6, 12), daß er ein gutes Bekenntnis bekannt habe vor vielen Zeugen. Das ist was unsrer Zeit auch so not thut. Mit den Werken zeigt man es wohl eher, weil der Sauerteig des Christentums die Welt so durchsäuert hat, daß auch Kinder dieser Welt oft Werke thun, die denen des Glaubens ähnlich sehen, so daß man durch sie nicht gleich in den Verdacht kommt, ein Christ zu sein, was ja vor der Welt gleichbedeutend ist mit beschränkt, dumm oder gar verrückt zu sein. Gilt es aber Farbe zu bekennen, und frei heraus zu sagen: Wie dünket euch um Christo, so werden nur sehr wenige mit Petrus antworten: Du bist der Christ Gottes. Das aber ist das Eine, was not thut. Es gilt ein frei Geständnis trotz aller Feinde Toben u. s. w. (Lied 199, 2. 4). Laß dich immerhin einen Sonderling oder Mucker schelten; wenn du wie Petrus vom Herrn Worte des ewigen Lebens hast, darf dich das nicht anfechten. Sondern bekenne nur frei: Du bist Christus. Um unsren Mut und unsre Kraft dazu zu stärken, betrachten wir:

Das Bekenntnis zu Christo, dem Sohne Gottes.

I. Schäme dich nicht des Zeugnisses unsers Herrn. (2 Tim, 1, 8.)

II. Es wird euch im Himmel wohl belohnet werden. (Matth. 5, 12.)

I.

1. Schäme dich des Zeugnisses unseres Herrn nicht, denn er verlangt ein solches von dir. Er selbst ist es, der die Pharisäer zu einer Entscheidung nö-

tigt: Wie dünkt euch um Christo? (Matth. 22, 41 f.) Er selbst legt auch hier den Jüngern die Frage vor: Wer sagen die Leute, daß ich sei? und: Wer sagt ihr aber, daß ich sei? Zweierlei geht daraus hervor, nämlich 1. daß die Jünger eine Meinung aussprechen sollen, und 2. daß diese Meinung von der der Leute verschieden sein muß. So bedenke das heute auch für dich. Dein Bekenntnis muß anders lauten, als das der Leute. Nicht Johannes, nicht Elias, nicht einer der alten Propheten; das ist alles falsch. Nicht ein Idealmensch, nicht ein Vorbild, nicht der zur Gottheit erhöhte Mensch, das ist auch alles falsch. Schäme dich des Petruszeugnisses nicht: Du bist der Christ, oder wie Johannes es berichtet, du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes (Joh. 6, 69). Das ist das einzig wahre und einzig ausreichende Bekenntnis.

2. V. 21. Damals freilich wollte Jesus dies Bekenntnis noch nicht laut werden lassen (V. 21), weil sein Leiden, Tod und Auferstehung (V. 22), durch welche er sich endgültig als den Heiland erwiesen, noch nicht geschehen. Jesus aber wollte das Bekenntnis nicht als bloßes Lippenwerk, sondern aus tiefster Ueberzeugung. Zudem wußte er, daß ein Bekenntnis zu ihm und seiner Gottessohnschaft doch nur auf Unglauben, Hohn und Verfolgung stoßen würde, und seine Jünger noch nicht so gegründet im Glauben waren, daß solche Schicksale sie nicht hätten „ärgern“ können. Heut aber liegt die Sache ganz anders. Seit Jesu Himmelfahrt ist es Pflicht der Christen, nicht stumme Hunde zu sein (Jes. 56, 10). Der Geist wehrte dem Petrus das Bekenntnis (Apostelg. 4, 12) nicht. Der Herr hat es den vielen Tausenden, die seither mit ihrem Leben ein Bekenntnis zu ihm ablegten, nicht nur nicht gewehrt, sondern befohlen: Verleugne dich selbst, nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach. Bei uns heute handelt es sich meist gar nicht mal um das Leben, sondern höchstens darum, was einige Narren (Ps. 53, 2) von dir denken und sagen. So schäme dich des Zeugnisses unsres Herrn nicht.

3. Nun die Nutzanwendung. Worin besteht das Bekenntnis zum Sohne Gottes für dich? cf. Matth. 10, 24—33. Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht, das prediget von den Dächern, das verkündiget auf den Gassen. Nicht einmal im Stillen, oder selbst unter Mitgenossen, z. B. in der Gemeinde, ein Zeugnis ablegen, sondern euer ganzes Leben sei eine laute Predigt über die Nachfolge Christi. Verleugne dich selbst. Nimm dein Kreuz auf dich täglich. Im Leben ist die große No. 1 das liebe „Ich“, im Christentum ist es eine Null, die nur Wert hat, wenn die große No. 1, Christus, davorsteht. Verleugne dich selbst, denke nicht an dich als No. 1, und nimm dein Kreuz auf dich täglich. Einmal ein großes Kreuz auf sich nehmen, das thäte einer wohl eher, aber diese ewigen, tagtäglichen Kümmernisse und Sorgen, die werden das schwerste Kreuz. Ein täglich keifendes Weib, ein täglich trunkener Mann, ein täglich, weil unheilbar, krankes Kind, ein täglich böser Nachbar, eine täglich sich wiederholende Versuchung, das sind solche Kreuze, durch deren geduldiges Tragen du ein Bekenntnis zu Christo ablegst.

II.

1. Es wird euch im Himmel wohl belohnet werden. Was? ein solches Bekenntnis. Man wirft uns Predigern vor, wir stellten immer nur Wechsel auf den Himmel aus, von denen kein Mensch wisse, ob sie je bezahlt würden.

Nun dieser letzte Einwand ist thöricht, denn wir wissen (V. 26), daß der liebe Herr wiederkommt. Wir wissen auch seine Verheißungen, wie es dann sein wird. Wer also nun noch sagt, wir wissen nicht, der ist gleich einem Manne, der sich eine Binde vor die Augen legt und nun ruft: Es ist Nacht, ich sehe nichts. Du Thor, nimm doch die Binde von den Augen und sieh zu. Hier hast du ja seine Verheißung, daß er wiederkommt in Herrlichkeit, und die andere, daß er sich dein schämen wird, wenn du dich seiner schämst. Verachte sie nur, dann wirst du es ganz sicher mal ausfinden, daß seine Worte wahrhaftig sind.

2. Aber auch der erste Vorwurf, daß wir immer nur gen Himmel weisen, ist uns keine Schande, sondern ein Ehrenzeugnis. Wollten wir euch Güter dieser Welt verheißen, was würde euch das nützen? Was wir mitgebracht in dies Leben, das nehmen wir mit hinaus, sonst nichts. Was nützt es dir denn nun, wenn du die ganze Welt gewönnest? Du mußt sie ja doch wieder von dir lassen. Der Herr vergleicht die Reichtümer dieser Welt mit Dornen (Matth. 13). Verliere dich um deiner Seele willen nicht in ihnen. Dornen zerreißen. In Süd-Afrika giebt es einen dornigen Akazienstrauch, der heißt: „Wart ein weilchen," weil es geraume Zeit nimmt, sich wieder herauszuarbeiten. Wie wenn dir die letzte Gelegenheit zum Reiche Gottes verloren geht, während du aus den Dornen loszukommen suchst? Daß du nicht am Ende in den Dornen hängen bleibst, wie der Widder in Morijahs Hecke (1 Mos. 22), und der Teufel schlachte dich zu seinem Opfer. Es wird dir im Himmel wohl belohnt werden, aber mit bösem Lohn.

3. Dagegen wohl dir, wenn du dein Leben um Jesu willen hassest und es verlierst und dein Bekenntnis ein gutes gewesen vor vielen Zeugen. Wenn dann der Herr mit aller seiner Herrlichkeit wiederkommt, und das große Gericht anhebt, und auch du vor das Gericht mußt, dann wirst du es erfahren, wie sich der Herr zu dir bekennt. Will Satan dich verschlingen, so tritt der Sohn Gottes dann ins Mittel und spricht: Gehe ein zu deines Herrn Freude. Fürwahr, angesichts solcher Seligkeit, dürfen wir wohl mit Paulus (Röm. 8, 18) rühmen, daß dieser Zeit Leiden nicht der Herrlichkeit wert sind, die an uns soll geoffenbart werden. Ohne Leid geht es nicht, denn alle die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden (2 Tim. 3, 12), aber dennoch bleib ich stets an dir. Amen.

Kirchliche Rundschau.

Ueber das kirchliche Leben in Dänemark und seine gegenwärtigen Kämpfe bringt die Allg. Ev.-Luth. Kzg. folgenden umfassenden Bericht:

Wir teilen uns in Dänemark nach drei „Richtungen"; Parteien wollen wir uns nicht nennen.

Die Grundtvigsche Richtung hat nach ihrem Lehrvater N. F. S. Grundtvig etwas von eigener Dogmatik, indem sie auf das apostolische Bekenntnis als „das kleine Wort aus dem Munde des Herrn" ein besonderes Gewicht legt, weil es uns allen in der Taufe persönlich als Bundesbedingung

gegeben ist. In gewisser Weise kann diese Richtung mit der englischen Hochkirche parallelisiert werden. Auf der anderen Seite lieben sie, auch nach ihrem Lehrvater, die *Freiheit* sehr; und ihre Gedanken haben unser Volk, besonders auch durch die „Volkshochschulen", sehr beeinflußt, und gegenwärtig, nachdem unsere Linkspartei im Ministerium Deuntzer endlich die politische Macht bekommen hat, werden sie, durch die überwiegende Mehrzahl von ländlichen Vertretern in unserem „Volksthing", zu großer Macht kommen. Ob da aber die volkstümliche oder die religiöse Seite des Grundtvigianismus am meisten wiegt, lassen wir dahingestellt.

Die „*Innere Mission*" wird die zweite Richtung genannt. Ihr bedeutendster Führer, Pfr. *Wilh. Beck*, ist unlängst, den 30. September, weggerufen worden. In seiner Person, die in einer kernvollen Mischung von Gemüt, Willenskraft und Humor nicht wenig an Martin Luther erinnern konnte, liegt die Erklärung dieser originellen und noch vielversprechenden Entwickelung des Begriffes Innere Mission bei uns. Beck behauptete, die Innere Mission sei keine Partei, auch keine Richtung, sondern nur eine *Arbeit*, die jeder Pastor, „wenn er nicht sehr faul oder sehr ungläubig wäre," treiben müsse. In Wirklichkeit aber hatte er auch etwas von eigener Dogmatik, die auch selbst eine sehr interessante Mischung darbietet: ein fast methodistisches Bekehrungstreiben neben einem beinahe romanisierenden Sakramentsbegriff; pietistisches Gemeinschaftswesen, Versammlungsleben neben etwas breit Volkstümlichem, gewiß von etwas anderer Art, als bei den Grundtvigianern, aber doch wenigstens bei ihm echt und wahr. Nach seinem Tode haben seine Anhänger, welche schon früher die meisten Vereine für die Heidenmission (in der „Dänischen Missionsgesellschaft") geschaffen hatten, sich auch in Vereinen für die Innere Mission organisiert. Und ihre Bedeutung geht wohl schon daraus hervor, daß der erste nordische Kongreß für Innere Mission, der in Kopenhagen vom 6. bis 8. August tagte, über 1200 Teilnehmer zählte, mehr als das Doppelte der Teilnehmer auf dem 31. Kongreß für Innere Mission in Eisenach, wo man mit der Beteiligung sehr zufrieden zu sein schien. Und in Odense versammelten sich neulich eine ähnliche Anzahl von Kreisdelegierten, zwar nur aus Dänemark, jedoch aus allen Teilen unseres Landes, um eben diese Kreisordnung zu bestätigen und gegen den Gesetzentwurf unseres Kirchenministers zu protestieren. Sie sind unter dem Namen der „Heiligen", welchen sie zwar nicht für sich allein, aber immerhin stark genug in Anspruch nehmen, fest zusammengeschlossen und bieten ohne Zweifel zur Zeit unsere stärkste kirchliche Partei dar.

Neben diesen zwei Richtungen, die gewissermaßen high church und low church repräsentieren, besteht eine *mittlere Richtung*, zu der wohl alle anderen gerechnet werden können, auch die ganz Unkirchlichen, welche aber doch noch der Volkskirche angehören — dazu werden wohl mehr als 99 Prozent der ganzen Bevölkerung gerechnet — und *die* Geistlichen, zu deren „Geistlichkeit" man nicht viel Vertrauen haben kann, obgleich sie einigermaßen die rechte Lehre führen. Dennoch giebt es auch in dieser Mittelschicht einen Kern von frommen und tüchtigen Pastoren, welche in den Spuren von Münster und Martensen gehen.

Diese drei Richtungen haben, durch Kampf und Frieden, einander nicht wenig beeinflußt und von einander gelernt; und zahlreich sind die Uebergangsformen, welche die Entfernung überbrücken, so daß man schon von einer *vierten* Richtung zu sprechen begonnen hat, weil einige Pastoren sich nirgends ganz zu Hause fühlen, weder bei den Grundtvigianern, noch bei

der Inneren Mission, noch bei der „dritten“ Richtung, und doch wohl irgendwohin gehören müssen!

Ungeachtet der Verschiedenheit dieser Richtungen und der häufigen Kämpfe unter ihnen können sie eigentlich einander nicht wohl entbehren, und auf den kirchlichen Versammlungen, die nach dem Missionshaus (Vereinshaus) Bethesda in Kopenhagen genannt werden, sowie im „Gemeindekonvent von 1891“, welches ein Komitee mit ziemlicher Kunst aus Geistlichen und Laien von allen drei Richtungen und allen Landesteilen zusammengewählt hat, hat es sich klar erwiesen, daß sie sehr wohl auf gemeinsamem Boden miteinander in brüderlichem Verständnis haben verhandeln können. Und das apostolische Glaubensbekenntnis, wohl mit durch Grundtvigs Einfluß, uns allen heilig und lieb, hat uns auch meistens die Einheit des Glaubens im Bande des Friedens bewahrt. Wir müssen nach Deutschland reisen, um eine wirklich rationalistische Predigt hören zu können.

Indem ich aber, alles zusammengenommen, unsere kirchlichen Verhältnisse eigentlich als günstige schildern muß: viele volle Kirchen, besonders auch in den Städten, nicht wenig Opferwilligkeit, reges Wirken nach verschiedenen Seiten — komme ich jetzt auf eine auffallende Erscheinung. Dieses Leben ist *in scheinbar sehr ungünstigen Formen*, oder man könnte sagen *in voller Fremdartigkeit* gediehen. Die Verfassung, die unsere Konstitution von 1849 der Kirche versprach, ist nie gekommen. Unsere Volkskirche wird von dem Minister für Kirche und Unterrichtswesen geleitet, welcher im Namen des Königs alle Aemter besetzt und alle rituelle Aenderungen autorisiert. Größere Sachen sollten eigentlich dem Reichstage vorgelegt werden, der natürlich ganz konfessionslos ist, wie der Minister selbst, welchen Posten auch unkirchliche, ja sittlich unwürdige Personen bekleidet haben. Um etwas von der Verantwortung abzugeben, berief einer einen „kirchlichen Rat“, aus den sieben Bischöfen, einem theologischen und einem juristischen Professor bestehend, welchem Rat er und die folgenden Minister alle wichtigeren Dinge zur Beratung vorgelegt haben. Bei dem Antritt des jetzigen Ministeriums wurde dieser Rat aber ausdrücklich aufgehoben, weil ohne die Entscheidung des Reichstages eingesetzt. Der neue Kultusminister hatte aber als Abgeordneter dem vorigen Reichstage einen Vorschlag unterbreitet zur Einrichtung von „Gemeinderäten“ in jedem Kirchspiel, als Anfang von unten herauf zum Aufbau einer Kirchenverfassung. Diesen Vorschlag hat er nun als Minister etwas geändert aufgenommen, und jetzt mit ganz anderer Aussicht auf Gelingen dem Volksthing vorgelegt.

Der neue Kultusminister Christensen war früher Schullehrer und hat eigentlich nur seminaristische Bildung. Neben der norwegischen ist unsere Volksrepräsentation wohl die demokratischste in der Welt.*) Die meisten Mitglieder des Volksthings sind Bauern, und zwar nicht nur Hofbesitzer, sondern auch Kleingrundbesitzer, kleine Handwerksleute auf dem Lande und dergleichen; auch die sozialdemokratischen Repräsentanten sind meist ganz einfache Leute. Unter ihnen allen ragen dann die Schullehrer ziemlich hoch empor an Bildung und Beredtsamkeit. Sie machen die intellektuelle Aristokratie aus, ohne doch in der Regel von zu viel Gelehrsamkeit gedrückt zu sein. In dem neuen demokratischen Ministerium ist ein Bauer Ackerbauminister

*) Unser erster Thing, der Landesthing, ist mehr aristokratisch oder großbürgerlich.

geworden, also wirkliche Excellenz. Das hätte man vor einem Menschenalter sagen sollen! Und daß ein ländlicher Lehrer und Küster über alle Prediger und Bischöfe, sowie über die Universität — von dem königlichen Theater nicht zu sprechen — gesetzt wird, will uns auch jetzt noch auffallen.

Wir können uns auch nicht verhehlen, daß die großen ethischen Kämpfe gegen die Trunksucht und die Unsittlichkeit wenigstens ebenso gute Aussichten auf staatliche Unterstützung unter der Herrschaft der Linken als der Rechten hat. Wir werden hoffentlich bald eine Kommission, halb aus parlamentarischen, halb aus sachkundigen und interessierten Mitgliedern bestehend, zur Vorbereitung eines Nüchternheitsgesetzes, ähnlich dem norwegischen, schwedischen und finnländischen haben. Und was die Unsittlichkeit angeht, so können wir hoffen, das ganze Kontrollsystem ausgerottet zu sehen, welches die Gesundheit nicht geschützt, dagegen die moralischen Begriffe tief verwirrt hat.

Auch auf dem sozialen Gebiete, welches ja ebenfalls der Kirche nahe liegt, dürfen wir wahrscheinlich Fortschritte erwarten.

Wie aber wird es mit den kirchlichen Gesetzen?

Der Vorschlag, den der Kultusminister zur Einrichtung von Gemeinderäten als Unterlage einer künftigen Kirchenverfassung vorgelegt hat, will zugleich den Gemeinden ihr altes, erst 1660 bei Einführung der Souveränität aufgehobenes Wahlrecht zu den Predigerämtern wiedergeben. Doch nicht unmittelbar. Der Gemeinderat, der von allen der Volkskirche thatsächlich angehörigen Personen von über 25 Jahre für je sechs Jahre gewählt wird, und welcher sonst verschiedene Angelegenheiten der Gemeinde mit dem Prediger zusammen entscheiden soll, tritt bei eintretender Erledigung des Predigeramtes in seine wichtigste Funktion. Er soll nämlich die Gesuche empfangen, nachdem das Ministerium solche ausgeschieden hat, welche aus einigen genau festzustellenden Gründen gar nicht in Betrachtung kommen dürfen, und von den Kandidaten drei vorschlagen, unter welchen dann der Minister zu entscheiden hat. Bei der Wahlhandlung aber soll entweder der Probst oder der Bischof als Leiter zugegen sein.

Das Ganze unterliegt ernsten Bedenken.

Man ist ja ganz davon abgekommen, daß die Bevölkerung auf die Predigerwahl Einfluß haben soll. Nur daran ist man so ziemlich gewöhnt, je länger je mehr, daß bei jeder Amtsbesetzung eine Deputation zum Ministerium kommt, um der Gemeinde einen Kandidaten so und so auszubitten, oder einen Bewerber dieser oder jener Richtung vorzuschlagen. Mehr würde wohl ein Rat mit wirklicher Macht auch von wirklicher Verantwortlichkeit fühlen. Und wenn der Bischof es übernehmen könnte, bei jeder Wahlhandlung gegenwärtig zu sein, würde das wohl auch seinen Einfluß heben.

Wie aber wird der Gemeinderat zusammengesetzt werden? Daß er nicht ausschließlich von und aus der idealen Gemeinde, der unsichtbaren Kirche, gewählt wird, versteht sich von selbst. Man befürchtet, daß eine unkirchliche Majorität sich seiner bemächtigen werde, obgleich die Wahlmethode das Recht der Minorität, auch mit vertreten zu werden, schützt. Besonders fürchtet man, daß die Sozialdemokratie die Mehrzahl der Gemeinderatsstellen in den größeren Städten erobern wird, wie sie es schon in den Kommunalverwaltungen teilweise erreicht hat, um so auch die Predigerwahl beherrschen zu können.

Die größte Furcht in dieser Hinsicht hegt die Richtung der Inneren Mission, die wie gesagt den schärfsten Haß gegen sich hat aufkommen lassen; sie meint, daß sie dann fast gar nicht mehr zu den kirchlichen Aemtern in Betracht kommen wird. Die dritte Richtung mit ihrem Konservatismus ist auch meist dafür gestimmt, daß alles bei dem alten bleibe. Nur unter den Grundtvigianern, denen der Minister wohl auch persönlich am nächsten steht, findet er mehr Anschluß, obgleich auch mit Ausnahmen.

Von vielen der kirchlichen Stimmen ist es stark betont worden, daß eine solche Reform nicht durchgeführt werden darf, ohne daß die Männer der Kirche gehört werden. Man fordert eine Kirchenkommission. Drei Viertel der dänischen Prediger haben eine dahin zielende Adresse eingegeben, und neulich thaten alle sieben Bischöfe einmütig dasselbe. Vorläufig jedoch ohne Frucht, nur wenn der Reichstag es wünschen sollte, wäre der Minister willig, eine Kirchenkommission zusammen zu rufen.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß unser Oberhaus, das Landesthing, einen solchen Wunsch aussprechen wird, und daß der Minister sich dann fügen wird, jedoch mit einer Zeitbeschränkung bis Anfang der nächsten Reichstagssammlung im Oktober 1902. Da wird man versuchen müssen, noch bessere Leute zu finden, um dem gläubigen Kern der Gemeinden den größtmöglichen Einfluß zu verschaffen. Mir wenigstens will es dünken, daß die beste Sicherheit darin liegen würde, wenn man dem Gemeinderat recht viel kirchliche Arbeit geben könnte; dann würde es den unkirchlichen Elementen bald zu viel, und der Rat würde nach und nach mit besseren gefüllt.

Eine Stimme zu Gunsten größerer Vereinigung englisch-protestantischer Kirchen. Hensley Henson von Westminster, ein hervorragender Kanoniker der Englischen Episkopalkirche, der sogenannten „Broadchurch"-Partei angehörig, machte den Vorschlag, die verschiedenen Zweige der protestantischen Kirche durch engere Bande der Freundschaft mit einander zu verbinden, indem die Grenzscheide zwischen bischöflichen und nonkonformistischen Kommunikanten niedergelegt werden sollte. Er sagt: „Der unerläßliche Ausdruck für christliche Bruderschaft ist der gemeinsame Empfang des heiligen Abendmahls; und es verträgt sich nicht mit der Selbstachtung, Komplimente und Glückwünsche mit anderen Mitchristen auszutauschen, die ihr trotzdem von eurem Abendmahlstisch ferne treibet und amtlich als Schismatiker betrachtet." Er führt dann aus, daß die großen englischen Denominationen sich durch die ganze Welt weit ausgebreitet haben und wie die Aussichten sind, in Zukunft die hervorragende Stellung in den (englischen) reformierten Kirchen einnehmen werden. Schon in England selbst sei das Wachstum der dissentierenden Kirchen ein so großes gewesen im letzten Jahrhundert, daß jetzt wahrscheinlich die Hälfte aller christlichen Bekenner auf jener Seite seien. Viel mehr aber werde die Bedeutung der nicht bischöflichen Christen erkannt, wenn man den Blick über die ganze übrige Welt richte. Die Freikirchen seien nicht nur zahlreich, sondern zugleich mächtige, evangelistische Kräfte, sie tragen ihren vollen Anteil zur theologischen Wissenschaft bei und sie bereichern das geistliche Leben der Christenheit mit ihrem vollen Anteil eines geheiligten Lebens.

Er fragt dann: Warum können Kommunikanten der anderen Kirchen nicht kommunizieren in der Kirche Englands? Er giebt zu, daß die gegenwärtige Praxis anderen Kirchengliedern es nicht unmöglich macht, mit Bischöflichen zu kommunizieren, indem keine Fragen gestellt und keine Hinder-

nisse in den Weg gelegt werden. Aber, sagt er, das Ergebnis sei gerade nach anderer als der gewünschten Richtung gewesen ; die weniger erwünschten und gewissenhaften Nonkonformisten haben sich des genannten Privilegiums bedient, die mehr ernst religiösen und gefühlvollen haben sich ferne gehalten. Er sagt dann, daß zwei wichtige Scheidelinien die gemeinsame Kommunion verhindern. Die eine sei die Forderung vorhergehender Konfirmation, welche das „Prayerbook" stellt, die andere : die apostolische Succession.

Kanonikus Henson meint, daß beide Hindernisse nicht unübersteigbar wären. Die Konfirmation könne ganz wohl als eine häusliche Angelegenheit der bischöflichen Kirche betrachtet werden für ihre Mitglieder, ohne sie darum für Glieder anderer Kirchen bindend zu machen, die in der bischöflichen Kirche kommunizieren wollen. Bezüglich des andern Punktes will er gerne anerkennen, daß die Glieder der bischöflichen Kirche mit einem gewissen Eifer an der kirchlichen Ordination festhalten als einer durch Alter und Geschichte ehrwürdigen Institution; aber er könne weder in jenem ehrwürdigen Alter noch in ihrem praktischen Wert einen Grund finden, um daraus ein göttliches Recht abzuleiten dafür, und für die Verdammung der nonkonformistischen Geistlichkeit. Er schließt dann: „Wenn wir also zugeben müssen, daß das nichtbischöfliche Predigtamt nicht weniger geistlich wirksam ist als das unsere, und daß die von ihnen gespendeten Sakramente gleicherweise wie die unseren Kanäle göttlicher Gnade sind zur Erzeugung christlichen Charakters, daß die Zeichen der Anwesenheit des Heiligen Geistes bei ihnen eben so ersichtlich sind, wie bei uns, mit welchem Recht können wir fortfahren, sie auszuschließen von unserer offenen und wohlwollenden Gemeinschaft? Mit welchem Recht übersehen wir sie in unseren Kirchspielen; verweigern ihnen den Zutritt zu unseren Kanzeln, fordern, daß ihre Geistlichen ihre Ordination verleugnen und sich eine Wiederordination gefallen lassen? Wir behandeln sie, wie die römischen Katholiken uns behandeln und mit weniger Entschuldigung. Das ist die bittere Wurzel in unserem religiösen Leben, und solange diese nicht ausgerissen ist, giebt es keine Aufrichtigkeit in unseren Bekenntnissen der Brüderlichkeit. Die besten Nonkonformisten tadeln es mit größtem Recht als eine Beleidigung, wenn sie auch noch so höflich zur Vereinigung aufgefordert werden, wenn diese Aufforderung von ihnen einen geistlichen Abfall von ihrem bisherigen Standpunkt einschließt.

(Frei nach The Litterary Digest.)

Die Reformbewegung im französischen Klerus bekundet sich durch immer neue Austritte von Priestern. In Prechac ist Abbé Bonnet ausgetreten und hat am Allerheiligentag in seiner Kirche den Brief vorgelesen, womit er bei dem Bischof diesen Schritt motiviert. Zugleich kündigte er eine Abendversammlung in der protestantischen Kirche des Ortes an, worin der Ortspfarrr vor vielen Katholiken ohne Störung einen Vortrag hielt und auch Bonnet das Wort ergriff. Doch wurden in der Nacht viele Fenster an der Kirche eingeworfen. Der „Prêtre converti" meldet zwei andere Austritte. Einer dieser Austretenden war ein Trappist. Seiner Gesinnung halber sollte er nach dem Kaplande gebracht werden, wo der Orden ein berühmtes Kloster besitzt, aber unterwegs machte er auf dem Schiff die Bekanntschaft von englischen Missionaren und heute studiert er auf St. Chrischona bei Basel. — Als vor kurzem in Etelfay (Oisa-Departement) ein Pfarrer einen Vortrag hielt über den Ursprung und die Lehre des Protestan-

tismus, kam der Schweizer der katholischen Kirche des Ortes und wollte ihn mit gezücktem Säbel in seiner Rede verhindern. Er wurde aber niedergehalten und dem widerredenden jungen Abbé sagte der Pfarrer: „Sie behaupten, der Stellvertreter Gottes zu sein, wie kommt es dann, daß die Seelen, die Sie von den Sünden losgesprochen haben, noch in das Fegefeuer müssen, um die Sünden abzubüßen, die Sie ihnen vergeben haben?" Darauf hatte der Priester keine Antwort.

Die antiklerikale Bewegung in Spanien. Es ist eine Thatsache, die nicht weggeleugnet werden kann, daß das Uebergewicht in jeglicher geistigen und kulturellen Beziehung und ebenso der Besitz der äußeren Macht auf Seiten der protestantischen Bevölkerung ist, daß die Träger des Evangeliums im wesentlichen die herrschenden Nationen der Welt sind. Man darf sich darum nicht wundern, daß unter solchen Umständen aller Orten aus der katholischen Bevölkerung Stimmen laut werden, welche auf diese Thatsache hinweisen. Ergreifend klingen da die Klagen gar mancher. Hier sei nur hingewiesen auf die Klage eines vaterlandsliebenden spanischen Katholiken, welche die Runde durch die Presse machte. Er schreibt: „Die protestantischen Nationen haben die katholischen auf dem Weg des Fortschritts der Menschheit überholt, und die Entfernung, welche sie auf dieser Bahn trennt, wird immer größer. Das ist eine offenkundige, unleugbare und brutale Thatsache und alle Spitzfindigkeiten und Deuteleien müssen zerschellen an dieser feststehenden Beobachtung, auch wenn sie ohne Gnade unsere liebsten Gedanken und vorgefaßten Einbildungen zerstört." Als Beweis bringt er einzelne allgemein bekannte Beispiele. Den Grund dieser Thatsache aber findet er darin, daß der Mensch für die römische Kirche immer das schwache und schwankende Geschöpf bleibe, welches der Hilfe und Stütze bedarf. Er lebe beständig unter einer Vormundschaft, so daß er schließlich keine Schaffensfreudigkeit, keine Kraft, keinen Willen mehr besitze. Die Kinder der Reformation dagegen behandele man wie Erwachsene, die an ein freiheitliches Handeln und an die verantwortliche sittliche Unabhängigkeit gewöhnt, eine gesündere und kräftigere Einsicht besitzen, einen praktisch überlegenen Geist. Jedoch ist der Protestantismus für ihn weit davon entfernt, die absolute Wahrheit zu sein. Er sieht die römische Kirche als die allein wahre Kirche an, nur der Klerus dieser Kirche trage die Schuld an allem Uebel. Um Spanien zu retten dürfe man auf den Klerus nicht zählen. Wörtlich schreibt er:

„Verlassen wir für einen Augenblick das Gebiet der Wirklichkeit, um in das der Luftschlösser und Illusionen einzutreten. Bilden wir uns ein, wir hörten den spanischen Klerus folgende Worte sagen: „Die katholischen Nationen gehen dem Untergang entgegen und Spanien wandelt an ihrer Spitze auf dieser Bahn. Warum sollen wir nicht Halt machen? Warum warten, bis die nordischen Völker kommen, uns unterjochen und die Reformation mit sich bringen? Da sie groß und stark wurden, indem sie Protestanten wurden, warum nicht dies Mittel in unserem armen Vaterland anwenden? Zum Untergang und Tod verurteilt, wenn wir katholisch bleiben, können wir vielleicht unserem Schicksal entgehen, wenn wir Protestanten werden, den Bannflüchen wollen wir Trotz bieten; vorwärts." — Doch wehe, das ist alles nur Einbildung. Wachet auf und höret die Worte der Wirklichkeit: „Die katholische Kirche ist einig und unteilbar; sie ist unsterblich und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Kein Heil

außer der Kirche. Verflucht, wer da wagt, daran zu zweifeln! Fluch dem verruchten Ketzer, dem Satansgeist und Antichrist; wir sind die Wahrheit und die einzigen Vertreter Gottes auf Erden!" ... Bisweilen sehe ich vor mir das Spanien der Zukunft: Ein Land unbebaut, mit Trümmerhaufen besät, bedeckt mit Dornen und Fichten, Steineichen, bevölkert von Wölfen — von Mönchen. — —"

Solchen düsteren Zukunftsgedanken gab auch selbst der frühere Generalgouverneur der Philippinen, General Blanco, Ausdruck, indem er, selbst Katholik, der streng katholischen Königin eine Denkschrift überreichte, in welcher er sagte: „Das Uebergewicht der römischen Elemente genügt allein, um den Verfall Spaniens zu erklären."

Die Demütigung Spaniens durch den Krieg mit den Vereinigten Staaten gab denn auch eine Grundlage zu verschiedenen Reformbewegungen im Lande des Don und zwar in politischer, sozialer und kirchlicher Beziehung. Eine dieser Bewegungen, an deren Spitze Don Sigismundo Peyordeix steht, gewinnt bedeutende Aufmerksamkeit in kirchlichen Kreisen und entwickelt sich rasch, sowohl nach außen, als auch an Intensität. Diese Bewegung ist antiklerikal, aber nicht gegen den katholischen Glauben. Die Frankfurter Zeitung, welche von dieser raschen Bewegung Mitteilung macht, schreibt auch, daß DonSigismundo in dem Jesuitenorden die Hauptquelle der Uebel sieht, welche die Kirche und das Volk in Spanien befallen hat. — Ursprünglich ein Priester in Barcelona, hat er nun in Verbindung mit einer Anzahl anderer unzufriedener Geistlichen einen förmlichen Kreuzzug organisiert gegen den augenblicklichen Zustand in der spanischen Kirche. Sein offizielles Programm lautet: „Wir sind katholisch, aber nicht klerikal; im Gegenteil antiklerikal." Das Organ der Bewegung war eine wöchentliche Zeitschrift genannt "El Urbiore", nach einer berühmten Bergfeste, welche weder die Mohammedaner noch auch die Franzosen jemals zu überwältigen imstande waren. Außer dieser Zeitschrift veröffentlichte Sigismundo ein größeres Werk gegen den Jesuitenorden, betitelt: "Crisis de la Compania de Jesus." Auch entwickelte er große schriftliche Thätigkeit in nicht spanischen Zeitschriften. Nach Unterdrückung des ersten Organs der Bewegung, wurde ein anderes Blatt ins Leben gerufen, welches den Namen "El Cosmopolite" führte. In einer schriftlichen Anklage des Jesuitenorden hob der spanische Agitator 24 Punkte hervor, in welchen er glaubt, daß eine Reform notwendig sei. Unter diesen sind solche, die darthun, daß die wahre Verehrung Gottes und die treue Nachfolge des gekreuzigten Heilandes immer mehr abnehme; dagegen bestehe übertriebene und abgöttische Verehrung der Heiligen; Verehrung des heiligen Herzens und anderer Gegenstände der Anbetung; Abnahme in der Ausübung der christlichen Tugenden, wie Gerechtigkeit, Weisheit, Mäßigkeit und Zunahme der äußerlichen religiösen Uebungen, die nur an die Sinne appelieren, als da sind Prozessionen, Festlichkeiten und die ganze Menge der Zeremonien; Abnahme an Liebe und Sorge für die Armen und Zunahme der Begierde nach Reichtümern, Macht und Einfluß; Vernachlässigung des Evangeliums und der Traditionen und eine zunehmende Uebertreibung der kirchlichen Autorität und besonders der Macht des Vatikans; Simonie und Günstlingsbevorzugung in der päpstlichen und bischöflichen Regierung; Vorzug und Gebrauch der politischen List bei der Verwaltung der kirchlichen Geschäfte; Vernachlässigung der Liebe, des Rechts und der Heiligkeit bei den Leitern der Kirche; Tyrannei auf Seite der kirchlichen Autoritäten über die niedere Geistlichkeit und das Volk. — Die Frankfurter Zeitung bringt dann Don Sigismundos eigene Worte wie folgt:

„Gegen alle diese Schwächen und Uebel, die eine erschreckliche Entartung des christlichen Geistes in der Kirche darstellen, habe ich mich entschlossen, meine Stimme zu erheben Tag und Nacht, mit Erlaubnis meinerOberen oder ohne ihre Erlaubnis. Diese Uebel entspringen dem Geiste des Antichrists, und dies zu bekämpfen habe ich die Erlaubnis des Papstes und des Bischofs nicht nötig. Der Ruf von Gott und mein Gewissen sind mir hinreichende Autorität."

Auch macht er die erzwungene Ehelosigkeit der Priester zu einem Angriffspunkt, indem er erklärt, daß die Ehelosigkeit an und für sich wohl ein gutes Ding sei, sie sei es jedoch nur dann, wenn sie als eine Sache der freien Wahl angenommen werde und nicht des Zwanges. — In Bezug auf das Resultat der Bewegung und den gegenwärtigen Stand der Dinge schreibt er:

„Was werden die Folgen sein insofern als die Zukunft in Betracht kommt? Dies ist vor der Hand schwer zu sagen. In der Kirche droht eine Spaltung. Der Primas von Toledo und der Erzbischof von Saville sind die zwei entgegengesetzten Pole in der spanischen Kirche. Der erstere strebt nach Wiedereinführung der Inquisition und der letztere nach derselben Freiheit für die Geistlichen, welche in den Vereinigten Staaten herrscht. In politischen Kreisen besteht eine Opposition gegen den freien Geist der niederen Klassen und die höheren Klassen seufzen nach der Inquisition. Die ökonomischen Verhältnisse werden immer schlimmer und Immoralität macht rasche Fortschritte. Korruption in amtlichen Kreisen verursachte die Katastrophe in Kuba und den Philippinen, und Spanier, Mönche und Freimaurer haben wie Räuber gehandelt. Spanien ist das unglücklichste Land auf Erden, weil es regiert wird von dem Jesuitenorden. Das Volk ist ohne Glauben oder Vertrauen, ohne Mannhaftigkeit, ohne Kraft, ohne Gesetz, ohne Wissen, ja sogar ohne den Sinn für Ehre. Das Höchste, das dieses Land thun kann, ist zu hoffen, daß der Geier des Jesuitismus bald aufhören möchte, die Lebensteile des Volkes zu verschlingen. Jedoch, wie es scheint, ist die Morgendämmerung eines neuen Tages angebrochen, wann das Volk eine schreckliche Rache üben wird an denen, welche ihr Vaterland materiell und moralisch zu Grunde gerichtet haben."

Der Tag der wahren Befreiung wird erst dann anbrechen in dem jetzt noch in geistiger und geistlicher Beziehung so dunkeln Spanien, wenn Jesus Christus als der oberste ewige Priester anerkannt und verehrt wird nach dem Sinn und Geist der heiligen Schrift. Wo er, der Herr, als die Sonne der Gerechtigkeit, Gnade und Liebe, nicht scheint, da bleibt es finstere Nacht. Man kann nur hoffen, daß alle die Männer, welche Reformen in politischer, sozialer und besonders in kirchlicher Beziehung bewerkstelligen möchten, die Wahrheit des göttlichen Wortes immer gründlicher erkennen und ihr durch Gottes Gnade zum Siege verhelfen. „Die Wahrheit wird euch frei machen."

G. Robertus, P.

Vom Generalkonzil in den Ver. Staaten. Das bemerkenswerteste Ereignis auf dem kirchlichen Gebiete in unserem Lande war die 28. Versammlung des „General-Konzils der evangelisch-lutherischen Kirche von Nord-Amerika", welche in der zweiten und dritten Oktoberwoche in der schönen und aufblühenden Stadt Lima im nordwestlichen Ohio stattfand. Gehören doch zu dem genannten großen lutherischen Kirchenkörper die ältesten Synoden des Landes und die einflußreichsten des Ostens: das Ministerium

von Pennsylvania und dessen erste Tochtersynode, das Ministerium von New York.

Wie in keinem der anderen größeren lutherischen Kirchenkörper Nord-Amerikas bestehen im Generalkonzil drei verschiedene nationalistische Tendenzen, die der Deutschen, der Englischen und der Schweden. Dieser Umstand hat mehr als einmal schon zu tiefgehenden Auseinandersetzungen geführt; mehr als einmal schien das ohnedies lockere Band, das die Schweden an die Deutschen anknüpfte, zerreißen zu wollen. Nach einstimmigem Urteil der Teilnehmer an der jüngsten Konvention war noch keine so harmonisch und friedlich verlaufen, wie die von Lima; der Grundgedanke, der alle Redner zu beseelen schien, war der: „Für den Frieden und die Wohlfahrt unserer Kirche." Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir dieses erfreuliche Ergebnis auch mit auf Rechnung der weitgehenden Gastfreiheit der Lutheraner von Lima setzen; aber ganz gewiß war von allergrößtem Einfluß auf den brüderlichen Geist der Versammlung das persönliche Erscheinen des ehrwürdigen Bischofs der schwedischen Kirche von Scheele.

Die beiden Hauptthemata der Verhandlungen bildeten die Werke der Erziehung und der Mission. In ersterer Beziehung haben die Synoden des Konzils von den Deutschen gelernt. Man erkannte immer mehr und mehr den sehr geringen Wert der von englischen Körpern herausgegebenen Publikationen für die Sonntagschule. Man sah, daß etwas gethan werden müsse, um einem immer fühlbarer werdenden Bedürfnisse nach gesund lutherischen Unterrichtsbüchern entgegen zu kommen. Der Verlag des Generalkonzils in Philadelphia hat seit einigen Jahren in der That anerkennenswertes geleistet, indem er ein vollständiges Sonntagschul-Lehrsystem verfassen ließ und zunächst in englischer, dann teilweise auch in deutscher und schwedischer Sprache zur Veröffentlichung brachte. Die so entstandenen Lehrbücher, zumal der Biblischen Geschichte und der Biblischen Geographie, sind geradezu mustergültig und haben raschen Eingang, selbst außerhalb des Konzils, und verdiente Würdigung gefunden. Hand in Hand damit gingen die Bestrebungen, eine größere Einheit in Liturgie, agendarischen Formen und Gesangbüchern herbeizuführen.

Der zweite Hauptgegenstand der Beratungen war das Missionswerk. Das Generalkonzil unterhält eine erfolgreiche Mission in Ostindien und hat neuerdings auch in einer unserer Kolonien, in Portorico, festen Fuß gefaßt. Nicht minder belangreich ist die Arbeit auf dem Gebiet der Inneren Mission, und hier ist es besonders der Nordwesten, auf den die Leiter des Werkes im Konzil ihr Augenmerk gerichtet haben.

Der bisherige Präsident des Generalkonzils, der schwedische Pastor Dr. M. C. Ramseen, eine irenische Natur, wurde wiedergewählt. In seinem Jahresbericht wies er zunächst auf die ungeahnt rasche Entwickelung der lutherischen Kirche Nord-Amerikas im 19. Jahrhundert hin und ermahnte die einzelnen Synoden des Konzils zu immer festerem Zusammenstehen und Halten am Bekenntnis. Der Zusammenhang mit der lutherischen Kirche Europas wurde aufrecht erhalten und gefestigt durch Absendung eines Delegaten an die Allgemeine Lutherische Konferenz zu Lund in Schweden.

Wie schon erwähnt, beehrte Bischof von Scheele von Schweden, der kurz zuvor auf amerikanischem Boden angekommen war, die Versammlung des Konzils mit seiner Anwesenheit. Nachdem der Ehrengast von Präsident Ramseen vorgestellt und von den Doktoren Seiß und Späth begrüßt worden war, ergriff der Bischof das Wort zu einer deutschen Ansprache an die Ver-

sammlung. Er verweilte namentlich länger bei einer gegenwärtig brennend gewordenen Streitfrage über Episkopat und apostolische Succession, indem er die tiefgehenden Unterschiede zwischen der Staatskirche von Schweden und der Episkopalkirche von Nord-Amerika in dieser Lehre eingehend beleuchtete. Unter anderem bemerkte er: „Wir sind willig und begierig, von irgend einem Teile der christlichen Kirche zu lernen, aber was immer wir von anderen lernen mögen, wir können, dürfen und wollen nicht das lutherische Bekenntnis aufgeben. Wir in Schweden legen geringes Gewicht auf die äußeren Formen des Kirchenregiments. Für uns liegt die wahre apostolische Nachfolge nicht in den Fingerspitzen einer Klasse von Männern in der Kirche, sondern in der Wahrheit des Gotteswortes und in dem Festhalten der Kirche an dieser Wahrheit."

Nach dieser mit großem Beifall aufgenommenen Rede mußte sich der Bischof der landesüblichen Zeremonie des Händeschüttelns unterziehen. Er ergriff vor seinem Weggang nochmals das Wort in englischer Sprache und schloß in schwedischer mit den Ausdrücken wärmsten Dankes für den herzlichen Empfang, der ihm bereitet worden war. Dann wurde von der großen dreisprachigen Versammlung das gewaltige Lutherlied gesungen, worauf Bischof von Scheele den Segen erteilte.

Ueber die Thätigkeit der „Freedmen's Aid und Southern Educational Society — jene verdienstvolle Gesellschaft, welche gleich nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges zur Unterstützung und Erziehung der aus der Sklaverei befreiten Neger in den Südstaaten gegründet wurde, — berichtet „Der Christl. Apolog." unter anderem folgendes:

Die Sekretäre Dr. Mason und Dr. Thirkield verweisen zunächst auf die großen Leistungen der Gesellschaft in der Vergangenheit. In den 35 Jahren ihres Bestehens sind in ihren Schulen beinahe 2000 Prediger und 10,000 Lehrer ausgebildet worden und mehr als 200,000 Studenten haben mehr oder weniger Schulung darin genossen. Die große Wichtigkeit dieses Erziehungswerkes muß jedem einleuchten, selbst nur vom Standpunkt der Versorgung unserer eigenen Gliederschaft im Süden (551,360 an der Zahl) mit geeigneten Prediger- und Lehrkräften. Das Werk ist nicht auf die Schwarzen beschränkt, sondern schließt die immer noch bedeutende Zahl der ärmeren Klasse von Weißen ein. Von den 43 Schulen unter der Leitung der Gesellschaft sind 23 für die Schwarzen und 20 für die Weißen. Die letztjährige Studentenzahl in beiden war 10,146 — eine erfreuliche Zunahme, wiewohl zwei akademische Schulen eingestellt wurden. Keine andere Kirche liefert eine so große Zahl von Lehrern für die öffentlichen Schulen im Süden, wie die unsrige. Und was die farbigen Prediger betrifft, so brauchen wir nur die folgenden zwei Zeugnisse neben einander zu stellen, um den Wert unserer Schulen für die schwarze Klasse anzudeuten. Schon vor mehreren Jahren hat Booker T. Washington die auffallende Bemerkung gemacht, daß die Mehrheit der schwarzen Prediger im Süden in intellektueller und moralischer Beziehung für ihr Amt nicht qualifiziert seien. Dem gegenüber behauptete Dr. E. E. Hoß von der Südlichen Methodistenkirche an unserer letzten Generalkonferenz: „Es ist nur die einfache Wahrheit, die ich konstatiere, daß Mann für Mann und Konferenz für Konferenz die Farbigen im Süden, welche die Vorteile der Aufsicht und Erziehung in eurer Kirche genossen haben, allen anderen farbigen Leuten in jenem Teile des Landes weit voraus sind."

Die Erziehung ist vor allem eine **religiöse**; die Bibel hat ihren Ehrenplatz als Textbuch in allen Schulen. Ueber 5000 Schüler empfingen unter diesen religiösen Einflüssen elementarischen Unterricht. Man hat gesagt, wir sollten diese Schüler den öffentlichen Schulen überlassen. Aber die letzteren genügen nicht. Die farbige Bevölkerung wird seitens der südlichen Staaten sehr benachteiligt. In Süd-Carolina wurden für die Erziehung von 155,602 Negerkindern $202,171, hingegen für die Erziehung von nur 126,395 weißen Kindern $700,540 verausgabt, d. h. der Staat verausgabt $1.30 für ein Negerkind gegenüber $5.54 für ein weißes. Georgia bewilligt 80 Prozent des Schulfonds den Weißen und nur 20 Prozent den Schwarzen, während die Schul-Bevölkerung beider Rassen ungefähr dieselbe ist. Der Elementar-Unterricht muß daher in unseren kirchlichen Schulen für die Schwarzen einstweilen noch fortgesetzt werden. Die Gesamtausgaben für das Werk betrugen im letzten Jahre $380,580, welche durch die Einnahmen beinahe gedeckt wurden. An der Schuldenlast wurden abgezahlt $18,942; sie beträgt aber noch immer $135,948.

Die letzte Generalkonferenz der **Methodistenkirche** verordnete die Herausgabe eines neuen (englischen) Kirchengesangbuches, in welchem die Zahl der Lieder von über 1100 auf ca. 600 reduziert werden und ein kleiner Prozentsatz dieser aus den besten modernen geistlichen Liedern bestehen sollte. Ebenfalls sollte die neue Ausgabe das Ritual und die Ordnung des öffentlichen Gottesdienstes enthalten. Dieser Beschluß war begründet auf die Thatsache, daß viele der Lieder in dem jetzigen Gesangbuch selten oder niemals benützt werden, und wegen dem großen Umfang des Buches es zu teuer für allgemeine Einführung, namentlich in den kleineren Landbestellungen, sei. Infolgedessen haben eine Menge auswärtiger unoffizieller Gesangbücher Eingang gefunden, deren Wirkung auf das geistliche Leben der Kirche in manchen Fällen schädlich ist, und deren Gebrauch auch finanziell dem Verlagswesen Eintrag thut.

Der Fall Pearson. Wie der offen ausgesprochene Unglaube in der christlichen Kirche sich Anerkennung und Existenzrecht zu erringen sucht, das zeigt wieder in eklatanter Weise der offene Abfall des Professors Ch. W. Pearson. Derselbe, ein Mann von älteren Jahren, war Professor der englischen Litteratur in der (der Methodistenkirche zugehörenden) „Northwestern University" in Evanston, Ill. Vor einiger Zeit veröffentlichte er in zwei Lokalblättern in Evanston einen Artikel unter dem Titel: "Open Inspiration versus a closed canon and an Infallible Bible." In diesem Aufsatz greift er den acceptierten biblischen Kanon an und **verwirft sämtliche Wunder des Alten und Neuen Testaments.** Schwere Anklagen erhob er gegen die christliche Kirche, die verantwortlich sei für den bejammernswerten Zustand in den Kirchen und den niedrigen Stand der Moral in dere Nation; weil sie feige sich weigere, offenkundige Thatsachen anzuerkennen.

Diese Aeußerungen des Professors erregten natürlich großes Aufsehen nicht nur in den Kreisen der Methodistenkirche, sondern auch in weltlichen Blättern. Entrüstung und Unwille in der Methodistenkirche waren groß und erregten einen Sturm wider ihn; es wurde von den Trustees der Lehranstalt gefordert, daß der Professor so bald als thunlich von seinem Amt entfernt werde. Das betreffende Kollegium that denn auch bald die geeigneten

Schritte. Aber Prof. Pearson fand es dann doch mit seiner Ehre unverträglich, länger das Brot einer kirchlichen Anstalt zu essen, deren Grundsätze er öffentlich so gröblich verleugnet hatte. Er resignierte an der Lehranstalt und erklärte zugleich seinen Austritt aus der Methodistenkirche. Damit hat dieser Fall ein schnelles und erwünschtes Ende gefunden.

Der Professor gedenkt nun, wie der „Apologete" meldet, Vorlesungen über biblische Wunder zu halten. Ein Buch, das bereits in den Händen seiner Verleger ist, betitelt: "The Carpenter Prophet" (= „Der Zimmermanns Prophet") soll gleich in einer Auflage von 68,000 gedruckt werden. „Wie es angesichts dieser Nachricht den Anschein hat, waren seine sensationellen Artikel, durch welche seine Resignation als Professor an der Northwestern-Universität veranlaßt wurde, ein wohl berechneter Plan, um Propaganda für seine Vorlesungen und sein Buch zu machen." Wenn nur der Judaslohn, den er sich damit verdient, ihn nicht auch noch an den Strick bringt!

Zur Frage der Gefängnisreform. Gegenüber dem Humanitätsdusel unserer Zeit, welcher dem Element der Verbrecher mehr Mitleid zeigt als den bedauernswerten Opfern dieser Verbrecher, ist nachfolgende Ausführung ganz am Platz, die wir dem „Christlichen Apologeten" entnehmen.

Der Zweck eines Gefängnisses ist nicht, es dem Gefangenen recht angenehm zu machen, sondern ihn zu strafen und zu bessern. Es gab eine Zeit, wo Gefängnisse im höchsten Grad schmutzig und ungesund waren, wo Gefangene ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht zusammengeworfen wurden und wo eine Gefängnisreformation ein dringendes Bedürfnis war. Heute hat sich das aber geändert und Thatsache ist, daß die meisten Gefängnisse so komfortabel sind, wie sie sein sollten und mehr so; manche Gefängnisse sind wahre Paläste. Ein Korrespondent beschreibt seinen Besuch in einem Gefängnis im Osten im „Kongregationalist" folgendermaßen: „Ich sah dort hundert Mann an Nähmaschinen arbeiten; ein halbes Hundert saß oder lag herum, etliche lasen Magazine oder Novellen, noch andere waren mit leichten Arbeiten beschäftigt. In einem Zimmer unterrichtete ein Gefangener eine Klasse im Lesen. Alles in allem hatten die Gefangenen in diesem Gefängnis ein angenehmeres und leichteres Leben, als dieselben außerhalb desselben haben könnten. Es schienen keine besonderen Vorkehrungen getroffen zu sein, um die Gefangenen intellektuell oder sittlich zu bessern. Von Strafe kann da, mit Ausnahme einer kurzen Einbuße persönlicher Freiheit, keine Rede sein." Vorstehende Beschreibung paßt unzweifelhaft auf viele unserer Arbeitshäuser und Gefängnisse. Und es ist gewiß nicht zu viel gesagt, daß die meisten der Gefangenen, die wir in denselben vorfinden, es bequemer und leichter haben und besser genährt werden, als während sie ihre Freiheit hatten. Es wird erzählt, daß ein Richter in einem der unter Anklage des Diebstahls ihm Vorgeführten einen alten Kunden erkannte, der bereits mehrmals von ihm ins Gefängnis geschickt worden war, und zwar jedesmal zu Anfang des Winters. Auf die Frage, ob er „schuldig oder unschuldig" sei, antwortete er: „schuldig." Der Richter erwiderte ihm: „Du mußt beweisen, daß du schuldig bist. Auf dein eigenes Zeugnis hin gebe ich dir nicht wiederum Kost und Unterkommen auf öffentliche Kosten." Diese Geschichte illustriert die Thatsache, die jedem Richter im Lande bekannt ist, daß Personen, die sich während des Sommers als „Tramps" im Lande herumtrei-

ben, bei Eintritt kalter Witterung irgend ein Verbrechen begehen, um infolge dessen den Winter über in einem komfortabeln Gefängnis versorgt zu werden. Die Gefängnisreformation, deren wir dringend bedürfen, sollte dahin gehen, das Gefängnis zu einer Strafanstalt zu machen. Uebelthäter sollten das Gefängnis scheuen müssen. Dann sollte das Gefängnis aber auch eine Besserungsanstalt sein, in der allen Ernstes darauf hingewirkt wird, daß die Gefangenen aus derselben als bessere Menschen zur Freiheit zurückkehren.

Rev. G. Campbell Morgan wird überall, wo er auftritt, ebenso sehr zum Segen wie sein großer Vorgänger, der Evangelist Moody. Morgan wendet sich vornehmlich an die Kirchenglieder und speziell an die Prediger mit der Absicht, sie zu größerer Thätigkeit anzuspornen.

Rev. Newton Dubs, Missionar in China, schreibt aus Shanghai: „Die Emissäre des berüchtigten Dr. Dowie aus Chicago sind auch nach China gekommen, um Mission zu treiben. Anstatt aber zu den Heiden zu gehen, um die zum Christentum zu bekehren, treiben diese Leute ihr Bekehrungswerk unter den chinesischen Christen und richten viel Verwirrung und Unheil an."

Man denke sich! In St. Paul, Minn., hat der Generalanwalt Douglaß entschieden, daß unter der Staatsverfassung das „Vater Unser" in den öffentlichen Schulen nicht gebetet werden darf. Paragraph 16 des ersten Artikels der Staatsverfassung lautet: „Noch soll irgend jemand gezwungen werden, einen Platz des Gottesdienstes zu besuchen, zu erbauen oder zu unterstützen." Die Frage wurde durch einen Schulvorsteher in Morrisson Co. angeregt. So werden die Worte der Verfassung gedehnt, verdreht und gespannt, um sogar das „Unser Vater" aus der Schule raus zu halten. Ganz gottlos soll der Staat sein!

Litteratur.

Vom Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kamen uns zu:

Beiträge zur Förderung christl. Theologie. Von Dr. A. Schlatter und D. H. Cremer herausgegeben. 6. Heft, 5. Jahrgang, 1901. Das vorliegende Heft kostet geh. 2 M., ist 127 S. stark, und enthält drei verschiedene Aufsätze:

1. Probleme des Matthäus-Evangeliums. Von Prof. Dr. Gaußleiter. Zwei Ferienkursvorträge. Sehr interessante Einblicke gewinnt man in diesen zwei kurzen Vorträgen in die textkritischen Schwierigkeiten, welche die verschiedenen Varianten darbieten. Und man muß bei genauerem Einblick in diese Varianten dem Verfasser beistimmen, wenn er sagt, daß sie „jedenfalls gegen eine starre Anschauung Zeugnis erheben, als sei uns ein verbaliter, Wort für Wort inspirierter Schrifttext überliefert. Was ist im einzelnen Fall das ursprüngliche Schriftwort? So müssen wir an Dutzenden von Stellen fragen, und die Antwort ist oft wirklich nicht mit Bestimmtheit zu geben." Uebergehend zu den Fragen über Ursprung, Anordnung und Zweck des Evangeliums, und den Fragen über die bleibende Geltung und Bedeutung seines Inhalts kommt er zu dem Schluß, daß das hebräische oder aramäische Evangelium von Matthäus geschrieben und mit

dem identisch ist, was sonst unter dem Namen τὰ λόγια „die Aussprüche“ bekannt ist; daß ferner der aramäische Matthäus zu den Quellen des Markus Evangeliums gehört, während umgekehrt der Uebersetzer des Matthäus das Markus-Evangelium kannte und zu Zwecken der Uebersetzung benutzte. Er stimmt ferner Dr. Th. Zahns Urteil bei: „In Bezug auf Großartigkeit der Konception und Beherrschung des gewaltigen Stoffes durch bedeutende Gedanken kommt in beiden Testamenten keine Schrift geschichtlichen Gegenstandes dem Matthäus-Evangelium gleich.“ Verfasser geht dann auf die Genealogie ein und hält fest an dem Wunder der Jungfraugeburt, der er als Parallele das Wunder der Auferstehung Jesu an die Seite stellt.

Im zweiten Vortrag macht er das Gebet des Herrn zum Gegenstand der Verhandlung, das er in sehr origineller und ansprechender Weise beleuchtet.

2. Der zweite Gegenstand des Heftes ist: „Glaube und Gehorsam“ von W. Schlatter, Pfr. in St. Gallen. Eine kurze, aber sehr instruktive Untersuchung, wie sich Glaube und Gehorsam und im Gegensatz Unglaube und Ungehorsam zu einander verhalten; wie der Glaubensgehorsam zu stande kommt, wie umgekehrt der Ungehorsam des Unglaubens erzeugt wird. Für die Predigt von großer Wichtigkeit.

3. Der dritte Gegenstand enthält: Zwei wichtige Kapitel aus der biblischen Hermeneutik. Von Lic. Dr. Jul. Böhmer. Es sind hier folgende Fragen erörtert: 1. Ist zum sprachlichen Verständnis des Neuen Testaments der alttestamentliche Sprachgebrauch anzuziehen? 2. Sind zum Verständnis der alttestamentlichen Religion die außerbiblischen Religionen anzuziehen?

Diese beiden Abhandlungen behandeln Fragen, die nur für tiefer gründende Schriftforscher und Exegeten besondere Anziehungskraft haben.

Ferner kam unter gleichem Titel: Sechster Jahrgang, 1902, 1. Heft; Bindemann, Lic. theol., das Gebet um tägliche Vergebung der Sünden in der Heilsverkündigung Jesu und in den Briefen des Apostels Paulus. 105 S. Preis: 1.50 M. Preis des vollen Jahrgangs (6 Hefte) 10 M. Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand mit größter Sorgfalt und Akribie, indem er zuerst den Sinn der fünften Bitte des Vaterunsers feststellt unter Berücksichtigung der textkritischen Varianten. Da die Sünde in der Natur der Jünger Jesu nicht mit einem Schlag getilgt wird, und die Jüngerstellung zur Person Jesu in der gläubigen Ergreifung der Sündenvergebung, vermittelt durch den Messias, besteht, so bleibt es lebenslängliche Aufgabe des Christen, diese Stellung des Glaubens festzuhalten gegenüber stets erneuten Anläufen der Sünde von innen und außen; täglich muß darum auch die Vergebungsgnade neu ergriffen werden.

Im zweiten Teil unternimmt der Verfasser die schwierige Aufgabe, zu zeigen, daß die Lehre des Apostels Paulus und dessen Selbstbekenntnisse im Einklang stehe mit der zuvor festgestellten Lehre des Herrn. Die Tendenz neuerer Theologen geht dahin, Paulus in Widerspruch zu bringen mit der Lehre Christi, oder gar einen ungelösten Widerspruch in der paulinischen Lehre selbst festzustellen, zwischen seiner Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden und der Lehre von der Wiedervergeltung nach den Werken am Tage des Gerichts. Die Richtigkeit dieser Darstellung zu erweisen und zu zeigen, daß auch bei Paulus das Bewußtsein von Befleckungen des Fleisches und Geistes sich finde, das der beständigen Reinigung bedarf, die allein in fort-

gesetzter Vergebung zu finden ist, — das ist die Aufgabe, die der Verfasser im zweiten Teil sich stellte und für den unbefangenen, vorurteilsfreien Leser ist ihm diese Lösung gelungen. Es ist eine fleißige Arbeit auf gründliche Spezialstudien gegründet und wertvoll fürs praktische Amt.

Zum Kampfe der drei Weltreligionen (Buddhismus, Islam, Christentum). Ein Katechismus für wahrheitsuchende Leute. Von Rob. Falke. Darüber schreiben die „Berliner Neueste Nachrichten“ wie folgt:

Die obige Schrift ist eine dankenswerte Zusammenfassung des bereits in zweiter Auflage erschienenen größeren Werkes des Verfassers: Buddha, Mohammed, Christus. In katechetischer Form stellt der Verfasser 38 Fragen, von denen die letzte lautet: Welcher Religion wird der endliche Sieg zufallen? Die weiter ausgeführte Antwort sagt: „Nur dem evangelischen Christentum, der Religion der Liebe und der Wahrheit.“ Bei der in weiten Kreisen herrschenden ziemlich nebelhaften Kenntnis des Islams und noch mehr des Buddhismus muß es dem Verfasser obiger Schrift zum Verdienst angerechnet werden, in klarer, allgemein verständlicher Sprache über den Buddhismus und den Islam eingehenden, auf den neuesten Forschungen beruhenden Aufschluß gegeben zu haben. Das Gesamtergebnis seiner Untersuchungen faßt der Verfasser treffend wie folgt zusammen: „Der Buddhismus macht weltmüde, der Islam weltselig, das Christentum weltüberwindend.“ Wir wünschen der Falkeschen Schrift viele aufmerksame Leser, welche dem Verfasser für mancherlei Belehrung und für die Befreiung von Zweifeln an der Lehre Jesu und der Geschichte seines Lebens dankbar sein werden.

Das Buch enthält fünf Abschnitte: 1. Zur Orientierung; 2. die Namen und die Lebensdauer der drei Religionsstifter; 3. die geschichtlichen Urkunden; 4. das Lebensbild der drei Religionsstifter; 5. die Lehre der drei Religionsstifter und deren sittlich-religiöse Einwirkungen. Das Büchlein ist 102 Seiten stark und kostet geh. 1 M. 50. Für vergleichende Betrachtung der drei Religionen recht empfehlenswert.

Von der „Germania Publishing Co.“, Milwaukee, Wis., kam uns zu ein hübsches, fein gebundenes Schulbuch:

Die Deutschen. Erzählungen, Schilderungen, Sagen und Gedichte aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart. Mit einem Anhang: Die Deutsch-Amerikaner. Für deutsch-amerikanische Schulen und Familien gesammelt und bearbeitet von Konstantin Gräbner. Das Buch hat 225 Seiten, ist hübsch in Leinw. geb., kl. 8°. Preis: 65 Cts., 53 Cts. netto, beim Dutz. $6.25, Porto 8 Cts. das Stück.

Der Verfasser hat in vorliegendem Buche versucht, einen zweckmäßigen Leitfaden für deutsche Lehrer in Amerika und zugleich ein Schul- und Familienlesebuch für die Geschichte der Deutschen und Deutsch-Amerikaner zu liefern, über deren Notwendigkeit heutzutage in den weitesten Kreisen nur eine zustimmende Meinung herrscht.

Das Buch hat denn auch von seiten bedeutender Schulmänner (auch Englischen) schon viel Beifall gefunden. Es wird in 73 Abschnitten, teils in Prosa, teils (nur wenige) in Reimen, kurz Geschichte und Sage des zweitausendjährigen Volkslebens gegeben; in sechs weiteren Abschnitten das ruhmvolle Wirken der Deutsch-Amerikaner geschildert. Das Buch sollte in keinem deutschen Hause fehlen.

Die „Los von Rom“-Bewegung in Spanien. Von Leopold Hagemann. Berichte über den Fortgang der „Los von

Rom"-Bewegung. Herausgegeben von Pfarrer Lic. P. Bräunlich. Heft 10. Preis Mk. —.60. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Diese von Zeit zu Zeit erscheinenden Hefte verdienen die weiteste Verbreitung in der evangelischen Christenheit; ihre Berichte wirken erfrischend und belebend auf die etwas abgestumpften, auf ihren Hefen versäuerten Christen, die gar nicht mehr wissen, welchen köstlichen Schatz sie haben im Evangelium, während an vielen Orten ihre katholischen Mitbrüder froh wären an dem Evangelium, das die Protestanten oft so frevelhaft verachten und mißhandeln.

Superintendent Meyer in Zwickau und Reichsrats-Abgeordneter Dr. Eisenkolb, die beiden Führer der evangelischen Bewegung in Oestreich und Deutschland, haben die Herausgabe der neuen „Los von Rom"-Zeitschrift, die am 1. April unter dem Namen „Die Wartburg" in München in J. F. Lehmanns Verlag erscheint, übernommen.

Als Schriftleiter zeichnen für Deutschland Pfarrer Eckardt in Windischleuba und für Oestreich Vikar Hochstetter in Stainz.

Das Blatt erscheint wöchentlich und kostet im Vierteljahr eine Mark.

Da die hervorragendsten Gelehrten und alle Führer der Bewegung ihre Kräfte in den Dienst des Blattes stellen, dürfte diese Zeitschrift bald das führende Organ der gesamten „Los von Rom"-Bewegung werden und für Freund und Feind derselben von größter Bedeutung sein.

Alles Material, das auf die Bewegung Bezug hat, wird hier zuerst zum Abdruck kommen.

Vom Verlag von A. Deichert (Nachf. Geo. Böhme). Leipzig, kam uns zu:

Die Offenbarung Johannis, auf Grund der Heiligen Schrift eingehend erklärt von Ludw. Prager, evang. Pf. 2. Band. Leipzig 1901. 528 S. Preis: 7 M.

Das Buch ist in seinem ersten Bande voriges Jahr im Juliheft, S. 317 f., von uns angezeigt worden; worauf wir ausdrücklich verweisen möchten, um schon Gesagtes nicht wiederholen zu müssen.

Der gegenwärtige Band beginnt mit der 3. Gesichtsgruppe, Kap. 8, 2—11, 19, nachdem zwei derselben schon im ersten Bande abgehandelt sind. Drei Anhänge folgen am Schluß, in welchen der Verfasser eintritt: 1. für die Abfassung aller neutestamentlichen Johanneischen Schriften durch den Apostel (der Presbyter Joh. sei später erdichtet); 2. für die Sonderstellung der Joh. Apokalypse gegenüber der übrigen apokalyptischen Litteratur; 3. für eine seiner Lieblingsideen: die Apokatastasis (Wiederbringung aller Dinge). Wenn er auch weiß, daß er mit dieser seiner Anschauung des Weltzieles in der bekenntnistreuen lutherischen Kirche zur Zeit ziemlich allein steht, so tritt er desto wärmer und entschiedener für dieselbe ein.

Freunde der Eschatologie und der damit zusammenhängenden Fragen sollten nicht versäumen, sich dieses ganze Werk anzuschaffen; das freilich zu zwei dicken Bänden gediehen ist und dadurch im Preis nicht ganz so billig ist, als es für massenhafte Verbreitung wünschenswert wäre.

Hoffentlich steht uns später mehr Zeit und Raum zur Verfügung, um auf dieses, und Dr. O. Riemans Buch von der Apokatastasis, gründlich einzugehen; ein Thema, dem in vielen Kreisen großes Interesse entgegengebracht wird.

Aus demselben Verlag kam:

Neue kirchliche Zeitschrift, XIII. Jahrg. Heft 1, 2, 3. (Januar, Februar, März 1902). Preis per Jahrgang (12 Hefte) 10 M.

Den Inhalt des Januarheftes haben wir schon im Märzheft, Seite 115, angegeben, wo wir die allgemeine Tendenz des Blattes in empfehlende Erinnerung brachten. Das 2. Heft behandelt folgende Themata: Die Aufgabe der Dogmatik im Licht ihrer Geschichte. Von Prof. Dr. Ihmels. Die kirchliche Aufgabe in Bezug auf die Arbeiterbewegung. Von Prof. Dr. v. Nathusius. Novatians Predigt über die Kundschafter (Num. 13). Von Prof. Dr. Haußleiter. Zusammenhang von Taufe und Wiedergeburt. Von Lic. theol. R. Steinmetz. (Fortgesetzt im 3. Heft.)

Das 3. Heft hat folgenden Inhalt: Rudelbachs Konfessionen über sein theol. Studium 1811—1815. Von Supt. Kaiser. Der Bund vom Sinai 4. Von Prof. Dr. Lotz. St. Bernhard von Clairvaux als Hymnendichter; von Prof. Dr. Hashagen. Taufe und Wiedergeburt. S. o. Glossen zum 1. Johannesbrief 4. Von Pastor Lic. Wohlenberg.

Von Jennings & Pye, 220—222 West 4. Str., Cincinnati, Ohio, kam uns zu: „Der Krüppel von Nürnberg“. Von Felicia Butts Clark. In freier Bearbeitung von Friedrich Munz. Ein Buch prächtig gebunden, ca. 300 Seiten mit 20 Illustrationen. Portofrei $1. Eine Geschichte, die uns zurückversetzt in die stürmische Zeit der Reformation, wo Religionsfreiheit sich bäumt gegen den grausamen Aberglauben der römisch-katholischen Kirche.

Die Geschichte fällt in das Todesjahr Luthers und die darauffolgende Zeit, in welcher Karl V. die gewaltigsten Anstrengungen machte, den Protestantismus zu unterdrücken. Der Krüppel, aus altem Patriziergeschlecht in Nürnberg entsprossen, wird heimlich von Hans Sachs für den Protestantismus gewonnen; wagt lange nicht, offen seinen Glauben zu bekennen. Zuletzt aber rettet er durch gewaltigen Heroismus einen Boten des Schmalkaldischen Bundes von dem schrecklichen Tode in den Armen der „Eisernen Jungfrau“. Das Buch ist prachtvoll illustriert mit Nürnberger Bildern und sehr spannend geschrieben. Besonders das hier geborene Geschlecht, das von den Glaubenskämpfen mit der Papstkirche so wenig weiß, sollte dieses Buch in die Hand bekommen und gründlich lesen.

Von Karl Winters Universitäts-Buchhandlung in Heidelberg kam:

Das Schulwesen der deutschen Reformation im 16. Jahrhundert. Von Dr. Geo. Mertz, evang. Pf., geh. 16 M., geb. 18 M. 681 Seiten.

Wir geben hier eine vorläufige Anzeige und hoffen, von einem tüchtigen Schulmann eine gründliche Besprechung geliefert zu bekommen fürs nächste Heft. Schon im Juliheft des vor. Jahrgangs, S. 320 wurde das erste Heft angezeigt und eine vorläufige Uebersicht über Einteilung und Inhalt des ganzen Werkes gegeben. Um nicht schon Gesagtes wiederholen zu müssen, verweisen wir auf jene Anzeige; hoffen aber, im redaktionellen Teil das nächste Mal eine genauere Würdigung des Werkes bringen zu können.

„Der Türmer“. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Januar-Heftes: Der Christ und das Alte Testament. Ein Wort zur Verständigung von Christian Rogge. — Der Regenschirm des Herrn Konrektors. Novelle von Hans Sittenberger. — Milieukunst und Kunstmilieu. Von Dr. Paul Harms. — Junges Jahr. Gedicht von Anna Dix. — Die arme Maria. Erzählung von Paul Bergenroth. (Fortsetzung.) — Liebe meiner sechzehn Jahre. Gedicht von M. Herbert. — Die litterarhistorische Biographie. Von Dr. Harry Maync. — Grisebach, Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche. — Heinrich Düntzer. Von Dr. med. Georg Korn. — West-östliches Schauspiel. Von Felix Poppenberg. — Wie geht's? — Brandenburger Dramen. Von arn. — Offene Halle: Sozialdemokratie und Christentum. Von einem evangelischen Pfarrer. — Zur Frage „Religionsunterricht in unseren Volksschulen." — Türmers Tagebuch: Vom Duell. — Raffaels „Poesie". — Kunstbeilage: Raffaels „Poesie". (Photogravure.)

Inhalt des Februar-Heftes: Entnationalisieren. Von —ng. — Schnee. (Gedicht von Reinhard Volker.) — Etwas von Ludwig Anzengruber. Von Peter Rosegger. — Sonnenuntergang. (Gedicht von Hans Bethge.) — Ehre. Novelle von Max Dorning. — Die still in ihrem Leid. (Gedicht von Paul Friedrich.) — Viktor Hugo. Von Anna Brunnemann. — Tiefe Ruhe. (Gedicht von Anna Ritter.) — Die arme Maria. Erzählung von Paul Bergenroth. — Winterstimmung. (Gedicht von Hans Benzmann.) — Kritik. — Rundschau. — Offene Halle. — Türmers Tagebuch.

Aus dem Inhalt des März-Heftes: In der Osternacht. Eine Erzählung von Wladimir Korolenko. — Sprache und Weltsprache. Von F. Vetter. — Die arme Maria. Erzählung von Paul Bergenroth (Fortsetzung). — Musiklitteratur. Von Dr. Karl Storck. — Ackermann, Lord Byron. — Und ihre Werke folgen ihnen nach. Von Christian Rogge. — Christliche Kunst. (Wilhelm Steinhausen.) Von G. Traub. — Leben, Tod und Theater. Von Felix Poppenberg. — Ritterliche Ehre. Von Arthur Schopenhauer. — Rede von William Pitt, Earl of Chatham, gehalten im Parlament am 18. November 1777. — Intimes von Leo XIII. Von E. Gagliardi. — Türmers Tagebuch: Im Spiegel der Wahrheit. — Ein Fest des Todes. — Christlicher Macchiavellismus. — Göttliche und weltliche Majestät. — Kunstbeilage: Christus, die Felder segnend. Von W. Steinhausen. (Photogravure.) — Gedichte von Else Franken, M. Herbert, Karl Hunius, Fritz Lienhard.

Die Katechetische Zeitschrift. Organ für den gesamten evangelischen Religionsunterricht in Kirche und Schule. Von Pastor Aug. Spannuth in Schulenburg, Hannover; erscheint in 12 Heften jährlich, je drei Bogen stark. Preis: jährlich $1.70. Jedes Heft enthält teils gediegene Aufsätze über alle Lehr-Gegenstände, teils Entwürfe zu Katechesen über Sonntagsevangelien, oder andere Texte und über evang. Kirchenlieder und dergl. Natürlich ist alles für das deutsche Schulwesen berechnet und kann nicht unmittelbar in unseren Schulen gebraucht werden. Doch dürfte für Sonntagschule und Christenlehre manche Anregung darin zu finden sein.

Mancherlei Gaben und Ein Geist. Von Schäfer & Konradi, Philadelphia, Pa., uns zugesandt. Kostet jährlich $2.50 und ist für den Prediger eine Vorratskammer, in welcher stets eine Menge verschiedener Texte, nach verschiedenen Perikopensystemen, behandelt werden. Dieser Jahrgang behandelt die Eisenacher Evangelien und Episteln, die Altkirchlichen, Württemberger und Sächsischen Episteln; ferner hat jedes Heft verschiedene Kasualreden für allerlei vorkommende Fälle; am Anfang stets eine Abhandlung; am Schluß Referate über die neueste homiletische Litteratur und andere litterarische Kritiken.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 4. Band. St. Louis, Mo. Juli 1902.

Die Katastrophe von St. Pierre.

Wohl kein Ereignis der neueren Geschichte ist so geeignet, starke Erinnerungen zu wecken an verschiedene Worte der Heiligen Schrift, wie die furchtbare Katastrophe von St. Pierre auf der französischen Insel Martinique in Westindien, erfolgt am Himmelfahrtstag, dem 8. Mai 1902. Wir wollen hier eine Zusammenstellung von Bibelstellen geben, die da ihre Erfüllung fanden.

Matth. 24, 37 ff.: „Gleich aber wie es war zu der Zeit Noahs, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes. Denn gleich wie sie waren in den Tagen vor der Sündflut: sie aßen, sie tranken, sie freiten, sie ließen sich freien bis an den Tag, da Noah zu der Arche einging und sie achteten's nicht, bis die Sündflut kam und nahm sie alle dahin; also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes." 1 Theff. 5, 3: „Wenn sie werden sagen: Es ist Friede, es hat keine Gefahr, so wird sie das Verderben schnell überfallen, gleich wie der Schmerz ein schwangeres Weib und werden nicht entfliehen."

Die Vertreter der Naturwissenschaft haben schon so oft sich lustig gemacht über die Bibel und Bibelgläubigen. Sie wollen mit ihren Forschungen in der Natur alles aufs Genaueste austüfteln und ausrechnen, wie es gegangen, wie viele Jahrtausende oder Jahrmillionen diese oder jene Entwicklung bedurfte, um so zu werden, wie sie jetzt gefunden wird. Auf Martinique hat der Allmächtige der hochmütigen Naturwissenschaft ad oculos demonstriert, was sie weiß und kann, und was sie zu berechnen vermag.

Eine Zeitung wurde gefunden in der zerstörten Stadt vom 7. Mai, dieselbe enthielt eine Proklamation der Regierung, in welcher die Bevölkerung der Stadt benachrichtigt wurde, daß eine von der Regierung ernannte Kommission von „Gelehrten" den Berg Pelee untersucht habe und zu dem Ergebnis gekommen sei, es sei keine Gefahr ernster Ausbrüche zu befürchten. Die Anzeige war unterzeichnet von Gouverneur Moutel. Die Zeitung wurde in einem Hause gefunden, wo sieben Tote lagen, offenbar erstickt, da keine Spur von Feuer an ihnen war. — Die erwähnte Kommission war von der Regierung ernannt, die Phänomene des Vulkans zu studieren, und sie berichteten, daß der Pelee keine Zeichen außergewöhnlicher Heftigkeit zeige; es seien dieselben Zeichen, welche die Vulkane gewöhnlich zeigen. Sie berichteten ferner,

daß die Lage der Krater und benachbarten Thäler ihnen Grund gebe, zu versichern, daß die Sicherheit der Stadt St. Pierre nicht bedroht sei. Die ganze gelehrte Kommission nebst dem Gouverneur und seiner Frau blieben in der Stadt, um der Bevölkerung zu zeigen, daß sie an die Wahrheit ihrer Aussagen glauben.

Sie alle kamen um in einem Augenblick! Da haben wir eine treffliche Illustration zu dem oben angeführten Wort aus 1 Theff. 5, 3 und zu dem Wort, Pred. 9, 12: „Auch weiß der Mensch seine Zeit nicht, sondern wie die Fische gefangen werden mit einem schädlichen Hamen, und wie die Vögel mit einem Strick gefangen werden, also werden auch die Menschen berückt zur bösen Zeit, wenn sie plötzlich über sie fällt."

Welche thörichte Sicherheit die Menschen zu St. Pierre erfüllte, zeigt folgender Bericht. Ferdinand Clerc, ein Millionär und Mayor von Trinite auf Martinique, war sehr beunruhigt am 8. Mai morgens über das Toben des Vulkans; er befahl seinen Dienern, die Maulesel einzuspannen in die Kutsche, damit er sich mit seiner Familie flüchten konnte. Sie sollten dann auch rennen für ihre Sicherheit. 28 Freunde hatte er im Haus versammelt und sie gebeten zu fliehen, aber umsonst. Er mit Frau und vier Kindern fuhr weg. Er kam bei dem Hause des amerikanischen Konsuls Prentis vorbei. Derselbe war vor seinem Hause. Eine Mahnung zu fliehen, wies er lachend ab und meinte, es sei keine Gefahr. Der Konsul und seine ganze Familie kam um. Clerc war etwa sechs Meilen von der Stadt entfernt mit seinem Gefährt, da sah er rückwärts und bemerkte eine große Menge schieferfarbenes Gestein und Asche, die aus dem Berg hervorbrach und auf die Stadt niederfiel. Dann folgte eine große Flammenwolke, die hoch emporstieg und dann auf die dem Untergang geweihte Stadt niederfiel. Das Ganze dauerte nicht länger als zwei Minuten.

So scharf abgegrenzt war die Flammenwolke oder Flammenwand, daß ein Bulle, der gerade an der äußersten Grenze derselben zu stehen kam, auf der einen Seite zu Kohle verbrannt war, während auf der andern Seite nicht ein Haar versengt wurde. Ein Mann, Lazzerne mit Namen, fuhr gerade zur Zeit des Unglücks mit einem Gefährten in einer mit Mauleseln bespannten Kutsche in St. Pierre ein. Die Maulesel wurden getötet, Lazzerne und sein Freund schlimm verbrannt, der vorne sitzende Kutscher aber — entkam unversehrt. Matth. 24, 40: „Dann werden zwei auf dem Felde sein, einer wird angenommen, der andere wird verlassen werden."

Und achten wir auf die Art der Katastrophe und deren Wirkung, so werden wir an andere Schriftstellen erinnert. Die Bevölkerung scheint meistens einen plötzlichen Tod durch tödliche Schwefelgase gefunden zu haben. Hinter diesen Gasen folgten elektrische Entladungen, welche diese Gase anzündeten, so daß die ganze Stadt in einem Nu in Flammen stand und die Wirkung des Feuers war die, daß Metalle in kürzester Frist zusammenschmolzen und Geldmünzen in der Bank zu Klumpen zerschmolzen gefunden wurden. Nun vergleiche man damit: Jes. 30, 33: „Die Grube ist von gestern her zugerichtet; ja dieselbe ist auch dem König (Gouverneur) bereitet, tief und weit genug; der Scheiterhaufen darin hat Feuer und Holz die Menge. Der Odem des

Herrn wird ihn anzünden, wie einen Schwefelstrom." 2 Petr. 3, 10: „Es wird aber des Herrn Tag kommen als ein Dieb in der Nacht, in welchem die Himmel zergehen werden mit großem Krachen; die Elemente aber werden vor Hitze schmelzen und die Erde und die Werke, die darauf sind, werden verbrennen." Siehe auch V. 11. 12.

Wahrlich, solche Ereignisse bieten dem Bibelgläubigen Waffen gegen die Spötter und aufgeblasenen Naturalisten, die da meinen, mit ihrer Wissenschaft so hoch erhaben zu sein über die biblischen Weissagungen. Der Tag von Martinique, der 8. Mai 1902, ist ein furchtbares Vorbild auf den großen Tag des Gerichts und hat die Scenen, die da sich abspielen werden, mit drastischer Deutlichkeit dem welttrunkenen mammonsseligen Geschlecht vor Augen gemalt. Mit Flammenschrift hat er in die Blätter der Weltgeschichte hineingeschrieben:

Jenen Tag, den Tag der Wehen
Wird die W e l t, (nicht nur eine Stadt) in Brand vergehen,
Wie Prophetenspruch geschehen.

„Darum, meine Lieben, dieweil ihr darauf warten sollt, so thut Fleiß, daß ihr vor ihm unbefleckt und unsträflich im Frieden erfunden werdet." 2 Petr. 3, 14.

Die Weltschöpfungstage der Genesis und die astronomische Wissenschaft.*)

P. C. J. Naase.

Es ist ein Schade, daß wir Christen uns einerseits von der Naturwissenschaft zu sehr imponieren lassen, und andererseits zu gleichgültig und ablehnend dem Erfund derselben gegenüberstehen. Wir, die wir glauben, daß der Gott, der das Buch der Offenbarung geschrieben, auch die Natur geschaffen, haben die Aufgabe, die Harmonie des Buches der Natur mit dem der Schrift nachzuweisen. Bedenken wir jedoch, daß nicht alles, was uns die Naturwissenschaft bringt, nur Thatsachen sind, sondern auch Folgerungen aus Thatsachen; d i e s e mögen oft nicht stimmen mit der Bibel, j e n e stets.

Man hat in der Geologie und in der Astronomie Lehren aufgestellt, die anscheinend im Widerspruch stehen mit dem ersten Kapitel der Bibel.. Eine der Fragen, die sich erhebt beim Vergleichen der Bibel mit der Astronomie ist: Wie erklärt es sich, daß nach dem Schöpfungsbericht Gott erst am vierten Tage Sonne, Mond und Sterne geschaffen, während doch schon am ersten Tage das Licht da ist. Nach der Genesis scheint — das ist eine mit der ersten zusammenhängende Frage — also zuerst die Erde erschaffen zu sein und danach Sonnen und Planeten, während die Astronomie uns zeigt, daß zuerst die Sonnen gewesen und von ihnen die Planeten gebildet worden sind. Die Lösung dieser Frage glauben wir gefunden zu haben, und wir möchten diesen Erfund als einen Baustein zum Tempel der Wahrheit herzutragen.

*) Wir bringen nachfolgenden Aufsatz als eine interessante Hypothese zur Lösung von ernsten Differenzen zwischen der Genesis und der Astronomie.

„Am Anfang schuf Gott die Himmel und die Erde.“ — Die Astronomie sagt uns, daß alle Welten und Sonnen des Weltalls am Uranfang eine einzige große Riesensonne gewesen; und die Thatsachen, daß alle Weltkörper sich um ihre Sonnen drehen, und zweitens, daß sie sich in derselben Richtung um ihre Sonnen drehen, beweisen diese Aufstellung. Bewegung — so hieß die Formel, die Gott sprach am Uranfang, und der in seine Atome aufgelöste Stoff begann die Kreisung. „Durch Reibung wird Wärme, Licht, erzeugt.“ Die Atome des Stoffs wurden glühende Nebel. Durch die Kreisung des Stoffs bedingt, traten zwei Kräfte in Aktion: die Zentripetal- und Zentrifugalkraft. Die Zentripetalkraft verdichtete und ballte die Stoffmassen um den Mittelpunkt, die Zentrifugalkraft riß Massen glühenden Stoffs fort von dem Mittelpunkt, schleuderte sie weiter und weiter, bis die magnetisch-zentripetale Anziehungskraft des Kernes nicht mehr die fortstrebenden Massen zu halten vermochte. Diese Lichtmassenhülle zerreißt, ballt sich und wird durch die in ihr arbeitende Kraft fortgeschleudert in den Weltenraum. Eine zweite Sonne ist geboren. Und in beiden beginnt von neuem das Spiel der beiden Kräfte. Aus den beiden Ursonnen werden vier, aus den vieren acht, aus den achten sechzehn bis ins Unzählbare hinein. Je und je sehen die Astronomen eine Sonne am Himmel aufflammen und dann verlöschen. Was ist geschehen? Die äußere Sonnenhülle eines Weltkörpers ist zerrissen, geballt und fortgeschleudert. Die um die Hälfte ihrer Größe reduzierte Sonne aber vermag nicht mehr ihr Licht zur Erde zu senden. Durch diesen selben Prozeß erklärt sich auch das plötzliche Erscheinen eines neuen Fixsterns.

So wurde auch eines Tages — vor Jahrmillionen — unsere Sonne, die bei ihrem Entstehen etwa noch einmal so groß wie heute gewesen, geboren. Und auch sie begann ihre Planeten zu bilden; und die dunklen Flecken an ihr zeigen, daß sie mit der Planetenbildung noch nicht fertig ist. Kleine Sonnen waren die (heute erkalteten und umkrusteten) Planeten bei ihrem Entstehen. Auch hier wiederholte sich das Spiel der beiden Kräfte, und diese kleinen Sonnen bildeten ihre Trabanten, die Monde. Saturn ist auch heute noch nicht fertig mit der Bildung seiner Monde, wie die ihn umschwebenden Ringe zeigen. Wie ja auch dieser Weltkörper überhaupt noch nicht mit seiner Verkrustung fertig ist, — einige Astronomen haben ihn anstatt rund, sechsseitig gesehen. Er ist noch nicht bewohnbar.

Auch unsere Erde ist also ein Kind unserer Sonne, und auch sie ist bei ihrem Anfang eine Sonne von Glutnebel und brennenden Gasen gewesen, größer am Anfang wie heute. Und auch hier, auf der kleinen Terrasonne, begann das Spiel der Kräfte. Es ballten sich die glühenden Nebel um den Mittelpunkt und verdichteten sich zu feuerflüssiger Masse — während, fortgerissen von ihnen und fortgeschleudert von ihrer Zentrale, Teile der Masse in immer weiterer Höhe als Lichtwolken den sich ballenden Kern umschwebten. Der Kern der Terrasonne aber begann immer mehr zu erkalten und sich zu umkrusten. Die Erdrinde entstand, die jedoch wieder und wieder durch die tobende Glut des Innern zerstört und verbrannt wurde. Dadurch entstanden nun ungeheure schwarze Dünste, die, da sie wegen der umgebenden schweren Gluthülle nicht entweichen konnten, den Hohlraum ausfüllten. „Finsternis

war über den Flächen der Tiefe" (we choschech al pene tehom*), über den Flächen des wogenden Tohu-Wabohu. Das Licht der umschwebenden Gluthülle konnte nicht das Angesicht der Erde treffen.

Die Erde war nun soweit bereitet, daß Gott ein weiteres mit ihr thun konnte. „Und es sprach Elohim: Es werde Licht!" (Beachte: es heißt nicht bara, sondern jehi.) Wie geschah das nach naturwissenschaftlicher Vorstellung? Dadurch, daß die die Erde umgebende Gluthülle riß, infolge der in ihr wirkenden Zentrifugalkraft. Oeffnungen, Quadratmeilen groß, entstanden zunächst, durch die die angesammelten Dünste, die leichter waren als die Glutmassen, und geschleudert durch die Zentrifugalkraft, entweichen konnten. „Und es ward Licht." — Das Licht der Gluthülle leuchtete auf die Fläche der Tiefe des Erdballs in ihrer Mitte herab. (Das Auge des Bewohners anderer Planeten aber hätte an der Terrasonne dunkle Sonnenflecken bemerkt.)

„Und Gott nannte das Licht: Tag und die Finsternis Nacht." Oder richtiger übersetzt jom, Lichtzeit und lajelah, Nachtzeit. Der Urtext sagt es klar, daß hier nicht 24stündige Tage gemeint seien. Der Erde waren noch keine Zeitmesser gegeben. Und ebenso wenig zwingt uns der hebr. Text: "wa jehi ereb, wajehi boker, jom echad" 24stündige Tage anzunehmen. Das Grundwort von ereb : arab bedeutet grau sein, übertragen auf das Grauwerden des Lichts, daher untergehen, Abend. boker ist gebildet von bakar: spalten, daher übertragen auf das Hervorbrechen des Lichts, also Morgen. Die Weltschöpfungstage sind Perioden, des jom, mit vorgehender Periode des boker, der Lichtdämmerung — wechselnd mit Perioden der lajelah mit vorgehender ereb, Nachtdämmerung.

Wodurch aber entstanden diese Licht- und Finsternisperioden, da doch wie wir sahen, die ganze Fläche der Erde von den Lichtwolken†) erleuchtet war? Die Erdkruste war immer noch nicht stark genug, stand zu halten dem Feuerozean im Innern und den angehäuften Gasen (wie an einzelnen Stellen ja selbst heute noch nicht). Wieder und wieder brachen die Feuer der Tiefe hervor, verbrannten große Teile der Erdrinde und vergruben in furchtbaren Erdbeben die Oberfläche; ereb wurde es und schließlich lajelah. Lange Zeiten mag es gedauert haben, bis die dadurch erzeugten schwarzen Dünste durch die Löcher der zerreißenden Gluthülle sich wieder verzogen, und das Licht wieder zu dämmern begann und schließlich wieder voll leuchtete auf die Erde.

„Und Gott sprach: es werde eine rakia, eine Ausdehnung, zwischen den Wassern," die Luftsphäre. In eine weiche Luftdecke von einigen Meilen Dicke hüllte Gott den Erdball. Diese Luft, durchflutet von der Wärme der hoch über ihr stehenden Feuerwolken, begann nun ihre Arbeit: nämlich aufzuheben die Wasser der Erdfläche und die Erdrinde zu trocknen.

Und wieder brachen die vulkanischen Kräfte hervor, hoben Erdhöhen und senkten Tiefen und fraßen große Teile der Erdrinde, die ihnen nicht überall

*) Um dem Drucker die Arbeit zu erleichtern, werden die hebräischen Worte in lateinischen Lettern gegeben; sie sind sämtlich in Gen. 1 zu finden.

†) Diese Lichtwolken oder Gluthülle, welche in bedeutender Entfernung die Erde umkreisten, sind das, was Vers 6 und 7 die oberen Wasser genannt wird: Dort das Licht, unten der sich umkrustende, finstere Erdkern.

Widerstand entgegensetzen konnte. Und es ward Abend und es ward Morgen ein anderer Tag.

Und Gott sprach: es sammeln sich die Wasser unter der Himmelsfeste an besondere Oerter, und es sammelten sich die Wasser in die Erdtiefen und es wurden trocken die Erdhöhen.

Und nun tritt ein größeres Wunder des Gottesgeistes in die Welt: das Leben. Eine kolossale Pflanzenwelt entsteht in der feuchtheißen Luft, die in der nachfolgenden Eruption des dritten Tages verbrannt und verschüttet wird, unsere Steinkohlenwälder. Die Riesenhaftigkeit dieser Pflanzenwelt zeigt, daß sie in einem anderen Licht, als das der Sonne gewachsen ist.

„Und Gott sprach: es werden Lichter an der Ausdehnung der Himmel —" rakia steht hier im andern Sinne als Vers 6, wo wir „Luftausdehnung" übersetzen müssen.

„Und Gott machte (beachte: es heißt nicht bara, sondern jaas) ein großes Licht, das den Tag regiere und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch die Sterne."

Sonne und Sterne (nicht der Mond) waren schon geschaffen an jenem großen Uranfang der Schöpfung, Vers 1, — doch auf die Erde leuchteten sie nicht, denn die den Erdball umgebende Sonnen- oder Gluthülle verhinderte es. Doch endlich am vierten Tage zerreißt gänzlich diese Hülle, rollt sich auf, ballt sich und fliegt, geschleudert von der in ihr arbeitenden Zentrifugalkraft, in den Weltraum hinaus, so weit, als die magnetisch-zentripetale Anziehungskraft der Mutter Erde diesem Ball gestattet zu fliegen. Es ist unser Mond entstanden, der ursprünglich auch eine kleine Sonne, doch wegen der Kleinheit seiner Masse und der Kälte des Weltraums schnell erkaltete; die ungeheuren Gebirge und Krater des Mondes zeugen davon, wie schnell und fast plötzlich diese Erkaltung geschehen ist.

Nun konnten die Sterne und Sonnen der Himmel auf die Erde leuchten, dem späteren Erdenbewohner zu dienen: ihm Zeichen zu sein und seine Zeiten zu messen, — zwei große Kulturbedingungen.

Und wieder sprach Gott, als nach wiedermaliger Eruption der sonneverdunkelnde Rauch, was damals nur kurze Zeit gedauert haben kann, sich verzogen hatte, — und Wasser- und Lufttiere entstanden und schließlich am sechsten Tage die Landtiere und der Mensch, die Krone und der Zweck der Erdenschöpfung.

„Noch einmal aber will Gott Himmel und Erde bewegen." Hag. 2, 7. 22. „Die Kräfte der Himmel werden erschüttert werden," Matth. 24, 29. „Der Himmel wird aufgerollt als ein Buch," Offb. 6, 12. 13. „Die Erde und der Himmel entflieht und ihnen ward keine Stätte erfunden," Offb. 19, 11. „Und siehe, einen neuen Himmel und eine neue Erde," Offb. 21, 1.

Ist das vielleicht die neue Erde, der Wohnsitz der Erlösten, die heute im Innern unserer Sonne bereitet wird? Die riesigen Sonnenflecken auf ihr zeigen, daß ihre Sonnenhülle zu zerreißen beginnt und sie ihren neunten Planeten abschleudern will. Der Tag aber, da das geschehen wird, bedeutet für ihre Planeten eine ungeheure Katastrophe. Sie werden fortgerückt von ihrer jetzigen Stelle. Die magnetisch-zentripetale Anziehungskraft der Mutter-

sonne reicht, wenn sie um ein Teil ihrer Masse vermindert wird, nicht aus, ihre Planeten in der jetzigen Bahn zu halten.

Da wird fliehen die Erde, wer kann sagen wie viel Millionen Meilen in den Weltraum hinaus. Und der Himmel wird anzusehen sein, als rolle er sich auf, und als fielen die Sterne auf die Erde. Finster geworden ist die Sonne und der Mond leuchtet wie Blut.

Das ist der letzte Tag dieser Erde, — denn sterben wird alles, was Odem hat, auf dieser entsetzlichen Flucht. Ein ungeheurer Weltsturm wird toben, erzeugt durch den Luftdruck des rasenden Fluges. Die Ozeane treten aus ihren Ufern. „Das Meer und die Wasserwogen werden brausen.“ Bersten wird die Erdkruste durch den Gegendruck der inneren Feuer und die Elemente werden im Brande aufgelöst und die Erde und die Werke auf ihr verbrannt werden.“ Im blutroten Widerschein der brennenden Erde leuchtet der Mond, der sie begleitet auf ihrer Todesbahn. Ein Feuerofen wird die Erde. Und es wird das Gericht gehalten. Und der Fürst dieser Welt und die Seinen, die Verdammten werden in den Feuerofen geworfen. „Und der Rauch ihrer Qual steigt auf in die Zeitalter der Zeitalter,“ Offb. 14, 11. Bis endlich die Erde in ewige Erstarrung verfällt, vom Eise umhüllt. Das ist der zweite Tod. Die Erlösten aber werden Bewohner der neuen Erde, der Sonnenerde. Ueber ihnen aber leuchtet ein neuer Sternenhimmel. „Und sie werden nicht mehr bedürfen der Sonne noch des Mondes, auf daß sie ihr scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm.“ Offb. 21, 23.

Die Pflichten des Pastors als Seelsorger.

Referat von P. Geo. Bohn. — Vorgetragen auf der Lasalle Pastoralkonferenz.

„Hast du mich lieb?“ eine brennende Frage des Herrn, wie einst an Simon Johanna (Joh. 21, 15 ff.), so auch an uns Seelsorger gerichtet. Ja, Hand aufs Herz, haben wir ihn lieb? Ist sein flammender Blick bei dieser seiner Frage uns ein milder Stern oder ein schreckender Blitz? Dringet sein Wort uns zu Ohr und Herz wie Mutterlaut oder Donnersdrohen? So müssen wir selber uns fragen und prüfen: „Haben wir ihn lieb?“ und um Antwort bangt es uns. O wie gerne freilich möchten wir dem forschenden Herzenskündiger mit Petro antworten: „Ja, Herr!“ Wie müßte das Herz uns hüpfen, die Zunge uns brennen, ihm, der Liebe unserer Liebe, der erwünschten Seligkeit unsere glühende, flammende Gegenliebe zu bekennen! „Ja, Herr,“ zwei Wörtlein so klein und doch so groß, so leicht und doch so schwer! Ach, wir können nicht hinankommen zu jenem freudigen Bekenntnis! Das Haupt ist matt, das Auge blind, das Herz ist krank und der Fuß lahm! Es fehlt uns die heilige Glut vom Altar, die uns in himmlischer Liebesseligkeit auffahren ließe mit Flügeln wie die Adler. Es ergeht uns hier wie dem Gottesmanne, Dr. Martin Luther: „Ich habe Christum wohl lieb, der mich mit seinem Blut erlöset hat von des Teufels Gewalt und Tyrannei, aber mein Glaube sollte billig viel größer und hitziger sein. Ach, Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht!“ Ja, so verwandelt sich uns jenes freudige „Ja, Herr,“ in ein leidvolles „Ach, Herr!“

Und doch sollen wir ihn lieben, müssen wir ihn lieben, weil er ist die „Liebe, die mit so viel Wunden gegen mich als seine Braut unaufhörlich sich verbunden und auf ewig anvertraut.“ Wo wäre denn denkbar eine rechte Braut ohne Liebe zum Bräutigam, ein Kind ohne Liebe zu Vater und Mutter, ein Freund ohne Liebe zum Freund?

Allerdings, es ist nicht leicht, den Herrn zu lieben. Und bevor uns die Majestät, Herrlichkeit und Klarheit des Herrn aufgeht, muß unser Sinn erst himmlisch, das Auge geistlich und das Herz der Ewigkeit offen werden. Aber dies Geistliche und somit auch die heilige Liebe ist auch bei uns Geistlichen schwerer als man denkt.

Allein heischt nun der Herr dies sofort von Petro dort und von uns hier? Sagt er: Du sollst mich lieben? Du mußt mich lieben? O, nein, er giebt einen andern Rat und Prüfstein, nämlich: Liebe mich in den Meinen, weide meine Lämmer! Dies Wort des Herrn bleibt auch für uns als seine Diener an den Seelen, d. h. eben als Seelsorger, das Kriterium (Prüfstein) unserer Liebe zu ihm.

O ein seliger Rat, ein naheliegendes, greifbares Mittel: „Weide meine Lämmer!“ Dem lasset freudig uns nachkommen und seine Lämmer getreulich weiden, bald mit dem Stabe Sanft, bald mit dem Stabe Wehe, bald aber auch mit dem Schwerte. Das göttliche Wort und die heiligen Sakramente sind eine herrliche, unerschöpfliche Weide; und der Heilsbrunnen, die Durstigen zu tränken, hat Wassers die Fülle. Laßt uns wachen und beten und an uns selber arbeiten, auf daß wir Hirten nach dem Herzen des Erzhirten werden. Allermeist aber lasset uns stets das bedenken, daß wir nicht unsere, sondern seine Lämmer zu weiden haben, die ihm so köstlich und wert sind, wie Edelsteine seiner Krone, und so teuer, wie sein Augapfel, ja die sein Schatz, Erbe und Eigentum sind in Ewigkeit.

In diesem Lichte betrachtet, möchte Referent herantreten an die Lösung der ihm gestellten wichtigen Aufgabe, zusammengefaßt in dem Thema: „Die Pflichten des Pastors als Seelsorger.“

Zu ihrer Lösung möge die Beantwortung der beiden folgenden Thesen dienen, nämlich:

I. Gottes Wort und das alltägliche Leben weisen den Seelsorger auf seine Pflichten hin, die er im heiligen Predigtamte zu erfüllen hat.

II. Christus ist das Urbild aller Seelsorger. Ohne ihn können sie nichts thun. Deshalb muß jeder Pastor für seine eigene Person ein wahrer, lebendiger Christ sein, wenn er eine gesegnete Seelenpflege ausüben und sein Arbeitsziel: „Seelen zum Herrn bekehren,“ erreichen will.

I.

Woraus erwachsen dem Pastor die Pflichten als Seelsorger? ist die Frage, die sich uns vor allem bei unserem Thema aufdrängt.

a. In erster Linie ist es Gottes Wort, das dem Pastor als Seelenhirt Pflichten vorführt, die ihm zu erfüllen obliegen. Die biblische Wurzel und Grundanschauung in Bezug auf Wahrheit und Wertung unseres Themas findet sich vornehmlich in den Verben ζητεῖν suchen und σώζειν retten (z. B.

Luk. 15, Matth. 7, 21 u. a.) Dr. M. Luther hat das zweitgenannte Zeitwort mit „selig machen" wiedergegeben, indem ihm ganz richtig die Seligkeit des Gerettetwerdens (und fügen wir hinzu: auch des Rettens) die Hauptsache war. Wir sagen von einem vor Glück strahlenden Menschen, er sei selig und wir meinen damit einen gesteigerten Grad des ungetrübten „Sich-Empfindens", der Mensch soll befreit werden von dem Jammerzustand, in welchem er seufzt und schreit: „O, wie so sehr drückt mich meine Schuld!" Er soll errettet werden von der Nacht der Reue und dem Fallstrick der Verzweiflung, indem uns Gottes Wort die vergebende Gnade in Christo Jesu zu erkennen giebt. Dr. M. Luther, der in der Erkenntnis der Gnade geweihte Gottesmann, hat wie immer, so auch hier das Zentrum getroffen, wenn er sagt: „Wo Vergebung der Sünde ist, da ist auch Leben und Seligkeit."

Die Menschen zu beseligen, gleichwie der Wille Christi unsere Seligkeit ist: das ist das leuchtende Ziel eines jeden wahren Seelsorgers, dem man in weltlichen Kreisen doch noch mit viel Mißtrauen und Abneigung begegnet. Ja was anders sollen und wollen wir denn, als Glieder Christi zu beraten, zu tröften, zu erfreuen, zu erquicken, kurz, zu beglücken für die Zeit und zu beseligen für die Ewigkeit? Deshalb lasset uns als rechte Seelsorger stets dieses σώζειν „retten, selig machen" gedenken, als eine wichtige, heilige Pflicht, die uns das teure Gottes Wort in unserm Amte nahe legt. Der zweite Wurzelbegriff ζητεῖν suchen, ist nicht minder bedeutsam. Die lieblichen und doch so ergreifenden Gleichnisse vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen zeigen uns, wie diese Schriftmahnung „suchen" für uns Seelsorger zu verstehen und zu erfüllen ist. Das Verirrte und Verlorene muß uns der Hauptgegenstand unserer wichtigen Seelsorgerthätigkeit sein. Alles andere hat dem gegenüber in den Hintergrund zu treten.

Mit brennendem Eifer muß dem vom rechten Weg Abgekommenen nachgegangen werden, ja es ist zu forschen, mit unermüdlicher Treue und Fleiß, nach dem in Staub und Schutt geratenen Gut. Ein erbarmungsvolles Herz soll uns dazu treiben, so lange zu suchen, bis sich das Verlorene findet und durch Gottes Gnade wiederbringen läßt. Wer unter uns in seiner Praxis schon Erfahrung gemacht hat in diesem „Suchen", wird bekennen, daß dem Seelsorger oft große Schwierigkeiten im Wege stehen, wenn er dieser Pflicht des Suchens nachzukommen bestrebt ist. Unverstand und Undank begleiten uns nicht selten auf Schritt und Tritt bei diesem Gange. Ja sogar offene Verachtung tritt uns entgegen, wie z. B. in jenen Worten eines jugendlichen Verirrten: „Nur für meinen Magen soll man sorgen, für meine Seele sorg ich selber!" Da heißt es eben treu sein in diesem Suchen, treu bis in den Tod. Doch es ist wohl der Mühe wert, daß wir diese Treue beweisen, eingedenk des Wortes des Apostels Jakobi, da er spricht: „Liebe Brüder, so jemand unter euch irren würde von der Wahrheit und jemand bekehrte ihn, der soll wissen, daß wer den Sünder bekehret hat von dem Irrtum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen und wird bedecken die Menge der Sünden. Jak. 5, 19. 20. Nur wer insbesondere als Seelsorger in diesem Suchen des Verlorenen bis ans Ende beharret, wird und macht selig,

nach dem Worte Pauli an Timotheus: „Wo du solches thust, wirst du dich selbst selig machen, und die dich hören.“ 1 Tim. 4, 16.

Vergleiche auch noch Stellen wie z. B. 1 Kor. 9, 16 ff. Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predige. Wiewohl ich frei bin von jedermann, habe ich mich doch jedermann zum Knechte gemacht, auf daß ich ihrer viele gewinne. Kol. 1, 28. Wir — lehren alle Menschen mit aller Weisheit, auf daß wir darstellen einem jeglichen Menschen vollkommen in Jesu Christo.

Die beiden Wurzelbegriffe ζητεῖν und σώζειν auf welche Gottes Wort den Pastor als Seelenhirten hinweist, als auf heilige, nicht zu versäumende Pflichten, erwachsen, wie leicht ersichtlich ist, aus der unleugbaren Thatsache, ausgedrückt in den Worten St. Johannis: Die ganze Welt liegt im Argen. 1 Joh. 5, 19 ff.

b. Daß die ganze Welt im Argen liegt, ist in zweiter Linie eine Ursache, aus welcher dem Pastor als Seelenhirten Pflichten erwachsen. Sub species perniciei, d. h. unter dem Gesichtspunkte des Verderbens müssen wir nun die Menschen betrachten. „Ohne Gott kein Glück,“ muß uns der Leitsatz sein, der unsere seelsorgerische Arbeit hervorruft und erhält. Zunächst zwar gilt es, den in groben Sünden Verlorenen, vom Glauben, der Liebe, der Hoffnung und der Heiligung Abgefallenen sich suchend zuzuwenden. Und deren sind zu ungezählten Tausenden in unserer Zeit. Auch die kleinste Gemeinde wird nicht ohne Verirrte sein. Es giebt ja in jeder Herde räudige Schafe. In feinerem Sinne jedoch ist selbst der im Glauben Stehende ein Verlorener, wenn er nicht fortwährend wacht und betet. Denn die Erfahrung hat schon genugsam gelehrt, daß die hoch stehen, oft am leichtesten und tiefsten fallen, und ihr Fall zieht dann den Fall vieler nach sich. Derjenige Pastor nun, der das Menschenherz selbstverständlich aus eigenster Erfahrung am besten kennt, wird, wenn er ein treuer Hirte ist, auch ein offenes Auge und somit einen tiefen, wie weitgehenden Blick ins Leben und Treiben seiner ihm anbefohlenen Seelen haben und somit genug Gelegenheiten wahrnehmen, die es ihm als Seelsorger nahe legen, daß er hier am Platze ist und durch sein Amt Pflichten zu erfüllen hat.

So entgehen ihm auf seinem Rundgange u. a. die Armen nicht, und zwar die armen Armen, wie auch die reichen Armen. Arme Arme, also doppelt Arme, treffen wir z. B. in jenem Hause, in welchem in einem armseligen Zustande Mutter, Sohn und Tochter miteinander hausen. Ein Tisch und eine Bank ist das ganze Mobiliar. Bett ist nicht vorhanden, man schläft vielmehr auf Stroh oder auf Lumpen. Gelegenheit zur Arbeit giebt es wenig, Eifer dazu noch weniger. Letzteres wohl auch aus Mangel an Nahrung und Leistungsfähigkeit. Wenn man in eine solche Familie eintritt, da weiß man erst, was Armut, bittere Armut, bedeutet. Man kann nicht begreifen, wie Leute in solchen Verhältnissen nur einen Tag, geschweige denn Jahre hindurch zu leben imstande sind. Und doch geht's, weil es gehen muß. Doch diese Familie ist doppelt arm. Es herrscht nämlich Zwietracht in ihr. Der Sohn ist tyrannisch und herrisch und giebt weder auf Mutter noch Schwester etwas. Auch ist ihm die Ruhebank lieber als die Arbeit. Und Fleiß zeigt er

nur in der Trägheit. Auch Mutter und Tochter sind nicht einstimmig. Liebesarm, doppelt arm!

Dieses eine Beispiel aus dem Leben gegriffen, zieht uns einen Vorhang weg, hinter welchem ein Haufe Jammers und Elends in tausendfacher Gestalt verborgen ist, und durch welches dem Pastor, als Seelenhirten, Pflichten über Pflichten erwachsen.

Wie entsetzlich arm in dem ewigen, unvergänglichen Reichtum, in ihrem Gott und Heiland, dieser Quelle aller echten Glückseligkeit und alles wahren Friedens viele Reiche sind, das zeigt sich bei letzteren nicht nur in ihrem täglichen Leben —, wenn z. B. Frau X. Tag und Nacht große Plage und Sorge hat, wie sie ihr Geld gut, sicher und gewinnbringend anlegt, oder Herr Z. sich den Kopf zerbricht, welche Speisekarte wohl die Beste und welches Vergnügen, besonders am heiligen Ruhetag, das Einladendste ist, — sondern hauptsächlich zeigt sich die Armut im herrlichsten Reichtum bei vielen Reichen in ihrer ernstesten aller Stunden, in ihrer Sterbestunde.

„Wissen Sie denn keinen Weg für mich, aus dieser Hölle, in der ich bin, herauszukommen?" so fragte ein reicher Vornehmer dieser Welt den eintretenden Geistlichen, den er an sein Sterbebett kommen ließ, weil er fühlte, daß er sterben müsse; aber — sagte er ihm — er wolle ihm zum Voraus zu wissen thun, daß er ihm nichts von Jesu sagen dürfe. „Ja, von wem soll ich denn reden?" fragte der Geistliche. „Von Gott!" war die kurze Antwort. Da redete er ihm von Gottes Allmacht, Weisheit, und ging dann allmählich über zu Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit. Immer ernster und eindringlicher wurden des Geistlichen Worte, so daß der vornehme Sterbende auf einmal schrie: „Seien Sie stille davon! Wenn Gott so ist, dann bin ich verloren!" Unverrichteter Sache hatte der Seelsorger das Sterbegemach zu verlassen, mit einem armen Reichen darin.

Es war ein junges Mädchen, die einzige Tochter reicher Leute. An der Lungenentzündung schwer erkrankt, liegt sie danieder. „Doktor, Sie müssen sie mir gesund machen!" rief die Mutter. „Ich bin reich, und Sie sollen meine Dankbarkeit erfahren! Ich kann sie nicht entbehren, meine einzige, geliebte Tochter! Um keinen Preis! Ihr Tod wäre auch der meine!" Am neunten Tage kommt der Arzt mit sorgenvollem Herzen. Eben hat das junge Mädchen den Geist aufgegeben, und auf seinen entseelten Körper, auf die noch warme Stirn preßt die Mutter ihre Lippen. Von Zeit zu Zeit erhebt sie sich, um herzzerreißende Schreie auszustoßen: „O, meine Tochter, meine Tochter! Wache doch wieder auf, kehre zu mir zurück!" Welch ein Bild der entsetzlichsten Armut in dem Einen, was not ist, stellt sich uns hier mitten im glänzendsten irdischen Reichtum dar! Woher kommt das? Antwort: Jesus hat den Schwerpunkt verlegt. Er läßt die sichtbaren Güter und die äußeren Dinge, wie und wo sie sind, legt aber alles Gewicht auf die unsichtbaren Güter, auf den inwendigen Menschen des Herzens, auf Vergebung der Sünden, Frieden vom Himmel, kindlichen Glauben, auf ein reines Herz. Das sind Güter, die den Namen verdienen. Fürstenkronen und Goldbarren sieht er gleichgültig an. Das ist Fraß des Rostes. Und

Mottenfraß ist aller Purpur und köstliches Gewand. Wer alle Herrlichkeit der Welt, alle hohen Titel, Orden und Ehrenzeichen besitzt, kann darum doch ein ganz verödetes Herz haben.

Welch ein großes und sehr wichtiges Arbeitsfeld eröffnet sich da dem Pastor als Seelsorger, im Blick auf die unabsehbar lange Reihe der armen Reichen! Wie manch heilig dringende Pflicht drängt sich ihm da vors Geistesauge, die der Erfüllung harrt! Daß der Geiz die Wurzel alles Uebels ist, entgeht auch dem aufmerksamen Auge des Pastors als Seelsorger nicht. Wie tief nun diese Wurzel faßt und sich zur furchtbaren Geltung zu bringen versteht, können wir ausfinden, wenn wir einem Amtsbruder folgen, der eben einem gottesfürchtigen Manne das letzte Geleite gegeben, und nun bei dessen Nachbar vorspricht. Letztrer empfing den Seelenhirten mit folgenden Worten: „Na, der ist aber hin, mein armer Nachbar! Viel Vermögen hat er nicht hinterlassen, keinen Pfennig mehr, als er von seinem Vater geerbt hatte. Da habe ich es besser gemacht. Mit nichts fing ich an, und nun sehen Sie," dabei wies er mit der Hand auf sein großes Besitztum. „Dies alles gehört mir. Wissen Sie, wie das zugegangen ist, Herr Pastor? Als ich mir einen eigenen Herd gründete, stellte ich in meiner Stube eine große eiserne Sparbüchse auf, und alle die Groschen, die ich im Laufe der Jahre erübrigen konnte, habe ich da hineingeworfen. Niemand macht sich einen Begriff davon, wie viel Geld man zusammensparen kann, wenn man nur ernstlich will. Ich habe mir vorgenommen, nicht eher zu sterben, als bis ich 75,000 Dollars hinterlassen kann, ha, ha! Es giebt Leute, die Fleisch essen, das thue ich nicht; viele kaufen wollene Kleider für ihre Frauen, die meinige trug immer nur baumwollene. Viele werfen das Geld zum Fenster hinaus, indem sie ihre Kinder in teure Schulen schicken, ich habe meine Kinder gelehrt, früh aufzustehen, um zu arbeiten und erst spät schlafen zu gehen. Ich habe mein Geld nie für Kirchen oder Bücher weggeworfen, auch nicht an jene faulen Menschen, die sich arm oder krank nennen; darum gehören alle diese Aecker nun auch mir, und meine Keller und Scheunen sind voll. Sehen Sie?" Und er versuchte lustig zu lachen. Aber er hatte gar keine Ursache dazu, denn sein Haus war öde und kalt. Seine Frau, die er mit Arbeit überbürdet hat, ruhte schon lange auf dem Friedhof. Seine Kinder hatten nichts anderes gelernt, als Geld zusammenscharren, immer mehr Geld. Die Tochter, eine wahr Sklavin, schleppte und arbeitete immer; der eine seiner beiden Söhnen war ein Säufer geworden und ist im Zuchthaus gestorben; der andere, der noch geiziger war als sein Vater, war zu Hause und diese beiden, Vater und Sohn, lebten alle Tage in stetem Streit um ihr Geld. Aber was geschieht, einen Tag nach diesem seelsorgerlichen Besuch stirbt der Geizhals! Der Sohn und die Tochter hatten anderes zu thun, als zu weinen. Die Leiche war kaum kalt geworden, als sie sich auch schon um das Erbe stritten. Und was behielt der alte Geizhals von dem, das er mit so unersättlicher Begier zusammengescharrt hatte? Was war das Fazit, die Summa seines Lebens? Hienieden einige wenige Fuß Erde, nicht mehr als dem Aermsten zu teil wird, denn Geiz wird nicht satt, so lange er nicht den Mund voll Erde hat! Und was wartete seiner jenseits des Grabes? Der

Geiz, diese unheimliche, finstere Macht, die auch so manchen Kirchgänger in ihre silbernen und goldenen Fesseln geschlagen, eröffnet dem Pastor, als Seelenhirten, ein Gebiet voll wichtiger Pflichten, die erfüllt sein sollen, damit diesem Uebel gesteuert werde!

Wie wichtig solches ist, zeigt uns jener Pastor, der eben auf seinen seelsorgerlichen Gängen zu einer blutarmen Familie kommt, die in einem miserablen Stüblein wohnte, dessen zerbrochene Fensterscheiben notdürftig verklebt waren. Da der Pastor wußte, daß die Leute nie in der Kirche sich sehen ließen, that er eine darauf bezügliche Frage. Die Frau gab zur Antwort: „Unser Hauswirt geht fleißig zur Kirche; wenn er dann sich einmal dazu versteht, uns bessere Fenster machen zu lassen, werden wir auch kommen.“

Es ist klar, daß das von seiten der Frau nichts als ein Vorwand war, aber zugleich doch auch wieder eine beredte Anklage wider den harten Hausherrn. Welch schlimmes Beispiel gab letzterer damit, indem er am Sonntag pflichtgemäß ins Gotteshaus ging und sich da breit in seinen Kirchenstuhl setzte, der Predigt zuhörte, und dann heimging, mit dem Gefühl, seine Schuldigkeit als Christ gethan zu haben, während er die einfachste Christenpflicht seinen armen Mietsleuten gegenüber versäumte. Kein Spötter, kein Lästerer, kein Ungläubiger, kein erklärter Feind des Evangeliums vermag dem Christentum so großen Schaden zu thun, als ein fauler, nichtsnutziger Christ, der nur den Schein des gottseligen Wesens hat, aber dessen Kraft verleugnet. Wie manch solcher „Christ“ tritt dem Pastor als Seelsorger auf seinen Gängen in den Weg und mahnt letzteren zu ernster Pflichterfüllung!

Wie oft begegnet dem etwas tieferblickenden Auge des Seelenhirten eine gewisse Unruhe in diesem oder jenem Herzen seiner ihm Anbefohlenen, verursacht durch ein noch zurückgehaltenes Geständnis oder Bekenntnis, von welchem sich die Seele lösen sollte!

Meine Sünde ist größer, als daß sie mir vergeben werden könnte! Ich bin verloren! Gott hat von mir die Hand abgezogen und versagt mir das Gebet! So klingt's nicht selten von den Lippen eines Angefochtenen in des Seelsorgers Ohr. Vor welch gewaltiges Feuer, verursacht durch eine einzige, von der Hölle entzündete Zunge, sieht sich oft der Pastor als Seelsorger gestellt! Wie oft muß er zwei Parteien, die von einem tötlichen Hasse gegen einander erfüllt sind, ins Auge schauen!

Wie spielen Schriftverdreher, innerhalb wie außerhalb der Kirche, eine nicht unwichtige Rolle, auf die er ein scharfes, aufmerksames Auge haben muß, soll nicht dadurch viel Unheil von unabsehbaren Folgen unter seiner Herde einreißen! Wie oft hat er zu rechnen mit Falschheit und Lüge, Unzufriedenheit, Gemeinheit, Genußsucht, Gleichgültigkeit, ja Verachtung gegen Gott und sein Wort, was ihm alles oft wie ein braußender Orkan bald von dieser, bald von jener Seite mit schneidender Schärfe ins Gesicht weht!

Wie oft steht er als Seelsorger am Krankenlager eines Ernährers oder einer unentbehrlichen Mutter, umringt von den Angehörigen die ihn, besorgt und thränenvoll, stumm anschauen!

Wie oft liegt ihm die schwere Pflicht ob, die Erde der Erde, die Asche der Asche und den Staub dem Staube zu übergeben, während um ihn her,

in tiefem Schmerze aufgelöst, die teuren Hinterbliebenen jammern und weinen über den, den der frisch aufgeworfene Grabeshügel deckt!

Alles dies stellt uns mit einer Deutlichkeit, die an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt, die Notwendigkeit der Seelsorge vors Geistesauge, mit der eindringlichen Mahnung: Auf, zur Arbeit in dem Weinberg, zu treuer Pflichterfüllung und wirket, so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

Mancher Erdenpilger sieht sich im Leben vor eine Aufgabe gestellt, deren Erfüllung, näher besehen, seine Kraft übersteigt. Steht's nun beim Pastor, als Seelsorger, auch so im Blick auf die Pflichten, die ihm dringend zu erfüllen obliegen? Darauf möchte Referent nun eingehen, wenn er aufmerksam macht auf den

II.

Teil seines Referats, lautend:

> Christus ist das Urbild aller Seelsorger. Ohne ihn können sie nichts thun. Deshalb muß jeder Pastor für seine eigene Person ein wahrer Christ sein, wenn er eine gesegnete Seelenpflege ausüben und sein Arbeitsziel: „Seelen zum Herrn bekehren," erreichen will.

a. Daß nach dem bisher Gesagten, in der Seelsorge Tüchtiges, ja, sagen wir, das Tüchtigste zu leisten ist, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Geht doch das Ziel aller Seelsorgerarbeit selbst bis hinüber übers Grab, hinein nach der Ewigkeit, ein Ziel, das sonst keinem andern Lebensberuf gesteckt ist.

Daß es nun im Seelsorgerberuf einen ganzen Mann braucht, der alle seine Gaben und Kräfte in diesen wichtigen Dienst stellen muß, um eben das Beste zu leisten, ist ebenfalls außer aller Frage.

Woher nun diese „ganzen Männer" nehmen, die diesem wichtigsten Lebensberuf eines Seelsorgers mit Erfolg obliegen können?

Wenn wir sonst im gewöhnlichen Leben, bald in diesem, bald in jenem Lebensberuf tüchtige Männer in der Arbeit stehen sehen, so werden wir bei einiger Nachforschung herausfinden, daß diese Männer seiner Zeit sehr fähige Lehrmeister gehabt haben. Diese waren ihr Vorbild, und durch sie sind sie das geworden, was sie eben sind. Wenn ein Pastor als Seelsorger seiner so wichtigen Pflichterfüllung nachkommen soll, so muß er nicht nur einen sehr fähigen, sondern den fähigsten Lehrmeister, ja, das tadellosefte Vorbild haben, das ihn zu dem machen kann, was er sein soll, nämlich einen durchaus fähigen Seelsorger, der sich in treuer Pflichterfüllung mit Erfolg auszeichnet. Ein solches Vorbild, besser gesagt, Urbild, hat der Pastor auch. Denn der Mensch in seiner Relativität, kann nie ein Absolutes, d. h. eben ein Urbild, ein Prototyp darstellen. Einer nur, der weit über die Grenzen der Menschheit hinausragt, ist und bleibt unser Urbild und das ist Jesus Christus!

Derjenige Pastor nun, der ein „ganzer Mann" als Seelenhirte sein und bleiben will, muß sich an dieses Urbild halten und wer das nicht will, wird sein Leben lang ein Stümper in der Arbeit als Seelsorger bleiben, und mag es ihm vergönnt sein, sechs bis sieben Jahrzehnte in Amt und Würde

zu stehen. Denn das Urbild hält sein Wort: Ohne mich könnt ihr nichts thun! (Joh. 15, 5.)

Die Ausübung der Seelsorge ist auch ein Thun, und welch ein Thun! So süß und so schwer, so groß und so folgenreich, wie fast keines! Eine Menschenseele zu retten, ist fürwahr der herrlichste Gewinn. Köstlicher als der letzte Seufzer eines für die Freiheit gestorbenen Helden, gilt im Paradies die Bußthräne eines Verlorenen. Ja wir behaupten kühnlich: Nichts größeres giebt's auf diesem Erdenrund, als selig sich zu mühen um die Seligkeit der Seelen. Daher auch die herrlichste Verheißung: „Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz; und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich!" Daniel 12, 3. Indes, solch Großes und Herrliches vermögen wir nicht zu vollbringen, es sei denn, daß Christus in, mit und aus uns wirke. Keine Knospe kann blühen ohne Tau und Regen von oben, keine Rebe kann Frucht bringen außerhalb des Weinstocks. So giebt's auch im Geistlichen kein Leben, es sei denn, daß es aus dem Leben selbst komme. Ist Christus aber unser Leben, ist er in uns und wir in ihm, so können wir wohl in der Wesensgemeinschaft und Geistesart des Meisters als seine Jünger arbeiten, als des Königs Knechte kämpfen, als des Siegers Heerschaar siegen. Daher haben von jeher diejenigen das meiste an den Seelen gethan, deren eigenen Seelen vom Geist, von der Liebe, vom Lichte Christi erfüllt, mit seiner Gnade begabt und von seiner Kraft getragen waren. Auch in dieser Beziehung gelten die schönen Worte eines Thomas a. Kempis: „Ohne Weg kann man nicht gehen, ohne Wahrheit erkennt man nicht, ohne Leben lebt man nicht. Und Christus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Ist Jesus da, so ist alles gut und nichts scheint schwer; wenn aber Jesus fern, ist alles hart." Doch wie wird Christus unsers Leben Leben? Wie ziehen wir, um mit Luther zu reden, Christum ins Fleisch? In seiner Auslegung von Jesaia 4 sagt dieser Gottesmann groß und schön: „Und zwar siehst du in diesem (fleischgewordenen) Christo nichts als die höchste Freundlichkeit und Lieblichkeit, der für uns den Kreuzestod freiwillig über sich genommen, damit wir von Sünden befreiet würden und seine Gerechtigkeit durch den Glauben an ihn und das ewige Leben haben möchten. Durch diesen Anblick wird das Gemüte aufgerichtet und das Leben empfangen. Auf diesen richtet steif eure Augen, an diesem hanget, wie ihr auch dessen durch Gottes Stimme erinnert werdet: Den sollt ihr hören."

Lasset uns, als Seelsorger, ihn hören und durch seine Worte wie Thaten in ihm das Urbild aller Seelsorger von neuem uns vor Augen führen. Wie sehr, wie eifrig, wie hilfe- und heilsuchend man zu ihm kam, der umherging, wohlthuend und gesundmachend — zumal von Sündhaftigkeit — das zeigt eine ganze Reihe von biblischen Vorkommnissen, so die Krankenheilungen, die heilsbegierige Gefolgschaft des Volkes, die Fragen, Klagen und Bekenntnisse. Es nimmt uns deshalb auch nicht wunder, daß seine wunderbare, übermenschliche Person wie ein mächtiger Magnet die Herzen anzog, oder gleich dem Glutenmeere der Sonne, die Blumen aus schneeigem

Grabe, die Quellen aus Eisesbanden hervorlockte. Und für alle Zeiten ist es dem Menschen gesagt:

> Ach, sucht doch den, — laßt alles stehn,
> Die ihr das Heil begehret.
> Er ist der Herr — und keiner mehr,
> Der euch das Heil gewähret.

Wenn Christus, das Urbild aller Seelsorger, nach Matth. 11, 28 spricht: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken," so will er dem Menschen nahe legen, daß sie zu ihm kommen, ihn aufsuchen sollen, und er will sich dann auch von ihnen finden lassen, nach dem Worte: Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch, Jak. 4, 8. In diesem: „Kommet her zu mir" u. s. w. will uns Seelsorger Jesus Christus einen Fingerzeig geben, unter Umständen auch zu warten, bis die Leute zu uns kommen, d. h. eben unter Umständen, falls etwa unser Suchen und Streben, direkt und ohne weiteres, keinen Erfolg gehabt und auch in nächster Zukunft keinen versprechen würde.

So hat z. B. ein Seelsorger, einen Erzlästerer von dem er schnöde abgewiesen wurde, jahrelang links liegen lassen, bis letzterer selber kam, zerknirscht und zerbrochen. Ueberdies aber werden sie je mehr zu uns kommen, desto mehr wir suchend zu ihnen gehen. Das Vertrauen zieht an, die Liebe bindet. Die Not lehrt beten, die Not lehrt zu Jesu kommen.

In dem Suchen und Seligmachen Jesu, wie auch in diesem Rufen zum vertrauensvollen Kommen, liegt die Wurzel zu dem Worte des Herrn: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium." (Mark. 1, 16.)

Jesus liebt die Sünder, darum mahnt er zur Einkehr und Umkehr. Wer nicht liebt, ermahnt und züchtigt auch nicht, er wandelt eben in den Fußstapfen Elis, der wußte, wie seine Kinder sich schändlich hielten und hatte nicht einmal sauer dazu gesehen. 1 Sam. 3, 13. Die Buße ist freilich eine bittere Pille, eine scharfe Sonde, ein schneidend Operationsmesser, doch der treue Arzt wendet alles an, um den Kranken zu retten, und dieser muß es eben leiden, wenn anders er genesen will. Und so muß Buße thun, wer ins Himmelreich eingehen will. Dafür aber wird ihm auch dann durch den heilsfrohen Glauben der bittere Wermutsbecher zum süßen Honigseim, das Weh zur Wonne, die Traurigkeit zur Seligkeit. Auch in diesem Stück lasset uns wandeln in den Fußstapfen unseres Urbildes aller Seelsorger, Jesu Christi. Sonach steht einem Seelsorger der Ruf zur Buße wohl an. Zumal hier gilt: „Rufe getrost und schone nicht."

Freilich will sich unser in mancher Beziehung sodomitischer Zeitgeist vom Geiste Gottes nicht mehr strafen lassen, „denn sie sind Fleisch." Der Bußprediger ist nicht in der Mode. Hinterlist, Heimtücke und Racheburst lauert auf ihn, wie die Giftschlange im dunkeln Waldesdickicht. Dennoch sind wir, wenn wir nicht die Buße zu Gott predigen, „stumme Hunde". Es läßt sich auch ganz wohl zur Buße rufen und leiten, nur muß dabei die verletzende Form des beißenden Spottes oder der Beleidigung vermieden werden. Man kann in milder Form unter Umständen das Stärkste sagen.

Dagegen fällt aber auch in die Wagschale, daß wir ja als wesentliche

Ergänzung zur Buße den fröhlichen, seligen Glauben an die ewige Gnade und die Gnadengüter zu bieten und zu bauen haben. Vielleicht lassen wir es hierin noch mehr als dort fehlen. Ein Christ soll nicht sorgenvoll, verzagt und traurig, nein, fröhlich und selig in dem Herrn sein: das müssen wir mit nachhaltigem Eifer stets betonen.

Darum spricht auch unser Seelsorgervorbild nach Luk. 10, 20: „Freuet euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind." Deshalb schreibt ja auch St. Paulus: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich: Freuet euch!" Phil. 4. Und Luther lehrt: „Evangelium ist eitel Freude," und seines Hauses Wahlspruch ist:

„Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht."

Ein weitbekanntes, oft genanntes Wort Christi, nämlich: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan," Matth. 7, 7, zeigt, seelsorgerisch betrachtet, eine neue Seite an ihm, unserm Urbilde, auf. Es sind dies nicht so sehr die Gnadenrufe: „Bittet, suchet klopfet," die übrigens mit dem bereits verwerteten: „Kommet her zu mir", korrespondieren, sondern es ist die felsenfeste, dreimal geschehene Zusicherung des Heiles. Diese wiederholte Verheißung kommt einer unfehlbaren Sicherheit oder mathematischen Gewißheit gleich. Wenn ihr also, natürlich recht bittet, suchet und anklopfet, so kann die Erhörung, Gewährung und Erlangung niemals fehlen. Ist die Voraussetzung erfüllt, so kommt ihre Folge mit zwingender Notwendigkeit.

Eine gar bedeutsame Erkenntnis und Errungenschaft für unser seelsorgerisches Wirken, welches ja ganz besonders mit dem Zweifel und dem Kleinglauben des seelsorgerisch zu Beratenden zu kämpfen hat! Wir sollen und wollen einer sündigen Seele die Vergebung, einer bekümmerten die Hilfe, einer traurigen den Trost, einer kämpfenden den Frieden, einer sich entkörpernden, d. h. scheidenden, das Leben in der Ewigkeit zusprechen. Wir thun's vielleicht mit allem Eifer, jedoch wir merken, es geht jenem wie dem Faust: „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Da eben gilt es auf die Unverbrüchlichkeit, felsenfeste Sicherheit der Verheißungen des Herrn hinzuweisen. Nur Festigkeit schafft Festigkeit, nur Sicherheit giebt sicheren Mut und fröhliches Vertrauen.

Niemals hätte ein Luther sein gewaltiges, welterschütterndes und welterneuerndes Werk unternommen, durchgeführt und vollbracht, wenn er nicht mit absolutem Vertrauen in den Heilsverheißungen gewurzelt hätte. Deshalb sagt auch ein Dichter ganz treffend:

Der Glaub ist ein lebend'ge Kraft,
Die fest an Gottes Verheißung haft't,
Ein herzlich starke Zuversicht,
Die sich allein auf Christum richt't.

Lasset uns noch einen Blick werfen auf Geschehnisse, aus welchen ebenfalls recht deutlich Christus als Urbild aller Seelsorger erkannt wird.

Als solcher tritt uns schon der zwölfjährige Jesus im Tempel, gleichsam die Knospe zukünftigen Wesens und Wirkens enthüllend, entgegen.

(Luk. 2.) In zarter Jugend schon ist ihm des Vaters Haus der Ort der Freudenfülle, da hier ja der Born des seelischen Lebens quillt, und da er hier zugleich am Intensivsten in rebus patris (dem, was des Vaters ist) sein kann. Daher seine verwunderte und befremdete Frage: „Was sucht ihr mich? Wisset ihr nicht, daß ich (zu Folge von Grund und Ziel meines Wesens) da sein muß, wo aus dem Worte das Seelenheil erkannt und durch dasselbe geschafft wird?“ O, möchte jeder künftige Seelsorger bereits in Jugendtagen frühe den Herrn suchen und frühe ihn finden! Das wäre ein solides Fundament für spätere Wirksamkeit an den Seelen.

Sehr deutlich erkennen wir ferner den Herrn als unser erhabenes Vorbild aus jenem Vorkommnis in der Schule zu Nazareth (Luk. 4), da ihm das Buch des Propheten Jesaias gereicht ward und er die herrliche Stelle aufschlug und vorlas: „Der Geist des Herrn ist bei mir, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen und zu predigen das angenehme Jahr des Herrn, mit einem Worte: die Seelen zu beseligen. Und da er das Buch zugethan, sich gesetzt und aller Augen auf ihn sahen, bezeugte er ausdrücklich: „Heute ist (in mir) diese Schrift erfüllt vor euren Ohren,“ mit welch klaren Worten er sich selbst als den Seelsorger aller Seelsorger bezeichnet. (Schluß folgt.)

Homiletisches.

Predigt, gehalten zur Eröffnung der Konferenz des Missouri-Distrikts, in der evang. St. Pauls-Kirche zu St. Louis, Mo., am 24. April 1902, von P. N. P. Rieger.

2 Kor. 13, 13. — Veröffentlicht auf ausdrücklichen Wunsch des Missouri-Distrikts.

Ehrwürdige Brüder im Amt, werte Herren Delegaten, gastfreundliche Gemeinde. — Geliebte in dem Herrn!

„Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes, und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen! Amen.“

Dieses wohlbekannte Schriftwort, welches den Schluß des zweiten Korintherbriefes bildet, wollen wir mit Gottes Hilfe andächtig betrachten. Es ist der apostolische Segen, mit dem wir allsonntäglich einander begrüßen und gegrüßt werden. Mit demselben, als einem reinen Dreiklang, hoffe ich den rechten Ton anzugeben, um den sich alle folgenden Predigten und Verhandlungen unserer Konferenz zu lieblicher Harmonie anschließen mögen. Lasset uns ihn darum als Motto über den Eingang unsrer Konferenz stellen und im Herzen sprechen:

Die Gnade . . . sei mit uns allen. Amen!

Die Gnade, Liebe und Gemeinschaft des Dreieinigen Gottes war mit uns — das sei erstens unser freudiges Bekenntnis.

Die Gnade, Liebe und Gemeinschaft des Dreieinigen Gottes sei ferner — besonders während unsrer Konferenz — mit uns — das sei zweitens unser gläubiges Gebet.

I.

„Ich will singen von der Gnade des Herrn ewiglich," sagt Ethan im 89. Psalm; und gewiß wird die Ewigkeit kaum genügen, die Gnade des Herrn gebührend zu besingen; und dazu werden wir verklärte Lippen bedürfen. Darum unterfangen wir uns nicht mit Menschenzungen die Gnade zu rühmen, sondern lassen die Thaten reden, — die Gnadenthaten, so an uns geschehen sind.

„Aus Gnaden bin ich, was ich bin," dürfen wir mit Paulus bekennen. Ob Vater oder Mutter, Gemeindeglied, Vorsteher oder Sonntagschularbeiter, Delegat, Lehrer oder Pastor — wir sind es aus Gnaden. Wenn Gott die Arbeiter zum Aufbau seines Reiches nach ihrer Tüchtigkeit auswählte, dann müßte er heilige Engel, starke Helden dazu berufen und nicht schwache sündige Menschen. Aber wie eine liebende Mutter ihrem Kinde das glückliche Bewußtsein bereitet, eine große Hilfe zu sein, — wenn auch die Hilfe ihre Arbeit vermehrt, — so läßt Gott uns sein Werk treiben. Von unsrer Treue im Gebrauch der Gnadenmittel läßt er die Seligkeit unsterblicher Seelen abhängen. Er versichert uns, daß wir seine Mitarbeiter sind. Er lohnt überreichlich auch den geringsten Dienst, obwohl er unser nicht bedarf. Er vergiebt uns unsre Sünden, kehrt unsre Fehler sogar zu Segen und krönt unsre Arbeit mit Erfolg, während manches Unternehmen mit groß Macht und viel List begonnen, zu Grunde geht. Daran erkennen wir, seine Gnade war mit uns. Wenn daher fromme Majestäten sich als von Gottes Gnaden König und Kaiser bezeichnen, so dürfen wir mit gutem Recht unsre verschiedenen Aemter und Aufgaben als von Gottes Gnaden ansehen. Und mit den Kindern Korahs ziehen wir das Thürhüten im Gotteshaus den höchsten Ehrenstellen in der Welt vor. (Psalm 84, 11.)

„Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, wird sie genannt, nicht nur, weil in der sichtbaren Erscheinung des unsichtbaren Gottes seine Gnade völlig geoffenbart wurde, sondern weil Jesus Christus der einzige Weg zum Vater ist. Ohne ihn wären wir unter dem Fluch des Gesetzes, Rebellen gegen Gottes Regierung, Knechte der Sünde und Sklaven des Teufels. Aber weil er die Erlösung vollbracht und die Welt mit Gott versöhnt hat, sind wir begnadigt, die Strafe ist erlassen, die Schuld getilgt und wir dürfen im Glauben „Abba, lieber Vater" rufen, und wissen, sein Wohlgefallen ruht auf uns bei unsern schwachen Versuchen, seinen Willen zu thun.

> Aus Gnaden! hier gilt kein Verdienen
> Die eignen Werke fallen hin.
> Der Mittler, der im Fleisch erschienen,
> Hat diese Ehre zum Gewinn,
> Daß uns sein Tod das Heil gebracht
> Und uns aus Gnaden selig macht.

2. Diese Gnade ist die herrlichste Frucht der ewigen Liebe, wie Jesus selber sagt: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Wie der Vater und der Sohn eins sind, so sind auch Gottes Gnade und Liebe unzertrennlich. Darum haben auch wir mit der Gnade Jesu Christi die Liebe Gottes erfahren. Ohne irgend welche Ansprüche unser-

seits hat Gott uns täglich gegeben, was wir nötig hatten für Leib und Seele. Und auch wo wir leiden mußten und gedemütigt wurden, werden wir's einst einsehen, wenn wir's noch nicht verstehen: es ist aus Liebe geschehen. Wie aus jedem Tautropfen die Sonne wiedergespiegelt wird, so strahlt auch aus jedem von Gottes Liebe erfüllten Christenherzen dieselbe hervor. Diese durch Menschen uns entgegengebrachte Gottesliebe hat gewiß jeder von uns als Sonnenschein auf dem Lebensweg empfinden dürfen. Daß wir heute hier versammelt sind, daß die Glaubensgenossen uns, ohne persönlich bekannt zu sein, ihre Häuser gastfreundlich aufthun, ist eine Wirkung der Liebe Gottes, und ein Beweis dafür, daß diese Liebe mit uns ist. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm."

3. Gott ist aber auch Geist und als solcher hat er direkte Gemeinschaft mit uns als mit geistigen Wesen gepflegt. Nirgends tritt dies so deutlich vor Augen wie in einer christlichen Gemeinde, wo der heilige Gottesgeist mit dem natürlichen Menschengeist in Liebeswerben um die Herrschaft ringt. Derselbe, der die Propheten und Apostel erleuchtete, Gottes Willen zu erkennen und sie trieb, sein Wort zu schreiben, muß unsern Geist erleuchten zum Verständnis, und unsern Willen heiligen zum Vollbringen seines Willens. Sein strafender, tröstender und belehrender Einfluß macht sich geltend, sonst wäre alles Predigen vergeblich, aller Glaube tot. Ohne ihn bliebe die Welt in Finsternis des Unglaubens und Götzendienstes, trotzdem die Gnadensonne helle scheint. Denn wie zum Tageslicht ein helles Auge, so gehört zum Gnadenlicht ein geistlich erleuchteter Sinn. Darum sehen wir mit Freuden: die Kirche wächst, das Evangelium gewinnt an Macht und Ansehen, die Seelen fühlen den Zug nach dem, was droben ist und wir eilen der Zeit entgegen, da alle Welt die Herrlichkeit Gottes schauen soll. So bekennen wir: Die Gnade, Liebe und Gemeinschaft Gottes war mit uns, — und auf Grund der gesammelten Erfahrungen beten wir glaubensvoll:

II.

Die Gnade, Liebe und Gemeinschaft Gottes sei ferner — insbesondere während unsrer Konferenz — mit uns.

1. Auf jede Konferenzreise müßten wir das Wort Eliesers anwenden können: „Der Herr hat Gnade gegeben zur Reise." Gewiß ist's große Gnade, daß wir hier uns gemeinsam an Gottes Wort erbauen, das Wohl der Kirche beraten und aus dem Verkehr mit Gleichgesinnten Anregung schöpfen können. Daß diese Gnade aber am einzelnen seinen Zweck völlig erreiche, versteht sich nicht von selbst: „Es muß erbeten sein." Es ist möglich, daß ein Bruder vom Lande, nach den schönen Tagen des brüderlichen Verkehrs, verdrossen auf seine einsame Warte zurückkehrt und Vergleiche anstellt, zwischen der prachtvollen Kirche hier und der bescheidenen Kapelle dort — zwischen den Bequemlichkeiten, welche andre genießen und den Entbehrungen, die er selbst ertragen muß. Gott gebe uns die Gnade, daß ein jeder erquickt, gestärkt mit neuem Eifer an seine hohe Aufgabe gehe, wissend: der Vorpostendienst ist für den treuen Soldaten eben so ehrenvoll, wie das Wachestehn am Hauptquartier. Und den Brüdern, welche die dunklen Schattenseiten des Pfarramts in der Großstadt

täglich sehen und wohl mit uns in die frische Luft und Sonnenschein, mit Blütenduft und Vogelsang auf dem Lande ziehen möchten, — denen gebe Gott die Gnade, daß sie einen Frühling in Herz und Gemeinde erleben, darüber sie den Frühling in der Natur vergessen.

Es ist denkbar, daß ein Delegat die auf der Konferenz zugebrachte Zeit als verloren betrachtet und den Eindruck nach Hause nimmt: es wurde viel geredet aber wenig beschickt. Ihr lieben Brüder-Delegaten, Gott gebe euch die Gnade, daß ihr mit Interesse den Verhandlungen folgt, freimütig euch an den Beratungen beteiligt, mit Verständnis stimmt, und dann mit dem Bewußtsein von hinnen geht: wir — ich und meine Gemeinde — sind ein Teil einer großen Körperschaft und haben Anteil an dem herrlichsten Werk, das auf Erden gethan wird. Vergeßt es nicht: das kleine Rad im Uhrwerk ist gerade so wichtig, wie das große, und erfordert mehr Geschicklichkeit, damit das Getriebe recht geht.

Und auch dir, teure evang. St. Pauls-Gemeinde, erbitten wir eine besondere Gottes Gnade, damit du getragen werdest von dem Gedanken: Der Herr Jesus ist bei uns eingekehrt und wir dürfen ihm an seinen geringsten Brüdern dienen. Wir dürfen zu seinen Füßen sitzen mit Maria, seinen Worten lauschen und das Eine, was Not ist, aus seiner Hand nehmen, das uns nicht wieder genommen wird. Ja, wir alle zusammen und jeder an seinem besondern Teil, haben Gnade nötig, und darum vereinigen wir uns zu der Bitte:

„Ach bleib mit deiner Gnade, bei uns Herr Jesu Christ,
Auf daß uns nimmer schade des bösen Feindes List.“

2. Und Liebe haben wir nötig. Nicht jene thörichte Liebe, die zu allem schweigt oder sogar die Fehler am Geliebten lobt. Nicht jene fälschlich so genannte Liebe, die alles gehen läßt, wie es geht und mit Kain fragt: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ Sondern die Liebe Gottes. Jene Liebe, die nicht will, daß jemand verloren werde und darum Opfer an Zeit und Gaben bringt, damit jedermann geholfen werde und zur Erkenntnis der Wahrheit gelange. Jene Liebe, die nicht das Ihre sucht, die eigne Ruhe vergißt und sich verzehrt im Dienst andrer. Jene Liebe, die sich nicht erbittern läßt, wenn der eigne Wille durchkreuzt wird, sich nicht ungeberdig stellt, wenn zurechtgewiesen. Jene Liebe, die alles glaubt, hofft, duldet und nimmer aufhöret. Diese Liebe, das Band der Vollkommenheit, muß uns verbinden bei unsrem Beisammensein, sonst können wir nicht den verheißenen Segen erlangen: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen; denn daselbst verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich.“ Ohne diese Liebe ist unser Reden totes Erzgetön und Schellengeklingel. Darum flehen wir:

„Ach sei mit deiner Liebe, Gott Vater um uns her,
Wenn diese uns nicht bliebe, fiel uns die Welt zu schwer.“

3. Konferenzen, wenn auch Erholungszeiten im Amtsleben, werden nicht gehalten, zum Vergnügen oder zur Unterhaltung, sondern um das Werk des Herrn, das unsrer Kirche befohlen ist, zu fördern. Wo sich Mängel gezeigt haben, soll Wandel geschaffen werden; wo sich Gelegenheit bietet, Gutes zu thun, sollen Mittel und Wege gefunden werden, es erfolgreich zu thun, und

ähnliche Arbeit mehr. Dabei kann es nicht ausbleiben, daß verschiedene Meinungen geäußert werden und wo der Einzelne von der Richtigkeit seiner Ansicht, sowie von der Aufrichtigkeit seiner Absicht überzeugt ist, da kommen die Geister zuweilen hart aneinander. Ueber den verschiedenen Menschengeistern muß darum ein mächtiger Geist die Herrschaft führen, sonst giebt es Unordnung und Streit. Welcher Geist soll auf unsrer Konferenz die Geister beherrschen? Soll es der Zeitgeist sein, der bloß glänzende Erfolge sucht? Soll es der Weltgeist sein, dem jedes Mittel, ob gut oder schlecht, willkommen ist, wenn es nur zum ersehnten Ziel führt? Oder gar der finstre Geist aus dem Abgrund, der dem Menschen einflüstert, Böses zu thun, damit Gutes daraus werde? Gott bewahre! Nur der Heilige Geist, mit dem Vater und Sohn wahrer und ewiger Gott, der am Anfang über der Tiefe schwebte und aus dem Chaos die geordnete Schöpfung brachte, der die Erzväter zu einem göttlichen Wandel anleitete; der durch Propheten und Aposteln den ewigen Gnadenrat geoffenbart; dieser von Christus uns verheißene Tröster und Lehrer, der von Jugend auf durch Wort und Sakrament unsre Erneuerung und Heiligung wirkt, und Christum in uns verklärt, der und kein andrer soll unsre Sinne und Gedanken regieren jetzt und allezeit. Den rufen wir im Glauben an und sprechen:

„O, Heilger Geist, behalte Gemeinschaft allezeit
Mit unserm Geist und walte nun und in Ewigkeit!" Amen!

Predigtentwürfe.

6. Sonntag nach Trinitatis (Eisenacher Ev.)—Matth. 21, 28–32.

P. G. F. Schütze.

Die Eisenacher Perikopenreihe ist nicht willkürlich zusammengesetzt, sondern fortlaufend sich ergänzend und steigend. 1. Sonnt. nach Trin. giebt den Grundton, den Zweck aller Predigt, das Kommen des Reiches Gottes. 2. Sonnt. nach Trin. zeigt das Subjekt, 3. Sonnt. das Objekt der Heilsthätigkeit. Nun folgen die Bedingungen, an die das Heil geknüpft ist, am 4. Sonnt. nach Trin. ganz allgemein unter der Forderung der Zeugenschaft, am 5. spezialisiert als Bekenntnis, und heute noch schärfer präzisiert als das Thatbekenntnis. Nun zum Text selbst.

Welcher unter den Söhnen hat des Vaters Willen gethan? Genau genommen, keiner. Auch der erste sündigte durch seine ungeziemende Antwort gegen das fünfte Gebot. Die genau richtige Antwort heißt: Das bist du, Herr Jesu, alleine. Nehmen wir aber die Frage enger gefaßt, ohne Rücksicht auf die Worte, wer hat denn nun in Wirklichkeit des Vaters Willen erfüllt? Sicher der erste. So warnt uns unser Text vor einem bloßen Maulchristentum, damit wir uns selbst betrügen, sondern verlangt von uns das Thun des gehörten Wortes, cf. Jak. 2, 14—26. Lassen auch wir uns heut ermahnen:

Seid Thäter des Wortes.

I. Viele sind zwar berufen,
II. aber nur die wenigen Thäter sind auserwählt.

I.

1. Viele sind berufen. Der Vater in unserem Text giebt seinen Befehl an beide Söhne. Da wir aber nur von diesen zwei hören, so dürfen wir sagen, an alle seine Kinder. Gewiß viele, wenn nicht einer ausgelassen ist. Der Heiland aber sagte diese Geschichte den Hohenpriestern und Aeltesten. Wahrlich, wenn irgend jemand, so waren diese berufen, Arbeiter zu sein im Weinberg des Herrn. Aber wie haben sie den Ruf mißachtet! Unmittelbar auf unsern Text folgt das Gleichnis von den bösen Weingärtnern, und V. 45 sagt, daß die Hohenpriester und Schriftgelehrten vernahmen, d. h. merkten, einsahen, daß er von ihnen redete. Sie haben aber nicht glauben wollen. Herr, ja, konnten sie sagen und sagten sie, eben weil ihr Amt sie dazu nötigte, aber in Wahrheit Gott dienen, nach Jes. 1, 17, das war ihnen ferne, wie denn auch Jesaja sagt: Dies Volk ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir (Jes. 29, 13; Matth. 15, 8). Darum denn auch das Endurteil über sie, Matth. 7, 21—23, daß sie nicht glaubten, wo Zöllner und Huren sich bekehrten, cf. Mark. 2, 14; Luk. 7, 47. Darum auch eher Zöllner und Huren ins Himmelreich eingehen, denn Pharisäer und Schriftgelehrte. Auch Zöllnern und Huren gilt der Ruf: Seid Thäter des Wortes.

2. Nun auch uns gilt der Ruf. Wir können Gottes Gnadenratschluß nicht zu allgemein fassen. Viele sind berufen. Wie im Text der Vater alle auffordert, so läßt in Wahrheit Gott auch alle seine Kinder auffordern zur Arbeit am Reiche Gottes (cf. auch Einleitung zur Pred. auf 4. Sonnt. nach Trin.). Und wie steht es mit dir? Hast du Jesu Ruf vernommen? Sage keiner in einer christlichen Gemeinde, er habe ihn nicht gehört. Das wäre gelogen. Du hast „Herr, ja," gesagt am Konfirmationstage, beim heil. Abendmahle, als Pate. So ist die Frage: Werden Zöllner und Huren auch eher ins Himmelreich kommen, als du? Du bist berufen. Bist du auch eingegangen? Nicht alle, die ja sagen, und nein thun, sind Heuchler, obwohl viele es sind. Bei manchem ist es Schwachheit (Röm. 7, 18), bei manchem auch die Verführung. Sei es, was es mag, bei dir, verliere nicht dein Erbteil, das in der Berufung dir angeboten, sondern was du ererbt von deinem Vater hast, erwirb es, um es zu besitzen.

II.

1. Der Arbeiter sind wenig, und wenige sind auserwählt, das hängt zusammen. Je mehr Arbeiter, je mehr auserwählt zum Himmelreich, und umgekehrt. Worauf es im Christenleben ankommt, ist eben die That. Der Heiland sagt, das Himmelreich leidet Gewalt. Mit Worten aber richtet man keine Gewalt aus. Wie es von Jesu nicht die Worte, sondern die Thaten sind, die uns erlösten, so sind es für uns auch nicht die Worte, sondern Thaten, die uns der Erlösung teilhaftig machen. Unsre evangelische Kirche läßt zu oft ein frommes Wort für die gute That gelten. Darum arbeitet, thut, schaffet. Die Bibel ist voll solcher Arbeitsbefehle. Das widerstreitet durchaus nicht der Rechtfertigung durch den Glauben. Dieser ist ja nur die Wurzel, aus der das Thun entspringt. Bei Sedan rief, als schon alles verloren war, ein französischer General einem Unterbefehlshaber zu: „Noch einen Angriff, zur Ehre Frankreichs!" So rufe ich es dir zu: „Nur einen Schwertstreich zur Ehre

Jesu." Nichts ist verloren, sondern vielmehr Sieg dir verheißen! Nur einen Tag Arbeit im Weinberg des Herrn! Aber etwas thun mußt du. Sei ein Thäter.

2. Ja, was soll ich denn thun? Unser Text redet dreimal vom Thun, einmal allgemein vom Thun des Willen des Vaters. Das sollst du auch thun. Gehorche der Stimme Gottes, wie du sie findest in der Bibel, in der Predigt, im Gewissen. Das ist nicht nur die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, sondern auch das, was Jakobus das Thun des Wortes nennt. Aber weiter spricht der Heiland von einem zweiten Thun, das die Juden aber nicht thaten, vom Glauben. Der Glaube ist nicht jedermanns Ding, weil der rechte Weg, den er uns vorschreibt, gar so beschwerlich ist. Daher denn auch so wenige erwählt sind. Es ist eigentlich nur die bittre Not, die glauben lehrt. So kommt es denn, daß Paulus sagen muß: Nicht viele Vornehme sind erwählt, weil sie die bittre Not nicht spüren. Huren und Zöllner dagegen aus ihrer großen Sündennot heraus, können sich leichter dazu entschließen. Das dritte aber, was wir thun sollen, ist Buße. Wo Zöllner und Huren umkehren von ihrem bösen Wege und den rechten Weg finden, da können wir es auch, und müssen es auch. Dies Beispiel konnte zwar hier die Aeltesten nicht locken. Aber darum heißt es auch über sie: Wenige sind erwählet. Uns aber soll es die Schamröte in die Wangen treiben und uns zur Buße und Glauben treiben. Sieh, mein Freund, da hast du, was du thun mußt, wenn du willst zu den wenigen Erwählten gehören.

Es sind keine unmöglichen Forderungen und unerträglichen Lasten, sondern nur das, was Gottes Wort dich auf jeder Seite ermahnt zu thun, nämlich das: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig seid. Das ist das Wort, das thue! Amen!

Die folgenden Stücke (vom 7. bis 11. Sonntag nach Trinitatis) sind von P. W. Baur.

7. Sonntag nach Trinitatis.—Eph. 2, 4–10.

Einleitung. Man hat an manchen Badeorten des Sommers reichlich Gelegenheit, dem Abbrennen von Feuerwerk bewundernd zuzuschauen. Wer je Zeuge eines solchen Schauspiels gewesen ist, der war sicherlich davon entzückt. Zu den Füßen breitet sich uns die scheinbar unendliche Fläche des Wasserspiegels aus; in seinen Wellen erblicken wir den Widerschein der Lichter des Ufers und den Glanz des Feuerwerkes. Prächtig hebt sich dieses vom nächtlichen Himmel ab und verdunkelt zeitweilig den Glanz der Sterne. Ist alles vorüber, dann strahlen freilich die stummen Wächter an den Thoren der Ewigkeit nur um so heller; sie scheinen still zu lächeln über das thörichte Treiben der Sterblichen; ja: Menschenwerk — Feuerwerk! Gottes Werk — ewige Schöpfung!

Und außerdem: Menschenwerk — Sündenwerk (man vergleiche das zweifelhafte Vergnügen, das einem oft an obgenannten Orten geboten wird!); Gottes Werk — heiliges Werk!

Christen sollen's wissen: wir sind Gottes Werk im besonderen Sinne.

Thema: Wir sind Gottes Werk!

I. Wie wunderbar und erhebend!
II. Wie warnend und mahnend!

I. Wie wunderbar und erhebend!

a. Wunderbar.

1. Wer sind diese „wir“. Paulus und die Christen zu Ephesus. Wir auch. Sind wir würdig, uns seinen ersten Christen an die Seite zu stellen? Wenn wir Eph. 5, 3—18 lesen, möchten wir uns vielleicht für besser erachten. Aber: cf. 2, 2 „weiland“. Nun sind sie Gottes Werk geworden. Was heißt das? Gott hat sie aus dem Tode der Sünde durch seine Barmherzigkeit erweckt und sie mit neuem Leben begabt; hat neue Menschen aus ihnen gemacht, so daß sie im stande der Heiligung stehen und leben.

2. Dies ist wunderbar. Ein Wunder ist es, daß Gott sich solcher, ja der Menschen überhaupt erbarmt. Wunderbar ist die zweite Schöpfung, die Neuschöpfung in Christo. Wunderbar, wenn wir auf Christum, den Gottmenschen, schauen; wunderbar, wenn wir auf den sündigen Menschen schauen, der eine neue Kreatur wird.

b. Erhebend.

1. Sein Werk — trotz der uns noch anklebenden Sünde. Jene ersten Christen so wenig wie wir ohne Sünde. Aber Gottes Geist, der Zeugnis giebt unserem Geiste u. s. w., erhebt uns innerlich über die Sünde, wie über die Sorgen und Mühen dieses Lebens.

2. Dieser Umstand: „Wir sind Gottes Werk,“ verleiht uns erst unsere wahre Würde, giebt dem Leben Sinn und Bedeutung, sowie Trieb und Kraft zum heiligen Wandel. Nicht Geld, Ehre, Bildung u. s. w. Dieses kann alles mit Lust zur Sünde und Liebe zum Vergänglichen wohl zusammenbestehen; nicht aber unsere Gotteskindschaft (ein anderer Ausdruck für Gottes Werk). Darum

II. wie warnend und mahnend!

a. Warnend.

1. Gottes ist der Ruhm. Denn sein ist die Gabe; aus Gnaden. Gerade das, daß die Sünde uns noch anklebt, zeigt uns klar und deutlich, daß wir verloren sind, wenn Gott seine Hand von uns abzieht: „Ist etwas Gutes unter uns“ u. s. w. Wir sind g e s c h a f f e n zu guten Werken; unsere guten Werke also nicht unser Verdienst, wenn schon unsere Aufgabe.

2. Das Werk soll den Meister loben. Wir können Gottes Werk nicht bleiben, wenn die Sünde wieder Herr bei uns im Hause wird. Unser Werk ist darum der „gute (schöne) Kampf.“ Das „Glauben halten“.

b. Mahnend.

1. Zu guten Werken; sie wachsen aus dem neuen Leben hervor, wie die Frucht aus dem Baum. Und doch wieder nicht wie die Frucht aus dem Baum. Denn wollend und wissend treibt unser Leben seine Früchte hervor. Daher: mahnend.

2. Diese guten Werke sind nicht willkürliche Erzeugnisse, Produkte unserer Laune, unserer Stimmungen, unserer Einfälle; sind Lebensregungen, in Uebereinstimmung mit den Forderungen des Wortes Gottes, weil derselbe Geist sich regt in uns, der uns im Worte Gottes objektiv entgegentritt. Vor allem also: Vergeben, Lieben, Dulden, Dienen u. s. w.

3. Fehlen diese Werke, Früchte bei uns, dann fehlt es uns am Leben selbst. Darum liegt eine ernste Mahnung in den Worten: „Wir sind Gottes Werk.“ Ist die Wurzel abgefault oder verdorrt, dann muß der Baum fallen.

4. Endlich liegt in den Worten: „Wir sind Gottes Werk,“ noch die Mahnung:

> Einer reize doch den andern
> Kindlich, leidsam und gering
> Unserm Heiland nachzuwandern.

In der Gemeinschaft der „Heiligen“ findet der einzelne Halt und Anregung, wie ihm dort Gelegenheit geboten ist, selbst wieder mit seinen Gaben den andern zu dienen.

---

8. Sonntag nach Trinitatis.—Matth. 13, 44–46.

Einleitung: Man hat bei der Verpflegung der Epileptischen die Erfahrung gemacht, daß nichts diesen Kranken auch leiblich so hilft, wie das Wort Gottes. Ueberhaupt gilt auch heute noch der Spruch: Die Gottseligkeit hat die Verheißung dieses und des ewigen Lebens. Wie unwissend sind doch die Verächter des Wortes Gottes, die uns sagen: Wir wollen nicht auf den Himmel vertröstet werden.

Hier auf Erden beginnt schon das ewige Leben; die Vollendung freilich liegt hinter dem Grabe. Auf Besserung rechnen auch die Kinder dieser Welt; ihr Mund, ihre Bücher sind voll vom Preise des „Fortschrittes“. Aber aus dem Bannkreise der Sünde und Vergänglichkeit kommen sie nimmer heraus: der wahre Fortschritt ist die neue Geburt. Diese ist für mich der Anfang des ewigen Lebens inmitten dieser Zeit und Welt.

Laßt uns sehen, wie man schon hier auf Erden in den Besitz des Himmelreiches kommt!

I. Das Himmelrich ist ein Schatz, eine Perle.
II. Das Himmelreich ist ein verborgener Schatz, eine Perle, die man suchen muß.
III. Das Himmelreich ist ein Glücksfund und doch ein teurer Kauf.

I. Das Himmelreich ein Schatz, eine Perle.

a. Ein Schatz mag aus Gold, Silber und Edelsteinen bestehen; in diesem Falle ist er also ein Vielfältiges, eine Mannigfaltigkeit von kostbaren und wertvollen Dingen.

So kann man auch das Himmelreich betrachten: Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geiste sind herrliche Dinge. Wenn nur der natürliche Mensch vom Geiste Gottes etwas verstünde, dann wollten wir sagen: Wie man Gold und Silber und Edelstein als Kostbarkeiten schätzt, so präsentieren sich uns Gerechtigkeit, Friede, Freude, Keuschheit, Sanftmut u. s. w. sofort als kostbare Dinge, deren Besitz äußerst begehrenswert ist.

b. Perle: gemeint, eine besonders kostbare Perle, die alle andern an Wert übertrifft.

Unter diesem Bilde tritt uns das Himmelreich (im Gegensatz zu dem „Schatze“) als etwas einheitliches entgegen, als das zentrale Gut — das Gute

schlechthin. Wir dürfen sagen: in Christo finden wir Gerechtigkeit u. s. w., alles, was lieblich ist und wohllautet u. s. w., alles Glück, allen Segen konzentriert. In ihm ist die Fülle der Gottheit leibhaftig. Zuerst die Mannigfaltigkeit des Guten, dann seine Einheit; zuerst eine Masse von Dingen, dann die eine Person.

II. Das Himmelreich aber ein verborgener Schatz, eine Perle, die man suchen muß.

a. Verborgen im Acker. Ueberraschender Gegensatz zwischen dem Fundort und dem Schatz. Man konnte es dem Acker nicht ansehen, welch einen Schatz er barg.

b. Eine oberflächliche Bekanntschaft mit Christo, mit Gottes Wort, mit der christlichen Kirche führt uns nicht auf den Kern der Sache. Christus nur ein Lehrer, ein Wohlthäter? Die Bibel nur eine Bibliothek von litterarischen Erzeugnissen verschiedener Länder und Zeiten? Die christliche Kirche nur ein ethischer Verein, eine Vereinigung von sündigen Menschen, eine Wohlthätigkeitsanstalt u. s. w.?

c. Der Kaufmann muß die Welt bereisen, um die *eine* Perle zu finden. Das Himmelreich ist nahe (cf. Acker) und doch ferne. Der Kaufmann hat von der *einen* Perle reden hören, eine innere Ahnung sagt ihm: sie existiert. Darum sucht er, bis er findet. Das Himmelreich ist da, aber wo?

III. Das Himmelreich ein Glücksfund und doch ein teurer Kauf.

a. Ein Glücksfund.

Der Mann, der den Schatz fand, hat nicht als Schatzgräber den Acker betreten. Sind wir Christen infolge eines glücklichen Zufalles? Recht verstanden, ja. Alles eigene Verdienst ist ausgeschlossen. „Aus Gnaden seid ihr selig worden.“ Wir senden unsere Kinder in die Sonntagschule und Kirche, wir selbst gehören zur Kirche, um den großen Schatz doch schließlich „aus Gnaden“ zu finden.

b. So gewiß dies ist nach Gottes Wort und der Erfahrung, so fest steht doch auch das andere: Suchet, so werdet ihr finden. Schon die bloße Verkündigung: Das Reich Gottes existiert und es ist nahe herbeigekommen, muß uns zum Suchen Veranlassung geben. Wie mach ich's, daß ich selig werde? Und der Preis ist kein geringer. Dein eigen Ich mußt du dran geben.

„Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, darum thut Buße“ u. s. w.

---

9. Sonntag nach Trinitatis.—Luk. 13, 10–17.

Wie Christi barmherzige Liebe den finstern Fanatismus besiegt.

I. Christi barmherzige Liebe;
II. der fanatische Oberste;
III. der Sieg der Liebe.

I.

a. Christi Geduld und Langmut; man vergleiche das Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum. Er will warten: denn das Gericht ist furchtbar; er kann warten: denn er ist der Richter, dem schließlich nichts entgeht. Er

selbst ist sich der Liebe des Vaters gewiß; darum läßt er sich nicht erbittern u. s. w.

b. Aber seine Liebe trägt nicht nur; sie hilft auch; also aktive Langmut und Geduld.

c. Wohl uns, daß wir einen solchen Heiland haben.

1. „Geist der Krankheit"; die Schrift führt die Krankheit auf geistige Ursachen zurück.

2. „Achtzehn Jahre": wie mancher Sünder diente dem Teufel schon länger.

3. „Krumm": das Ebenbild Gottes infolge der Sünde verzerrt.

4. „Konnte nicht wohl aufsehen": weitere Folge der Sünde; der Blick des Sünders zur Erde gekehrt.

5. Heilung: er rief sie zu sich (der Sünder muß kommen), sprach zu ihr (das Wort thut's) sei los (Christi Erlösen ein Losmachen), legte die Hände auf sie (leben = segenspendend, das positive Moment), richtete sich auf (wir kommen innerlich wieder zurecht), pries Gott (Vollendung des Ganzen; Zweck des Ganzen).

II. Der fanatische Oberste.

a. Der Fanatismus macht blind gegen den Herrn und seine Liebesthaten; zielt nicht auf den Lobpreis Gottes hin. Der Oberste schilt, statt zu danken.

b. Der Fanatismus macht lieblos gegen die Mitbrüder.

c. Der Fanatismus führt zur Uebertretung des geoffenbarten Willens Gottes; cf. die Schändung des Sabbats von seiten des Obersten.

d. Der Fanatismus macht zum Heuchler; wirkt entsittlichend.

III. Der Sieg.

a. Christus wendet sich an das Gewissen (die Heuchler);

b. an den gesunden Menschenverstand (darum ein Gleichnis);

c. an das Mitgefühl des menschlichen Herzens;

d. speziell an das theokratische Gefühl;

e. alles Volk freute sich. Triumph wahrer Volksliebe über fanatische Volksverwirrung.

---

10. Sonntag nach Trinitatis.—Hebr. 12, 5–11.

Von dem Wert der Leiden.

I. Sie bezeugen uns Gottes Vaterliebe;
II. sie bilden unsern Charakter;
III. sie zeitigen süße Himmelsfrucht.

I.

a. Der Schein spricht dagegen.

b. Doch kann die Betrachtung irdischer Vaterliebe uns eines besseren belehren.

c. Leiden sind in Gottes Hand ein Mittel zu unserer Erziehung.

II.

a. Der negative Wert der Leiden: wir sind nicht, was wir sein sollten. Ein störendes Element ist in das menschliche Leben eingedrungen: die Sünde.

b. Positiv: Leiden sind Tugendmittel; Bildungsmittel; sie pflügen das Herz auf für diese Welt und die andere.

III.

a. Die bittere Wurzel. Unter Gottes Segen wächst uns ihre süße Frucht. Bleiben wir uns selbst überlassen, dann freilich reift heran: Trübsinn, Eigensinn, Weltschmerz, Verbitterung, Haß, Verzweiflung. Darum

b. „die dadurch geübet sind." Wie viel kommt doch auf unser Verhalten im Leiden an.

c. Die süße Frucht: Friede nach innen; Gerechtigkeit nach außen; Vorschmack des Himmels.

---

11. Sonntag nach Trinitatis.—Matth. 5, 44–48.

Liebet eure Feinde!

I. Was fordert der Herr mit diesem Worte?
II. Wie kommt er zu dieser Forderung?

I.

a. Liebe und Haß haben das Gemeinsame, daß sie die Gleichgültigkeit ausschließen. Der, den ich hasse, ist mir nicht gleichgültig; dem, der mich haßt, bin ich nicht gleichgültig.

b. Ich und mein Feind stehen einander also sehr nahe. Ich kann und darf meinen Feind nicht ignorieren. Dagegen: „Segnet." Mein Wort der Liebe Ausdruck meiner Herzensstellung. „Thut wohl." Thaterweis meiner Gesinnung. „Bittet." Haupterweis meiner Aufrichtigkeit; mir liegt am ewigen Heil meines Feindes.

II.

a. „Auf daß ihr Kinder seid" u. s. w. Der Sohn Gottes hat dies Ziel im Auge, aus uns Sündern Gottes Kinder zu machen.

b. „Denn so ihr liebet" u. s. w. Eine ganze Stadt könnten Räuber anzünden, um dadurch ihre Spießgesellen zu retten. Unsere Liebe soll ein höheres Ziel, höhere Ideale haben.

c. „Darum sollt." An Gott selbst sollen wir uns messen. Das demütigt. Aber in Christo gelangen wir zum Vater.

Kurze Dispositionen von P. W. Baur.

Wie können wir wissen, ob wir Christen sind?

I. Dienen wir der Sünde?
II. Oder leben wir Gott?

Thema: Vers 24.

I. Was berechtigt den Herrn zu solcher Aussage?
II. Warum sind dem Glauben solche Dinge verheißen?

Was heißt: Dein Vater, der ins Verborgene sieht?

I. Er kennt, was sonst allen verborgen: dein Herz.
II. Er weiß, was du bedarfst, ehe du ihn bittest.

Folgende Stücke (12. bis 15. Sonntag nach Trin.) sind von P. W. F. Schulz.

12. Sonntag nach Trinitatis (Missionspredigt).—Matth. 13, 31-35.

Durch Gleichnisse wollte Jesus die Geheimnisse des Himmelreiches offenbaren (V. 11). Die beiden vorliegenden schildern eine deutlich erkennbare Entwicklung; das Senfkorn, der kleinste Gartensame, wächst zu einem baumartigen Gewächse heran, die Handvoll Sauerteig durchsäuert in einer Nacht eine große Quantität Mehl. Damit wollte also der Herr eine zwiefältige Entwicklung seiner Kirche andeuten; dem Senfkorn vergleichbar würde sie von einem unscheinbaren Anfange sich zu staunenswerter Größe entfalten und ihre wahren Glieder durch die ihr innewohnende Kraft dem Sauerteige ähnlich in charakteristischer Weise verändern. Für die Jünger waren jene Gleichnisse Verheißungen; wir sehen dieselben schon der Erfüllung nahe. Mit freudiger Hoffnung muß es unsere Herzen erfüllen, wenn wir uns klar machen, wie weit der Herr sein Reich schon ausgebreitet und geläutert hat, so daß auch wir willig Hand anlegen, es unter seiner Leitung weiter entwickeln zu helfen.

Die Entwicklung der christlichen Kirche.

I. Nach außen;
II. im Innern.

I.

Wie unscheinbar war doch die christliche Kirche im Anfange. Zwölf Jünger hatte Jesus beständig um sich, 70 sandte er gelegentlich aus; 120 war die Zahl aller, die mit dem Heiligen Geiste gesalbt wurden. Mancher Professor hat wohl in einem Jahre mehr Studenten. Aber nach etwa 300 Jahren ist das Körnlein zum artigen Stämmchen herangewachsen; Konstantin machte das Christentum zur Staatskirche des Römerreiches. Der Stamm treibt ansehnliche Aeste, indem auch England und Deutschland für das Evangelium gewonnen werden. Jetzt giebt es keinen Erdteil, keine größere Insel, ja kaum größere Städte, wo nicht der Herr als König verehrt wird. Besonders ist im letzten Jahrhundert für die Erweiterung des Himmelreiches in Asien und Afrika gearbeitet. — Aber wir verhehlen uns nicht, daß noch eine gewaltige Aufgabe der Kirche ungelöst ist; in China allein beugen noch Millionen ihre Knie vor Götzen, ungezählte Scharen in Afrika und Australien kennen das Licht aus der Höhe noch nicht. Der Herr aber befiehlt: „Machet zu Jüngern alle Völker!"

II.

Denen, welche Christi Jünger geworden sind, bietet der Herr seinen Geist als Führer und Berater an. Dieser ändert die Anschauungen der einzelnen allmählich, daß sie die Wahrheit erkennen, sich Gottes Willen fügen und die Ewigkeit sich zum Ziele setzen. Der himmlische Sauerteig macht sich jedem wahren Christen wahrnehmbar, indem er die Götzen dieser Welt — Wollust, Ehr und Geld — verachten, dem Fleische, der Welt und dem Teufel widerstehen lehrt und sie befähigt, Gott sich ganz zu ergeben.

Wird nun die Zahl und der Einfluß der Christen immer bedeutender, so kann es nicht fehlen, daß ihre geläuterten Anschauungen sich in der Welt Geltung verschaffen. So giebt die Weltgeschichte viele Beispiele eines Fortschrittes zum Bessern. Das Weib, früher nur die oberste Sklavin, ist jetzt eine

Schwester in Christo; Gefangene und Verbrecher werden besser behandelt; Gefallenen und Abgefallenen geht die Liebe nach und sucht sie zu Gott zu führen. Vor allem ist ein entschiedener Zug zur Freiheit erkennbar, Sklaverei verschwindet, die Fürsten herrschen nach Konstitutionen, die Bürger erfreuen sich des Stimmrechtes.

Aber auch im Innern sind noch große Schäden zu beseitigen; noch wüten Kriege unter christlichen Staaten, noch werden Duelle ausgefochten; viele vergessen ihre Tauf- und Konfirmationsgelübde; Ehen werden leichtfertig geschlossen und ebenso leichtfertig gelöst.

Wir kommen zu dem Resultate, daß die Kirche sich wundervoll nach außen und im Innern entwickelt hat, gemäß den beiden Gleichnissen. Wer wirkt denn aber diesen Fortschritt? Wie das Senfkorn und der Sauerteig ihre Kraft von Gott haben, so hat die Kraft seines Geistes die Kirche zu dem, was sie ist, gemacht. Wie jedoch die Hand des Menschen das Samenkorn der Erde übergiebt, nachdem sie den Boden für die Aufnahme zubereitet hat, wie sie den Sauerteig mit dem Mehle mengt, so hat Gottes Gnade auch in seinem Reiche Menschen in seinen Dienst genommen; er befiehlt: „Prediget das Evangelium und lehret sie halten, alles, was ich euch befohlen habe.“ Zwar hat Gott sein Reich bisher erhalten und entwickelt ohne unser Zuthun, und kann es auch ohne uns zur Vollendung führen. Wir aber müssen uns jetzt entscheiden, ob wir Christi Befehle gehorchen und mit ihm sammeln wollen oder zerstreuen. Laßt uns darum sorgen und helfen, daß das Evangelium zu allen gelange, und unser privates und öffentliches Leben dasselbe immer besser zum Ausdruck bringe, damit wir auch einst hören: „Du frommer und getreuer Knecht!“

---

13. Sonntag nach Trinitatis.—Matth. 5, 13.

An die Seligpreisungen schließt der Herr unmittelbar die zwei Metaphern: „Ihr seid das Salz der Erde und das Licht der Welt.“ Offenbar sollen dieselben allen seinen Jüngern die Herrlichkeit ihres Christenstandes zum Bewußtsein bringen. Der Sinn der ersten, die uns zur Betrachtung vorliegt, läßt sich in folgender Weise ausdrücken: Wie die meisten unserer Speisen, auch wenn sie an und für sich gesund und nahrhaft sind, doch erst durch den Zusatz von Gewürzen wohlschmeckend und so begehrenswert werden, so würde vor Gott die gesamte Menschheit des rechten Wohlgeschmacks entbehren, wären nicht Christi Jünger unter derselben; und wie das Salz an Wert alle übrigen Gewürze übertrifft, so sind die Christen unentbehrlicher als Gelehrte, Künstler und Philosophen. Das ist gewißlich eine hohe Auszeichnung, die es verdient von Christen nach allen Seiten hin erwogen zu werden. Wir wollen uns hier erinnern an jene Geschichte von Abrahams Fürbitte für die dem Untergang geweihten Bewohner des Siddimthales: Wären auch nur fünf Gerechte daselbst gefunden worden, so hätte Gott alle die Städte verschont, die damals dem Verderben anheimfielen. Ist das schon von Gerechten im alttestamentlichen Sinne gesagt, — womit ja freilich die schließliche Errettung aller jener Seelen vom ewigen Verderben noch nicht verbunden war — so können wir um so eher verstehen, warum der Herr seinen Jüngern sagt:

Ihr seid das Salz der Erde.

Es ist das

I. ein großer Anspruch, den der Herr macht für seine Jünger, der übrigen Menschheit gegenüber;

II. es ist aber auch eine hohe Aufgabe, die er ihnen damit stellt.

I.

Wie kommt der Herr dazu, für seine Jünger den Anspruch zu erheben: Ihr seid das Salz der Erde? Sind sie etwa nicht auch Fleisch vom Fleisch geboren? Fallen sie nicht mit unter das allgemeine Urteil der Schrift: Alles Fleisch ist Heu und alle seine Güte wie des Grases Blume; das Heu verdorret und seine Blume ist abgefallen, denn des Herrn Geist bläset darein!? Sind sie nicht auch Sünder, wie alle andern Menschen? Gewiß: Sie sind auch noch Adams natürliche Kinder und tragen das Bildnis des Irdischen auch! (Lied 279, 3.)

Wie kommen sie zu der Auszeichnung: „Das Salz der Erde", genannt zu werden von dem, dessen Mund nur Wahrheit sprach? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir etwas tiefer graben. Jünger Jesu sind solche Menschen — und nur solche können als seine Jünger gelten — in welchen das Wort Gottes angefangen hat seine Kraft zu entfalten. Das Wort Gottes aber ist das Salz der Ewigkeit, welches Gott, der Herr, in diese Fleischeswelt herein gab, um ihr vom Verderben zu helfen. (cf. 1 Petr. 1, 22—25.)

Das Wort ist ein Produkt des Geistes; es trägt die Energie, Geschmack und Art des Geistes an sich, von dem es stammt. Zuchtloser Weltgeist und infernalischer Höllengeist produzieren Worte, die zum Verderben helfen und führen. Gottes Geist produziert Gottes Wort; dasselbe ist ein Krystallsalz des Geistes Gottes. Wird dieses Salz durch den Glauben in die inneren Seelenkräfte aufgenommen (cf. Hebr. 4, 2 im Grundtext) und darin aufgelöst, so fängt es seine heilende, rettende, vom Sündenverderben befreiende Wirkung an in dem Herzen des Menschen, der diesem Wort das Herz aufthut. — So wird also eben dieses Wort für fleischgeborene Menschen zu einem Samen der Wiedergeburt cf. die vorige Stelle (V. 23), wodurch sie innerlich dem Verderben des Fleisches entrissen werden, und das ist der Grund, warum der Herr für seine Jünger den Anspruch erhebt: Ihr seid das Salz der Erde!

II.

Er stellt ihnen aber eben damit auch eine hohe, heilige Aufgabe.

Die Fleischeswelt ist unrettbar dem Verderben verfallen. Und Fleisch ist alles, was von Adams Kindern produziert wird. Auch alle Künste und Wissenschaften, alle so hoch gepriesene Kultur, — von dem Duft des verderbten Fleisches ist alles durchdrungen: die schöne Litteratur, die Künste, die Theater, die Amusements der Welt! Das achtet die Fleischeswelt für die Würze des Lebens! Sie merkt nicht den Hautgout der sittlichen Fäulnis, der darin steckt, weil sie — daran gewöhnt ist (Jer. 13, 23). Es bedarf also schon einer ganz anders gearteten Sorte Menschen, um überhaupt diese Fäulnis zu erkennen, zu entdecken, sie aufzudecken, sie zu strafen! Gottesmenschen müssen

erst in einer anderen sittlichen Atmosphäre heranwachsen, um ein Urteil zu bekommen über die sittliche Fäulnis und über alles das, was den Fleischesmenschen dem Verderben überliefert.

Christi Jünger müssen also sich dessen bewußt werden und bleiben, daß sie berufen sind, einer dem Untergang geweihten Welt zum Leben zu helfen. Wie können sie das?

Sie müssen vor allem selbst sich absondern von allen unreinen Fleischeswerken und keine Gemeinschaft haben mit den Dingen, die wider die Seele streiten. Schon dieses zurückziehen ist ein wirksamer Protest gegen das sündige Verderben der Welt.

Sie müssen ferner im Geschäftsleben und im Umgang mit der Welt zeigen, welch ein anderes Leben wahre Christen führen gemäß dem Worte Gottes, das in allen Dingen die Richtschnur ihres Lebens ist. Und endlich dürfen sie auch sich nicht den Mund stopfen lassen in ihrem Zeugnis wider die verderbte Welt. Jeder soll und muß in seinem Amt, Stand und Beruf privatim und öffentlich dem gottlosen und sündigen Wesen zu steuern suchen: In der Gesellschaft und Familie, in dem Geschäft, im Schulwesen, Kirchenwesen, Staatswesen, in Litteratur und Kunst, kurz — überall wo das Verderben des Fleisches sich zeigt, ist der Christ berufen, das Salz der Ewigkeit dazwischen zu mengen und dem Verderben zu steuern nach besten Kräften. Vergl. auch das Vorwort zu diesem Jahrgang des „Magazins“ in der Januarnummer.

---

14. Sonntag nach Trinitatis.—Matth. 10, 16–25.

Als weiser Lehrer bereitet der Herr seine Jünger theoretisch und praktisch auf ihren Beruf vor. Seine Botschafter und Kämpfer sollten sie werden; darum sendet er sie hier zur Uebung aus und giebt ihnen die nötige Unterweisung über ihre Arbeit. Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß manche Mahnung des Herrn den Jüngern damals noch unverständlich war; sie hofften noch auf Frieden und Freude in ihrem Amte, der Meister aber redete von reißenden Wölfen und machte sie auf Verhöre vor Gericht, auf Verfolgungen und Nachstellungen gefaßt. Er wußte, um was es sich für ihn und seine Anhänger handelte — um einen Kampf auf Leben und Tod. Der Fürst dieser Welt verstand Christi Absicht, ein Reich zu gründen und ihn seiner Macht zu berauben; er brauchte seine Klugheit und seine Macht, es zu hindern; seine Wut richtete sich gegen den Sohn Gottes ebenso wie gegen alle seine Jünger. Bald genug sollten auch die Jünger erfahren, daß der Herr nicht gekommen war, Frieden auf Erden zu bringen, sondern das Schwert; da gedachten sie der Worte ihres Meisters und beherzigten sie.

Jene sind zur Herrlichkeit eingegangen, aber der Kampf wütet noch immer; wir stehen jetzt auf dem Felde und sollen im Streite obsiegen. Lasset uns beherzigen:

Wie der Herr die Seinen zum Kampfe bereitet.

I. Er zeigt ihnen das Schlachtfeld und den Feind.

Jetzt zwar sendet er sie nur nach Judäa, bald jedoch wollte er sie in alle Welt senden. Die ganze Welt stand unter der Herrschaft des Teufels, war

also Feindesland. Ueberall sollten sie daher auf Angriffe gefaßt sein, namentlich in den Städten, wo sie das Evangelium verkündigten. Die Rathäuser und Schulen würden Schauplätze erbitterter Kämpfe werden, ja selbst Wohnhäuser Zeugen des Streites sein.

Hat nun die äußere Ausbreitung des Christentums die Verhältnisse geändert? Können wir einen Ort finden, an welchem wir als Christen friedlich wohnen könnten? Unter den Heiden können Christi Diener noch jetzt ihres Lebens nicht sicher sein, wie die Vorgänge in Armenien und China gezeigt haben. Und in christlichen Landen? Da müssen die Gläubigen gegen die Ungläubigen sich verteidigen, in den Hörsälen der Universitäten, in den Kirchen, in den Fabrikräumen, in den Prunkräumen der Reichen, in den Hütten der Armen.

Wer sind denn aber die Feinde, welche den Christen drohen? Sehr summarisch antwortet unser Text: „Hütet euch vor den Menschen!" Wer noch nicht durch den Glauben unser Bruder in Christo geworden ist, steht noch unter der Herrschaft des Fürsten dieser Welt, ist also unser Gegner. Das erklärt, warum wir selbst im eigenen Hause nicht vor Kämpfen sicher sein können; noch unbekehrte Familienglieder werden von ihrem Herrn aufgestachelt, gegen die, welche den Heiland bekennen, Stellung zu nehmen. Aus dem nämlichen Grunde hetzen und höhnen die Arbeiter in Fabriken ihre bekehrten Mitarbeiter und bringen sie, wenn sie können, zu Falle oder in schlechten Ruf. Aber, Gott sei Dank, auch dort wird mancher Saulus zu einem Paulus.

II. Er nennt ihnen die zuverlässigsten Waffen.

Um aus Feinden Christi Freunde zu machen, empfiehlt der Herr zweierlei: „Seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben." Listigkeit wird der Schlange im Paradiese nachgerühmt; sie überwand die Menschen mit derselben. Wie oft in der Geschichte die geschlagene Armee von den Siegern lernte und sie schließlich überwand, so soll es mit des Herrn Jüngern sein; sie sollen die Ziele und Mittel der Schlange verstehen lernen, um erfolgreich ihren Angriffen zu begegnen. Sie müssen Umstände und Mittel gewissenhaft in Erwägung ziehen, des Gegners Stärke und Schwäche mit dem eigenen Zustande vergleichen und den rechten Augenblick wahrnehmen, um den Sieg zu erringen. Aber mit solcher Klugheit muß völlige Harmlosigkeit aufs engste verbunden sein. Nicht töten wollen Christi Jünger, sondern retten; sie sinnen nicht auf Schaden, sondern auf Wohlthaten. Die Mittel, deren sie sich dazu bedienen, sind von Gott verordnet. Diese Waffen haben dem Christentum die Ausdehnung verschafft, deren es sich nun erfreut.

III. Er weist ihnen das rechte Vorbild eines Streiters.

Für diejenigen, welche eine Kunst oder ein Handwerk lernen wollen, ist eine bloß theoretische Unterweisung ungenügend; ein tüchtiger Lehrer muß durch sein Beispiel zeigen, wie man die Schwierigkeiten überwindet. Das thut der Herr im vollen Maße. Weil er versuchet war gleich wie wir, ohne sich überwinden zu lassen, kann er sich selbst seinen Jüngern als Muster hinstellen.

Er übte die Klugheit der Schlangen. Wie oft versuchten ihn seine Widersacher! Stets aber blieb er ihnen überlegen. Es kam so weit, daß es keiner mehr wagte, ihm mit versucherischen Fragen zu nahen. — Dabei war er harm-

los, wie eine Taube. Er that niemand Böses, er vergalt nicht Böses mit Bösem; ja als Petrus im Uebereifer dem Diener des Hohenpriesters das Ohr abschlägt, heilt es der Herr. Dagegen spendet er überall reichen Segen, indem er Gottes Wort und Rat verkündigt und die Kranken heilt. — Geduldig trägt er, was sein Vater ihm auferlegt, die Verleumdungen der Feinde, ihren Hohn und Spott und endlich den bittern Tod. Dieser Held soll unser Vorbild sein in guten und bösen Tagen, am Anfang und Ende unserer Laufbahn.

IV. Er verheißt ihnen einen starken, treuen Bundesgenossen, ihrer Schwachheit aufzuhelfen.

Was kann ein solches Vorbild denen helfen, die seine Kraft nicht besitzen? Der Herr ist Gott, sie aber sind schwache Menschen. Der Herr vergißt es nicht, ihrer Schwachheit Rechnung zu tragen. Er verheißt ihnen einen starken Bundesgenossen, den Heiligen Geist. Seine Kraft macht die Schwachen fähig, selbst den listigen Anläufen des Teufels zu widerstehen; er ist Geist und Gott und darum dem bösen Geiste weit überlegen. — Dazu ist er der denkbar zuverlässigste Bundesgenosse; niemals weicht er von den Christen; er wohnt in ihnen und begleitet sie, wohin sie gehen. Gerade in den schwersten Stunden, im Verhör vor feindlichen Richtern, im Gedränge von bösen Menschen, leuchtet sein Licht, wie das der göttlichen Wolkensäule im roten Meere, die Gläubigen tröstend und ihren Feinden Grauen bereitend.

V. Er zeigt ihnen den Siegeslohn.

Trotzdem ist das Christenleben ein dauernder Kampf mit all der Unruhe und den Leiden eines solchen. Aber der Lohn ist größer als alle Leiden. Um uns williger und hoffnungsvoller zu machen, zeigt uns der Herr den Lohn schon zeitig, indem er sagt: „Wer ausharret bis ans Ende, wird gerettet werden.“ Also nicht umkommen werden Christi Streiter im Kampfe, ob sie gleich, ihm ähnlich, in Martern und Unehre sterben, sie werden ein neues, schöneres Leben erhalten; sie werden ewig mit herrschen; die Seligkeit, die sie erlangen, wird sie alle Leiden vergessen machen.

Schluß. Der Lohn ist lockend für viele, der Kampf aber ist schwer; da versuchen viele sich denselben leichter zu machen, indem sie der Welt Zugeständnisse aller Art machen. Aber der Herr verlangt, daß seine Krieger ihm ganz ergeben sind, das „Herr, Herr“-Sagen genügt ihm nicht. Er verlangt, daß die Seinen willig Farbe bekennen: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem Vater im Himmel.“ Auch ist es nicht genug, heute oder morgen dem Herrn treu zu sein. „Wer da ausharret bis ans Ende, wird gerettet werden,“ spricht er hier.

Lasset uns daher uns dem Heiland von ganzem Herzen zum Streite gegen das Böse weihen, in seines Geistes Kraft mit Entschlossenheit und Klugheit fechten und mit Hoffnung auf den Siegeslohn schauen; dann wird auch uns der verheißene Siegespreis nicht fehlen.

---

15. Sonntag nach Trinitatis.—Lukas 11, 5–13.

Die ersten fünf Verse berichten, wie der Herr den Wunsch seiner Jünger, sie beten zu lehren, erfüllt, indem er sie das „Unser Vater“ lehrt. Während er aber dort Form und Inhalt eines Gebetes mehr in den Vordergrund stellt,

betont er in unserem Texte den Wert des Gebetes: es findet Erhörung. Das lehrt das Gleichnis V. 5—8; das bezeugen die folgenden klaren Worte 9. 10. Ja, der Herr vertreibt selbst die Furcht, daß wir uns etwas Thörichtes erbeten könnten, indem er an die Liebe Gottes erinnert, die sicherlich nichts Schädliches darreichen werde, wenn seine Kinder ihn um Beseitigung eines Mangels oder Gewährung einer Gnade angehen. — Und doch gehen gerade hier die Meinungen der Menschen besonders weit auseinander. Viele nennen sich Christen, die dennoch offen oder im Herzen eine Gebetserhörung leugnen; manche erklären es für Einbildung oder gar Vermessenheit, zu erwarten, Gott werde sich um unsere Gebete kümmern. Lasset uns die Frage aufwerfen:

Giebt es eine Erhörung von Gebeten?

und kennen lernen:

I. Das Nein des Zweifels;
II. das Ja des Glaubens;
III. das Halleluja des Dankes.

I.

Es kann uns nicht überraschen, daß ganz Ungläubige unsere Frage mit einem verächtlichen Kopfschütteln beantworten; wer an Gottes Existenz zweifelt, kann ja auch nicht glauben, daß vom Himmel eine Kraft zu unsern Gunsten herabkommen könne. Wem Gott und Natur eins ist, der kann ebenfalls keine Gebetserhörung erwarten; die Natur ist taub für unsere Bitten. — Aber selbst mancher, der an Gott zu glauben behauptet, an einen persönlichen Weltschöpfer, wird unsere Frage mit Nein beantworten. Er ist wohl gern bereit, seine Meinung mit schlagenden Gründen zu verteidigen: „Gott hat die Welt weise geschaffen, sie ist gut; er hat jedem sein Los bestimmt; meinst du, er wird um deines Bittens willen seine Ordnung stören? Es ist Selbstüberhebung, zu erwarten, Gott werde Himmel und Erde um der Menschlein willen in Bewegung setzen. — Außerdem weißt du ja nicht einmal, ob dir das Erbetene zum Vorteil gereichen wird; es kann Leiden und Versuchungen für dich enthalten. Was Gott dir bestimmt hat, wirst du schon rechtzeitig empfangen." An und für sich edle Naturen sind durch solche Philosophie so weit gekommen, ein Bittgebet einen frommen Wahnsinn zu nennen und nur Lob- und Dankgebete gelten zu lassen. (Kant.)

II.

Um so entschiedener weisen die Gläubigen diese Meinung zurück. Sie geben wohl zu, daß es fast vermessen ist, zu denken, der Gott, welcher so unendlich erhaben über der Welt steht, werde sich durch unser Lallen beeinflussen lassen, werde mit Strafen einhalten, ja selbst bestimmte Wünsche gewähren; und doch führt sie ihr Denken zu einem ganz andern Resultat. Sie erwägen, daß sie dem Sohne Gottes Gehorsam gelobt; dieser aber befiehlt: „Betet!" So mahnen spezieller seine Apostel: „Betet stets in allen Anliegen mit Bitten und Flehen im Geist!" Eph. 6, 18. Sollen sie ihm hier den Gehorsam verweigern? Auch ziehen sie in Betracht, wer es ist, der an das Gebet die Verheißung der Erhörung fügt: der König der Wahrheit, der nach seiner Verheißung am dritten Tage von den Toten auferstanden ist! Es war ihm völli-

ger Ernst, wenn er sagte: „Bittet, so wird euch gegeben“ u. s. w. Ist es rechter Glaube, diese Verheißung zu bezweifeln?

Offenbar ist es Christi Absicht, uns vor solchen Zweifeln zu bewahren; darum lehrt er die Gebetserhörung unter verschiedenen Bildern. Der Freund giebt dem Freunde die Brote, nur um Ruhe zu haben, um den Störenfried los zu werden, der ungerechte Richter verschafft der Witwe Gerechtigkeit, um ihrem lästigen Nachlaufen ein Ziel zu setzen; beide aber gewähren doch die Bitten. Hier aber ist der Gott, welcher Liebe ist, der von unsern Lippen den Vaternamen hören will, der nicht schläft noch schlummert — und er sollte, von Liebe bewegt, nicht helfen, wenn jene die Selbstsucht dazu treibt?

Die Furcht endlich, wir möchten Thörichtes erbitten, treibt der Herr hier gründlich aus — nicht als ob nicht derartiges vorkommen könnte, o, wohl oft genug! Wie aber der Vater seinen Kindern nichts Schädliches gewähren kann, so wird auch Gott nichts geben, was uns zum Schaden gereichen kann.

III.

Während die Zweifler, ohne es versucht zu haben, behaupten, es gebe keine Gebetserhörung, behaupten die Gläubigen nicht nur, es sei doch der Fall, sondern bezeugen, daß sie es erfahren haben. Von Elias berichtet die Schrift, er betete, es solle drei Jahre nicht regnen, und Gott that nach seinem Gebet; und als er um Regen rief, sandte Gott ihn wieder auf die dürre Flur. Sein Nachfolger Elisa betete um das Leben des Sohnes der Sunamitin, und Gott erweckte ihn. Hanna flehte um einen Sohn, und Gott ließ den größten Richter und Propheten aus ihrem Schoße hervorgehen. Solche Zeugen sangen eben um dieser Erhörung willen Gott begeisterte Halleluja.

In neutestamentlicher Zeit hat es zu allen Zeiten Christen gegeben, die Gott priesen, daß er sie auf ihr Gebet hin aus allerlei Leiden Leibes und der Seele erlöst habe, manchmal durch Führungen, in denen eben nur der Glaube Gottes Hand erkennt, manchmal aber auch in so wunderbarer Weise, daß auch der Unglaube staunte. Luther betete am Bette des todkranken Melanchthon, und Melanchthon behauptete später immer, Luthers Gebet habe ihn ins Leben zurückgerufen. Wie tief die Ueberzeugung ins christliche Leben eingedrungen ist, daß Gott sich erbarmt, wenn man ihn bittet, bezeugt das bekannte Gedicht: Die Gottesmauer. Auch ich selber stimme froh dem Herrn mein Danklied für Erhörung von mancherlei Gebeten an; in allen Gemeinden thun viele dasselbe.

Schluß. Sollten nicht solche Gedanken und Erfahrungen andere veranlassen, sich Gott im Gebet zu nähern? bei ihm Hilfe zu suchen? Wir wollen es jedenfalls versuchen, sie dazu zu bewegen, indem wir sie an das Wort des Herrn erinnern und auf die Erfahrungen von anderen und auf unsere eigenen verweisen. Das ist Pflicht und Recht zugleich. Gott verlangt, daß wir ihn preisen, wenn er uns rettet, und Jesus fragt noch immer, wie bei den zehn Aussätzigen: „Wo sind die andern neun? Hat sich keiner gefunden, Gott die Ehre zu geben, als dieser Fremdling?“ Lasset uns auch künftighin nicht warten, bis es sonst keine Hilfe giebt, sondern vielmehr Gottes Gnadenstuhl aufsuchen, ehe wir anderen Beistand suchen.

Wer treibt Seelsorge an uns Seelsorgern?

Ein Wort für den Bruderkreis.

„Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!" spricht unser Herr und Meister —, so recht ein Wort der Seelsorge für uns Seelsorger. Ich meine es aber nicht in dem landläufigen Sinne, daß wir dabei an die Seele denken, die uns Gott in unserm Amte zur Seelsorge anvertraut hat. Ich meine es in seinem eigentlichen Sinn, daß wir dabei denken an die eigne Seele. Sie bedarf doch auch, ja, sie bedarf erst recht der Seelsorge. Wer treibt aber eigentlich Seelsorge an uns? Die Frage — dünkt mich — ist doch nicht rein akademisch, sondern eminent praktisch. Man verlangt von uns Geistlichen, wir sollen Seelsorge üben an jeder Seele, die im Amt uns nahe tritt. Ich weiß, wie schwer das ist. Ich weiß, wie sehr wir darin tagtäglich Schuldner unsers Herrn und Meisters bleiben. Ich weiß, wie viel wir alle darin fehlen. Aber Forderung muß es doch bleiben, daß der Geistliche für jede Seele in der Gemeinde zur rechten Zeit das rechte Seelsorge-Wort finde, nicht nur ein Wort voll Liebe, sondern auch ein Wort voll evangelischer Kraft, ein Wort, das die Seele trifft, das an der Seele arbeitet, das, so Gott will, der Seele ein Anstoß wird zum ewigen Leben.

Wer aber tritt an uns Seelsorger mit solchen Seelsorge-Worten heran? — Denke ich zurück an meine Studenten-, an meine Kandidatenzeit, dann muß ich eigentlich sagen: um meine Seele hat sich kaum ein Mensch ernstlich gekümmert. Und doch, wie not thut es dem angehenden Seelsorger, an der eignen Seele etwas von Seelsorge zu erfahren, wie verlangt er zu Zeiten danach, wie ist er dankbar dafür! Ich verstehe es, nebenbei bemerkt, nicht recht, wie man in unsern Tagen die jungen Kandidaten, die heute verhältnismäßig spät erst ins Amt kommen, passiv und aktiv so wenig zur Seelsorge heranzieht. Das jahrelange, unthätige Warten auf Anstellung hat schon in manchem jungen Geistlichen den künftigen Seelsorger verkümmert, wenn nicht ganz erstickt. Wohlverstanden: nicht römischer Seelenknechtung will ich das Wort reden. Nein, Gott Lob, wir sind evangelische Geistliche. Wir leben in der Freiheit, freilich zugleich auch in der Gebundenheit des Evangeliums Jesu Christi. Und noch eins: alle menschliche Seelsorge hat ihre menschlichen Schranken. Und niemand hat ein feineres Gefühl dafür als der Geistliche, der Seelsorger selbst.

Wer soll denn Seelsorge an uns treiben? — Der Generalsuperintendent kraft Amts und Instruktion? Wir wollen ganz absehen von aller Schwierigkeit auf seiner Seite, — wie gering ist unsre persönliche Fühlung mit ihm; wie schwer muß es schon deshalb uns fallen, den Vorgesetzten in ihm zu vergessen und ihm als Seelsorger die Tiefe unsrer Seele zu erschließen. Oder wer sonst? Der Bruderkreis? Wohl uns, wenn wir einen Bruderkreis haben, wenn es darin zum frischen, fröhlichen Austausch kommt all der Gedanken, die das Herz bewegen. Gewiß hat jeder unter uns im Bruderkreis einen Bruder, der ihm besonders nahe steht, einen brüderlichen Freund, sei es aus der Studienzeit, sei es aus der Zeit der spätern Amtswirksamkeit. Gewiß kommt es zwischen ihnen zur Aussprache auch über ihren Seelenzustand. Gewiß

nimmt einer vom andern auch gern ein Wort seelsorgerischer Mahnung und Stärkung entgegen. Zumal in der Beichte, vor und nach der Abendmahlsfeier ist der geeignetste Zeitpunkt dafür gegeben. Daß wir ihn nur immer recht nutzen möchten! Und doch, zur Regel wird man auch diese Art der Seelsorge nicht machen können. Wir kennen alle die Klippen, die aus der gemeinsamen Arbeit, und gar aus dem gemeinsamen Wirken von Geistlichen an einer Gemeinde, aus ihrer Charakterverschiedenheit, aus der verschiedenen Auffassung ihrer Amtswirksamkeit, aus der Eigenart ihres häuslichen Lebens sich ergeben. Wohl uns, wenn wir über all diese Verschiedenheiten hinaus vor der Gemeinde jederzeit wenigstens die Bruderhand uns reichen können. Wer aber treibt Seelsorge an uns? — Die Gemeinde? — Ich hörte einmal ein herrliches Wort: die Gemeinde soll sich ihren Seelsorger erziehen. Aber es setzt leider voraus, daß die Gemeinde selbst erzogen ist. Und das ist doch nicht immer der Fall. Der Jünger ist nicht über seinem Meister, gilt sonst im Christentum. Hier, glaube ich, wird es auch gelten müssen. Wer also ist unser Seelsorger? — Unsre Frau? — Unstreitig steht sie dem Manne am nächsten. Sie trägt mit an seinen Sorgen und Kämpfen in der Gemeinde. Sie trägt in der rechten Ehe auch mit an den Sorgen und Kämpfen seiner Seele. Und gerade die Feinfühligkeit des Weibes befähigt sie in hohem Maße zu solchem Seelsorgeamt am Manne, der einzigen „amtlichen" Wirksamkeit, die sie auf geistlichem Gebiete entfalten darf. Und doch, gerade wo die Ehe eine solche innerste Lebensgemeinschaft ist, wird sie nicht gar zu leicht die Frau dazu verleiten, daß sie an den Lichtseiten in der Seele ihres Mannes sich freut, an den Schattenseiten seiner Seele aber in Liebe und Geduld vorüber sieht? Darum noch ein letztes Mal: Wer treibt an uns Seelsorge? — Wir selbst? Gott gebe es uns, daß jedes Gebet in der Studierstube, jedes Wort auf der Kanzel, jeder Gang in die Gemeinde ein Stück eigner Seelsorge sei an uns selbst, damit wir nicht andern predigen und selbst verwerflich werden. Aber damit ist auch bereits gesagt: Wir können und sollen das Unsere dazu thun; das Beste aber muß Gott selbst uns dazu geben. Er weist uns Hirten über die Seelen zum Erzhirten und Bischof auch unsrer Seelen. Christus, der Heiland, ist auch der oberste Seelsorger für uns evangelische Seelsorger. Jedes seiner Worte, das er durch uns hineinruft in seine Gemeinden, ist allemal zuerst sein Seelsorgerzuruf an uns. Seelsorgerlich klopft er zuerst an unser Herz, wenn er spricht: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! Vor Seelenschaden bei Weltgewinn will er uns warnen.

Weltgewinn! Sollen wir dabei denken an die Welt unsrer materiellen Interessen? Es bleibt doch merkwürdig, daß es gerade im geistlichen Stande so viel Originale giebt, Originale nicht in dem berechtigten Sinn, daß der Mensch die ihm von Gott verliehenen Anlagen ausbildet und weiter entwickelt, sondern Originale mit komischem Beigeschmack. Unser Amt muß doch wohl besondere Gelegenheit dazu bieten. Und das ist in der That der Fall. Die Arbeit des Geistlichen ist eben als geistige Arbeit eine inkommensurable Größe. Arbeitsaufwand und Arbeitserfolg sind schwer zu kontrollieren, schwer nach ihrem richtigen Verhältnis zu einander zu bestimmen. Wir können uns ein=

bilden, zu arbeiten, beispielsweise zu meditieren, und doch bei ernster Selbstprüfung uns auf Gedankengängen ertappen, die mit unsrer eigentlichen Arbeit in gar keinem, oder nur in losem Zusammenhange stehen. Auch giebt es in unserm Amtsleben Zeiten, in denen die Arbeit sich mehr als wünschenswert häuft, und dann wieder Zeiten, wo sie äußerlich (ich denke an einfache Landverhältnisse) fast ganz zu stagnieren scheint. Und diese letztern eben sind die gefährlichen Zeiten für unsre Seele. Da kommen wir leicht auf allerlei aparte Gedanken, auf Lieblingsneigungen und Nebenbeschäftigungen, die unserm Seelsorgeramt oft geradezu schädlich sind. Da geraten wir in Gefahr, aufzugehen in der Pflege des Leibes, in den Sorgen der Wirtschaft, im Kleinkram des Alltagslebens, mit einem Wort: aufzugehen in der Welt der materiellen Interessen. Das aber ist Schaden an der Seele.

Und nicht geringerer Seelenschaden kann uns aus einem andern Weltgewinn erwachsen. Wir reden von einer Welt der Gebildeten. Wie die Verhältnisse heute liegen, steht sie zumeist im ausgesprochenen oder unausgesprochenen Gegensatz zu der Welt des Evangeliums. Diese Welt der Gebildeten zu gewinnen, — welch hohe und herrliche Aufgabe für den Seelsorger. Aber wer sie einmal angegriffen hat, weiß auch, wie schwer sie ist, weiß, wie viel Schaden fürs Amt, wie viel Schaden für die eigne Seele, sie bringt. Die Stellung des Seelsorgers zu dieser Welt der Gebildeten, das ist auch ein Kapitel, über das, wie ich glaube, noch viel zu wenig geredet und geschrieben wird, vielleicht aus Scheu, aus Unsicherheit, aus Aengstlichkeit, es ganz und gar zu verderben. Die Brücke aus der Welt des Evangeliums in diese Welt der Gebildeten ist meist bald da. Sie wird von den Gebildeten selbst geschlagen. Sie legen Wert darauf, daß auch der Geistliche in ihr Haus kommt. Freilich — nicht als Seelsorger. Seine Welt muß er zu Hause lassen. Man erwartet von ihm als feingebildetem Menschen, daß er die Fähigkeit besitzt, sich in ihre andere Welt hineinzufinden. Er soll im großen und ganzen doch reden, wie sie reden, scherzen, wie sie scherzen, thun, wie sie thun. Schwer ist das ja in den meisten Fällen nicht. Aber das ist doch die Frage, ob es nicht der Seele schadet. Mancher Geistliche giebt zur Antwort: gerade da bietet sich ein rechtes Feld zur Seelsorge. Gewiß, wenn wir Mut und Geschick dazu haben, dort Seelsorge zu treiben. Ein Frommel, ein Funcke, mögen die Gaben haben, feine Urbanität mit christlicher Gläubigkeit, wenn nötig auch Entschiedenheit zu verbinden und damit die Gesellschaft zu beherrschen. Ob wir alle es können, ist doch fraglich. Oder Hand aufs Herz: kennen wir nicht alle die peinlichen Augenblicke in der Gesellschaft, wo wir schwiegen, statt zu reden, wo wir lächelten, statt ernst zu werden, wo wir zu Boden blickten, weil man unsrer christlichen Langmut denn doch zu viel zumutete? Und wozu das alles? Wurde damit die ganze Welt gewonnen? Kamen sie nun ins Gotteshaus? Traten sie nun zum Abendmahlstisch? Nein, meistens doch wohl nicht. Sie blieben, wo sie waren, und freuten sich, daß sie den „Seelsorger" in ihrer Mitte hatten. Oder gar, sie gaben ihm hinter seinem Rücken das zweifelhafte Lob: „Ein angenehmer Gesellschafter mag er sein, ein Geistlicher aber ist er nicht." Und ob wir mit solcher gesellschaftlichen Form die ganze Welt gewönnen, ohne Seelenschaden ginge es nicht ab.

Es ist doch sehr beachtenswert, daß der Herr sein großes Wort vom Wert der Menschenseele mit dem Hinweis auf die Rechenschaft verknüpft, die unser wartet. „Was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?“ fragt der Heiland, und fährt fort: „Denn es wird je geschehen, daß des Menschen Sohn komme in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln, und alsdann wird er einem jeglichen vergelten nach seinen Werken.“ Mag auch die christliche Eschatologie noch manche ungelöste Rätselfragen bieten, darin ist alle Auslegung einig und das christliche Gewissen bestätigt es, daß über kurz oder lang für jeden ein Tag der Rechenschaft anbricht vor Gottes und des Heilands Angesicht, die große Ewigkeitsvisitation vor dem obersten Seelsorger. Seelen wird der Herr an jenem Tage der Verantwortung von uns Seelsorgern fordern, und die eigne Seele zu allererst. Der alte Büchsel wird auch da noch Recht behalten mit seinem ernsten Satz, daß Seligwerden auch für den Pastor sich nicht von selbst versteht. „Am wenigsten“ — sagt er — „hört man die Sorge um die eigne Seligkeit sich äußern bei Kandidaten und Pastoren, und doch ist es gewiß sehr schwer, daß ein Pastor selig werde. Denn er gehört gewiß zu denen, von denen einst viel wird gefordert werden. Wenn des Herrn Wort genau zu nehmen ist, daß wenig Menschen durch die enge Pforte eingehen und selig werden, wie unbegreiflich ist es doch, daß nur so wenig Menschen um ihre Seligkeit besorgt sind. Viele Pastoren leben dahin, als ob es sich ganz von selbst verstehe, daß sie selig werden.“ Und Büchsels Nachfolger, Generalsuperintendent Braun in Berlin, ist diesen Gedanken in seinem kleinen, trefflichen Schriftchen: „Die Bekehrung der Pastoren und deren Bedeutung für die Amtswirksamkeit“ noch weiter nachgegangen. Er betont darin, daß, wenn Gott will, es wohl bekehrte Gemeinden geben könne auch ohne bekehrte Pastoren. „Aber“ — fährt er fort, — „was ändert das an der Verantwortung des Pastors?“

Schwer ist unser Seelsorgeramt auf Erden, doppelt schwer in unsrer ernsten Zeit mit ihren vielen, von dem Einen, was not thut, ablenkenden Interessen. Aber schwerer noch ist die Verantwortung für unser Seelsorgeramt in der Ewigkeit. Der Herr bewahre uns in Amt und Beruf vor allem Seelenschaden, zumeist vor allem Schaden an der eignen Seele. Er gebe uns seines Geistes Kraft, mitten in der Welt, aber ohne Gedanken an Weltgewinn, Seelsorge zu treiben, die vor ihm besteht. Und er mache uns am Tag der großen Abrechnung die Verantwortung für unsre und die uns anvertrauten Seelen leicht durch ein gut Gewissen und durch Christi Blut!

Kirche Schaaken (Ostpr.) Kueßner, Prediger.

(Aus „Pfarrhaus“, März 1899.)

Was Harnack Evangelium nennt.

„Man muß das ganze Evangelium reduzieren auf die beiden Gebote der Gottes- und Menschenliebe, die aber eben schon alttestamentliche Gebote sind und schon im Alten Testamente als Zusammenfassung des Gesetzes erscheinen, — man muß weiter den Vaternamen Gottes, der ebenfalls schon alttestamentlich ist, nicht wie man meint vertiefen, sondern der ganzen Fülle seiner Liebe

entleeren, — man muß endlich die ebenfalls schon alttestamentliche Erkenntnis von dem unendlichen Werte einer noch dazu verlorenen Menschenseele hinunterdrücken zu dem unendlichen Werte und damit der Erhabenheit unsrer Seele über alle Herrlichkeit der Welt, um zu erhalten, was Harnack Evangelium nennt. Reduktion, Reduktion der Gnade Gottes, Reduktion unserer Sünde, Reduktion unserer Verlorenheit, Reduktion der Erlösungsliebe Gottes, Reduktion der Freiheit Gottes, nur Reduktion soll das wirkliche Evangelium ergeben. Darum Ausscheidung alles dessen, was dazu nicht paßt, um einen Christus zu erhalten, der weder mehr ist, als wir sind, noch mehr vermag, als jeder Mensch vermag, der nur begabt ist für seinen Beruf!

Zur Ausscheidung gehört aber nicht mehr Wissenschaft, sondern nur Kunst, Jesus gehört nicht bloß ins Evangelium, er ist das Evangelium. Evangelium ist das Korrelat, das entsprechende Wort für das, was die alttestamentliche Verheißung in Aussicht stellt. Es ist die Botschaft von der erfüllten Verheißung, und darum giebt es kein Evangelium, wenn man die Erfüllung der Verheißung aufgiebt. Jesus ist der Erfüller, darum sagt er: ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Wie schon die Thatsache der Verheißung eine freie Gottesgabe ist und nicht eine Frucht der Geschichte, nicht ein Kind der Hoffnung, wie Sophokles meint, sondern in Israel umgekehrt die Hoffnung ein Kind der Weissagung, so ist erst recht ihre Erfüllung eine freie Gnadengabe Gottes. Diese Gabe aber ist Jesus, der Sohn, den der Vater gesendet, nicht daß er die Welt richte, sondern daß er die Welt rette. Darum gilt nun: „Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben, wer aber dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm." Daß das wahr ist, muß jeder bestätigen, auch wenn er nicht will."

(Aus: H. Cremer: „Das Wesen des Christentums.")

Ein morscher Zweig zusammengebrochen.

Nachfolgende Notiz entnehmen wir dem „Türmer" (September 1901), und ist dieselbe von P. Chr. Rogge unterzeichnet.

Der Baum der evangelischen Kirche hat nicht nur grünende Zweige und fruchtverheißende Blüten, sondern auch morsche Aeste. Neulich ist ein solcher verfaulter Ast zusammengebrochen und hat zahlreiche Blüten dabei vernichtet. In Kropp (Schleswig) sind von Pastor Paulsen große christliche Anstalten, Predigerseminar für Amerika, Alters- und Kinderheim, Irrenanstalt gegründet. Wie es scheint, ist eine Anstalt immer entstanden, um das Defizit der andern zu decken, bis endlich der Bankerott unvermeidlich war. Zeitungsnachrichten zufolge betragen die Aktiva ca. 800,000 M., dem stehen als Passiva ca. 600,000 Mk. Hypothekenschulden und 70,000 Mk. (!) Personalschulden gegenüber. Schon hieraus geht hervor, welche ungeheuerliche Wirtschaft in Kropp getrieben sein muß. Noch unangenehmer sind die Begleiterscheinungen. Die Leiter der Anstalten und die Gläubiger erheben öffentlich derartige Anschuldigungen gegen einander, daß Staatsanwalt und Konsistorium eingeschritten sind. Wir hoffen mit vielen andern herzlich, daß es Pastor Paulsen gelingen wird, seine bona fides nachzuweisen, aber der Fall ist ernst genug,

um einige allgemeinere Betrachtungen daran anzuknüpfen. Kirchenrat Pank in Leipzig hat nach der dortigen finanziellen Katastrophe eine sehr ernste Predigt gegen den Mammonismus gehalten, vielleicht findet sich ein Berufener, der etwa auf dem in Eisenach tagenden Kongreß für Innere Mission ebenso eindringlich davor warnt, daß man glaubt, wo es sich um christliche Liebesthätigkeit handelt, eine ordnungsmäßige Geschäftsführung entbehren zu können. Gerade die Anstalten, die den Stempel des Christlichen an der Stirn tragen, sollen auch in ihrer kaufmännischen Grundlage mustergültig sein, besonders wo es sich um geliehene Gelder handelt. Alles muß vermieden werden, was auch nur von weitem nach geistlicher Gründungswut aussieht. Die Anschauung, der man hie und da begegnet, als seien Schulden ein Zeichen von besonderem Gottvertrauen, kann gar nicht scharf genug gegeißelt werden. Die Anstalten christlicher Liebesthätigkeit erfreuen sich eines großen Vertrauens in unserem Volke; unser aller Sache ist es, darüber zu wachen, daß dieses Vertrauen nicht erschüttert werde, sondern stets berechtigt bleibe. Auch für die kirchlichen Behörden gilt es: caveant consules, damit in Zukunft etwaige morsche Zweige, die in menschlichen Dingen nie ganz vermieden werden können, rechtzeitig entfernt werden, ehe sie, wie das auf Sand gebaute Haus im Evangelium, „einen großen Fall thun."

Nachschrift. Auch unserer Kirche gilt dieses "caveant consules". Einen morschen Zweig haben wir zwar schon abgeschüttelt, obgleich er uns immer noch irgendwie anhaftet. Das sollte uns zur Warnung dienen. Unsere Kirche sollte durchaus neben ihren vielen offiziellen Verwaltungsbehörden noch eine haben, deren Aufgabe es wäre, sich von allen denjenigen Wohlthätigkeitsanstalten, die im Kreise unserer Synode ihren Hauptunterhalt suchen und finden, einen genauen Rechenschaftsbericht geben zu lassen und denselben eben so gewissenhaft zu prüfen, wie die Revisionsbehörden es mit den Kassen unserer Synode thun. Jede Anstalt, die dieser synodalen Kontrolle sich nicht unterwerfen will, sollte öffentlich genannt werden, so daß es allgemein verstanden wird, daß die Synode auch keine moralische Garantie für die Verwaltung übernehmen kann. Der Name eines solchen Komitees, das zahlreich, über das ganze Land verteilt, aus tüchtigen Geschäftsleuten bestehen sollte, könnte sein: „Aufsichtsbehörde für öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten im Kreise der Synode."*) Eine solche Behörde könnte alljährlich ihre Berichte aussenden, könnte ernste Winke, auch Mahnungen und Warnungen geben, wo sie es für nötig erachtete und mancher öffentlichen Schädigung des Vertrauens in christliche Anstalten dadurch vorbeugen. — Uns will bedünken, die Sache wäre wohl ernsten Nachdenkens wert. Auf diese Weise bekämen diese Anstalten eine rechtlich offizielle Vertretung bei den Distrikten und der Generalsynode und ihr Charakter als freie Anstalten, die sich ganz selbständig verwalten, würde doch gewahrt bleiben, so lange sie in gesunden finanziellen Bahnen wandeln.

*) Einen guten Anfang dazu hat dieses Jahr der Missouri-Distrikt bei seiner Konferenz gemacht durch einen Beschluß, dessen Wortlaut uns zwar nicht vorliegt, der aber für die Grenzen des Distrikts ein stehendes Komitee vorsieht, dem die Pflichten übertragen sind, von denen vorstehend die Rede ist. Obiger Artikel war lange vorher geschrieben, mußte aber zurückgelegt werden aus Raummangel.

Unsere Erziehungsresultate.

Von J. Eiselmeier.—Mit gütiger Erlaubnis der „Germania" abgedruckt.

I.

> „Das Leben bildet den Charakter; die Schule giebt nur das Wissen; und weil man die Schule vergöttert, leidet man jetzt an dem schweren Uebel, daß man wohl allerlei Wissen hat, aber schrecklichen Mangel an Charakter." Jeremias Gotthelf.

An der Erziehung des Menschen wirken verschiedene Faktoren, unter welchen Familie, Schule, Kirche und Gesellschaft die wichtigsten sind. Die Volksschule, welche ja ein verhältnismäßig junges Institut ist, hat man in neuerer Zeit bedeutend überschätzt, dagegen die übrigen Faktoren, besonders die Familie und die Gemeinschaft, unterschätzt.

Im Jahre 1866 schrieb der Leipziger Professor O. Peschel im „Ausland" vom 17. Juli: „In diesem Sinne darf man wohl sagen, die preußischen Schulmeister haben über die östreichischen gesiegt." Daraus entstand dann das geflügelte Wort: „Der preußische Schulmeister hat die Schlacht von Sadowa gewonnen."

Was Professor Peschel im Jahre 1866 in der Verbindung in seinem Artikel im „Ausland" schrieb, hatte ja sicher seine Berechtigung. Aber die gedankenlose und fortgesetzte Wiederholung reduziert solche Worte schließlich zur Phrase.

„Eine Volksbildung gab es auch im deutschen Altertum, ein Volksschule nicht; die Familie und das Volk (die Gemeinschaft) konnten zu dieser Zeit noch ohne besondere Anstalten die Bildungsarbeit voll und ganz verrichten." (Rein, Encykl. Handb. d. Päd. Br. 7, Seite 994.)

Im Mittelalter war besonders die Kirche die Trägerin der Kultur, und später wurde in den Kloster-, Dom- und Stiftschulen die Volksbildung vermittelt. Diese Schulen waren aber keine Volksschulen in unserem Sinne. Gleichzeitig war aber die Gemeinschaft thätig, und in den Jahrzehnten vor der Reformation war entschieden die Gemeinschaft ein mächtigerer Faktor in der Volksbildung, als die Kirche; denn diese hatte einen großen Teil ihres früheren Einflusses verloren. Im 16. Jahrhundert liegen die Anfänge unserer Volksschule, und erst im 19. Jahrhundert hat sich dieselbe mit der Anschauung des Schulzwanges zu ihrer Blüte entwickelt.

Die Volksschule ist mithin noch nicht so alt, und schon lange vor derselben hat es eine Kultur und eine Volksbildung gegeben und auch Einrichtungen, diese Güter den Nachkommen zu übermitteln. Diese Anstalten waren Familie, Kirche und Gemeinschaft. Die Völker des Altertums kannten das Institut einer Volksschule überhaupt nicht. Trotzdem haben sich dieselben zu hoher Blüte entfaltet.

Als Beweis dafür, daß auch noch heute Völker eine hohe Kultur ohne Volksschulen haben können, sei auf Island hingewiesen. Dieses Volk hat ohne Volksschulen einen verhältnismäßig hohen Bildungsgrad erreicht. „Man findet wohl kaum eine Person im Lande, die nicht lesen und schreiben kann." (Meyers Konversationslexikon.) Und dieses Volk hat eine tausendjährige, reiche und eigenartig bedeutende Litteratur, sowie eine Fülle

von Sagen. Es sei nur auf die alte Volksdichtung, welcher die Lieder der „Edda“ angehören, hingewiesen. Aber auch die Kunstdichtung der Skalden Litteratur übertrifft an Zahl der Werke die alten Litteraturen aller westeuropäischen Völker. Die Zahl derselben beträgt weit über einhundert. Kein Geringerer als der kürzlich verstorbene amerikanische Historiker John Fiske hat die hohe Kultur dieses Volkes gelobt. Im 12. Jahrhundert, ehe die Litteratur in Frankreich, Spanien oder Italien sich zu entfalten begann, gab es in Island eine blühende Litteratur in Prosa und Poesie. Nur wenige Personen unserer Tage sind im stande, die Herrlichkeiten dieser Litteratur zu würdigen. Die „Heimskringla“, eine Chronik eines gewissen Snorre Sturleson (1215) erklärte Fiske, einer der größten Historiker Amerikas, und ein Mann, der im Erteilen von Lob sparsam ist, “one of the greatest history books in the world”. Fiske widmet auch der Entdeckung unseres Landes durch die Isländer in seinem Werke: “The Discovery of America” ein 80 Seiten umfassendes Kapitel.

Dabei ist das isländische Volk heute in der Industrie, im Handel und in der Verwaltung auf einer verhältnismäßig hohen Stufe. Der Wohlstand und die Volkszahl sind im Steigen begriffen. Auch ist das Volk sehr freiheitsliebend. Es hat alle Versuche, das Land dem dänischen Gesamtstaate einzuverleiben, durch seine feste Haltung zum Scheitern gebracht. Allerdings ist das Volk ein kleines Volk, und die abgeschiedene Lage gewährt eine friedliche Entwicklung.

Ist somit die Volksschule, wie aus dem Gesagten erhellt, nicht eine absolut notwendige Bildungsanstalt, so hat auch die Massenerziehung, die notwendigerweise in derselben vorwiegt, allerlei Mängel. Die Massenerziehung begünstigt die Heranbildung von Durchschnittsmenschen. Bedeutende Anlagen werden nur zu oft in unserem Zeitalter der Mittelmäßigkeit verkümmern; die Erziehung wird ohne besondere Absicht schablonenmäßig. Diesen Mangel hat P. Pergemann in seiner „Sozialen Pädagogik“ klar gezeichnet. Er sagt: „Die Massen-, im besonderen die Anstaltserziehung liefert, indem sie, wie dies eben in der Natur der Sache liegt, alles gleicht und ebnet, alles nivelliert, Alltagsmenschen, und mit solchen läßt sich freilich am leichtesten Staat und Gesellschaft aufbauen, wie man ja auch mit gleichförmigen Backsteinen am bequemsten Häuser baut. Die *Familienerziehung* dagegen, so sehr sie auch die soziale Natur des Menschen gleichzeitig mit zur Entwicklung bringt, läßt sich nicht minder die Entwickelung seiner *persönlichen Eigenart* angelegen sein und gerade *das* ist es, was für die Fortentwickelung des Menschengeschlechtes, für die Kulturentwickelung von der größten Bedeutung, ganz unentbehrlich ist.“

Hiermit soll nun keineswegs gesagt sein, daß die Volksschule nicht notwendig sei. Es soll nur angedeutet werden, daß sie noch verhältnismäßig jung ist, daß die Erziehung in derselben notwendigerweise Mängel hat, und daß man ihre Wirksamkeit häufig *überschätzt* hat und noch überschätzt.

Die Hauptaufgabe der Volksschule ist der *Unterricht*, die intellektuelle Bildung; dies soll unten noch weiter ausgeführt werden. Wenn wir nun untersuchen wollen, inwiefern die Volksschule diese ihre Hauptaufgabe gelöst hat,

so haben wir dabei natürlich zunächst die öffentliche Volksschule im Auge. Ist die intellektuelle Bildung unseres Volkes im Steigen begriffen? Wie kann dieser Thatbestand ermittelt werden?

Wir müssen natürlich hier zur Statistik greifen. Ein bekannter Politiker Frankreichs hat die Statistik als „die Wissenschaft, die das, was niemand wissen **kann**, in genauen Zahlen angiebt," bezeichnet. Und trotz dieses harten Urteils müssen wir uns an die Statistiken halten, weil wir sonst nichts haben. Gewöhnlich nimmt man die Zahl der Analphabeten; verringert sich die Zahl derselben, so sagt man, die allgemeine Volksbildung steigt.

Die Zahl der Analphabeten giebt aber durchaus keinen ausreichenden Maßstab für den Kulturstand eines Volkes an. Zwar muß man zugeben, daß heute in den meisten Kulturstaaten Lesen und Schreiben Grundbedingung für den Erwerb von Bildung sind. Und im Verein mit anderen Faktoren giebt eine solche Statistik immerhin einen bedeutsamen Fingerzeig für den durchschnittlichen Bildungs-, oder genauer, Intelligenzstand eines Volkes.

Dieser Zweig der Statistik ist noch jung. Man hat überhaupt erst vor ungefähr 30 Jahren mit der Feststellung der Analphabeten begonnen. Genau ist die Zahl derselben nirgends nachweisbar. Wo eine allgemeine Militärpflicht besteht, ermittelt man die Zahl der Analphabeten unter den Militärpflichtigen; diese Art und Weise der Feststellung der Analphabeten ist jedenfalls die **sicherste**. In anderen Ländern, z. B. England, Irland und Australien, stellt man die Zahl der Analphabeten fest, indem man die Zahl der des Lesens und Schreibens Unkundigen unter den Heiratskandidaten zählt. In anderen Ländern endlich zählt man bei der allgemeinen Volkszählung von einem bestimmten Lebensalter an alle Analphabeten. Das ist auch in den Vereinigten Staaten der Fall. Die Resultate dieser Zählmethode muß man aber aus verschiedenen Gründen mit ganz besonderer Vorsicht aufnehmen. Wem ist bei uns schon einmal von einem Zensusbeamten die Frage vorgelegt worden: Können Sie lesen und schreiben? Und gesetzt, ein Analphabet antwortet: Ja. Was dann? Wenn man ferner verschiedene Länder miteinander vergleicht, muß man nicht nur genau zusehen, **wie** die Analphabeten gezählt werden, sondern man muß z. B. bei Ländern, welche diese Daten bei einer allgemeinen Volkszählung feststellen, auch sich darüber informieren, ob die noch schulpflichtigen Kinder **ausgeschieden** werden. In den Ver. Staaten werden Kinder unter dem zehnten Jahre ausgeschlossen; in manchen anderen Ländern werden die Erhebungen vom sechsten Jahre an begonnen. Das hat man meines Wissens bis jetzt noch nie gethan, wenn man z. B. die Volksbildung unseres Landes mit der Volksbildung in anderen Ländern verglich. Und doch kommt darauf sehr viel an. Man hat einfach gesagt: In unserem Lande ist die Zahl der Analphabeten geringer als z. B. in Frankreich; deshalb steht bei uns die Volksbildung höher.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß die Zahl der Analphabeten keinen sicheren Anhaltspunkt giebt, wenn es sich darum handelt, den Bildungsgrad eines Volkes festzustellen.

Dieselbe Ansicht vertritt A. Petersilie im „Handb. d. Staatswissensch., 1889", wo es heißt: „Es handelt sich dabei (bei der Feststellung des Analpha-

betentums) nicht um Bildung als solche, sondern nur um einen gewissen Erfolg des genossenen Unterrichtes."

Nach den Angaben Mulhalls in „The Dictionary of Statistics, Mich. G. Mulhall, London, 1899," sind unter den Bewohnern der Ver. Staaten 8 Proz. nicht im stande, zu lesen. In Skandinavien sind es 3, in Deutschland 3, in der Schweiz 5 und in England 10 Proz. Die Ver. Staaten kommen demnach erst in dritter Linie.

In Schweden waren 100 Proz. der Militärpflichtigen des Lesens und Schreibens kundig; in Deutschland waren es 99, in der Schweiz 98, in Holland 90 und in Frankreich 88 Proz. Nach „The Stateman's Yearbook", 1901, betrug die Zahl der Bewohner der Ver. Staaten, welche weder lesen noch schreiben können, 13.3 Proz. Somit kämen die Ver. Staaten erst in sechster Linie.

In der Schweiz besuchen nach Mulhall 20 Proz. aller Einwohner die Schulen; in Frankreich sind es 17, in Holland 14.5, in Australien 14, in Belgien 13.5 und in den Ver. Staaten 13 Proz. Es sind uns also in diesem Punkte wieder fünf Länder voraus. Wenn man in den Ver. Staaten die Neger ausscheidet, um bei einem Vergleiche mit anderen Ländern die Verhältnisse etwas gleichmäßiger zu gestalten, so erhalten wir aus „The Encyclopädia of Social Reform", von G. Bliß, 1897, folgende Zahlen: Analphabeten unter den Weißen der Ver. Staaten 7.7 Proz.; in Schottland 6.8; in der Schweiz 2.5; in Deutschland 1.6; in Schweden und in Dänemark .04; in unserem Staate gab es im Jahre 1890 nach dem Zensus der Ver. Staaten 84,745 Personen über 10 Jahre, welche nicht lesen und nicht schreiben konnten.

Aus den obigen Zahlen geht hervor, daß verschiedene Länder Europas eine geringere Zahl Analphabeten haben als die Ver. Staaten, ob wir uns nun an die Zahlen des einen oder des anderen Statistikers halten. Auch besucht in fünf Ländern, darunter sogar Australien, ein größerer Prozentsatz aller Bewohner die Schulen als in den Ver. Staaten.

Ein anderer Maßstab der allgemeinen Volksbildung ist die Moralstatistik. Unter Bildung ist aber hier mehr als bloßes Wissen zu verstehen. Der Begriff Bildung muß vielmehr dahin erweitert werden, daß man darunter die naturgemäße Entwicklung sämtlicher Anlagen eines Menschen versteht.

Auch die Verbrecherstatistik leidet an demselben Uebel, an dem alle Bildungsstatistik leidet; sie ist daher mit Vorsicht aufzunehmen, und man muß sich hüten, voreilige Schlüsse zu ziehen.

Der bekannte Phrenologe Morrison, Vorsteher des „Wandsworth Prison" in London, sagt in der Vorrede seines Werkes „Juvenile Crime": „Es ist eine bekannte Thatsache, die kein Fachmann leugnet, daß die Zahl der Gewohnheitsverbrecher unter den Verbrechern stets in der Zunahme begriffen ist, und daß die Zahl derselben noch nie so hoch war, als jetzt (1896). Die Zahl der Insassen der Besserungsanstalten nimmt rascher zu als die Bevölkerung; und so weit wir sehen können, nimmt auch die Zahl der jugendlichen Verbrecher zu. Einerlei, ob wir Europa oder Amerika zu unserem Beobachtungsfelde machen; die Thatsache steht fest, daß die Zunahme der jugendlichen Verbrecher ein Problem ist, welches mit dem Fortschritt der Zivilisation nicht geringer geworden ist." Es ist nicht nötig, diese Thatsachen noch durch Zahlen zu erhärten.

Noch andere Faktoren müssen in Betracht gezogen werden, wenn man sich ein richtiges Bild von dem allgemeinen Bildungsstand eines Volkes machen will.

Im Jahre 1850 waren in den Ver. Staaten aus einer Million Einwohner 292 in Gefängnissen; im Jahre 1860 waren es 610; im Jahre 1870 schon 875 und im Jahre 1880 sogar 1180. In 30 Jahren eine Zunahme von 400 Prozent.

Im Jahre 1840 waren von 100,000 Einwohnern 102 in Irrenanstalten; im Jahre 1880 waren es 330.

In den Jahren 1867—'71 (vier Jahre) kamen auf 1000 Heiraten 41 Ehescheidungen; in den Jahren 1882—'86 (vier Jahre) 55. Daß die Zahl der Ehescheidungen in der neueren Zeit stark im Steigen begriffen ist, bedarf keines weiteren Beweises. Hier gilt, was der Statistiker und Nationalökonom Ch. Spahr sagt: „Ich halte dafür, daß die Statistik der gesellschaftlichen Verhältnisse nur dann zuverlässig ist, wenn sie der Welt im großen und ganzen beweist, was die Eingeweihten aus der Beobachtung der jeweiligen Verhältnisse ersehen können."

Im Jahre 1887 kamen in den Ver. Staaten 2335 Morde vor; es wurden in demselben Jahre 79 Verbrecher mit dem Tode bestraft, und 123 Personen wurden gelyncht. Im Jahre 1889 betrug die Zahl der Morde 3567; die Zahl der Morde stieg bedeutend schneller als die Bevölkerungszahl. Die Zahl der Lynchereien betrug in dem Jahre 1889 175.

Der Verbrauch von geistigen Getränken betrug im Jahre 1876 für jede Person 8.61 Gallonen; im Jahre 1895 aber 16.35 Gall. Der Bierkonsum steigerte sich von 8.3 Gallonen auf die Person im Jahre 188 auf 13 Gallonen im Jahre 1889.

Unter den Gestorbenen waren am Alkoholismus gestorben in Frankreich 0.54 Proz., in der Schweiz 3.81 Proz., im Staate New York aber 12.08 Proz.

Wie man das Menschenleben schätzt, geht aus der Zahl der Personen hervor, welche durch sogenannte „Unglücksfälle" (Accidental deaths) zu Tode kommen. Im Jahre 1880 zählte man unter 10,000 Todesfällen in Oestreich 94, in Frankreich 130 und in den Ver. Staaten 340 solcher Todesfälle.

Was geht nun aus diesem statistischen Material hervor? Zuerst das, daß uns in Bezug auf Analphabetentum mehrere Länder durch einen geringeren Prozentsatz Analphabeten übertreffen. Es sind dies Deutschland, Skandinavien und die Schweiz. Als teilweise Erklärung mag hier angeführt werden, daß die Zahl der Analphabeten in englisch redenden Ländern immer größer war als in deutsch redenden Ländern. Das hat man auf die großen Schwierigkeiten der englischen Sprache in der Orthographie und in der Aussprache zurückgeführt. Dr. W. T. Harris, unser erster Unterrichtsbeamter, sagt in Bezug auf diese Schwierigkeiten: „Thatsächlich werden fünf Jahre der Schulzeit des amerikanischen Schülers weggeworfen, (thrown away) um eine Masse ungleichartiger Konventionalitäten einzuüben, welche wir mit dem Namen Orthographie bezeichnen."

Es muß auch noch in Betracht gezogen werden, daß der Prozentsatz der Analphabeten in unserem Lande 1870 noch 13 vom Hundert betrug; derselbe hat sich demnach in den letzten Jahren erheblich vermindert, und der

Zensus von 1900 wird jedenfalls eine weitere Verminderung der Analphabeten bestätigen. Ferner muß an die große Zahl der Neger im Süden, und an die Einwanderung aus den romanischen und slavischen Ländern erinnert werden. Beide Elemente erhöhen das Analphabetentum.

Wir können, wenn wir alles in Betracht ziehen, wohl sagen, daß wir mit den Unterrichtsresultaten einigermaßen zufrieden sein können. Es bleibt aber noch manches zu thun übrig, ehe wir Deutschland, die Schweiz oder Skandinavien in Bezug auf Unterrichtsresultate erreichen oder gar übertreffen.

II.

„Die Schulen sind Unterrichtsanstalten; das ist für mich etwas so Selbstverständliches und Unwidersprechliches, daß ich darüber nicht viele Worte machen kann."
Theobald Ziegler.

Mit den Unterrichtsresultaten der amerikanischen Volksschule können wir, wie ich in dem ersten Teil dieser Abhandlung gezeigt habe, im großen und ganzen zufrieden sein.

Ganz anders verhält es sich aber, wenn wir uns die Frage vorlegen: Welchen Einfluß hat unsere Erziehung auf den Charakter unseres Volkes ausgeübt?

Angesichts der im ersten Teile dieser Abhandlung angeführten Moralstatistik glaube ich behaupten zu können, daß bei uns in Bezug auf Sittlichkeit ein allgemeiner Rückschritt zu verzeichnen ist.

Wenn es die Aufgabe der Volksschule ist, nicht nur den Verstand ihrer Pflegebefohlenen, sondern auch den Charakter derselben naturgemäß zu entwickeln, dann hat sie diese ihre Aufgabe nicht gelöst.

Ich sage mit Vorbedacht: Wenn es die Aufgabe der Volksschule ist. Die Aufgabe der Erziehung ist es ja sicher, die Kinder zu sittlichen Menschen zu erziehen. Ist es im Besonderen die Aufgabe der öffentlichen Volksschule unseres Landes?

Ich antworte: Nein! Die amerikanische Volksschule kann die Entwickelung des Charakters der ihr anbefohlenen Kinder nicht als ihre Hauptaufgabe, auch nicht als eine ihrer Hauptaufgaben betrachten. Dazu ist ihr Einfluß zeitlich und auch sonst zu beschränkt; zweitens hat sie dazu nicht die nötigen Mittel.

Es sei noch einmal darauf hingewiesen, daß es sich im Nachfolgenden nicht darum handelt, wie in den Gemeindeschulen oder in den Volksschulen Deutschlands durch den Religionsunterricht der Charakter der Kinder beeinflußt und gebildet wird. Es handelt sich hier um die öffentliche Staatsschule, die religionslos ist. In unserem Staate ist vom Obergericht entschieden worden, daß sogar das Bibellesen durch die Konstitution verboten ist.

„In den meisten Köpfen herrscht noch in größerer oder geringerer Klarheit die Ansicht, daß die Seele als tabula rasa, als leeres Blatt, auf die Welt komme, und daß die Erziehung vermöchte, sie mit allen notwendigen und mit allen wünschenswerten Tugenden auszustatten. Dem widerspricht aber die Erfahrung jeder Stunde und aller Jahrtausende menschlicher Geschichte.

Könnte der Erzieher dem vermeintlich formlosen Stoff der Seele jede gewünschte Form geben, wie der Künstler der Thonmasse, so hätte das Verbrechertum schon längst keine Stätte mehr auf Erden, so wären alle hämischen, heimtückischen, häßlichen Züge, die das Leben so sehr verbittern, uns nicht einmal dem Namen nach bekannt. Der Charakter ist nicht erworben, sondern angeboren. Wer mit offenen Augen durch die Welt geht, der ist um Beweismaterial für diesen Satz nicht verlegen. In jeder Familie entwickeln sich Kinder, die doch unter gleichen Bedingungen heranwachsen, auch abgesehen von ihrer geistigen Begabung, nach weit auseinander gehenden Richtungen.

„Der Mensch bringt seinen Charakter in der Anlage mit auf die Welt; im Säugling sind schon alle Keime vorgebildet, die in ihrer Ausbildung den Mann dereinst fördern und schädigen, zieren und verunstalten werden." Zur Psychologie des Willens. Von Dr. J. Türckheim. Würzburg, Stahel, 1900, Seite 141.

Die Bildsamkeit des Charakters ist somit eine beschränkte. Der Einfluß der Erziehung auf die Ausgestaltung des Charakter soll nicht ganz geleugnet werden. Aber die Bedingungen, unter denen die Erziehung fördernd eingreifen kann, sind gerade nicht allzu zahlreich gegeben.

Auf welche Art und Weise kann der Erzieher nun überhaupt auf den Charakter des Kindes einwirken? In den ersten Jahren nur durch die Gewöhnung. „Der Charakter kann nur durch Gewöhnung, also durch stetige Einwirkung gebildet werden, und eine solche ist bloß innerhalb der Familie möglich, nicht in der Schule. Denn in dieser bringt der Zögling täglich nur wenige Stunden zu, und außerdem kann der Lehrer dem einzelnen seine Aufmerksamkeit bloß in sehr beschränktem Maße widmen, da er ja eine ganze große Schar von Kindern zu leiten hat. Mit anderen Worten: der Lehrer kann nur wenig bei seiner Thätigkeit individualisieren; aber gerade darauf kommt bei der Charakterbildung außerordentlich viel an, spielt doch hier das Gefühlsleben des Menschen eine sehr große Rolle, und Gefühle sind in eminentem Grade subjektiv." (Bergmann.)

Gerade die ersten sechs Jahre, die das Kind nicht in der Schule zubringt, sind für die Gewöhnung, somit für die Charakterbildung, sehr wichtig, ja, ich möchte sagen, entscheidend. Das Sprichwort sagt ganz richtig: „Jung gewohnt, alt gethan. Was in diesen ersten Erziehungsjahren nicht erzogen ist, können alle übrigen Erziehungsjahre, kann keine noch so treffliche Schule, kann das Leben mit seiner erziehenden Wirkung nimmer gut machen." (Matthias.)

Man bedenke ferner, wie die Schule zeitlich beschränkt ist. Aus den 12 Stunden des Tages ist der Schüler fünf Stunden in der Schule; aus den 365 Tagen des Jahres sind 200 Schultage; auf dem Lande sind es oft nur 120—140 Schultage. Etwa die Hälfte der Zeit ist also der Zögling unter dem Einfluß der Schule. Und in der übrigen Zeit? Da sind die Spielkameraden, der Spielplatz, die Straße, kurz, da sind die vielen Faktoren thätig, welche die neuere Pädagogik mit dem Namen „Gemeinschaft" bezeichnet.

Die Gemeinschaft übt in der That eine sehr nachhaltige Wirkung auf den bildsamen Zögling aus. Ja, wir Erwachsenen selbst werden von unserer Um=

gebung noch beeinflußt. Wer z. B. nach 25jährigem Aufenthalt in diesem Lande der alten Heimat einen Besuch abstattet, der wird wahrnehmen, wie sehr ihn der Aufenthalt in Amerika beeinflußt hat. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist."

Aber auch sonst ist die Schule in ihren Mitteln beschränkt. Einen erfahrenen Volksschullehrerstand hat unsere Volksschule nicht. Die durchschnittliche Länge der Dienstzeit beträgt vier Jahre; nur fünf Prozent der städtischen Lehrer sind Männer; die Besoldung der Lehrer ist sehr gering; das fällt in einem Lande, in welchem alles nach Dollars und Cents abgeschätzt wird, sehr ins Gewicht; der amerikanische Volksschullehrer wird schlechter besoldet als der Volksschullehrer irgend eines fortschrittlichen Kulturstaates; in Wisconsin giebt es 2838 Lehrer, welche weniger als $25 den Monat, bei 6—7 Monaten Schulzeit, bekommen; von einer Fortbildung, wie sie dem Lehrer so absolut notwendig ist, kann unter solchen Verhältnissen keine Rede sein; der Lehrer kann sich die nötigen Bücher nicht kaufen; er kann die nötigen Zeitschriften nicht halten; die Reisen, die für den Lehrer, wie für jeden so wichtig sind, müssen unterbleiben; er kann nicht einmal die Konferenzen, die gerade für ihn abgehalten werden, besuchen; die amerikanischen Lehrerkonferenzen sind sehr schwach besucht, wenn man die Zahl der Lehrer rechnet, welche dieselben besuchen sollten. Und das alles in einem Lande, das sich rühmt, das reichste Land der Erde zu sein. Was helfen da alle Redensarten, daß wir die besten Schulen haben, daß die Leistungen derselben sich mit denen jeder anderen Nation messen können, wenn wir den Volksschullehrer so schlecht bezahlen?

In Bezug auf Disziplin ist der amerikanische Volksschullehrer sehr beschränkt; Zwangsmaßregeln sind fast ganz verpönt; der schlechten Elemente kann sich die Schule heute nicht entledigen; das böse Beispiel, das diese Elemente geben, ist ein höchst ungünstiger Faktor; die Schulhäuser, Spielplätze und die Umgebung der Schulhäuser lassen oft viel zu wünschen übrig. „Viele Schulhäuser (auf dem Lande im mittleren Wisconsin) sind kaum mehr als Hütten (Sheds). Die Wände sind kahl, ohne Bilder oder andere Gegenstände. Die Schulzimmer sind so eingerichtet, daß in den meisten Fällen sogar reine Luft und Sonnenlicht keinen Zulaß finden." (J. W. Livingston, Stevens Point, Institute Conductor.)

Die H a u p t aufgabe der Familie ist die Zucht, die Bildung des Charakters; die Schule hat es vor allem mit der Bildug des Intellektes zu thun. An der Charakterbildung beteiligt sich die Schule nur indirekt.

„Alledem gegenüber hat sich nun seit einiger Zeit eine Strömung geltend gemacht, welche darauf hinausgeht, der Schule nicht nur die intellektuelle, sondern auch zum großen Teil die Charakterbildung als ihre Aufgabe zuzuweisen. Ja, man sagt sogar, daß auf diese die Schule mehr Wert und Gewicht legen müsse, als auf jene: denn die Charakterbildung sei entschieden wichtiger als jene." (Bergmann.)

Nun hat es in der Pädagogik nie an Männern gefehlt, die behaupteten, der Unterricht sei das wirksamste Mittel, das Gemütsleben, den Charakter des Zöglings günstig zu beeinflussen. Viel ist über das Thema vom „erziehlichen"

oder „erziehenden" Unterricht geredet und geschrieben worden. Hier in Amerika hat man sich sogar zu der Behauptung verstiegen, intellektuelle Bildung besorge die Charakterbildung ganz allein.

In der „School Review", Mai 1900, schreibt E. L. Müller:

"In so far as any man is a criminal, just in so far he is a fool. The only scientific way to teach ethics is to turn the white light of truth on the relation of things."

Da haben wir also die Lösung der Frage, die schon seit undenklichen Zeiten ernste Geister beschäftigt hat. Bestätigen diese Thatsachen diese Anschauung?

„Die letzten Resultate der Moralstatistik zeigen trotz der Verbesserung und Verbreitung des Schulunterrichts keinen Fortschritt in moralischer Beziehung, im Gegenteil ist eine stets wachsende Zunahme von Verbrechen, Selbstmorden und Korruption zu konstatieren." (Haushofer, Lehrbuch der Statistik.)

„Die vielgerühmten Leistungen der modernen Volkserziehung verringern sich bei näherem Zusehen beträchtlich: Was die Massen etwa auf der einen Seite an Wissen oder Halbwissen gewonnen, das haben sie auf der anderen an gesundem Menschenverstand und Mutterwitz, an Pflichtbewußtsein, Arbeitslust, Zuverlässigkeit und Genügsamkeit eingebüßt. Nachdenklich muß jene eigentümliche im Jahre 1877 statistisch erhärtete Thatsache stimmen, daß von den 22 Kantonen der Schweiz gerade die zwei, welche die schlechtesten Schulen hatten, Obwalden und Wallis, die wenigsten Verbrecher aufwiesen. Ein sittliches Kuriosum aber, ein Unikum, wie es in Deutschland, in Europa, auf Erden nicht zum zweiten Mal vorkommen dürfte, ist die Gemeinde Königsfeld im Schwarzwald, von welcher 1876 amtlich bezeugt wurde, daß in derselben im Laufe von 50 Jahren keine polizeiliche Bestrafung, geschweige ein schwerer Straffall, keine Vergantung, keine uneheliche Geburt, keine Eheklage, kein Prozeß und kein Bettler vorkamen." (Scherr, Germania.)

Kein Mensch wird leugnen, daß Deutschland einen tüchtigen Volksschullehrerstand hat, und daß der Unterricht in den Schulen Deutschlands ein sehr guter ist. Sollte man da nicht annehmen können, ja nach Ansicht derjenigen, welche behaupten, daß der Unterricht ein sehr wirksames Mittel zur Charakterbildung ist, annehmen müssen, daß die Moralstatistik eine Besserung der einschlägigen Verhältnisse aufweisen müßte?" Allgemein ist hier von Interesse, was der preußische Kriegsminister von Goßler in der Sitzung des deutschen Reichstages vom 12. Januar 1899 an statistischem Material hervorgebracht hat. Die Erhebungen des preußischen Kriegsministers umfassen den Zeitraum von 1882 bis 1897. In diesen Jahren ist die Prozentzahl der einmal vorbestraften ausgehobenen Mannschaften um 82 Proz. gestiegen. Bei den zwei- bis fünfmal Vorbestraften betrug die Vermehrung sogar 125 Proz.; bei den sechs- bis zehnmal Vorbestraften aber 141 Proz. (Rein, Encykl. Hb. d. Pädagogik, Bd. VII, S. 337.)

„Wenn von der Bildung des Vorstellens (des Intellektes) auch diejenige der in Gesinnung und Thun sich äußernden Sittlichkeit abhängig wäre, so müßte der intellektuell hochstehende Mensch stets in hohem Grade moralisch sein. Dann müßte mit der Abstufung der intellektuellen Bil-

dung auch eine Abstufung der moralischen Hand in Hand gehen. Ich frage: wie verträgt sich dies mit der Forderung, daß alle Menschen, ob sie nun intellektuell hoch oder nur wenig gebildet sind, ob auf ihre intellektuelle Bildung eine lange oder eine bloß verhältnismäßig kurze Zeit verwendet werden konnte, gleich moralisch sein sollen? Antwort: gar nicht! Ich frage zweitens: ist wirklich der intellektuell höher Gebildete auch der moralisch höher stehende Mensch? Antwort: nein! Die Erfahrung lehrt hundertfältig, daß hohe intellektuelle Bildung vorhanden sein kann, ohne daß ihr die Charakter-, die Gemütsbildung gleich käme." (Bergemann.)

Im „Report of the Commissioner of Education" für das Jahr 1898—'99, Bd. 2, findet sich eine 90 Seiten lange Abhandlung über „Education and Crime". Eine Masse Statistik wird dort ins Feld geführt. Und zum Schluß gelangen die verschiedenen Herren zu zwei grundverschiedenen Schlüssen. Die eine Partei beweist, daß mit dem Fortschritt im Bildungswesen stets eine Hebung der öffentlichen Moral und eine Abnahme der Kriminalität geht. Die andere Partei kommt zu dem entgegengesetzten Schluß und sagt: Die Statistik beweist, daß die Moral nicht gewonnen hat durch die Verbreitung der Intelligenz. In England sind aus der Anzahl Verbrecher sogar 68.6 Prozent des Lesens kundig gewesen, während nur 31.4 Prozent nicht im stande waren, zu lesen.

Es beweist dies eben wieder, daß man aus der Statistik alles beweisen kann, und dann auch wieder das Gegenteil von allem.

Das Urteil eines Fachmannes soll aber nicht übersehen werden.

"Whether we look at home or abroad, whether we consult the criminal returns of the Old World or the New, we invariably find juvenile criminality exhibiting a distinct tendency to increase." (Dr. W. Douglas Morrison, Juvenile Offenders, London, 1896.)

Es bleibt uns nun noch übrig, zuzusehen, ob es keinen Ausweg aus der Notlage giebt.

III.

> „Es heißt aus dem Leben eines Menschen ein Stück großen und edlen Glückes hinwegnehmen, wenn man ihn dem Schoße seiner Familie entreißt. Wir sehen es so deutlich an Waisenkindern, daß der Verlust der elterlichen Familie ein großes, vielleicht das schwerste Unglück ist, welches den Menschen im Leben treffen kann." Bergemann.

Alles Menschliche ist dem Wechsel unterworfen. Was ein Zeitalter hoch preist, wird von künftigen Generationen verlacht. Was wir heute für unmöglich, für unpraktisch, für undurchführbar halten, werden unsere Nachkommen erreichen. Was hätten die Menschen wohl gethan, wenn ihnen jemand vor 30 Jahren etwas von der drahtlosen Telegraphie gesagt hätte? Sie hätten mitleidig mit dem Zeigefinger auf die Stirne gezeigt, oder den Menschen ins Irrenhaus gebracht. Als Daniel Pastorius, der erste deutsch-amerikanische Schriftsteller, die Abschaffung der Sklaverei forderte, verlachte man ihn; die Sklaverei ist abgeschafft. Als die Amerikaner im Revolutionskrieg ihre Unabhängigkeit erfochten und eine neue Regierung errichtet hatten, sagte die ganze damalige Welt — die Amerikaner ausgeschlossen: Die Regierung in

Washington **kann nicht** bestehen. Man gab ihr höchstens ein Jahrzehnt. Das ist vor über hundert Jahren gewesen; die Regierung in Washington besteht heute noch; ja, sie wird auch noch einige Jahre weiter bestehen. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schrieb ein englischer Techniker ein Buch, in dem er die Unmöglichkeit der Befahrung des Ozeans mit dem Dampfschiffe klar und deutlich nachwies. Das Erscheinen seines Buches wurde verzögert, und das erste Exemplar desselben kam mit dem ersten **Ozeandampfer** im Jahre 1843 nach Amerika. Doch, wozu dies alles? Um zu zeigen, daß es einen Fortschritt giebt, und daß oft das Unerwartete rasch eintreten kann.

Fortschritt und Entwickelung bedingen Ausscheiden von Unbrauchbarem und Veraltetem und Aufnahme von Brauchbarem und Neuem.

In der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft bedingt aller Fortschritt Unzufriedenheit mit dem Bestehenden. Wo alles mit den jeweiligen Verhältnissen zufrieden ist, da herrscht Stillstand. Und Stillstand bedeutet entweder Vollendung oder Erstarrung. Die Chinesen huldigen bekanntlich diesem Prinzip; denn alles Neue und Fremde — und das Fremde ist immer neu — schließen sie ängstlich aus. Wären unsere Vorfahren stets zufrieden gewesen, wir hätten heute keine Schulfrage; ja, wir hätten dann überhaupt keine Schule. Das Meer, der klare Gebirgsbach, sie rühren sich, sie bewegen sich; auf dem Sumpfe ist alles still; aber hier wächst und gedeiht auch nichts; alles ist tot; nur Luftblasen treten träge an die Oberfläche. Dies kurz zur Verteidigung der Unzufriedenen, die man so oft verunglimpft und für Phantasten verschreit. Sie sind es, die die Gesellschaft in Bewegung halten.

Aber sie sind doch immer in der Minderzahl. Gewiß! „Wenn man die Wahrheit sucht, darf man die Stimmen nicht zählen." Und die Majorität will doch von ihnen und ihren Plänen nichts wissen. Jawohl! „Aber vielen gefallen ist schlimm."

Keine Zeit scheint mir geeigneter, Reformen anzubahnen auf dem Gebiete der Erziehung als die gegenwärtige; denn kaum je haben sich so weite Kreise den erziehlichen Fragen eröffnet als heute.

„Die Esse loht, das Eisen glüht;
Es ist die Zeit zum Schmieden!"

Der allergrößte Notstand ist die unendlich schlechte Erziehung im Hause. „Ich wurde im praktischen Schulaufsichtsdienste durch die Erfahrung und die harte Logik der Thatsachen zu der unwiderleglichen Ueberzeugung gedrängt, daß der erste, weil natürlichste Erziehungsfaktor, die Familie, der Erziehungspflicht in ungeahnt zahlreichen Fällen gar nicht oder nur halb oder verkehrt gerecht zu werden versteht, und daß die redliche Arbeit von Schule und Kirche vielfach ohne Verschulden derselben unfruchtbar bleibt." (Schreiber.)

„Die erste Erziehungsanstalt, das Vaterhaus, die Mutterschule, löst ihre Aufgabe gar nicht oder nur zum kleinsten Teile. Die zweite, die vom Staate geschaffene, die Volksschule, welche nun die Kinder aufnimmt, muß die Aufgaben jener Schule noch zu den ihrigen machen, muß das nicht gelegte Fundament der Sittlichkeit nachzulegen versuchen." (Presting.)

„Die Kindererziehung, in geistiger, leiblicher und sittlicher Hinsicht ist erschrecklich mangelhaft." (Spencer.)

Was soll nun geschehen, um die häusliche Erziehung zu bessern? Zuerst muß die Ueberzeugung, daß dieselbe äußerst mangelhaft ist, allgemeiner anerkannt werden, als das bis jetzt der Fall ist. Die Lehrer und alle Freunde der Schule haben die Pflicht, überall, wo Zuchtlosigkeit und Unbotmäßigkeit der Schule zur Last gelegt wird, diesen Vorwurf energisch zurückzuweisen, und die Ankläger darauf aufmerksam zu machen, daß derselbe fast ausschließlich die Familie trifft. Wenn ein mäßiger Teil der Energie und Aufmerksamkeit, die heute, wenn es sich um die Sittenlosigkeit der breiten Volksmasse handelt, der Volksschule gewidmet werden, der häuslichen Erziehung gewidmet würde, so könnte das nur vorteilhaft sein für beide Teile.

Ganz besonders soll man aber bei der Erziehung der Mädchen darauf Bedacht nehmen, daß dieselben einst den wichtigsten Teil der häuslichen Erziehung zu übernehmen haben. Der größte Teil der häuslichen Erziehung war immer Sache der Mutter; heute ist das noch vielmehr der Fall als früher. Die ganze Last der häuslichen Erziehung liegt infolge der ungesunden sozialen Verhältnisse, auf den Schultern der Mutter.

Da sollte man nun meinen, man würde in der Erziehung der Mädchen darauf Rücksicht nehmen. Aber, man thut es nicht.

"Now the leaders of the new education for girls recommend training them for self-support, assuming that if wifehood and motherhood come those who have received such a training can best take care of themselves. This assumption is radically wrong and vicious, and should be reversed. Every girl should be educated primarily to become a wife and mother, and, if this is done wisely and broadly, the small minority who remain single will with this training be best able to take care of themselves." (Dr. G. Stanley Hall, Pres. of Clark Univ.)

„Das Weib wird in vielen, bei gesunder Lage der Dinge vielleicht in allen Fällen, später Mutter werden; hier hätte die umfassendste Belehrung einzusetzen, nach allen Richtungen, ohne jede Engherzigkeit. Das Weib soll eventuell Kinder erziehen. Gerade die naivsten Verfechter unserer verrotteten Erziehungszustände in der Familie faseln am liebsten von dem „natürlichen Beruf" des Weibes. Lassen wir einmal bei seite, ob dieser Beruf so ohne weiteres natürlich mit dem Begriffe Weib verbunden ist und ob es nicht eine Masse Weiber giebt, die, bei sonst bester Veranlagung, hier schlechterdings gar kein Talent haben. Aber selbst wenn es ein Beruf ist, zu dem alle taugen; soll er ohne Lehre bestehen? Wenn jemand eine wahre Idealanlage zum Astronomen hat: soll ihm deswegen der Unterricht in den einfachsten Grundbegriffen der Astronomie hartnäckig versagt werden? So geht es aber heute mit dem Mutterberuf, sowohl was die körperliche Schaffung und Pflege der Kinder, wie was die geistige Leitung, die Erziehung, anbetrifft." (Bolsche, Vom Mutterberuf.)

Der Lehrerstand muß besser besoldet werden; die Lehrer sollen wenigstens so viel erhalten, wie die Polizisten, Feuermänner oder Briefträger. Die Lehrer sollen definitiv angestellt werden, dann finden sich auch mehr Männer. Aus der Volksschule müssen die Schwachsinnigen, die Schwachbegabten und die sittlich „Defekten" ausgeschlossen werden. Heute kann sich die Volksschule dieser schädlichen Element nicht entledigen. Die Anzahl der Schüler in den

Klassen soll vermindert werden; mit 60—70 Kindern kann kein Lehrer, und selbst wenn er Pestalozzi hieße, das leisten, was geleistet werden sollte. In den Städten sollte man endlich einmal genügend Schulhäuser haben, um alle Kinder unterzubringen. Solche Zustände, wie sie bei uns in allen größeren Städten seit Jahren an der Tagesordnung sind, giebt es in keinem andern Kulturstaate.

Ja, höre ich da einen: Unsere Städte sind eben in einem ungeahnten Maße gewachsen. So? In den folgenden deutschen Städten ist die Bevölkerung zwischen 1885 und 1890 — also in fünf Jahren — wie folgt gewachsen. Berlin, Zunahme 19.7 Prozent; Hamburg 21.0; Leipzig 21.8; München 22.7 Prozent. In Amerika sind die folgenden Städte von 1890 bis 1900 — also in zehn Jahren — wie folgt gewachsen: New York 37.8 Prozent; Chicago 54.4; St. Louis 27.3; Baltimore 17.2; Milwaukee 39.5. Es sind andere Gründe, die ähnliche Zustände in deutschen Städten unmöglich machen; die deutschen Städte werden besser verwaltet.

Aber alle angeführten Verbesserungen kosten Geld. Nun, wir haben es ja. Ja, wir haben es; aber die Volksschule ist heute das Institut, welchem nicht die nötigen Gelder bewilligt werden. Für höhere Schulen werfen unsere reichen Männer und Frauen nur so um sich mit den Millionen. Für die Volksschule hat man aber nicht einmal genug, um in den größeren Städten genügend Schulhäuser errichten zu können.

Warum ist das der Fall? Wer trägt die Schuld daran? Wir selbst sind Schuld daran. Wir lassen uns ja alles gefallen. Abraham Lincoln hat einmal gesagt:

"You can fool some people all the time, and you can fool all the people some time; but you cannot fool all the people all the time."

Es scheint, daß Lincoln nicht an unsere städtischen Verwaltungen gedacht hat, als er den Ausspruch that, oder daß die Städte damals besser verwaltet wurden.

Wo soll aber das viele Geld herkommen? Nun, aus den Steuern. Dann muß aber der arme Steuerzahler noch viel tiefer in die Tasche greifen. Nein. Man ziehe nur alles Eigentum zur Besteuerung heran und es wird keine Erhöhung der Steuern eintreten. In Chicago haben sich die Korporationen stets der gerechten Besteuerung zu entziehen gewußt. Jetzt ist auf eine Entscheidung des Obergerichtes von Illinois eine so hohe Summe der Steuerliste hinzugefügt worden, daß einem Schulmeister, der doch auch mit Zahlen umzugehen weiß, schwindlig wird, wenn man ihm die Zahl nur nennt.

Warum sollte etwas nicht durchführbar sein, wenn das Volk es nur ernstlich will? Wir lassen uns nur zu viel gefallen. Es sollte wahrlich endlich einmal das feststehende Wort: „Es ist kein Geld für die Schulen da", verstummen.

Auch in unterrichtlicher Beziehung giebt es gar vieles zu bessern. „Wir müssen den Götzendienst, den wir mit dem A B. C, dem Einmaleins, und mit der Grammatik getrieben haben, und unsere Büchervergötterung fahren lassen. Die Ritter des Mittelalters, die Auslese der damaligen Zeit, hielten das Schreiben für einen einfachen Kunstkniff, für den ein Diener gerade gut ge-

nug war. (Ich sehe, wie ein Anhänger der Steilschrift hier einen Ohnmachtsanfall unterdrückt.)

„Es giebt viele, die überhaupt nicht gebildet werden sollen, für die es viel besser wäre, wenn sie keine Schule kennen lernten. Was hilft es dem Menschen, wenn er alles lernte, und dabei seiner Gesundheit verlustig geht?“

Wir müssen weniger Gewicht auf die Orthographie legen (Correct spelling) als bisher; denn sie ist viel weniger wichtig, als wir denken.“ (In den Augen der Lehrerin reine Ketzerei.)

„Sprache soll nicht als Sprache allein gelehrt werden, sondern in Verbindung mit Gegenständen, Thätigkeiten und konkreten Wirklichkeiten.“ (Concrete reality-truths.)

„Die meisten unserer Sprachbücher müssen wir verbrennen. Rechnen ist sehr übertrieben in unseren Schulen. Die Geographie soll auf ein Viertel, oder gar auf ein Achtel ihres jetzigen Umfanges reduziert werden. Wir sprechen von der Türkei als dem kranken Manne Europas, können ebenso die Geographie den kranken Zweig unseres Schulunterrichts nennen.“

"Reason is still very undeveloped. Even with respect to morals and conduct the chief duty of the child at this stage (9—13) is to obey. In most cases to try to explain brings self-consciousness and conceit. This method is the resource of teachers and parents whose personality is deficient in authoritativeness."

„In diesem Alter sollen Kinder hauptsächlich von Lehrern ihres Geschlechtes unterrichtet werden.“ (Also für Knaben von 9—13 Jahren Männer als Lehrer.)

"In the ideal school system, the sexes will now, for a time at least, pretty much part company. They are beginning to differ in every cell and tissue, and girls for a time need some exemption from competition."

Aber, wieso wagt ein einfacher Volksschullehrer so radikale und weitgehende Aenderungen anzudeuten und vorzuschlagen? Gemach! Diese Vorschläge stammen aus der Feder des bekannten Dr. G. Stanley Hall, der seit Jahren an der Clark-Universität als Präsident steht, und unser Schulwesen kennt.

Nun mögen naive Gemüter fragen: Was nützt das alles? Was kommt danach? Antwort:

„Der eine fragt: was kommt danach?
Der andre fragt nur: ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.“

„Das Schulwesen der deutschen Reformation im 16. Jahrhundert.“

Das ist der Titel eines von dem evang. Pfarrer Dr. Geo. Mertz kürzlich herausgegebenen, ausgezeichneten Buches, welches in Karl Winters Universitäts-Buchhandlung erschienen und für den Preis von 20 Mark zu beziehen ist. — Zweck dieses umfangreichen, 681 gr. 8° Seiten umfassenden Werkes ist, nachzuweisen, welchen bedeutenden Anteil die Reformation an der Begründung, dem Aufbau und der Entwicklung des Schulwesens nicht allein ihrer, sondern auch der nachfolgenden Zeit hat. In Anbetracht des Umstandes, daß

das Schul- und Erziehungswesen der Reformation trotz seiner grundlegenden Bedeutung für viele ein unbekanntes oder doch wenig bekanntes, für andre ein zu sehr verkanntes Gebiet ist, kann die Herausgabe dieses Werkes nur mit Freuden begrüßt werden, zumal es bisher an einer so eingehenden, geradezu erschöpfenden Behandlung dieses Gegenstandes fehlte, was von unsrer Seite um so mehr zu bedauern war, als gerade die Kenntnis der Wirksamkeit der Reformatoren auf dem Gebiete des Schulwesens auch für die Jetztzeit insbesondre für das Bestehen und die Weiterentwicklung unsrer evang. Gemeindeschulen hier in Amerika von einer so großen Bedeutung ist, daß das Studium des vorliegenden Werkes allen Pastoren, Lehrern und gebildeten Vorstehern und Gliedern unserer Gemeinden nicht dringend genug empfohlen werden kann. Ist es doch gerade die Schule gewesen, durch welche die Blüten und Früchte gezeitigt worden sind, die die Reformation zu einer weltüberwindenden Macht erhoben haben.

Beim Lesen und Durchblättern des vorliegenden Werkes ist man im Zweifel, was man mehr bewundern soll: die Gründlichkeit, mit welcher der Verfasser seinen Gegenstand erörtert, oder den Bienenfleiß, mit welchem er sein Material aus den verschiedenen Quellen zusammengesucht und -getragen hat. Es sei mir erlaubt, von dem reichen Schatze, welchen er auf diese Weise aufgespeichert hat, nur einzelne leitende Gedanken des ersten Teiles anzugeben, wobei ich mir von vornherein bewußt bin, daß ich im Vergleich zu dem im Werke selbst Dargebotenen nur Unvollkommenes und Lückenhaftes zu bieten vermag.

Der Verfasser beginnt mit der Feststellung des prinzipiellen Standpunktes, den die Reformation dem Schulwesen gegenüber einnahm, und mit der Darlegung des von ihr verfolgten Erziehungszweckes. Unter Hinweis auf eine Anzahl von zeitgenössischen sowohl als auch nachreformatorischen Kritikern der Reformation, nach deren Urteil dieselbe weniger gute Erfolge als Schaden angerichtet haben soll, zeigt er, daß diese Behauptung nur für die Zeit des Beginnes der Reformation gilt, in welcher das Schulwesen zunächst wirklich zurückging, was durch mancherlei Klagen der Reformatoren über den Verfall desselben bewiesen werde. Allein schon diese Klagen lieferten den Beweis dafür, daß letztere keine prinzipiellen Gegner der Schulen und Studien waren. Obwohl mancher versuchen möchte, sie auf Grund einzelner harter Urteile über die bisherigen Schulen dazu zu stempeln, so scheitere dieser Versuch doch kläglich, da ihre Abneigung nicht den Schulen überhaupt, sondern einzig und allein den auf katholischen und humanistischen Schulen herrschenden Mißständen galt. Allerdings hätten manche der Reformatoren durch zu harte Urteile über die bestehenden Schulen vielen, insbesondere den Schwärmern, Anlaß gegeben, im Namen der Reformation Wissenschaften und Schulen überhaupt zu verachten, ja auf deren Abschaffung zu bringen; allein mit solchen Leuten hätten die einsichtsvollen Jünger der Reformation keine Gemeinschaft gemacht, sondern wären ihnen mit allen Mitteln entgegengetreten. Sie hätten sich nur gegen solche Bildungsanstalten gewandt, welche ihrem Zweck nicht entsprechen und dem Evangelium mehr schadeten als nützten. Freudig hätten sie die neue für Schulen und Studien epochemachende Zeit begrüßt und sich als Verbündete des Humanismus bewiesen, dessen Erfolge die Reformation zu ihrem und der Schule Vorteil erst recht ausgebeutet habe. Den besten Beweis für ihre

Stellung zur Schule liefere ihre Forderung des Schulzwangs, welche keinen Zweifel darüber aufkommen lasse, daß sie für Unterricht und Erziehung überall eingetreten seien.

Unter den Motiven, welche sie dazu bewogen, nennt der Verfasser in erster Linie das religiöse, nämlich das Gebot Gottes an die Eltern, die Kinder zu unterweisen und zu erziehen in Gottes Wort; dieses habe ihnen als das oberste Gesetz und die Erfüllung desselben als das Gott wohlgefälligste Werk gegolten, während sie eine Versäumnis nach dieser Richtung als eine der größten Sünden bezeichnet hätten; denn durch die Kinder sollte vornehmlich der Kampf mit dem Fürsten des Bösen zur Ehre und Mehrung des Reiches Gottes geführt werden. Das Verderben der Schulen führten darum die Reformatoren direkt auf den Satan zurück. Ihr Urteil über den Zweck der Schulen begründeten sie mit dem Hinweis auf die Geschichte der Kirche, welche von jeher in der richtigen Erkenntnis des Wertes der Studien für ihre Zwecke Schulen errichtet habe. Besonders zur Erhaltung des reinen Evangeliums und der von ihm ins Leben gerufenen Kirche hätten die Reformatoren die Schulen für dringend notwendig gehalten. Größeres Interesse als die mittelalterliche katholische Kirche mußte die evangelische an der Gründung von Schulen und der Bildung der Jugend haben. Denn obwohl beide Kirchen die Menschen zu Bürgern des Reiches Gottes machen wollten, so seien doch in der Auffassung dieses Reiches sowohl als auch in den Mitteln zur Gewinnung treuer Bürger desselben prinzipielle Unterschiede zwischen beiden vorhanden, welche für die Pädagogik von entscheidendem Einflusse wären.

Nach katholischer Ansicht sei das Reich Gottes identisch mit der katholischen Kirche. Außer ihr gäbe es darum kein Heil. Als Heilsanstalt stehe sie auch über ihren Angehörigen. Die Heiligkeit der Kirche beruhe nicht auf ihren Gliedern, sondern auf gewissen äußerlichen Institutionen, welche von Gott eingesetzt sein sollen und wozu vor allen das Episkopat gehöre, welches den Zusammenhang mit den Aposteln darstelle und neben dem Evangelium die Grundwahrheiten des Reiches Gottes in unanfechtbarer Weise für alle Zeiten sichere. Von der Stellung zu dieser Kirche allein hänge das Heil des Menschen ab. Gegen diese Anmaßungen der Kirche seien nun die Reformatoren aufgetreten, indem sie behaupteten, die Kirche sei eine Sünderin vor Gott und irre vielmals, nur Christus sei die Wahrheit; die Kirche bestehe in ihren Gliedern, und in jedem derselben sei das Reich Gottes verwirklicht. Nach katholischer Ansicht genügt also eine Mitteilung der Wahrheit, die man entweder verwerfen oder annehmen, an der man aber nicht zweifeln dürfe. Es sei zweifellos, daß eine solche Mitteilung der Wahrheit weniger eines geordneten, intensiven Unterrichts bedürfe, als die selbstgewonnene Ueberzeugung von der mitgeteilten Wahrheit, welche nach protestantischer Ueberzeugung das Merkmal des Glaubens und damit zugleich die Bedingung der Zugehörigkeit zur Kirche bilde. Die protestantische Kirche bedürfe unbedingt des Unterrichts, wolle sie ihren Charakter nicht verleugnen; denn von der Wahrheit einer Sache könne sich nur ein Mensch überzeugen, der im stande sei zu forschen und zu prüfen. Dazu aber sei Geistesbildung nötig. Aber nicht allein das formale, sondern auch das materiale Prinzip der evangelischen Kirche sei ohne Erziehung

und Unterricht ein Widersinn. Wenn Gottes Wort die einzige Quelle des Glaubens sein solle, so müsse auch jeder unterrichtet werden, dasselbe lesen zu können. Zum Lesen und Verständnis der Heiligen Schrift seien aber Vorbedingungen notwendig, welche nur in Schulen erfüllt werden könnten. Vor allem verlange das Studium des Evangeliums Sprachkenntnisse. Das hätten die Reformatoren klar erkannt und deutlich ausgesprochen, wobei sie zugleich die Unzulänglichkeit der Uebersetzungen für das protestantische Glaubensprinzip hervorgehoben, die Wichtigkeit des Quellenstudiums betont und die Denkfreiheit als Grundsatz aufgestellt hätten. Die notwendige Folge davon sei ein Zurückgehen auf den Ursprung und ein Losreißen von der Autorität auf allen Gebieten der Wissenschaft gewesen, deren Verfall die Reformatoren auch als Ursache des Verfalles der Kirche angesehen hätten. Die Lossagung der Reformatoren vom Autoritätsprinzip sei allerdings nicht plötzlich erfolgt, sondern habe sich naturgemäß erst nach und nach in der evangelischen Kirche entwickelt; denn eine festgegründete und geordnete kirchliche Gemeinschaft, wie sie die Reformatoren herstellen wollten, wäre ohne eine bestimmte, abgegrenzte Glaubenslehre im engsten Anschluß an eine vernünftige Auslegung der Heiligen Schrift damals ebenso wenig möglich gewesen wie heute, wo, trotzdem die schroffen Schranken gefallen und die Freiheit der Forschung in einer dem Ideal möglichst nahe kommenden Weise zugestanden sei, immer noch an einem gewissen Punkte Halt geboten werden müsse für jeden, der noch als Mitglied der evangelischen Kirche gelten wolle. — Eine Folge der Forderung der Denkfreiheit aber seien die Lehrstreitigkeiten gewesen, die den Beweis geliefert hätten, daß die geforderte Gewissens- und Forschungsfreiheit sich niemals durch eine Lehrautorität binden lasse. Diese Lehrstreitigkeiten nun hätten der Schule zunächst geschadet, aber doch auch wieder nicht unwesentlich zur Errichtung von Schulen beigetragen; denn es habe sich kein besseres Mittel als die Schulen dargeboten, die Kinder von Jugend auf in der in einem Lande herrschenden Richtung zu unterrichten und zu befestigen. Die Kirchengeschichte der einzelnen evangelischen deutschen Landesteile zeige, daß gerade mit dem Uebergang von einer Richtung zur andern in einem Lande auch die Errichtung von Schulen verbunden war. Ein Wechsel des evangelischen Glaubens überhaupt und der Uebertritt eines Landes oder Fürsten in die katholische Kirche hätte kaum einen solchen Einfluß auf das Schulwesen gehabt; denn zur Bethätigung des Glaubens in der katholischen Kirche, zur Erhaltung und Fortpflanzung der letzteren wäre der Unterricht weit weniger nötig gewesen als eine ausreichende Anzahl von Priestern, welche für die Uebergetretenen einträten. In der evangelischen Kirche dagegen verlangte die Subjektivität in Glaubenssachen, das der einzelnen Persönlichkeit eingeräumte Recht des freien Verkehrs mit Gott, das allgemeine Priestertum Unterricht aller Glieder der Kirche und nicht bloß der Vorsteher derselben.

Im Zusammenhang damit stände auch der Unterschied des Gottesdienstes oder der religiösen Formen zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche, welcher für die Erziehung und den Unterricht der Jugend von der größten Bedeutung sei. Nach katholischer Auffassung sei der Gottesdienst ein klerikaler Akt, der sich auch ohne Teilnahme der Gemeindeglieder, die der

Priester Gott gegenüber vertritt, vollziehe. Der evangelische Gottesdienst sei ein Gemeindegottesdienst; die Gemeinde trete ohne Vermittlung des Priesters vor Gott, um ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen und ihren Glauben zu bethätigen. Die Predigt sei nur Mittel zu diesem Zweck; denn sie solle die Glieder belehren und erbauen. Um an einem evangelischen Gottesdienste teilzunehmen, der nicht in einer fremden Sprache abgehalten werde, müsse man mindestens die Bibel lesen und die Gesänge mitsingen können. Der Gottesdienst sei nicht Selbstzweck, sondern habe eine pädagogische Bedeutung, und da er kein opus operatum sei, so müßten die Gemeindeglieder durch Unterricht zur Teilnahme an demselben befähigt werden.

Derselbe durchgreifende Unterschied zeige sich auch in der Auffassung der Sakramente und sei deshalb nicht ohne Einfluß auf Unterricht und Erziehung in beiden Kirchen. Nach katholischer Lehre enthalten die Sakramente die in ihnen wirkende Gnade. Die sittliche Disposition, d. h. Buße und Glaube, würde zwar auch nach ihr von dem Empfänger verlangt; allein sie habe nur eine negative Bedeutung, insofern der Unwürdige der Gnade einen Riegel vorschieben könne. Die Wirkung erfolge bei passiver Rezeptivität ex opere operato durch Vermittlung des Priesters. Die Reformatoren hielten die Sakramente zur Erreichung des Heils zwar auch notwendig; aber sie forderten als Hauptbedingung für ihre Wirkung die Aktivität, die Würdigkeit des Empfängers. Dazu aber sei Unterricht viel nötiger als zu einem bloß passiven Verhalten. Bei der Taufe sei solcher Unterricht notwendig, damit die Kinder nachträglich zur Erkenntnis der Taufgnade kommen, und beim Abendmahl, damit die Empfänger sich zuvor bereiten könnten, dasselbe würdig zu genießen. —

Nachdem der Verfasser dann noch des weiteren ausführlich den Nachweis geführt, daß das speziell evangelisch-kirchliche Motiv für die Gründung von Schulen und die Wertschätzung von Wissenschaften noch folgenreicher war als das allgemein religiöse, insofern als man gerade damals der Jugend das Evangelium fest einprägen mußte, da in jenen Zeiten leicht ein Konfessionswechsel zu befürchten war, hauptsächlich aber weil es damals die Heranbildung eines tüchtigen Pfarr- und Lehrstandes galt, damit durch denselben das Christentum in das gesamte Leben gepflanzt und jeder Beruf zu einem göttlichen gemacht werde, wobei naturgemäß auch die Mitwirkung von Familie und Staat als unentbehrlich erachtet wurde, in deren Interesse es gleichfalls lag, daß die Jugend in christlichen Schulen erzogen und zu tüchtigen Bürgern und Beamten ausgebildet werden: — schließt der Verfasser mit den Worten:

„Es heißt die Zeitverhältnisse verkennen, wenn man der Reformation die Schuld dafür beimessen will, daß das Schulwesen nicht gleich zu Beginn der religiösen Neuerung den gedeihlichen Fortgang genommen hat, wie ihn anscheinend die Wirksamkeit des Humanismus unmittelbar vor derselben begründete. Den Reformatoren war es bei den gegebenen Verhältnissen bei allem Willen und aller Arbeit nicht möglich, das Schulwesen so zu gestalten und zu fördern, wie sie es ihrem Prinzip gemäß für notwendig hielten. — Hätten sie nicht mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den Kampf für Schule und Wissenschaft geführt, dann wäre das Schulwesen im Anfang der Reformation noch tiefer gesunken, als es vor ihr in der katholischen Kirche gesunken war, und die

Blüte desselben in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, deren Staub unzweifelhaft auch die katholischen Schulen befruchtete, hätte sich niemals so herrlich entfalten können, wie sie sich nach unsrer folgenden Darstellung entfaltet hat. Es darf deshalb schon hier beim Blick auf das bisher Dargelegte vom unparteiischen, wissenschaftlichen Standpunkte aus getrost gesagt werden, daß das formale und materiale Prinzip der Reformation es gewesen ist, welches für alle Zeiten für ein gesundes Schulwesen den Grund gelegt und zu seinem Aufbau einen sehr großen Teil beigetragen hat." —

Wir müssen es uns wegen des Mangels an Raum versagen, den noch übrigen reichen Inhalt des vorliegenden Werkes selbst in der so kurzen und zusammengedrängten Weise, wie es im Vorstehenden geschehen ist, anzugeben, sondern uns darauf beschränken, denselben nur durch die Kapitelüberschriften anzudeuten.

Kapitel 2 behandelt die Schulmänner der Reformation und ihre bedeutendsten pädagogischen Schriften; Kapitel 3 zählt die evang. Kirchen- und Schulordnungen des 16. Jahrhunderts auf; Kapitel 4 behandelt die Schulanstalten und beschreibt die verschiedenen Arten von Schulen in jener Zeit; Kapitel 5 beschäftigt sich mit den in diesen Schulen erteilten Unterrichtsfächern, der ihnen zugewandten Unterrichtszeit und den beim Unterricht verwandten Lehrbüchern; Kapitel 6 beschreibt die nach den verschiedenen Verordnungen bei den einzelnen Fächern anzuwendende Methode; Kapitel 7 handelt von den in jenen Schulen angewandten Erziehungsmitteln; Kapitel 8 hat die Lehrer, Kapitel 9 die Schüler zum Gegenstande, und Kapitel 10 behandelt das Verhältnis des Humanismus zur Reformation auf dem Gebiete des Schulwesens. — Ein Anhang, welcher dem Werke beigefügt ist, enthält die evangelischen Kirchen- und Schulordnungen im 16. Jahrhundert. Den Schluß bildet ein ausführliches Namen- und Sachregister. —

Das vorliegende Werk bedarf keiner Empfehlung — es empfiehlt sich durch seinen belehrenden und äußerst interessanten, teilweise fesselnden Inhalt selber. Es sollte in der Bibliothek jedes Schulfreundes einen Ehrenplatz einnehmen und fleißig gelesen und studiert werden. Wie mancher Irrtum hinsichtlich der Bedeutung der christlichen Schulen würde zerstreut, wie manchem verkehrten Streben auch in Bezug auf unsre Gemeindeschulen würde gewehrt werden, wenn auch die Gegner derselben und diejenigen, welche ihr lau gegenüber stehen, „das Schulwesen der deutschen Reformation im 16. Jahrhundert" gründlich prüfen und daraus lernen würden.

H. Brodt.

Die religiöse Pflege der Kinder in der Methodistenkirche.

Folgende bemerkenswerte Sätze finden wir im „Apologeten" über obigen Gegenstand. Derselbe bringt vier Artikel der Kirchenordnung zum Abdruck, die wir hiermit teilweise wiedergeben.

1. Sie sind zur christlichen Taufe berechtigt.

„Die Kindertaufe soll in der Kirche beibehalten werden." (Siehe Glaubensartikel XVII.)

„Wir glauben, daß alle Kinder kraft der unbedingten Segnungen der

Versöhnung Glieder des Himmelreichs sind und darum aus Gnaden ein Recht zur Taufe haben; da aber die Kindertaufe ein System fortlaufender religiöser Belehrung und Erziehung voraussetzt, so wird von allen Eltern und Vormündern, welche ihre Kinder zur Taufe bringen, erwartet, daß sie sich alle Mühe geben, dieselben nach dem Worte Gottes zu erziehen und sie sollen feierlich an diese Pflichten erinnert und aufs ernstlichste ermahnt werden, sie treulich zu erfüllen.“ (Kirchenordnung § 43.)

2. Das Verhältnis getaufter Kinder zur Kirche.

„Wir betrachten alle Kinder, welche getauft worden sind, als in einem sichtbaren Bundesverhältnis zu Gott stehend, und als unter die besondere Sorge und Aufsicht der Kirche gestellt.“ (Kirchenordnung § 44.)

„Der Aufsichtsprediger soll die getauften Kinder der Kirche, sobald sie zehn Jahre alt sind oder schon früher, in besondere Klassen einteilen und angemessene (männliche oder weibliche) Klaßführer bestimmen, deren Pflicht es sein soll, einmal wöchentlich in der Klasse sich mit ihnen zu versammeln und sie über den Zweck und die Verpflichtungen der Taufe, sowie über diejenigen Wahrheiten zu unterrichten, welche notwendig sind, um sie weise zu machen zur Seligkeit; sie zu ermahnen, die Gnadenmittel regelmäßig zu benützen; sie anzuweisen und zu ermuntern, ihr Herz und Leben Gott ohne Verzug zu weihen, und sich nach dem Stande ihrer religiösen Erfahrung zu erkundigen. Doch sollen ungetaufte Kinder von diesen Klassen nicht ausgeschlossen sein.

„Sobald die getauften Kinder ein hinreichendes Alter erreicht haben, die Verbindlichkeiten der Religion zu verstehen und Beweise von Herzens-Frömmigkeit geben, sollen sie auf die Empfehlung eines Führers, dessen Klasse sie wenigstens sechs Monate besucht haben, als volle Glieder in die Kirche aufgenommen werden, indem sie öffentlich vor der Gemeinde sich zu dem Taufbunde bekennen und die gewöhnlichen Fragen über Lehre und Kirchenordnung bejahend beantworten.“ (Kirchenordnung §§ 46, 47.)

3. Pflichten der Eltern.

Ehe der Prediger ein Kind tauft, ist er angewiesen, den Eltern desselben ein feierliches Versprechen abzufordern, daß sie dem Kinde gegenüber folgende Pflichten mit Gottes Hilfe erfüllen wollen: 1) Sobald das Kind zum Lesen fähig ist, es über das Wesen und den Zweck des Sakraments der Taufe zu unterrichten. 2) Es zum ehrerbietigen Gebrauch der von Gott verordneten Gnadenmittel, der Verkündigung des Wortes Gottes und des gemeinschaftlichen und verborgenen Gebetes anzuhalten. 3) Dafür Sorge zu tragen, daß es die Heilige Schrift lese und das Gebet des Herrn, die zehn Gebote, das apostolische Glaubensbekenntnis, den Katechismus und alles andere lerne, was ein Christ zum Heil seiner Seele wissen und glauben soll, damit es angeleitet werde, ein tugendhaftes und heiliges Leben zu führen. (Kirchenordnung § 442.)

Die im zweiten Artikel am Schluß aufgestellte Forderung, daß die Kinder sich öffentlich vor der Gemeinde zu ihrem Taufbunde bekennen und die gewöhnlichen Fragen über Lehre und Kirchenordnung bejahend beantworten sollen, grenzt doch wohl ziemlich nahe an die in der evangelischen Kirche zu Recht bestehende Konfirmation. Es ist daher nicht einzusehen, warum manche Methodisten an der Konfirmation solchen Anstoß nehmen. Sie kennen wohl ihre eigene Kirchenordnung nicht, die etwas Aehnliches vorschreibt.

Kirchliche Rundschau.

Ingersoll redivivus. In Kansas City hat sich ein Dr. J. E. Roberts aufgemacht, um das Werk des Agnostikers Ingersoll fortzusetzen. Derselbe kam vor 20 Jahren als Baptistenprediger in genannte Stadt, wurde dann Unitarier; und da es ihm auch da noch zu orthodox war, wurde er Freidenker. Er sammelte bald eine Anzahl Gesinnungsgenossen um sich und gründete mit ihnen „Die Kirche dieser Welt." Dieselbe besteht seit fünf Jahren und sammelt sich jeden Sonntagmorgen im Auditorium zur „Erbauung" im Unglauben! Ein Orchester trägt Musik vor und der Dr. hält eine Rede. Mit dem Christenglauben hat er nichts mehr gemein. Er sagt zwar, er glaube auch an Jesum; aber er ist ihm höchstens noch ein guter Mann und weiser Lehrer, nicht der Sünder Heiland. An Gott, den Vater, Jehova, glaubt er nicht, der nach seiner Meinung ein blutdürstiger Tyrann ist, weil er verlangte, daß sein Sohn, Jesus, für die Sünden der Welt am Kreuz sterben sollte. Vom Heiligen Geist weiß er nichts; wie sollte er auch? „Die Welt sieht ihn nicht und kennt ihn nicht," sagt Jesus; wie sollte Roberts ihn kennen?

In letzter Zeit hat nun „die Kirche dieser Welt" den Plan gefaßt, Propaganda zu machen für ihren Unglauben. Kansas City soll zum Zentrum des Agnosticismus für die Welt gemacht werden. Roberts soll einen Gehilfen bekommen, der ihn in Kansas City vertritt, wenn er selbst im Lande umherreist, wie früher Ingersoll, um alle Gleichgesinnten an sich zu ziehen und die unbefestigten Seelen auf den schlüpfrigen Boden des Unglaubens zu locken, auf dem es dann mit Riesenschritten abwärts geht.

Kann uns das erschrecken? Keineswegs! Es muß alles ausreifen zur Ernte! Halbheit kann sich auf die Dauer nicht halten! Ach, daß du kalt oder warm wärest, weil du aber lau bist — will ich dich ausspeien aus meinem Munde! Das mammonsselige Christentum ist eine Erscheinung, die unbedingt zu einer Entscheidung getrieben werden muß. Wie Zinzendorf dichtet:

Seid ihr Heiden? — Nennt euch so!
Heißt ihr aber Christi Glieder
Und der eitle Götze Mammon
Herrschet noch in eurer Brust,
Dann seid ihr ein Thorenvolk
Oder echte Judasbrüder!
Nur zu albern zum Verraten,
Oder habt — kein Geld gewußt!

Bischöfliche Methodistenkirche. Die gemeinsame Kommission der Bischöflichen Methodistenkirche und der Bischöflichen Methodistenkirche des Südens ist zu ihrer ersten Sitzung in dem „Women's College" zu Baltimore, Md., zusammengetreten. Allerdings war die Versammlung privat, doch erfährt man über die Gegenstände der Beratung genug, um zu sehen, daß, wie auch ein Glied der Kommission aus dem Norden sich aussprach, diese Konferenz weitgehende Folgen haben wird, ja, daß sich die Folgen auf kirchlichem Gebiete noch gar nicht absehen lassen. Zu den Gegenständen, die zur Beratung kommen werden, gehören die folgenden: die Vereinigung der Missionsthätigkeit auf allen ausländischen Feldern; Stärkung der verschiedenen Posten beider Gemeinschaften durch eine gründliche Organisation und Ausrüstung; die Einrichtung einer ökonomischeren Basis der

Thätigkeit; die Einrichtung eines gemeinsamen Mädchen-Seminars aus dem ausländischen Felde; Gründung eines gemeinsamen Buchverlags in China; die Gründung von weltlichen und kirchlichen Zeitungen und Zeitschriften auf dem ausländischen Felde.

Die Bischöfe der Methodistenkirche erklärten am 6. Mai d. J. in ihrer halbjährlichen Zusammenkunft in Chattanooga, Tenn., in offizieller Eigenschaft, daß die revidierten Paragraphen der Konstitution, betreffend die Generalkonferenz, deren Zusammensetzung, Organisation und Machtbefugnisse, definitiv angenommen seien und somit in Kraft treten. Diese Veränderung wurde von drei Generalkonferenzen vorberaten und von der letzten, 1900, angenommen, vorbehältlich, daß bei den verschiedenen jährlichen Konferenzen im Jahre 1901 eine Dreiviertel Mehrheit aller Mitglieder dafür stimmen. Da eine solche Dreiviertel-Mehrheit dafür war, so wurde also jetzt von den Bischöfen amtlich erklärt, daß die bezeichnete Konstitution in vorgeschriebener Weise angenommen wurde und nun das Fundamentalgesetz der Bischöflichen Methodistenkirche ist.

Die Generalkonferenz der Südlichen Methodistenkirche trat am 7. Mai in Dallas, Tex., in Sitzung. Sie ist aus 141 Prediger- und aus ebenso vielen Laien-Delegaten zusammengesetzt. Es sind die Repräsentanten von 47 Konferenzen und 1,516,576 Kommunikanten. Diese gesetzgebende Körperschaft hat, abgesehen von der Wahl der kirchlichen Beamten, über eine Anzahl wichtige Fragen zu entscheiden. Vor allem darüber, ob das Geld ($280,000), das die Kirche von der Ver. Staaten-Regierung für zerstörtes Kircheneigentum erhalten hat, zurückgegeben werden soll, weil einer der Verlagsagenten in der Wahl der Mittel, die er in der Erlangung des Geldes anwandte, nicht besonders wählerisch gewesen ist. Bekanntlich hat damals der Board der Bischöfe, sobald die Angelegenheit zu seiner Kenntnis kam, sich dem Ver. Staaten Senat gegenüber erboten, die ganze Summe zurückzubezahlen, wenn er glaubte, daß er durch falsche Darstellung zur Auszahlung des Geldes bewogen worden sei. Der Senat antwortete, daß er sich erstens kaum dazu hergegeben haben würde, $280,000 auszuzahlen, wenn er gewußt hätte, daß fast ein Drittel dieser Summe für Advokatengebühren verwandt werden sollte, daß aber zweitens die Ver. Staaten-Regierung in dieser ganzen Angelegenheit keinen Verlust erlitten habe, und weil schließlich drittens die Kirche allein es wäre, die bei der Sache den Verlust zu tragen habe, so sei die Angelegenheit von seiten des Senats als erledigt zu betrachten. Die Kirche will jedoch nicht einmal einen Schatten der Unredlichkeit auf sich ruhen lassen, weshalb die Generalkonferenz sich eingehend mit dieser Sache befassen wird. Außerdem wird der Diakonissensache, der Zeitbeschränkungsregel des Predigtamtes, dem Evangelistenamt und anderen minder wichtigen Fragen volle Aufmerksamkeit geschenkt werden. Für Missions- und Kirchenbauzwecke hat die Kirche im verflossenen Quadriennium $2,705,356 aufgebracht und außerdem als 20. Jahrhundert-Dankopfergabe $1,800,000. Die letztere Summe wurde ausschließlich der höheren Erziehung gewidmet. Wir beabsichtigen, die hauptsächlichsten Beschlußnahmen dieses wichtigen kirchlichen Körpers unseren Lesern vorzulegen.

Die Bischöfl. Methodistenkonferenz von Süd-Amerika. Bericht von Bischof McCabe. Diese Konferenz wurde in Buenos

Ayres gehalten und kam am 18. März zum Abschluß. Die Berichte waren durchgängig höchst ermutigend. Zunahme an Gliedern und Kollekten wurde von allen Feldern berichtet. Grundstücke zum Bau von Kirchen wurden vielerorts gesichert. Die Sonntagsversammlungen waren zahlreich, besonders die Nachmittagsversammlung für Kinder. Nur die Hälfte der Kinder unserer Sonntagschulen war anwesend; keine Kirche hätte sie alle fassen können. In dieser Versammlung hatte ich die zukünftigen Methodisten von Buenos Ayres vor mir sitzen. — Die Konferenzsitzung war eine sehr angenehme; nichts störte die Harmonie; die Bestellungen schienen vollkommene Zufriedenheit zu geben. Getäuscht fand sich die Konferenz darin, daß Rev. H. C. Tucker, Delegat von der brasilianischen Mission der Südlichen Bischöfl. Methodistenkirche, nicht gegenwärtig sein konnte, da eine siebentägige Quarantäne wegen des gelben Fiebers ihn auf dem Schiff gefangen hilt. Br. Tucker ist ein Schwiegersohn von Bischof Granberry und Agent der amerikanischen Bibelgesellschaft. Er erzählte mir nach seiner Ankunft von dem Versuch, den der römische Bischof machte, ihn aus Juiz de Flora, einem Städtchen in Brasilien, zu vertreiben. Ein Priester von hoher Stellung und langjähriger Erfahrung wurde mit dieser Mission betraut. Dieser Priester erwiderte dem Bischof, daß wenn er es mit den Methodistenpredigern, die gelehrte Leute seien, aufnehmen solle, er zuerst deren Bücher studieren müsse. Der Bischof verlieh ihm die Erlaubnis dazu. Er fing mit der Bibel und dem Katechismus an. Das Resultat war, daß dieser Priester von seinen Sünden überzeugt wurde und zu dem Methodistenprediger des Städtchens kam mit der wohlbekannten Frage: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ Er wurde zu Gott bekehrt und predigt nun den Glauben, den er einst verfolgte. Die Konferenz passierte Beschlüsse, in welchen sie den Deputierten im Kongreß dankte für die Verteidigung von Rev. W. C. Morris gegen die Anklagen des Bischofs von Santa Fe. Br. Morris wurde in unserer Kirche vor einer Reihe von Jahren bekehrt und ist jetzt ein Prediger der englischen Staatskirche. Von der Stunde seiner Bekehrung an hatte er eine wahre Passion für das Missionswerk unter den Armen. Das Werk dehnte sich so aus unter seinen Händen, daß er Tausende von Dollars nötig hatte, wo wir ihm nur Hunderte geben konnten. Die Kirche von England bot ihm das nötige Geld an. Er hat 1800 Kinder in seinen Schulen. Ich besuchte diese Schulen und freute mich, daß sie unsere Methodisten-Gesangbücher und Sonntagschul-Litteratur benützen. Sie erhalten aber nicht nur religiöse Belehrung, sondern werden auch in allerlei Handwerken unterrichtet. In seiner Nachtschule lernen fünfzig Polizisten lesen. Dieses Werk erregte die Aufmerksamkeit so, daß der Kongreß ihm $200 in Gold, monatlich, aus dem Staatsschatz bewilligte. Dieser Aktion widersetzte sich der Bischof von Santa Fe mit aller Macht, als es aber zur Abstimmung kam, erhob sich der ganze Staatskörper und der Bischof stimmte allein. Religiöse Freiheit ist hier zur Thatsache geworden. Die römische Kirche hat nun auch ein Schulgebäude errichtet, ganz nach dem Muster der Morris-Schule, allein die Kinder wollen nicht kommen — sie haben bereits den Unterschied zwischen Brot und Steine gelernt.

Die in Verbindung mit der Konferenz stehenden Schulen befinden sich in einem sehr gedeihlichen Zustande; wir könnten sofort 500 Schulen gründen, wenn wir die Mittel dazu hätten. Die Konferenz bestätigte die Wahl der Beamten für eine Kirchenbau-Gesellschaft für Süd-Amerika. C. W. Drees ist der Korr. Sekretär derselben. Was wir nötig haben in Süd-Amerika sind 1000 Methodistenprediger zu Pferde — die Pferde haben wir,

die Prediger fehlen uns. Manches andere von hohem Interesse ließe sich berichten. Die Konferenz ist allerdings noch klein an Zahl, allein ihr gilt das Wort des Herrn: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde, es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben!"

Die Generalversammlung der Presbyterianer, welche im Mai in New York zusammentrat, hat den Bericht des Komitees über die Revision des Glaubensbekenntnisses entgegengenommen. Der neue Artikel über die Gnadenwahl lautet wie folgt: „Wir glauben, daß Gott von Anfang an, nach seinem Wohlgefallen, seinem Sohn ein Volk gegeben hat, eine unzählbare Schar, welche in Christo zur Heiligung, zum Dienst und zur Seligkeit erwählt sind; wir glauben, daß alle, welche zu Jahren der Erkenntnis gelangt sind, diese Seligkeit nur durch Glauben und Buße erhalten können; und wir glauben, daß alle, welche in der Kindheit sterben, und alle anderen, welche von dem Vater dem Sohne gegeben worden sind und außerhalb der sichtbaren Gnadenmittel stehen, wiedergeboren und von Christo gerettet werden durch den Geist, welcher wirkt wann, wo und wie er will."

Vom Tod abgerufen. Einige hervorragende Diener der Kirche in Amerika hat der Tod von ihrer Wirksamkeit abgerufen. Dr. Thomas Dewitt Talmage starb im April. Ueberschwängliche Lobhudeleien wurden bei seinem Grabe ausgesprochen, die, nach dem Bericht des „Apologeten" jedes gläubige Christenherz anekeln, statt erheben mußten. Dr. Talmage ist gewiß auch mit dem Bewußtsein vor seinem Herrn erschienen, das Zinzendorf in den Worten ausdrückte:

„Hier kommt ein armer Sünder her,
Der gern ums Lösgeld selig wär."

In New York starb ein Prälat der römisch-katholischen Kirche Erzbischof Mich. Augustin Corrigan und wurde mit all dem der römischen Kirche zu ihren Zwecken dienenden Pomp begraben, um das Land von ihrer Macht und Einfluß zu überzeugen. Corrigan hat einst den Dr. McGlynn seine eiserne Faust fühlen lassen, als dieser sich unterstand, für den Sozialisten Henry George zu arbeiten, als derselbe sich um das Amt des Mayors von New York bewarb. Trotz mächtiger und zahlreicher Freunde mußte McGlynn, der sich auf sein freies Bürgerrecht berief und als Held für seinen Mannesmut gefeiert wurde, doch endlich zu Kreuze kriechen, damit die Exkommunikation aufgehoben wurde und die Kirche ihm wieder Amt und Brot gab. — Es giebt eben nichts dem Menschen die Kraft, dem römischen Feinde siegreich Trotz zu bieten, kein natürlicher Patriotismus, kein Mannesmut, keine Wissenschaft, sondern allein der feste Stand Luthers auf dem unverfälschten Wort: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders: Gott helfe mir!"

Ebenso starb in hohem Alter Bischof William Taylor von der Bischöflichen Methodistenkirche. Derselbe wurde am 2. Mai 1821 in Virginia geboren. Außerhalb seiner Kirche wurde er am meisten bekannt durch seine Missionsreisen in der ganzen Welt umher: in Australien, Indien, Süd-Afrika und Süd-Amerika war er evangelistisch thätig; gründete als Missionsbischof seine Glaubensmissionen, 30 Missionsstationen mit 70 Missionaren am Kongo, die durch freiwillige Beiträge amerikanischer Methodisten unterstützt wurden. Nach dem Dafürhalten des „Apologeten" habe dieses Prinzip zwar in Indien und Süd-Amerika gute Früchte gezeitigt,

aber in Afrika sich als Fehlschlag erwiesen. Bischof Taylor war seit 1896 wegen Altersschwäche auf die Liste der dienstunfähigen Bischöfe gesetzt. Er starb in seiner Heimat in Palo Alto, California, wo er mit seiner Familie seinen Lebensabend zubrachte.

Am 12. März starb in Halle, fast 76 Jahre alt, Oberkonsistorialrat, Prof. Dr. theol. phil. et jur. Julius Köstlin, der bekannte Lutherbiograph.

Die Bacillophobie greift jetzt auch in der Ohiosynode um sich, indem man auch dort anfängt Einzelkelche bei der Austeilung des heiligen Abendmahls zu gebrauchen.

Von mehr als gewöhnlichem Interesse ist die Thatsache, daß man auf dem neulich in New Orleans abgehaltenen Rabbinerkongreß die Frage erörterte, ob nicht der jüdische Sabbat auf den christlichen Sonntag verlegt werden sollte. Es sind natürlich weder ethische noch religiöse Gründe, welche diese Diskussion veranlaßt haben; in echt jüdischer Weise zog man dabei nur das Nützlichkeitsprinzip in Betracht. Dabei gab man zu, daß der jüdische Sabbat in den amerikanischen Städten nur noch dem Namen nach besteht, weil der Samstag allgemein als der beste Geschäftstag der Woche gilt. Rabbi Jakob Voorsänger von San Francisco sagte, daß während Tausende den Sabbat nicht mehr halten, sie doch willig wären, den christlichen Sonntag als Ruhetag zu adoptieren. Selbst die jüdischen Frauen hätten sich daran gewöhnt, ihre hauptsächlichsten Einkäufe am Samstag zu machen. Die Opposition gegen die Verlegung des Tages fand ihren hauptsächlichsten Grund darin, weil man befürchtete, daß man dadurch den christlichen Sabbat und damit die Thatsache der Auferstehung Jesu Christi anerkenne. Schließlich wurde die ganze Angelegenheit bis übers Jahr verschoben.

Der Fall Weingart, über den wir im Jahre 1900 berichteten, läßt die liberalen Kreise in Deutschland noch immer nicht zur Ruhe kommen. Weingart wurde bekanntlich vom Landeskonsistorium von Hanover des Pfarramtes enthoben, seines offenen Unglaubens wegen. Nun wurde er durch einen Patron zum Pfarrer in Röda, im Weimarischen, präsentiert, aber es wurde ihm von der Weimarschen Kirchenregierung die Bestätigung versagt. Darob erhebt sich nun abermals großes Geschrei in den liberalen Kreisen, daß dieser Mann, der in einem Lande im Disziplinarwege des Amtes enthoben wurde, nun auch in jedem anderen Lande als unfähig für das Amt angesehen werden soll. Für das Aergernis, das die ungläubigen Pfarrer in den Gemeinden anrichten an den Seelen der Gemeindeglieder, haben diese „Liberalen“ kein Gewissen noch Verständnis. Statt ihre Gesinnungsgenossen in freikirchliche Gemeinden zu sammeln, denen sie nach Herzenslust allen Unglauben vortragen können, beanspruchen sie das Recht, auf jeder beliebigen Kanzel das Aergernis des Unglaubens zu geben. Eine große und lange Erklärung wurde erlassen und unterzeichnet von einer ganzen Anzahl Korporationen, Redaktionen und einzelnen — Professoren und anderen Doktoren, Pastoren u. s. w. . . . Eine lange Liste, die allein 2½ Seiten unsers Blattes füllen würde! Die Menge soll wohl imponieren, wie seiner Zeit die lange Petitionsliste um Begnadigung Weingarts, die in Osnabrück in Scene gesetzt wurde, um dem Kaiser damit zu imponieren!

Die Ikonomanie unserer Zeit scheint nicht zur Ruhe kommen zu wollen. Es wird nun auch geplant, dem Theologen Schleiermacher ein Denkmal zu errichten und vor der Dreifaltigkeits-Kirche in Berlin aufzustellen.

Die Gnadauer Osterkonferenz. Am 8. April früh 10 Uhr eröffnete Pastor Hoffmann aus Rathmannsdorf die diesjährige Osterkonferenz mit der Ansprache über 1 Kor. 2, 6 ff. Den ersten Vortrag erstattete Pastor Müller aus Groppendorf, der Herausgeber der neuen Monatsschrift „Unsere Kolonien", über das Thema: „Paulus und das Evangelium." Er behandelte zuerst die Lehre des Paulus vom Wesen und Werk Christi, des Sohnes Gottes, und zeigte, wie nach Paulus objektiv die Thatsachen der Person und des Werkes Christi, subjektiv der rechtfertigende Glaube das Wesen des Christentums ausmachen. Ihm ist der geschichtliche Christus der Messias sowohl wie auch die zweite Person der Dreieinigkeit, wie ihn der zweite Artikel des apostolischen Glaubens bekennt. Sein einmal vollzogener Tod am Kreuze und seine Auferstehung ist der Grund des rechtfertigenden Glaubens, das Gesetz ist aufgehoben, die täglich neue Vergebung der Sünden schließt das Heil ein. Auf Grund besonderer Offenbarung predigte Paulus das Evangelium. Ein Gegensatz zwischen Jesus und Paulus besteht nur scheinbar, die Differenz, welche zwischen Paulus und den anderen Aposteln herrschte, betraf nur die Missionspraxis. Der Vortragende setzte sich mit den modernen Lehren sowohl über das Wesen und das Werk des Herrn klar und überzeugend auseinander und wies die Uebereinstimmung des Evangeliums des Paulus mit der Predigt Christi nach. Jesus ist nicht Stifter, sondern Träger des Christentums. Es liegt in der geschichtlichen Situation, daß Jesus die Lehre vom Reich Gottes hervorkehrte, Paulus dagegen die Lehre von der Sünde und der Rechtfertigung. Der lichtvolle Vortrag fand durchaus Zustimmung.

Am Nachmittage erstattete Pastor Lepsius aus Berlin, seinem Wunsche entsprechend, einen Vortrag über „die Gemeinschaftsbewegung und die Kirche." Der Redner bezeichnete die jetzt in allen Kreisen, namentlich Norddeutschlands, hervortretende Bewegung als eine Erweckung des deutschen Pietismus unter Einfluß des amerikanischen Methodismus. Der in Deutschland lange schlummernde Pietismus trete jetzt wieder selbständig hervor. Wesley, der Vater aller methodistischen Erscheinungen, stehe im Gegensatz zu dem anglikanischen Kirchentum und habe mit seiner Verkündigung des rechtfertigenden Glaubens auf lutherischem Grunde sich aufgebaut in entschiedener Reaktion gegen die statutarische Ordnung des kirchlichen Lebens durch Calvin. Der Pietismus habe die Aufgabe gehabt, die Reformation fruchtbar zu machen, die Verknöcherung der Lehre zu beseitigen. Nicht ganz mit Unrecht habe Ritschl behauptet, die Reformation sei durch die mystisch-asketischen Elemente des Pietismus zurückgedrängt in Werkheiligung. Die jetzige Gemeinschaftsbewegung stehe auch in Gefahr, diese zu suchen, aber sie kämpfe dagegen. Sie wolle die Gemeinde lebendig machen, verhindern, daß die Kirche in Klerus und Laien zerfalle, das allgemeine Priestertum nicht als Mittel zum Zweck, sondern als Selbstzweck setzen und so Leben in der Kirche schaffen. Sie sei nicht ein zerstörendes Element, sondern ein Ferment für die Kirche.

Es konnte für den Vortrag kein geschickterer Redner gewonnen werden. Allgemein mußte anerkannt werden, daß die Gemeinschaftsbewegung als eine so ideale hingestellt wurde, daß selbst gute Lutheraner zugaben, daß sie, wenn das aufgerollte Bild richtig wäre, der Kirche von Segen sein würde. Die Bedenken, welche geltend gemacht wurden, traten zurück gegen die Hoffnung auf Belebung der Gemeinden. Der kirchliche Gegensatz wurde in der lebhaften Diskussion mit Hochschätzung des Referenten und der Gemeinschafts-

bewegung geltend gemacht. Auf die innerhalb der betreffenden Kreise jetzt schwebenden, weniger prinzipiellen als persönlichen Differenzen ging Dr. Lepsius nicht ein, der im engeren Kreise am Abend noch manches Interessante aus der Bewegung mitteilte.

Am Mittwoch früh führte Pastor Dr. Zehnpfund aus Plötzkau in das höchst interessante Gebiet der „inschriftlichen Funde zum Pentateuch." Er entrollte die Geheimnisse der alten ausgegrabenen Keilinschriften und wies aus den von der deutschen Orientgesellschaft gemachten Ausgrabungen und den dabei gefundenen altbabylonischen Inschriften nach, daß Abraham eine historische Persönlichkeit gewesen sei, ein Abkömmling der alten monotheistischen Sabbäer, der aus seinem Vaterlande auszieht, weil seine Landsleute unter einem neuen Könige in Polytheismus verfallen. Die Schöpfungs- und Sintflutsgeschichte habe er in sein neues Vaterland herübergenommen. Der Vortragende beurteilte sodann die moderne Kritik und wandte sich besonders gegen Lic. Winkler, der Abraham für eine Personifikation des Mondes hält, und dessen Kombinationen auch Prof. Delitzsch für wüste Einfälle erklärt. Daß es der deutschen Orientgesellschaft allmählich gelingen möge, immer mehr Licht in das Dunkel der wissenschaftlichen Kritik des Alten Testaments zu bringen, war der Wunsch nicht allein des Referenten, sondern auch seiner aufmerksamen Zuhörer, die in ihrem Festhalten am geoffenbarten Worte Gottes neu gestärkt wurden.

Nun giebt es sogar eine Konferenz gläubiger Kaufleute. Diese tagte zum ersten Male am 18. und 19. Februar d. J. in den Räumen des christlichen Vereins junger Männer zu Berlin, Wilhelmsstraße 34. Es waren gegen 30 Kaufleute zugegen. Nach den Begrüßungsworten des Kaufmanns Wilh. Bild aus Brieg und nach der Andacht des Kaufmanns Pielstick aus Berlin hielt Kaufmann Böhmer aus Essen ein Referat über „Des gläubigen Kaufmanns persönliche Christenpflicht." Das zweite Referat über „Unsere Christenpflicht im Beruf" hielt Kaufmann Paetzold aus Sarau. Er behandelte in gründlicher Weise die Frage der Reellität im Geschäft (Wahrhaftigkeit, feste Preise, Konkurrenzneid, Spekulation u. s. w.). An die Vorträge schloß sich eine Besprechung an. Am zweiten Konferenztage wurden die Verhandlungen durch eine von Forstmeister a. D. von Rothkirch gehaltene Andacht eingeleitet. Das letzte Referat hielt dann der Fabrikant Rosenkranz aus Barmen über das Thema: „Unsere Christenpflicht gegenüber unseren Berufsgenossen." Auch diesem Vortrag folgte eine allgemeine Besprechung. Am Nachmittag wurde zum geschäftlichen Teil der Konferenz geschritten. Es wurde beschlossen, daß jährlich Anfang Februar in Berlin eine allgemeine Konferenz gläubiger Kaufleute stattfinden solle. Dann wurde ein geschäftsführender Ausschuß mit einem Beirat von Vertrauensmännern aus möglichst jeder Provinz und allen Landesteilen gewählt. Mitglied des Verbandes gläubiger Kaufleute kann jeder gläubige Kaufmann werden, der 1 Mk. und mehr Mitgliedsbeitrag einzahlt. Der ausführliche Bericht dieser Konferenz soll extra herausgegeben werden (zu beziehen von Kaufmann Wilh. Bild in Brieg, Bez. Breslau). Mit einer Schlußandacht und einer Gebetsgemeinschaft wurde die Konferenz geschlossen.

Auf dem 5. Internationalen Zoologen-Kongreß in Berlin hielt am 16. August vor. J. Prof. Dr. W. Branco aus Berlin einen Vortrag über „Fossile Menschenreste." Vor allem mahnte Dr. Branco den

Höhlenknochen gegenüber zu großer Vorsicht. Denn diese Knochen lügen oft noch viel mehr, als die Menschen über diese Knochen lügen. Da findet man diluviale und gar tertiäre Höhlen und gruppiert die darin liegenden Menschenknochen sofort in die diluviale und tertiäre Periode. Die Knochen sind aber meist später hineingebracht, sei es, daß die Menschen selber in späterer Zeit darin umkamen oder daß sie darin begraben wurden. So findet sich z. B. in den diluvialen Höhlen Nordamerikas kein einziger diluvialer Schädel, und die vermeintlichen diluvialen, weil ungemein primitiven Werkzeuge und Waffen von Stein, können eben so gut von späteren Geschlechtern stammen, die sie eben deshalb fortgeworfen haben, weil sie ihnen zu einfach und unvollkommen waren. Auch in Süd-Amerika ist die Zahl der diluvialen Menschenknochen sehr gering. Alle Menschenreste in Höhlen sind mindestens mit Mißtrauen zu betrachten. In Europa macht man mehr Knochenfunde, die man als diluvial, als fossil, wenigstens als sehr alt ansprechen kann, da ist es nun wunderbar, daß der größte Teil dieser alten Menschen gerade so gestaltet war wie wir. Weder hatten sie einen kleineren Schädel noch ein kleineres Gehirn; ja einzelne von diesen alten Schädeln sind so groß, daß jeder von uns stolz sein könnte, ihn auf seinen Schultern zu tragen. Auch die Arme und Beine der Höhlenmenschen waren nicht länger als unsere. Der Schädel hat sich also seit der diluvialen Zeit nicht mehr geändert und der Uebermensch ist, wenn es auf die Gehirnmasse ankommt, kein Produkt der Zukunft, sondern der Vergangenheit. Zwei Forscher stehen sich in Bezug auf die Klassierung der alten Schädel gegenüber: Vollmar, der nicht ansteht, die Darwinsche Entwickelungslehre auch auf den Menschen anzuwenden, giebt zu, daß die Schädel sich seit dem Diluvium nicht verändert haben; und Virchow, der mit großer Vorsicht an der Spitze derer steht, die die Konsequenz der Entwickelungslehre auf den Menschen bestreiten, spricht aus, daß die Schädel sich ebenso ändern, wie alle Erscheinungsformen der Organismen, und daß der kurze Schädel nur eine Entwickelungsform zum langen Schädel sei. Sie haben alle beide recht. Weder hat sich der menschliche Schädel seit der Diluvialzeit geändert, noch ist er unveränderlich. Die Zeit war seitdem zu kurz, um merkbare Veränderungen hervorzubringen. Was man von solchen Veränderungen seitdem spricht, beruht auf Trugschlüssen: die geographische Verbreitung der Fundstätten in Ost- und Westeuropa, der Umstand, daß man hier und da in jüngeren Gräbern Kurzschädel, in älteren Langschädel findet, beweist nicht eine Veränderung des Schädels derselben Rasse, sondern die Vernichtung der einen durch die andere.

Aus Braunschweig. Die Reform der Besoldungsverhältnisse der Geistlichkeit hat einen entscheidenden Fortschritt gemacht: die von der Staatsregierung dem Landtage gemachten Vorschläge sind vom Landtage genehmigt, und zwar einstimmig; sie entsprechen völlig den zwischen Kirchenregierung und Landessynode getroffenen Vereinbarungen. Es bleibt nur noch übrig, daß ein entsprechendes Kirchengesetz erlassen wird; auch dieses liegt im Entwurfe bereits vor, und die Landessynode ist zum 29. April einberufen, um es zu sanktionieren. Da über alle wesentlichen Punkte völlige Uebereinstimmung zwischen den maßgebenden Stellen herrscht, so ist an einer günstigen, den Wünschen der Geistlichkeit und der Gemeinden entsprechenden Regulierung der Angelegenheiten nicht mehr zu zweifeln. — Allerdings kleben dem Gesetze noch gewisse Mängel der Uebergangsperiode an, deren Abhilfe heute noch nicht zu erreichen war; immerhin ist ihre spä-

tere Beseitigung in sichere Aussicht genommen, zum Teil sogar durch Beschluß des Landtages festgelegt.

Die Besoldung der Geistlichen wird sich gestalten, wie folgt: 1. Klasse, 1—3 Dienstjahre, 2400 Mk. Jahresgehalt; 2. Klasse, 4—6 Dienstjahre, 2700 Mk. Jahresgehalt; 3. Klasse, 7—9 Dienstjahre, 3000 Mk. Jahresgehalt; 4. Klasse, 10—12 Dienstjahre, 3300 Mk. Jahresgehalt; 5. Klasse, 13—15 Dienstjahre, 3800 Mk. Jahresgehalt; 6. Klasse, 16—18 Dienstjahre, 4300 Mk. Jahresgehalt; 7. Klasse, 19—21 Dienstjahre, 4800 Mk. Jahresgehalt; 8. Klasse, 22—24 Dienstjahre, 5300 Mk. Jahresgehalt; 9. Klasse, 25—27 Dienstjahre, 5700 Mk. Jahresgehalt; 10. Klasse, 28 Dienstjahre und weiter 6000 Mk. Jahresgehalt. Daneben steht dem Geistlichen freie Wohnung zu. Da bisher der Anfangsgehalt nur 2100 Mk. betrug — ein Betrag, von dem noch der Wert der Dienstwohnung mit 150 Mk. abging, da ferner eine Steigerung durch Alterszulagen nur bis 3000 Mk. (genauer 2850 Mk.) vorgesehen war, so ist mit dieser Ordnung eine wesentliche Verbesserung der materiellen Lage der Geistlichen erreicht; ihr gegenüber kann es die Geistlichkeit verschmerzen, daß die exorbitanten Einnahmen, die in einzelnen Fällen bis auf über 11,000 Mk. stiegen, in Zukunft wegfallen. Der leitende Grundsatz bei Feststellung des Tarifs war der: den Gehalt der Geistlichen mit dem derjenigen Staatsbeamten, die akademische Bildung besitzen, thunlichst gleichzustellen, also namentlich mit dem der Oberlehrer und der Richter; wenn auch dieses mit etwas höheren Beträgen beginnt und endet, so wird der Unterschied durch den Wert der Dienstwohnung reichlich aufgewogen.

Allerdings soll dieser Tarif augenblicklich noch nicht in vollem Umfange durchgeführt werden; vielmehr ist die Bestimmung wegen der drei letzten Stufen vorläufig noch nicht in Kraft getreten, so daß heute das Maximalgehalt nur 4800 Mk. beträgt. Das rührt daher, daß die Mittel, die für die drei letzten Stufen erforderlich sind, augenblicklich noch nicht disponibel sind; sie werden auf ca. 21,000 Mk. jährlich berechnet. Sie werden erst dann zur Verfügung stehen, wenn die Inhaber höher dotierter Pfarrstellen, die ja naturgemäß meist im vorgerückten Lebensalter stehen, allmählich aussterben. Immerhin ist ein bestimmter Zeitpunkt für die volle Durchführung des Tarifs in Aussicht genommen, wenn auch noch nicht gesetzlich festgelegt. Mit Zustimmung der Staatsregierung hat der Landtag die Zufügung der 8. Stufe (5300 Mk.) für 1904, der 9. Stufe (5700 Mk.) für 1906, der 10. Stufe (6000 Mk.) für 1908 als erwünscht erklärt. Bei der überaus günstigen Stimmung, die im Landtage gegenüber den Geistlichen herrschte, würde an dieser Stelle die sofortige volle Durchführung der Reform wohl nicht auf Schwierigkeiten gestoßen sein; doch scheute sich die Regierung, mit Rücksicht auf die Staatsfinanzen eine solche vorzuschlagen. —

Eine Disziplinaruntersuchung auf Amtsentsetzung ist neulich vom herzogl. Konsiorium gegen den hiesigen Pastor adjunctus Petri angeregt worden. Petri ist Leiter eines „Vereins christlicher junger Männer" und hat sich als solcher neulich vom Regenten des Herzogtums, Prinz Albrecht von Preußen, eine Geldunterstützung erbeten. Trotzdem hat er wenige Tage darauf bei einer Fahnenweihe in einem hiesigen welfischen Verein eine Rede gehalten, in der er u. a. die „höchsten Beamten, die die Fahne Alt-Braunschweigs verlassen," als „treulose Streber" bezeichnet hat. Das Kollegium, das zur Entscheidung über die Zulässigkeit eines derartigen Disziplinarverfahrens berufen war, bestand aus fünf Mitgliedern des Konsistoriums und den fünf Mitgliedern des Synodalausschusses. Es hat mit sieben gegen

drei Stimmen die Eröffnung des Verfahrens vor der Disziplinarkammer abgelehnt; darauf hat denn das Konsistorium als Aufsichtsbehörde auf eine Geldstrafe und einen Verweis erkannt. Diese Entscheidung wird in den weitesten Kreisen ohne Unterschied der kirchlichen Richtung gebilligt.

Bayern. Der auf die Kirchenvisitationen des Jahres 1901 für den Konsistorialbezirk Ansbach ergangene Bescheid des Königlichen Oberkonsistoriums enthält verschiedene sehr bemerkenswerte Hinweisungen. Unsere Gemeinden, heißt es da, sind auf den Widerspruch, der zwischen ihrer kirchlichen Haltung und ihrem leider so vielfach unchristlichen Verhalten besteht, schon durch die Visitationsbescheide des Königlichen Konsistoriums nachdrücklich hingewiesen worden. In der That macht dieser Widerspruch in den kleinen, leichter übersehbaren Gemeinden sich weit mehr bemerklich, als in den städtischen Massengemeinden, deren Glieder in der Mehrzahl gar nicht kirchlich sein wollen, ja bei den in gewissen Vorstadtgemeinden (Nürnberg!) obwaltenden Verhältnissen gar nicht kirchlich sein können. Wo für 39,000 Seelen kaum 1000 Kirchenplätze vorhanden sind, oder 900 für 24,000, wie soll da trotz Mithilfe der verschiedensten Anstalten, Vereine und Einrichtungen das Wort Gottes die Ohren erreichen, die Herzen treffen? Aber wir reden hier von den Gemeinden, die Sonntag für Sonntag ihre sicheren Plätze in der Kirche besetzen, wo man jährlich zweimal zum Tisch des Herrn geht, wo die Gaben für Mission und Diaspora von Jahr zu Jahr sich erhöhen. Soll man über sie sich freuen? Wie wohlgeordnet ist da alles! Wie geht das kirchliche Leben stetig seinen geregelten Gang! Aber man darf doch nur ein wenig schärfer hinsehen, um von den thatsächlichen Zuständen ein anderes Bild zu gewinnen. Nicht bloß die erschreckenden Prozentsätze der unehelichen Geburten, über die so oft und so schmerzlich geklagt und geseufzt wird, haben wir im Auge. Der kirchliche Bestand im ganzen macht den Eindruck eines Gebäudes, das nicht auf einem durchaus sicheren und gesunden Unterbaue ruht, sondern in einer Art Gleichgewicht künstlich erhalten wird und, von einem kräftigen Stoß erschüttert, zusammenfallen muß. Der starke Stoß aber droht unseren Landeskirchen, und wer weiß, wie bald er geschehen mag. Wie viel von unseren guten und lobenswerten Ordnungen und Gewohnheiten wird ihn überstehen? Einstweilen gilt es arbeiten, stützen, festigen, vertiefen, beleben! — Dem guten, ja sehr guten Besuch der sonn- und festtäglichen Hauptgottesdienste steht die beklagenswerte Thatsache gegenüber, daß nur in einigen Bezirken noch die Sonntagschristenlehren von erwachsenen Gemeindegliedern besucht werden, daß aber die Wochengottesdienste an fast allgemeiner Teilnahmlosigkeit zu leiden haben. Unsere Christenlehren sind ein Vorzug und Stolz der bayerischen Landeskirche, ein kostbares Erbe. Allein sie können das nur bleiben, weil und so lange sie Gemeindegottesdienste sind. Was aus ihnen wird, wenn sie dies nicht mehr sind, zeigen die Beispiele einer Großstadtpfarrei, wo von 300 pflichtigen Knaben 156, von 270 Mädchen 70 in der Visitationschristenlehre unentschuldigt fehlten! — Schließlich heißt es: Wir schließen diesen Bescheid mit der wiederholten Hervorhebung und Anerkennung des vielen Guten, das unsere Landeskirche und zunächst der hier in Rede stehende Konsistorialbezirk sich noch bewahrt hat. Aber auch das fühlen wir uns gedrungen, nochmals mit allem Ernst zu betonen, daß über unseren Hirten und Herden ein Auge wacht, das keinen Trug noch Heuchelschein duldet, und daß der Geist Jesu Christi, der in unserer Kirche die Herrschaft haben muß, wenn sie weiter bestehen soll, der Geist der Wahrheit ist. Er wolle

uns in alle Wahrheit leiten und an allen, die Christi Namen tragen, sein dreifaches Amt der Lehre und Strafe, der Zucht und des Trostes üben. Niemand aber wage es, sich wider ihn zu setzen!

Dieser Bericht zeigt, wie neben guter Kirchlichkeit ein Zerfall des religiösen und sittlichen Lebens einhergehen kann, auch in einer im Ganzen noch gut stehenden Kirche.

In Bradford, England, tagte im März das Konzil der englischen Freikirchen. Die Zahl der Lokalkonzile ist auf 796 angewachsen. Das Ziel dieser Vereinigung ist, zur Förderung des religiösen und sittlichen Lebens zusammen zu wirken. 1100 Delegierte waren zusammengekommen. Auf kirchlichem Gebiet richtet sich der Kampf gegen den Klerikalismus, denn „die Geschichte lehrt, daß die Priesterherrschaft stets der schlimmste Feind menschlichen Fortschritts gewesen ist." Allerlei kirchliche und andere Schäden kamen zur Sprache, so auch die Wohnungsfrage, die Vermietung der Kirchenstühle, wodurch die Kirche den Armen verschlossen werde. „Kirchen und soziale Probleme," „der rechte Gebrauch des Reichtums," „Evangelismus des 20. Jahrhunderts," waren Gegenstände der Verhandlung. Besonders wurde aber die Wohnungsfrage als eine religiöse Frage in sehr realem Sinn bezeichnet, und auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Kluft zwischen der Kirche und den riesigen Massen zu überbrücken, mit denen man jede Fühlung verloren hat.

Ein Oxforder theologisches Manifest. Unter dem Titel: "Contentio Veritatis. Essays in Constructive Theology", haben sechs Oxforder Universitätslehrer ein theologisches Bekenntnis geschrieben. Oxford gilt als die Vertreterin der hochkirchlichen Theologie. Aber die alten Oxforder Größen, Pusey und Liddon u. a., würden sich, wie die "Christian World" meint, im Grabe umdrehen, wenn sie diese Essays lesen könnten. Schon früher einmal hat eine Oxforder Veröffentlichung großen Staub aufgewirbelt. Das waren die Essays and Reviews, an denen auch der jetzige Erzbischof von Canterbury, Dr. Temple, mitgearbeitet hatte. Aber dies einst berühmte Buch ist, „wie Mondlicht im Vergleich zum Sonnenschein." Der außergewöhnliche Charakter der Veröffentlichung liegt nicht so sehr in den Behauptungen und Ansichten, die darin ausgesprochen sind, als in der ruhigen Sicherheit, mit der die Verfasser auftreten, daß ihre Grundauffassung von keinem kompetenten Kenner bestritten werden könne. (?)

Es sind sieben Abhandlungen. Die erste ist von Dr. Rashdall über „Die letzte Grundlage des Theismus"; die zweite von Rev. Inge über „Die Person Christi"; die dritte über „Die Lehre Christi" vom Vize-Prinzipal Wild; die vierte behandelt den „bleibenden Wert des Alten Testaments" und stammt von dem Lehrer des Hebräischen am St. Johns College, Rev. Burney; Rev. Allen schreibt über „Die moderne Kritik und das Neue Testament"; in der sechsten behandelt Rev. Carlyle das Thema „Die Kirche" und in der letzten giebt Rev. Inge eine Arbeit über „Die Sakramente".

Die sechs Mitarbeiter vertreten einstimmig die Hauptresultate moderner Bibelkritik. Im Alten Testament ist ihnen der Kompositionscharakter des Pentateuchs, die Priorität der älteren Propheten im Verhältnis zur mosaischen Gesetzgebung, die Scheidung der beiden Jesaiabücher, der legendarische Charakter vieler Berichte und die Verschiedenheit der ethischen Auffassung in

den einzelnen Perioden über allen Streit erhaben. Nicht minder stimmen sie in den Grundzügen neutestamentlicher Kritik überein.

Des Königs Bibel. Eine sonderbare Geschichte wird aus England berichtet. Seit Monaten machte die Britische Bibelgesellschaft urbi et orbi bekannt, welche besondere Sorte ihrer Bibeln, und in welchem Einband, sie dem König von England für die Krönungsfeier zurichten lasse. Nun kommt auf einmal der Erzbischof dazwischen mit der Erklärung, daß die Bibel der Bibelgesellschaft für die betreffende Krönungsfeier nicht geeignet sei, warum? Es müsse eine ganze Bibel sein, wie sie offiziell in der Kirche von England anerkannt und gebraucht wird; das heißt: Die Apokryphen dürfen darin nicht fehlen!

Der Erzbischof hat also ruhig die Bibelgesellschaft ihre Arbeit thun lassen, und kurz vor Thorschluß erklärt er ihre Bibel für unbrauchbar für die Krönungsfeier des Königs!

Papst Leos XIII. Krönungsfeier. Die Römlinge sind bekanntlich stets darauf bedacht, sich keine pompöse Feier irgend welcher Art entgehen zu lassen. So haben sie denn den 20. Februar d. J. zum Anlaß einer Feier genommen, die nach sonstiger Gepflogenheit eigentlich erst ein Jahr später hätte begangen werden sollen. Am 20. Februar 1878 wurde der damalige Kardinalkämmerer Joachim Pecci zum Nachfolger Pius IX. gewählt und am 3. März als Leo XIII. gekrönt. Man hat also statt des Tages, an welchem der Papst sein 25. Regierungsjahr vollenden würde, bereits den Tag des Eintritts in das Jubeljahr zum Feste gestaltet. Das geschah aus der nicht unbegründeten Ueberlegung, daß es doch ungewiß ist, ob der im 93. Lebensjahr stehende Greis bei all seiner geradezu wunderbaren Lebenszähigkeit das Ende dieses Jubeljahrs, den eigentlichen Jubiläumstag noch erleben oder doch in so körperlicher und geistiger Frische erleben wird. So wurde denn also die Feier schon dieses Jahr gehalten, worüber wir folgenden Bericht fanden im „Apologeten“:

Papst Leo XIII. feierte in der Basilika der St. Peterskirche in Rom die Krönungs-Gedenkfeier, und zwar mit außergewöhnlichem Pomp und im Beisein einer 50,000 Köpfe zählenden Menge. Dreißig Kardinäle, zahlreiche Erzbischöfe und Bischöfe, die Mitglieder des päpstlichen Hofes, die Spezialgesandtschaften aus den meisten fremden Ländern, die Mitglieder des diplomatischen Korps und der römische Adel, alle in prächtigen Gewändern oder Uniformen, nahmen an der Zeremonie Teil. Der Papst ist am 2. März 1810 zu Carpineto geboren und stand im 69. Lebensjahre, als ihm die Tiara aufs Haupt gesetzt wurde. Wenn er das kommende Jahr erlebt, wird er dreifacher Jubilar sein; er wird dann sein Diamant-Jubiläum als Erzbischof, sein goldenes Jubiläum als Kardinal und das silberne Jubiläum der Krönung zum Papst gefeiert haben. Im Jahre 1843 wurde er von Papst Gregor XVI. zum Erzbischof von Damiette ordiniert, zehn Jahre später wurde er von Pius IX. zum Kardinal erhoben. Sein Leibarzt, Dr. Lapponi, hat sich erst vor kurzem geäußert, wenn keine unerwarteten Komplikationen eintreten, so könne der Papst leicht das hundertste Lebensjahr erreichen, so groß sei seine Lebenskraft und sein Wille, zu leben.

Von der Kurie. Die Tagesblätter wußten kürzlich zu berichten, ein Prälat, der von Rom nach Paris zurückgekehrt sei, versichere, daß der

Papst die Absicht geäußert habe, seinen Nachfolger in der Person des Kardinalstaatssekretärs Rampolla zu bezeichnen. Leo XIII. soll der Ansicht sein, daß bei den schwierigen Zeiten angesichts des von Italien ausgeübten Druckes eine Fortsetzung der nämlichen Politik das einzige Mittel sei, die Interessen des heil. Stuhles zu wahren. Der Prälat sage, man müsse nach dem Tode Leos XIII. die Veröffentlichung einer Bulle erwarten, in welcher er Rampolla als seinen Nachfolger bezeichne. Vielfach wurde zu dieser Meldung ein Fragezeichen gestellt. Schon im Jahre 1895 war eine ähnliche Nachricht aufgetaucht, der Papst habe den Kardinälen sein Testament übergeben und darin nicht bloß die päpstlichen Regierungsgrundsätze erörtert, sondern auch seinen Nachfolger bestimmt. Im Archiv für katholisches Kirchenrecht (Jahrg. 1895, VI. Heft) behandelte darauf der Eichstätter Professor Hollweck die Frage, ob der Papst das Recht besitze, seinen Nachfolger zu „designieren" und kam zum Schluß: „1. Die Päpste können die Designation weder als den gewöhnlichen Besserungsmodus des heil. Stuhles gesetzlich vorschreiben, noch auch faktisch ihn als solchen befolgen. 2. Hält jedoch der Papst in einem einzelnen Fall die Designation nach Lage der kirchlichen und politischen Verhältnisse zum Wohl der Kirche für notwendig oder doch für ersprießlicher als die Wahl, so kann er seinen Nachfolger selbst bestimmen unter gleichzeitiger Annullierung des Wahlrechts der Kardinäle für diesen speziellen Fall." Professor Hollweck leitet dieses Recht aus der Plenarvollmacht ab, die Christus dem Papst gegeben habe, als er zu Petrus die Worte sprach: „Was immer du binden wirst" u. s. w.

In der Encyklika, welche Papst Leo XIII. zum Beginn des 25. Jahres seines Pontifikates veröffentlicht hat, wiederholt er natürlich die alten Phrasen, mit welchen man von jener Seite her die Reformation für den Unglauben verantwortlich macht, der in den ihr nachfolgenden Jahrhunderten sich entwickelte, und als einziges Heilmittel für diese Schäden die Rückkehr und Liebe zur einen, heiligen, katholischen, apostolischen Kirche anpreist. „Diese Kirche," heißt es u. a., „ist die Fortsetzerin der Sendung des Erlösers, die Tochter und Erbin seiner Erlösung ..... legitime Lehrerin der evangelischen Moral (a là Liguori und Jesuitenorden!), Trösterin und Retterin der Seelen, stetige Quelle der Gerechtigkeit und Liebe, wie auch Ausbreiterin und Bewahrerin der wahren Freiheit und der einzig möglichen Gleichheit!"

In diesem Ton geht die Selbstberäucherung der Papstkirche fort, um dann in Klagen gegen die Gegner dieses so wohlthätigen Instituts der römisch-katholischen Kirche überzugehen. Es lohnt sich nicht, die Zeit daran zu wenden, diese päpstlichen Rundschreiben zu lesen, sie gehen alle auf dieselbe Melodie.

Furchtbar ist es aber zu denken, welches Maß von Verblendung, Heuchelei und Verlogenheit dazu gehört, um immer wieder solche Rundschreiben in die Welt zu schicken, die so frech den Thatsachen hohnsprechen, wie sie die Geschichte der katholischen Völker in der ganzen Welt deutlich genug zeigt. Der Unfehlbare bildet sich ein, er könne auch unfehlbar die Geschichte auf den Kopf stellen und dekretieren, daß man die Weltgeschichte nur mit der päpstlichen Brille lesen dürfe.

„Amerika der Weg zur Hölle." Vater Shinnors, ein Irländer und römisch-katholischer Priester, schreibt, daß beinahe die Hälfte der Irländer, die nach Amerika kommen, seiner Kirche verloren gehen dadurch,

daß sie Protestanten oder Atheisten werden. Sie verlassen die alleinselig-machende Kirche und gehen daher nicht ins Fegefeuer, sondern in die ewige Verdammnis. Die Erklärung für diese Thatsache findet der Schreiber darin, daß die Irländer die Landessprache sprechen und daher leichter amerikanisiert (was für ihn gleichbedeutend ist mit entchristlicht) werden, als Einwanderer von anderen römisch-katholischen Ländern. „Ihre Unkenntnis der Sprache" — sagt er von den letzteren — „ist ein starker Schutz für ihren Glauben." Er ist daher im Interesse seiner Kirche dagegen, daß diese Einwanderer oder deren Kinder die Landesschulen besuchen und wünscht, daß sie bleiben was sie sind: Portugiesen, Italiener, u. s. w. — unwissend, abergläubisch und vorurteilsvoll, obwohl umgeben von den freien Institutionen unseres Landes, deren materieller Segen sie angezogen und bewogen hat, ihre alte Heimat zu verlassen und an unseren Gestaden zu landen.

Der Schreiber führt weiter aus, daß die Spitzen der römisch-katholischen Kirche in den Ver. Staaten mit ihren und seinen Aussagen übereinstimmen. Er sagt: „Von Kardinal Gibbons, von Erzbischof Corrigan, von Erzbischof Ryan, von jedem amerikanischen Geistlichen, der ein Interesse an unserer katholischen Nation (?) nimmt, ertönt der beständige Ruf an die irländische Hierarchie und Geistlichkeit: Thut der Auswanderung Einhalt. Rettet eure Herde vor dem amerikanischen Wolf. Opfert eure treuen Kinder nicht diesem Moloch. Für euer Volk ist Amerika der Weg zur Hölle!" Die Auslassungen dieses irländischen Priesters ist eine neue Offenbarung des Geistes, der die römisch-katholische Kirche beseelt. Dieser Geist war, ist und wird stets ein unversöhnlicher Feind aller bürgerlichen und religiösen Freiheit sein.

Litteratur.

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Begründet von J. J. Herzog. In dritter, verbesserter und vermehrter Auflage unter Mitwirkung vieler Theologen und anderer Gelehrten herausgegeben von Dr. Albert Hauck, Prof. in Leipzig. Band 10. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung, 1901. — Vollständig in 180 Heften @ 1 Mark. Der vorliegende 10. Band des großartig angelegten Werkes umfaßt die Lieferungen 91—100 und behandelt die Artikel „Kanonen- und Dekretensammlungen" bis „Konstantin II." Die beiden letzten Artikel sind aber „Kirchenbau" von Hauck und „Koimeterien" (die altchristlichen Begräbnisstätten) von Nik. Müller. Es ist ein stattlicher Band von 880 Seiten, nebst einigen Seiten Nachträge und Berichtigungen. Preis $3.00. — Ein Werk, wie das vorbezeichnete, bedarf keiner Empfehlung mehr von seiten untergeordneter Geister. Es ist nur nötig, immer wieder darauf hinzuweisen, daß die Bibliothek eines Pastors nicht vollständig ist, wenn er dieses Werk nicht besitzt. Wer allerdings die erste oder zweite Auflage des Werkes schon besitzt, wird kaum in die Lage kommen, sich die dritte zu verschaffen, die so wesentliche Vorzüge vor der ersten hat. Wer aber keine von den ersten zwei Auflagen besitzt, sollte versuchen, sich die dritte anzuschaffen. Von der Menge der Artikel, welche dieser Band enthält, nennen wir nur einige Ueberschriften: Kapff, Karthäuser, Kasualien, Katechese, Katechismen (drei versch. Arten), Kenosis, Kierkegaard, Kindergottesdienst, Kirche, Kirchenagende, Kirchenbau, Kirchenbücher, -Geräte, -Gesangvereine, -Geschichte, -Gewalt, -Gut, -Jahr, -Lied I—IV, -Musik, -Recht, -Regiment, -Tag, -Visitationen, -Zucht (drei

versch. Artikel), Kliefoth, A. Knapp, Kögel, Konferenz (zwei Art.), Konfirmation, Konkordienformel etc.

Vom Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kam uns zu: „Die Weisheit des Todes." Ein Dialog; herausgegeben von Ed. Bratke. 43 Seiten. Preis 60 Pf. Verbesserter Abdruck aus „Beweis des Glaubens." März 1902. — Wer das Schriftchen nicht kennt, vermutet kaum, was hinter dem Titel verborgen ist. Es ist ein sehr interessanter Dialog zwischen zwei Jugendfreunden, Christian und Justus; jener ein Pastor, dieser ein Arzt. Der Arzt, ein Jünger der materialistischen Naturwissenschaft und Anhänger der christusfeindlichen Philosophie Nitzsches, wird von dem überzeugungstreuen Pastor allmählig dahin geführt, daß er zugiebt, daß im Angesicht des Todes die christliche Weltanschauung doch mehr Ruhe und Befriedigung giebt als die unchristliche. Er lernt jenen Spruch besser würdigen: „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, daß wir klug werden." Ein feiner apologetischer Dialog, der auch für Kanzel und Umgang dem Pastor manchen guten Wink giebt. Allerdings bekommt man den Eindruck, daß der ungläubige Doktor ziemlich leicht vom Unglauben abgewendet und dem Glauben geneigt wurde; was im wirklichen Leben kaum so sich ereignen dürfte.

Von demselben Verlag: Lic. Ernst Kremer. Vom Kinderglauben. Eine Studie über das Wesen des christlichen Glaubens. Mit hübscher roter Linienfassung rings um die Seiten. 60 Seiten. 75 Pf. kart. mit Goldschnitt 1 Mark. — Ein herrliches Schriftchen, höchst belehrend und tief erbaulich; für jeden Christen sehr zu empfehlen, besonders aber für die Brüder im Amte. Hinter dem Titel verbirgt sich auch viel mehr, als er vermuten läßt. Die Studie verläuft in drei Abschnitten. Im ersten Abschnitt stehen sich These und Antithese gegenüber. Die These, die in Christi Wort enthalten ist (Matth. 18, 3): Das Himmelreich kann nur in kindlicher Weise empfangen werden, oder gar nicht. Die Antithese: Das Christentum fordert bewußte Entscheidung für Christum, heutzutage mehr als je; und das setzt eben eine mannhafte Selbstentscheidung voraus. Nicht als Autoritätsglaube soll das Christentum vom Kinde angenommen, vom Manne festgehalten werden, sondern auf Grund innerer Ueberzeugung und Gewißheit. Wie reimt sich das mit dem Kinderglauben? Verfasser stellt dann die Bedeutung des Glaubens fest als das praktische, religiöse Verhalten zu Gott, der sich uns bezeugt und zu erkennen giebt durch das Gesetz unseres Wesens, das nicht von uns stammt. In diesem Zusammenhang steht der tief wahre Satz: „Ohne Gottesglaube ist der Mensch darum undenkbar, nur durch die Verbindung mit Gott ist der Mensch, was er ist, sittliche Persönlichkeit, Geist; wer Gott leugnet, muß folgerecht auch zur Leugnung der menschlichen Persönlichkeit, des Geistes, der unsterblichen Seele fortschreiten. Wir können nur beides zusammen annehmen, oder müssen beides verwerfen." Im zweiten Abschnitt wird nun das Problem der Gegensätze zu lösen versucht. Der Glaube ist receptiv; seine Aktivität ist Receptivität. Das zeigt uns, warum das Kind zum Glauben am fähigsten ist: Es will nichts sein! Und: Im Glauben kommen wir (Gott gegenüber) nie über die kindliche Stellung hinaus. Vollkommenste Kindlichkeit — die höchste Höhe des Glaubensverhältnisses. „Das ist insbesondere die Bedeutung des Wortes vom Kinderglauben, die religiöse Forderung, welche dasselbe an uns stellt, daß wir Jesus richtig, nämlich in der

kindlichen Stellung gegenüberstehen, absolut receptiv, also nicht kritisch. Kritik an Jesu ist Sünde. Mit der kindlichen Stellung zu Jesus beginnt das Christentum." Der dritte Abschnitt führt dann aus, wie der seiner selbst bewußt werdende Kinderglaube zur Erkenntnis führt und treibt. Erst glauben, dann erkennen. Wenn die Gemeinde sich der Aufgabe der Erkenntnis entziehen würde, würde der kindliche Glauben herabsinken zum Autoritätsglauben. — Ohne Harnack zu nennen widerlegt der Verfasser aufs trefflichste die falsche Darstellung, die jener vom „Wesen des Christentums" in seinem bekannten Buch gegeben hat. Nimm und lies!

Aus demselben Verlag stammt ferner ein prächtiges Buch von Dr. Herm. Dalton: „Aus dem Leben einer evangelischen Gemeinde." XV und 325 Seiten. Gut gebunden, Preis $1.30. Inhaltsverzeichnis: Die Gemeinde. Der Kirchenrat. Der Pastor. Die Diakonie. Die Kirche. Der Gottesdienst. Der Kindergottesdienst und Sonntagschule. Die heilige Taufe. Konfirmandenunterricht und Konfirmation. Das heil. Abendmahl. Die Trauung. Die Beerdigung. Die Kirchenschule. — Der Verfasser hat lange Jahre eine deutsche evangelische Gemeinde in Petersburg, Rußland, bedient und stellt aus den seit 40 Jahren alljährlich gedruckten Berichten über das Gemeindeleben ein Bild „aus dem Leben einer evangelischen Gemeinde" dar, das für uns in hiesigen Verhältnissen höchst anziehend und spannend ist, weil gerade eine deutsche Gemeinde in Rußland auf ähnlicher freier Grundlage basiert und aufgebaut werden mußte, wie jede einzelne Gemeinde im freien Amerika konstituiert werden muß. Auf lichtem Idealgrunde zeigt der Verfasser, wie das freie Gemeindeleben in allen seinen Thätigkeiten und Organen sich zu gestalten hat und thatsächlich auch gestalten kann, wenn alle beteiligten Parteien sich der hehren Aufgabe bewußt sind und bleiben, Glieder an der großen Gemeinde der Heiligen zu sein, berufen mitzuarbeiten an der Aufgabe, die der Herr seiner Gemeinde gestellt hat. Wir können nicht im einzelnen auf die 14 Hauptabschnitte eingehen, in welche das Buch eingeteilt ist, glauben aber so viel sagen zu dürfen: Wir wünschten dieses Buch nicht nur in den Händen der jungen Amtsbrüder und Anfänger im Amte, sondern glauben, daß auch ältere und erfahrene Amtsbrüder daraus viel segensvolle Anregung für Amt und Gemeinde schöpfen werden. Jede Gemeinde sollte das Buch anschaffen und besonders daraus zu lernen suchen, wie das Gemeindeleben gestaltet und geführt werden sollte, um möglichst viel Segen zu stiften in Gegenwart und Zukunft.

Aus dem Verlag von A. Deichert (Geo. Böhme) kam: „Neue kirchliche Zeitschrift." XIII. Jahrg. 4. Heft (April 1902), Preis per Jahrg. (12 Hefte) 10 Mark. Inhalt des Heftes: Der Kampf um die leibliche Auferstehung des Herrn. Von Pastor Horn. (Eine kritische Uebersicht.) Die Stelle 2 Kor. 5, 21 in den Predigten Novatians. Von Prof. Dr. Haußleiter. Zum Petrusevangelium I. Von Pastor Stocks. Beredsamkeit und Stil nach Paskal. Von Lic. theol. Dr. Kurt Warmuth. — Besonders der erste Artikel, der schon ungefähr 27 Seiten füllt und fortgesetzt wird, ist für unsere Leser gewiß höchst belehrend und interessant; orientierend für den, der über den heutigen Stand dieser höchst wichtigen Streitfrage ins Klare kommen will.

Die bisherige „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung,“ herausgegeben von Dr. Ad. Stöcker, hat mit der No. 13 des 16. Jahrgangs aufgehört zu erscheinen. An ihrer Stelle erscheint seit Anfangs April: „Die Reformation. Deutsche evangelische Kirchenzeitung für die Gemeinde.“ Herausgegeben von Pastor Ernst Bunke in Berlin. — Das Blatt erscheint wöchentlich in Heftform groß 8° mit grünem Umschlag je 16 Seiten stark. Dabei ist dem Redakteur das Malheur passiert, daß er in No. 1 einen Artikel bringt: Begegnungen mit Abraham Kuyper II. Was unter I. gekommen, wann und wo es erschienen, erfährt der Leser der No. 1 nicht. Das Blatt hat also jetzt mehr die Gemeinde im Auge, als die Theologen. Es behandelt aber alle Zeitfragen von dem entschiedenen Standpunkte des gläubigen Bekenntnisses zu Christo aus und zeugt nach wie vor gegen den Unglauben in Kirche und Wissenschaft. Preis jährlich 8 Mark.

„Der Türmer.“ Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk. 50 Pf. (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.) — Aus dem Inhalt des Aprilheftes: Göthe gegen Diderot. Von W. v. Oettingen. — Ver sacrum. Gedicht von Emil Schönaich-Carolath. — Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Von Maurice von Stern. — Frühlingstrunken. Gedicht von Gustav Falke. — Das Kind. Skizze von Hermann Ritter. — Franz Xaver Kraus. Von Martin Spahn. — Deutsche Kaufherren in London. Von Maximilian Clauß. — Die arme Maria. Erzählung von Paul Bergenroth (Fortsetzung). — Der alte Kaiser und Bismarck. Von Ed. Heyck. — Zeitprediger und Biographen. Von F. Lienhard. — Entdeckungen im Tierreiche. Von Dr. Friedrich Knauer. — Versuchskonzerte und musikalische Entwicklung. Ein Rückblick auf die verflossene Konzertsaison. Von Dr. Karl Storck. — Romantische Ferne. Von Felix Poppenberg. — Hermann Allmers †. Von Eugen Kalkschmidt. — Wilhelm Busch als Philosoph. — Kunst und Geschäft. Von P. S. — Akademische Freiheit. Von J. N. — Massenmord. Von E. Miller. — Polonisierung. — Undeutsche Frauen. Von einer deutschen Frau. — Türmers Tagebuch: Deutschland in Amerika. Amerika in Deutschland. — Kunstbeilage: Brautzug im Frühling. Von Ludwig Richter. (Photogravure.)

Aus dem Inhalt des Mai-Heftes: Warum die Naturforscher hüben und drüben nicht konnten beisammen kommen. Von Willy Pastor. — Elisabeth Dorothea Schillerin. Zur hundertsten Wiederkehr des Todestages von Schillers Mutter. Von Carl Busse. — In Nazareth. Eine Legende von Selma Lagerlöf. — Bücher und Kritik. Gedanken von Leo Tolstoj. — Die arme Maria. Erzählung von Paul Bergenroth (Fortsetzung). — Gedichte verschiedener Verfasser. — Dramenbücher. Von —n. — Naturbeobachtung. Von Dr. Friedrich Knauer. — War Maria Stuart des Gattenmordes schuldig? Von Hermann Conrad. — Dramatisches Mißvergnügen. Von Felix Poppenberg. — Der Kanzleistil. — Die Hand, welche nicht kann, nicht weiß. Von arn. — Zu „Sozialdemokratie und Christentum“ von einem evangelischen Pfarrer. Von Graf Dohna-Falkhorst. — Undeutsche Frauen. Von Anita Schöttler. — Türmers Tagebuch: Herrenmenschliches. Kraft oder Schwäche? Zwei Blüten an einem Zweige. Mächte und Rechte. Staatskirche und Christentum. — Kunstbeilage: Komm, lieber Mai! Von G. v. Max. (Photogravure.)

❁ Magazin ❁

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 4. Band. St. Louis, Mo. September 1902.

Freie Forschung der theologischen Wissenschaft.

Ueber diesen höchst wichtigen Gegenstand fand am 7. Mai im preußischen Herrenhaus eine hochinteressante Debatte statt.

Den Anstoß zu der Debatte gab Freiherr von Durant bei der Diskussion über den Etat des Kultusministeriums.

Der betreffende Herr sprach folgende bemerkenswerte Worte: Wie liegen denn die Verhältnisse gegenwärtig infolge des Verhaltens unserer sogenannten modernen Theologen auf den Universitäten? Ein unverdorbener, von gottesfürchtigen Eltern erzogener junger Mann, der, wenn die Verhältnisse so sind, wie sie sein sollen, auch auf dem Gymnasium einen guten, sorgsamen Religionsunterricht genossen hat, kommt auf die Universität, um Theologie zu studieren. Er hört hier Vorlesungen eines sogenannten modernen Theologen, und anstatt nun in seinem Glauben bestärkt und befestigt zu werden, wird er in allerhand Zweifel hineingetrieben. Ist es da ein Wunder, meine Herren, wenn nicht genügend gefestigte Charaktere ins Wanken kommen, wenn sie den festen Grund verlieren und schließlich ihren künftigen Beruf als Verkündiger des Wortes Gottes nicht erfüllen?

Welchen Einfluß muß dies auf die Gemeinden ausüben, denen Gottes Wort lauter und rein gepredigt werden soll und die statt dessen eine geistige Speise voller Zweifel und eigener Spekulation vorgesetzt erhalten, ganz losgelöst von der göttlichen Offenbarung! Das muß unter allen Umständen die Autorität der Kirche untergraben und schließlich zum Unglauben führen.

Redner wies dann hin auf die Haltlosigkeit unserer Zeit und die Zunahme der Selbstmorde, und fuhr dann fort: Ich meine, sollten denn die Herren theologischen Professoren der modernen Richtung sich nicht Rechenschaft darüber ablegen, welches Unheil sie dabei anrichten und welche Verantwortung sie damit übernehmen, daß sie ihren Schülern den festen Boden unter den Füßen rauben? Ich weiß, es wird mir die freie wissenschaftliche Forschung entgegengehalten werden, die unangetastet bleiben soll. Ich bin auch weit davon entfernt, die freie wissenschaftliche Forschung im allgemeinen angreifen zu wollen. Ich bin aber der Meinung, daß es auch in der wissenschaftlichen Forschung Unterschiede gibt, und daß sich die theologische wissenschaftliche Forschung

nicht vergleichen läßt mit der Forschung auf den übrigen wissenschaftlichen Gebieten. Denn während es sich bei letzteren in der Tat um das Erkennen bisher nicht erkannter oder unerklärter Dinge handelt, denen es an einer höheren Offenbarung mangelt, so hat im Gegensatz hierzu in der christlichen Theologie gerade die göttliche Offenbarung den Ausgangspunkt aller Forschungen abzugeben, und es ist durch sie eine sichere Richtschnur gegeben, von der nicht abgewichen werden darf, wenn man sich nicht bewußt oder unbewußt von dem Boden des Christentums überhaupt entfernen will...... Es ist eben ein Grundirrtum, anzunehmen, daß die evangelische Konfession den unbeschränkten Subjektivismus zur Voraussetzung habe. Wird dieser unbeschränkte Subjektivismus in einer Weise ausgeübt, daß er sich von den Grundwahrheiten der christlichen Glaubenslehre entfernt und loslöst, dann muß man meiner Ueberzeugung nach auch den Mut haben, es offen zu bekennen, daß man sich nicht mehr zum Christentum, wie es unser Reformator Luther wiederherstellen wollte, halten, sondern außerhalb desselben bleiben wolle. Dann aber gehören solche Professoren auch nicht auf die Lehrstühle der evangelisch-lutherischen Kirche. Er wies dann hin auf Luthers Wort: „Das Wort sie sollen lassen stahn", worin das Charakteristische seines Wesens am besten gekennzeichnet sei; und betonte, daß es auch auf dem Gebiet der Naturforschung gelehrte Forscher genug gebe, welche den Nachweis lieferten, daß Wissenschaft und positive Religion nicht unvereinbar sind.

Ihm antwortete zunächst Kultusminister Dr. Studt. Er erklärte, daß er wie sein Vorgänger es sich zum Grundsatz gemacht habe, daß den verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen in der evangelischen Theologie Luft und Licht an den Universitäten nicht verwehrt werden darf. Das fordert die ausgleichende Gerechtigkeit und dient auch dem Wohl unserer evangelischen Kirche, die zweifellos stark genug ist, aus sich selbst heraus alle Irrtümer zu überwinden..... Es liegt im Wesen der evangelischen Freiheit, daß der theologischen Forschung keine Grenzlinie gezogen werden darf, bei der man sagen kann: Bis hieher und nicht weiter. Deshalb halte ich es für meine Pflicht, jeder bestehenden Richtung, soweit sie wissenschaftlich legitimiert ist, freien Raum zu geben in der festen Ueberzeugung, daß auch ohne staatliches Eingreifen der Wettkampf unserer Universitäten und der evangelisch-theologischen Wissenschaft von selbst die Spreu von dem Weizen sondern wird.

Dem Kultusminister folgte D. Dr. Barkhausen. „Ich muß es mir versagen, auf die dogmatischen Ausführungen des Herrn Freiherrn von Durant meinerseits hier einzugehen; ich glaube, sie würden in der Generalsynode besser am Platze sein. Dieses hohe Haus ist wohl nicht das Forum, vor dem die Sache zur Erledigung gelangen könnte. Im Anschluß an das, was der Herr Kultusminister gesagt hat, möchte ich aber bekunden, daß die Auffassung, von der der Herr Kultusminister bei der Anstellung der Professoren sich leiten läßt, auch in kirchlichen Kreisen und, wie ich glaube, von der überwiegenden Mehrheit geteilt wird. Betonen möchte ich außerdem, daß die Gefahren, über welche der Herr Freiherr von Durant sich soeben verbreitet hat, dadurch sehr an Bedeutung verlieren, daß der Kirche selbst eine wesentliche Mitwirkung bei der Anstellung der theologischen Professoren eingeräumt ist. Der obersten

Kirchenbehörde der evangelischen Landeskirche in den älteren Landesteilen steht es zu, vor der Anstellung jedes evangelischen theologischen Professors sich gutachtlich zu äußern, und ich kann konstatieren, daß seit den letzten zwölf Jahren nicht in einem einzigen Falle seitens der königlichen Regierung eine Ernennung erfolgt wäre, welche das Votum des Oberkirchenrats unberücksichtigt gelassen hätte. Meine Herren, die Kirchenbehörde hat sich nicht lediglich auf ein Votum über die Frage der Lehre und des Bekenntnisses des Betreffenden beschränkt, sondern es ist ihr durch das Entgegenkommen des Herrn Kultusministers vergönnt gewesen, auch über andere für die Besetzung der theologischen Lehrstühle der einzelnen Universitäten in Betracht kommenden Gesichtspunkte sich auszusprechen. Der gegenwärtige Stand der Angelegenheit ist infolgedessen der, daß Angehörige beider theologischen Richtungen sich in den evangelischen Fakultäten aller Universitäten befinden. Ich verkenne gewiß nicht die große Bedeutung, welche die Anstellung der Professoren für das Leben der Kirche hat, und es ist gewiß dringend erwünscht, zu verhüten, daß irgend welche exzessive Elemente in die theologischen Fakultäten hineinkommen; aber der Kampf, der auf dem Gebiete der evangelischen Kirche entbrannt ist, wird nicht entschieden durch die Anstellung des einen oder anderen Professors, überhaupt nicht durch irgend welche äußere Machtmittel. Die Krisis, in der sich die evangelische Kirche befindet, kann lediglich und allein durch die Wissenschaft und in der Kirche unter Beteiligung der berufenen kirchlichen Organe, für die evangelische Kirche der älteren Landesteile der Generalsynode, überwunden werden."

Professor Dr. Loening sagte u. a.: „Ich bin überzeugt, daß die hochverehrten Mitglieder dieses hohen Hauses, die dem katholischen Glauben angehören, mir darin zustimmen werden, wenn ich sage, daß nach der Lehre der katholischen Kirche die katholische Kirche eine Lehrautorität hat, die mit göttlicher Unfehlbarkeit ausgerüstet ist, um Lehrstreitigkeiten zu entscheiden. Eine solche unfehlbare Lehrautorität kennt die evangelische Kirche nicht und kann sie nicht kennen. Sie hat ihren alleinigen und einzigen Grund und Boden in dem geoffenbarten Worte Gottes. Das ist ihre alleinige Autorität. Aber die freie Forschung in dem Worte Gottes ist das Recht eines jeden evangelischen Christen, und dieses Recht der freien Forschung darf uns nicht geraubt werden, das müssen wir uns wahren, mögen wir Theologen oder Laien sein. Ich stehe fest auf dem Boden der evangelischen Kirche, aber ich nehme für mich, ich nehme für meine Kollegen, ich nehme vor allem für alle Lehrer der evangelischen Theologie an sämtlichen Universitäten in Deutschland, namentlich in Preußen, das Recht der freien Forschung im Worte Gottes in Anspruch. Allerdings, das Wort einer unbedingten Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft, das in den letzten Monaten so vielfach und so geräuschvoll gebraucht worden ist, ist sehr vieldeutig und vielfach eine Phrase. Ich erkenne an, daß es auch für die evangelisch-theologische Wissenschaft eine Schranke gibt. Wer nicht mehr auf dem Boden des Christentums nach evangelischer Auffassung steht, der kann nicht länger Lehrer einer evangelisch-theologischen Fakultät sein. Aber ich weiß, auch, daß kein Lehrer an einer deutschen Universität, der mit dem Christentume gebrochen hätte, es mit seinem Gewissen verantworten

könnte, länger ein Lehramt in der evangelischen Kirche, länger ein Lehramt an einer evangelisch-theologischen Fakultät einer deutschen Universität einzunehmen.*) Nicht weil wir verschiedener Ansicht sind in Bezug auf die Auslegung der einzelnen Worte der Heiligen Schrift, dürfen wir ihnen das Recht bestreiten, in der evangelischen Kirche als Lehrer aufzutreten, in der evangelisch-theologischen Fakultät das Wort Gottes zu lehren und die jungen Theologen in die evangelisch-theologische Wissenschaft einzuführen; wenn wir die Wissenschaft der evangelischen Theologie in so enge Grenzen einschränken würden, wie es den Ansichten des Herrn von Durant entspricht, so wäre dies der Tod der evangelisch-theologischen Wissenschaft. Die evangelisch-theologische Wissenschaft in Deutschland, die im Vordergrunde steht, nimmt die erste Stelle in der evangelisch-theologischen Wissenschaft in der ganzen Welt ein. Die großen Männer, die seit dem achtzehnten Jahrhundert in der deutschen evangelisch-theologischen Wissenschaft geglänzt haben, diese großen Männer, die unvergängliche Verdienste um die Kirche und das deutsche Volk sich erworben haben, haben dies getan, weil sie stets an dem Grundsatze der freien Forschung im Worte Gottes festgehalten. . . ."

Nach einer kurzen Entgegnung des Freiherrn von Durant nahm das Wort Dr. Dryander: „Ich könnte nach den Ausführungen des Herrn Kultusministers und des Herrn Dr. Barkhausen darauf verzichten, mich zu der in Rede stehenden Frage zu äußern. Ich habe aber die Empfindung, daß ich als der einzige evangelische Geistliche, der die Ehre hat, Mitglied dieses Hauses zu sein, bei einer so prinzipiellen und wichtigen Frage, wie sie hier durch den Herrn Freiherrn von Durant zur Sprache gebracht worden ist, nicht absolut stumm mich verhalten dürfe.. Ich habe sowohl als Mitglied unserer evangelischen Landeskirche wie insonderheit als General-Superintendent des mir anvertrauten Bezirks das allerlebendigste, täglich mir an das Gewissen dringende Interesse, daß in unserer evangelischen Landeskirche lebendiger Glaube gepredigt werde und so von unseren Kanzeln die Lebensströme ausgehen, auch ein lebhaftes Gefühl für die Sorgen und die Kümmernisse, aus welchen die Ausführungen des verehrten Herrn von Durant herausgeflossen sind, und ich kenne ebensogut wie er selbst schmerzliche Fälle, bei welchen im Widerstreit der Meinungen und Zweifel, in welche das theologische Studium in unserer Zeit notwendig hineinführt, einzelne Schiffbruch gelitten haben und trotz aufrichtigen Strebens nicht wieder zu dem überzeugten Glauben gelangt sind, welchen man von einem evangelischen Geistlichen zu fordern berechtigt ist.

*) Was Prof. Löning hier und in folgendem sagt, sind doch nur unwahre Phrasen. Es handelt sich wahrlich bei Harnack nicht um Auslegung einzelner Worte der Heiligen Schrift, sondern um Leugnung der wesentlichen Grundwahrheiten, welche seit 1800 Jahren in der christlichen Kirche als die Pfeiler der Wahrheit galten. Wenn sämtliche dazu berufene Organe der Kirche in Wort und Schrift deutlich protestierten gegen solche Verfälschung des Christentums und keine Gemeinschaft haben wollten mit dem Antichristentum, das bei Harnack in so täuschendem Gewand auftritt, dann, ja dann müßten die Leugner der Wahrheit Ehren halber ihre Verbindung lösen mit einer Kirche, die so entschieden gegen sie Front macht. Aber vor dem Götzen „Wissenschaft" beugen sich eben auch die kirchlichen Autoritäten, wie eben diese Debatte zeigt, und wagen kein entschiedenes Bekenntnis.

Die Red.

„Aber diese ganze Frage ist von einer so ungeheuern Tragweite und von einer so gewaltigen Schwierigkeit, daß kein Gedanke daran ist, sie könne durch eine Debatte wie diese hier irgendwie — ich will gar nicht sagen gelöst — auch nur im geringsten in eine andere Weichenstellung hineingelenkt werden. Sie hängt überhaupt nicht von Verwaltungsmaßregeln ab, und keine Regierung der ganzen Welt könnte sie mittelst einer Verwaltungsmaxime lösen oder ordnen wollen. Bis jetzt hat noch niemand die Zauberformel gefunden, welche Freiheit und Gebundenheit der Lehre in einer für alle annehmbaren Form ausspräche. Die Reformation einst ist aus einer Tat der freien Wissenschaft hervorgegangen. Wenn diese Wissenschaft sich nicht ermannt hätte, so wäre die Kirche der Reformation nicht da; das wollen wir als evangelische Christen nicht vergessen. Wir werden daher immer daran festhalten müssen, und zwar festhalten in dem Glauben an die Wahrheit selbst, in der Zuversicht, daß die evangelische Wahrheit sich selbst durchzusetzen imstande ist, daß die Freiheit der theologischen Forschung eine Existenzbedingung unserer Kirche ist. Wenn auf der anderen Seite die Freiheit dieser Wissenschaft zu Folgen wie den geschilderten führt, daß durch vermeintliche Resultate der Forschung den Gemeinden der volle Gehalt des evangelischen Glaubens, auf den sie Anspruch haben, verkürzt und entzogen wird, wenn die evangelische Kirche nun sich genötigt sieht, Maßregeln zu treffen, um sich gegen die Resultate einer negativen Theologie oder die Verkündigung und das Vordrängen vorübergehender Phasen noch nicht gelöster Fragen der Wissenschaft zu schützen, dann, meine Herren, ist die Beratung solcher Maßregeln nicht die Sache dieses hohen Hauses. Denn wenn ich auch die Herren hier im Hause alle gern für gute Christen halte, so glaube ich doch nicht, daß sie die Befugnisse haben, der evangelischen Kirche Rat zu erteilen und kirchliche Maßregeln zu treffen. Sondern das ist lediglich Sache des evangelischen Kirchenregiments, des evangelischen Oberkirchenrats und vor allen Dingen der evangelischen Generalsynode. Dahin glaube ich also diese Klagen vor allem verweisen zu sollen. Aber auch abgesehen davon möchte ich doch nicht unterlassen, etwas nochmals auszusprechen, was freilich schon ausgeführt worden ist. Eine Krisis, welche besteht in der schmerzlich empfundenen Divergenz zwischen gewissen augenblicklichen Stimmungen der theologischen Wissenschaft und den praktischen Anforderungen der Kirche, ist tatsächlich vorhanden. Diese Divergenz wird von beiden Seiten beklagt. Wir hoffen und glauben, daß sie überwunden werden wird, eben weil wir an eine höhere Einheit der evangelischen Wahrheit glauben. Ich kann aber nicht umhin, zu bezeugen, daß nach meiner und vermutlich sehr vieler evangelischer Theologen Ueberzeugung auf den preußischen Universitäten tatsächlich nirgends in der Weise die einseitige Bevorzugung einer einzelnen Richtung hervorgetreten ist, daß die evangelische Kirche in eine Bahn hineingedrängt wäre, gegen die sie sich, als mit ihrer Existenz unverträglich, hätte wehren müssen. Ich bin vielmehr, wie Herr Dr. Barkhausen schon ausgeführt hat, der Ueberzeugung, daß tatsächlich mit Umsicht und mit Berücksichtigung der kirchlichen Interessen und Bedürfnisse die Staatsregierung auf den verschiedenen Universitäten auch die verschiedenen vorhandenen Richtungen hat zum Ausdruck gelangen lassen in der berechtigten Annahme, daß diese Rich-

tungen durch sich selbst, durch den Ernst ihres wissenschaftlichen Kampfes und durch die Lauterkeit ihres wissenschaftlichen Strebens sich abschleifen, korrigieren und endlich zu Resultaten gelangen werden, welche den fruchtbaren Ausgangspunkt neuer theologischer Entwicklung bilden. Ich glaube also, daß die in den Ausführungen des Herrn Kultusministers gegebenen Richtlinien die der Lage der Sache und dem Interesse der evangelischen Kirche entsprechenden sind. Es mögen ja einzelne Mißgriffe vorkommen, das würde die Staatsregierung vielleicht selber nicht leugnen; aber die Prinzipien, die der Herr Minister ausgesprochen hat, bewegen sich in der Bahn, welche wir als evangelische Christen, als Glieder und auch als Geistliche der evangelischen Landeskirche zu fordern das Interesse und die Pflicht haben."

Die „A. Ev. L. K." ist mit dem Ausgang dieser Debatte sehr unzufrieden. Sie bemerkt dazu, daß Herr von Durant nicht darauf gefaßt sein konnte, daß nicht nur der Kultusminister Dr. Studt, sondern auch der Präsident des Oberkirchenrates, Dr. Barkhausen, ja selbst der General-Superintendent Dr. Dryander sich der Gleichberechtigung des Halbglaubens mit so unzweideutigem Eifer annehmen würden, als sie es getan. Daß in der Leitung der preußischen Landeskirche eine starke mittelparteiliche Strömung besteht, ist allerdings nur denen ein Geheimnis, die sich um derartige Dinge nicht kümmern, weil sie Wichtigeres vorzuhaben glauben. Mit dieser Strömung hängt es natürlich eng zusammen, daß in den leitenden Kreisen der Kirche, die zum Teil ja auch die des Staates sind, sehr wenig Neigung besteht, bei der Besetzung der theologischen Lehrstühle streng zu verfahren und den Professoren gehörig auf die Finger zu sehen. So kann es kommen, daß ein Mann wie Harnack zu den besonders verwöhnten Leuten gehört; daß davon aber auch die „kleinen Götter" Nutzen ziehen, die sich hinter seinem Schilde verkriechen, kann man sich denken. Um so unbequemer mußte es dem Minister und den übrigen Herren sein, daß Freiherr von Durant den Finger unverzagt auf die offene Wunde legte, ohne sich um den Eindruck zu kümmern, den das nach Lage der Dinge hervorbringen mußte. Der Minister, der zuerst das Wort ergriff, machte sich die Sache sehr leicht, indem er an der überlieferten Gleichberechtigung aller Richtungen festzuhalten erklärte und daran die wohlfeile Erwartung knüpfte, daß aus dem Kampf schließlich der Friede hervorgehen werde. Was er sich dabei gedacht hat, ist schwer zu sagen. Aus dem Kampf zwischen Glauben und Unglauben kann niemals der Friede aufsprießen; notwendig muß er vielmehr mit der Niederlage des einen Teils enden — wenn auch nicht in dem tiefsten innerlichen Sinne, so doch in dem, daß der eine oder der andere in der irdischen Ausgestaltung der Kirche triumphiert. Bis jetzt hat sich die positive Richtung in den meisten deutschen Landeskirchen ja zu behaupten vermocht; wenn die Regierungen und die Kirchenregimente aber fortfahren, dem Halbglauben auf den theologischen Lehrstühlen die Gleichberechtigung zu lassen, so kann es nicht ausbleiben, daß unser geistlicher Nachwuchs mehr und mehr dem Zweifel und der Halbheit verfällt und die Gemeinden nach und nach in die eigene innere Verwüstung hineinzieht. Schon jetzt fehlt es wahrlich nicht an Anzeichen, die darauf hindeuten, den Liberalismus aber deshalb mit freudigen Zukunftshoffnungen erfüllen.

Die „A. Ev. L. K." tadelt im folgenden dann scharf den Optimismus des General- Superintendenten Dr. Dryander und die Stellung des Dr. Barkhausen, der sich hinter den formalen Rechtszustand zurückzog, und meint: Jedenfalls hätte sich dieses schwierigste Problem der Gegenwart nicht oberflächlicher behandeln lassen können als Dr. Barkhausen es tat, indem er jede grundsätzliche Erörterung vermied. Sie fährt dann fort: Noch bedenklicher freilich mutet es uns an, daß Dr. Dryander die Reformation für eine Tat der „freien Wissenschaft" erklärte, um die Gleichberechtigung der Richtungen verteidigen zu können. Eine förmliche Widerlegung dieses trivialen Satzes wird man uns nicht zumuten wollen. Es genügt hier, dem Schmerz darüber Ausdruck zu geben, daß ein hoher Würdenträger einer großen evangelischen Kirche es über sich gewinnt, in die Tonart einzustimmen, die sonst nur von den Vertretern des ausgesprochenen kirchlichen Liberalismus angeschlagen wird. Dieser kirchliche Liberalismus möchte Luther gern zum Vorläufer des Protestantenvereins machen, indem er sich darauf beruft, daß der große Reformator das römische Joch von unserer Seele genommen. Jawohl, das hat er getan — aber wahrlich nicht in dem äußerlichen Sinne, daß er die Autorität als solche abschütteln wollte, sondern so, daß er die rechte Autorität an die Stelle der falschen setzte. Was hat denn die gewaltige Glaubenstat mit der sog. „freien Forschung" im wissenschaftlichen Sinne zu tun, d. h. mit der zersetzenden Kritik, die sich für Wissenschaft ausgeben möchte? Echte Wissenschaft ist nur da, wo man aufbaut, nicht wo man zerstört, wie es die sog. „moderne Theologie" ausnahmslos tut.

Die liberale Presse ist mit dem Ausgang des Meinungsstreites im Herrenhause natürlich sehr zufrieden; das aber sollte dem Minister wie dem Präsidenten des Oberkirchenrates und dem General-Superintendenten wahrlich zu denken geben. Wir wissen ja auch, daß die Gleichberechtigung der Richtungen nicht von heute auf morgen beseitigt werden kann, und daß man manches in den Kauf nehmen muß, was einem nicht gefällt. Das ist aber kein Grund, den Gegnern die Zugeständnisse zu machen, zu denen sich die genannten Herren haben fortreißen lassen.

Ueberdenken wir nochmals die Antworten, welche die angeführten Männer gaben, so ist allerdings das wohl zu beklagen, daß keiner von ihnen, auch keiner der Vertreter der Kirche, einen deutlichen Ton gab, was allein in der Kirche als das wahre Christentum anerkannt werden könne.

Harnacks Christentum ist entschieden so weit entfernt vom Urchristentum des Neuen Testaments, daß es einem unbegreiflich ist, wie ein solcher Mann noch als anerkannter Professor der evangelischen Theologie gelten kann. Ein Zeugnis gegen das Unrecht des neuen Rationalismus wäre wohl am Platze gewesen von seiten der genannten Herren.

Auf der andern Seite aber ist nicht abzusehen, was etwa sonst hätte bei der Debatte im Herrenhause als Ergebnis herauskommen sollen. An Beschränkung der Lehrfreiheit auf den deutschen Universitäten, die doch Staatsanstalten sind, ist nicht zu denken bei dem heutigen Stand der Dinge. Die Debatte hat lediglich den Zweck eines entscheidenden Zeugnisses gegen den Un- und Halbglauben; und dieser Zweck wäre entschieden besser erreicht worden,

wenn die amtlichen Vertreter der Kirche unter ausdrücklicher Wahrung des Rechtsstandpunktes dennoch deutlicher es ausgesprochen hätten, wie sehr auch sie es beklagen, daß der Un- und Halbglaube gleiche Rechte in der Kirche beanspruche, wie der einfache Bibelglaube, der lediglich die Schrift nimmt, wie sie ist.

Gegenüber dem so mächtig tobenden Kampfe zwischen Glauben und Unglauben sind uns die herrlichen Paragraphen 67, 68, 69 und 70 in Ph. Th. Culmanns Ethik stets ein mächtiger Halt und Trost gewesen. Sie handeln vom Schriftwort, das sich an die innere Instanz des in uns selbst zu erweckenden absoluten Gottesurteils wendet, und so den Menschen von dem lästigen Autoritätsjoch frei macht. In diesen wichtigen Paragraphen wird der Weg gezeigt, wie allein die wahre Freiheit auch gegenüber der Schrift zu erlangen sei. Und wer zu dieser Freiheit gelangt ist, der glaubt schließlich nicht an sie, sondern an den, von welchem sie ausging. „Gesetzt nun, alle die Widersprüche, welche bis jetzt an der Schrift aufgedeckt wurden, hätten nicht gelöst werden können, wie sie es bereits sind; gesetzt es würden morgen oder übermorgen so mächtige Gründe gegen sie ins Feld geführt, daß sie wirklich „gebrochen“ würde, daß Freund und Feind bekennen müßte, sie ist „gekreuzigt, gestorben und begraben“, die römische Obrigkeit hat ihre Wache aufgepflanzt und die absoluten Kritiker ihr Siegel darauf gedrückt, es ist an kein Aufkommen mehr zu denken, so würde doch offenbar der Grund dessen nicht wanken, der nicht sowohl an die Schrift glaubt, als an den, von welchem sie kommt. Der Himmel lacht und spottet ihrer und mit ihm jeder, der an der Hand der Schrift in das Meer der Gnade und Wahrheit, in die Tiefen der göttlichen Weisheit eingedrungen ist. Er kann ruhig zusehen, denn er weiß, daß doch eine Auferstehung erfolgen muß...... Um über Gott und Mensch, über Schrift und Geschichte und Natur absprechen zu wollen, muß man etwas mehr kennen als Exegese und Kritik. Lernt erst in euch selbst lesen, ehe ihr andere Dinge lesen wollt. In euch selbst habt ihr den Schlüssel der Dinge zu suchen und ein Buch aufzuschlagen, dessen wundervolle Tiefen euch einen Schluß machen lassen auf den Verfasser, der sich in demselben spiegelt.“

Wir können jene wichtigen Paragraphen unmöglich ganz herausschreiben, es genügt uns, darauf hingewiesen zu haben. Dort können unbefestigte und wankende Gemüter die richtige Anleitung bekommen, wie sie zur inneren Festigkeit kommen können in dem Widerstreit der Meinungen und diesem Streit in aller Gemütsruhe zuschauen können. Menschliche Schranken lassen in diesem Kampfe sich nicht ziehen. Und die bloße Berufung auf die Autorität der Schrift bleibt auch wirkungslos. Es gilt vielmehr den richtigen Standpunkt zu gewinnen, den die Schrift uns gibt: Es muß alles ausreifen, Glaube und Unglaube. Zu dem Unkraut, das nach Matth. 13, 41. 42 auf dem Kirchenacker wächst und stehen bleibt bis zur Ernte, gehört sicher nicht bloß das Unkraut, welches als solches auf den ersten Blick zu erkennen ist, sondern auch jene duftenden und blühenden Giftbäume, die ungläubigen Professoren, deren Früchte wie die Tollkirsche zwar den echten Früchten täuschend ähnlich sehen mögen, aber tötliches Gift in sich verborgen halten. Es kann

nicht Aufgabe der Kirche sein, diese Giftbäume zu entfernen. Warum hat der Herr den Giftbaum aus dem Paradies nicht entfernt? Warum hat er sich damit begnügt, davor zu warnen und auf die tödlichen Folgen seiner Frucht hinzuweisen. So kann auch die Kirche nichts anderes tun, als warnen vor dem tödlichen Gift des Unglaubens und mit allem Nachdruck es betonen, daß ein jeder Mensch, besonders aber jeder Theologie Studierende sich persönlich entscheiden muß, auf welche Seite er sich stellen will. Der Grund- und Eckstein aber wird stets bleiben das Bekenntnis, daß Jesus Christus ist der ins Fleisch gekommene Sohn Gottes. An diesem Pfeiler scheiden sich unerbittlich die Wege. Sehe jeder wie er's treibe, sehe jeder wo er bleibe, und nehme jeder die Konsequenzen auf sich, die seine Entscheidung nach rechts oder links in Zeit und Ewigkeit nach sich zieht.

Wer aber glaubt an die Worte des Herrn Matth. am Letzten, der wird nicht zittern und beben und wird nicht zweifelhaft sein, auf welcher Seite endlich der Sieg sein und bleiben wird in Ewigkeit.

Die Pflichten des Pastors als Seelsorger.

Referat von P. Geo. Bohn. — Vorgetragen auf der Lasalle Pastoralkonferenz.

(Schluß.)

Was dort aus der Weissagung in Christo erfüllt ist, ist auch uns die Substanz unserer seelsorgerischen Tätigkeit. Den Armen den Reichtum in Gott, den Zerstoßenen Heilung, den Gebundenen Befreiung, den Blinden das Gesicht und Licht darzubieten, bleibt auch uns Kern und Stern der Arbeit an den Seelen, ein herrlicher Beruf, dem sonst auf Erden keiner gleicht. Nicht minder deutlich erkennt man Christum als Urbild aller Seelsorger in dem Berichte von Petri Fischzug (Luk. 5). Das Wunder des Fanges der großen Menge der Fische war nur gleichsam der Unterbau zu dem alles klärenden Wort an den erschrockenen Petrus: „Von nun an wirst du Menschen fangen.“ Der Fischzug ist dem Herrn nur Mittel zum Zweck, nämlich darzutun, woran ihm gelegen sei, eben an der Gewinnung der Seele des Petrus, indem er zugleich diesem ein Licht anzündete über seinen eigentlichen höheren Beruf, ihm, aus den Tiefen des Verderbens, Menschenseelen mit dem Netze des Wortes und des Glaubens zu retten. Aehnlich soll und kann uns womöglich jedes Vorkommnis ein Mittel zur geistlichen Einwirkung werden. Die Gelegenheit ergreife, den Augenblick benutze. **Omnia sub specie aeterni!**

Wir ziehen hierher auch das Gespräch Jesu mit der Samariterin am Jakobsbrunnen. Der Prophet aus Nazareth kommt als müder Wandersmann in der Mittagszeit an den Quellort und bittet ein eben zum Wasserschöpfen kommendes samaritisches Weib um einen kühlen Trunk. Als die Frau sich über sein Begehren wundert, da doch ein Jude nicht einmal trinken dürfe von einem Samariter, hebt er sofort an, mit herrlichen Worten vom lebendigen Wasser, welches er selber ist, zu reden und auf den, im Geiste anzubetenden Gott-Geist hinzuweisen.

Hier ist also wieder ein alltäglicher Vorgang als An-

knüpfung für die himmlische Wahrheit verwertet. Das Herz des Heilandes ist eben κατ' ἐξοχὴν (vorzugsweise) das Seelsorger-Herz. Das sei auch unser wahrer character indelebilis (unauslöschlicher Charakter). Das Gespräch Christi mit Nikodemus in der Nacht, hat allerdings bereits in dem Bekenntnis dieses von ihm schon ergriffenen Pharisäers: „Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen —", seinen Anlaß. Allein die sofortige Wendung der Unterredung von äußeren Zeichen und Wundern auf das größte, geistliche Wunder der Wiedergeburt ist eben abermals ein trefflicher Beweis, daß dem himmlischen Seelsorger nicht etwa eine von außen geweckte Bewunderung, sondern eine innere, seelische Umwandlung und Wesenserneuerung der Menschen das Ziel seines Willens und Wirkens war. Die Worte des Herrn sind geheimnisvoll und ein Geheimnis ist und bleibt die Wiedergeburt. Doch ist in ihr Fundament und Gipfel aller Seelsorge gegeben.

Dieses nächtliche Gespräch Jesu mit Nikodemus möge uns, Seelsorger, ein Hinweis dafür sein, daß auch wir einen jeden passenden, ähnlichen Anlaß zu benutzen haben. Wenn die Leute zu uns kommen und z. B. einen Amtsfall anmelden, dürfen sie nie wieder fortgehen, ohne daß wir mit ihnen — wie immer mit rechtem Takt — über das Reich Gottes in uns und um uns geredet haben. Ohne eine geistliche Gabe sollten sie nie unser Haus verlassen.

So oft ferner der Heiland angerufen oder herbeigerufen wird, allerlei Schwachheit, Seuche und Krankheit zu heilen, ist ihm die πιστις die unerläßliche Vorbedingung eines jeden Heilerfolges. Jedoch, welches ist die Grundbedeutung dieser ausschlaggebenden πισις? Luther übersetzt das Wort mit „Glauben" gleichbedeutend mit bloßem Fürwahrhalten. Allein schon sein Ausspruch, daß der Glaube ein Geschenk und Gabe Gottes ist, zeigt seine tiefere Fassung des Begriffes an.

In der Tat ergibt es die Urbedeutung: „Ueberzeugtsein", daß Christus damit eine Seelenverfassung, ein „Sich-Geloben", eine vertrauende Hingabe, ein göttliches Leben und Weben fordert. Die innere Verähnlichung des Menschen mit Gott (3. Mos. 11, 45; Matth. 5, 48), das ist der Zielpunkt seines Wirkens und dadurch steht er aufs neue als das Urbild aller Seelsorger uns vor Augen. Denn auch wir haben darauf das Hauptgewicht zu legen bei Ausübung der Seelsorge.

Mit dieser inneren Verähnlichung mit Gott ist alles erreicht. Denn mit dem Innern ist das Aeußere geweiht. Die Not des Lebens schwindet und die Uebel der Zeit werden recht gehoben nur von innen heraus, ein bedeutsames Moment und zugleich auch ein Wegweiser in sozialen Wirren. Wer hierin im kleinen treu ist und redlich arbeitet, dem wird zuletzt Großes gegeben. Aus einem einzigen Saatkorn kann eine ganze, reiche, große Ernte werden.

Noch eine ganze, große Reihe von Aussprüchen und Geschehnissen des Herrn, als das Urbild aller Seelsorger, könnten angeführt werden. Ja, je genauer wir zusehen, um so reicher, lieblicher, köstlicher und gewaltiger enthüllt sich uns sein himmlisches Seelsorgerherz, gleichwie der Sternhimmel, je tiefer wir hinauf- und hineinschauen, je herrlicher er sich uns darstellt.

Fürwahr, es bedarf wohl keines weitern Beweises, daß der Herr im Endbetracht nichts sprach und tat, ohne aus Grund seiner seligen Sorge um die Seelen.

„Wer an mich glaubt, wie die Schrift (Jes. 44, 3; Hes. 36, 25; Joel 3, 1) sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen," spricht der Seelsorger aller Seelsorger nach Joh. 7, 38. Wer an ihn glaubt d. h. wer in der Gemeinschaft des Lebens und der Liebe mit ihm steht, der hat das Leben, die Erquickung, den Frieden seiner Seele. Und dies innere Glück wird nach außen auf andere überströmen und in ihnen dasselbe Leben erwecken. Wes die Seele voll ist im Seelenglück, des geht die Seele über. Sich mitzuteilen, ist des Glückes liebstes Werk.

Dies Wort: Wer an mich glaubet etc. ist ganz vornehmlich geredet für uns Seelenhirten. *Wer da hat, der kann geben. Wer im Leben steht, kann Leben um sich verbreiten.* Wem das Glück der Seele geschenkt ist, von dem kann Sonnenschein und Segen ausgehen. Mithin ist für uns dies ein Hauptziel, *immer treuer, immer tiefer, immer lebensvoller in Christo unseres Daseins Wurzel und Krone zu haben.* Ein unfehlbares Mittel solches zu erreichen. liegt in dem vorgenannten Herrenwort: Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan!"

Es sollte nun leicht einzusehen sein, wie gerade für den Seelsorger viel, ja sogar *alles* davon abhängt, wie er *persönlich* zu Christo, als dem Urbild aller Seelsorger, steht, anders ausgedrückt:

b. *Der Pastor muß für seine eigene Person selbst ein wahrer, lebendiger Christ sein, wenn er eine gesegnete Seelenpflege ausüben will.* Heißt es doch nicht umsonst: Verba docent, exempla trahunt, oder auch: vita clerici evangelium populi. *Der* Eindruck, den die persönliche Seelenstellung des Pastors macht, ist für ihn in seiner Wirksamkeit entweder bahnbrechend, oder die Herzen verschließen.

Von jedem Christen gilt die Erfahrung, daß der Moment, wo das Licht in ihm angezündet wird, also die Zeit seiner Bekehrung, gar nicht vorübergehen kann, *ohne* einen irgendwelchen Eindruck auf seine Umgebung hervorzubringen. Man hat schon gefragt, worin das Ergreifende liege, welches man oft in überraschender Weise in Gemeinden beobachtete, in welchen Erweckungen erfolgen. Antwort: es liegt darin, daß es etwas tief Erschütterndes für jedes Gemüt, jedes Gewissen hat, eine Menschenseele in der Wahrheit um ihr ewiges Los ringen und kämpfen zu sehen. Ja, wenn die Menschen auch nur ahnen, daß einer neben ihnen innerlich vor Gott zusammenbricht in Seelenangst und Sorge, in einer Sorge, gegen welche alle irdischen Interessen federleicht wiegen, das erschüttert sie unwillkürlich. In einer in sich zusammenhängenden Gemeinde ist es dann, als wenn auf einem zugefrorenen Teiche an einer Stelle das Eis bricht, da geht die Erschütterung durch das ganze Eis. Wie vielmehr, wenn der Zusammenbruch an dem Krystallisationspunkte stattfindet, von wo die Strahlen nach allen Richtungen hingehen.

Der *Geistliche soll dieser Krystallisationspunkt sein.* Und wenn es nirgends in der Gemeinde zusammenbräche, um so mehr

sollte es bei ihm zusammenbrechen mit aller Selbstzufriedenheit und gleichgültigen Ruhe, um so schmerzlicher und völliger sollte er sich vor Gott beugen. Eine Gemeinde nun, welche diese tief schmerzliche Bewegung ihrem Pastor anspürt, kann auf die Dauer in Sicherheit nicht fortschlafen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß selbst solche Geistliche, welche noch in sich mit Sünden und Leidenschaften zu kämpfen hatten, solange sie wirklich kämpften, viel tiefere Eindrücke auf die Gemüter ihrer Anbefohlenen gemacht haben, als andere, bei denen zu schweren inneren Kämpfen keine Veranlassung zu sein schien, aber nur deshalb, weil die Seele derselben überhaupt nie bis auf den Grund bewegt war.

Wie viele Träger des heiligen Amtes verleugnen, durch die Oberflächlichkeit des eigenen Lebens, den Ernst ihrer Verkündigung! Wie viel Anstoß entsteht durch Luxus und Modenarrheit mancher Pfarrhäuser mit ihren Bewohnern!

Auf mancher Kanzel ruft man laut: Christus, Christus, Christus, und im Leben draußen heißt's: Welt, Welt, Welt! Und das in einer Zeit, in welcher die Sekten auf der einen Seite und der Unglaube auf der andern die Kirche bedrohen und besonders das Vertrauen zu ihren Dienern untergraben; zu einer Zeit, wo alle Kräfte nötig sind und mit äußerster Hingabe angespannt werden sollten, um ein sinkendes Volk aus Todesgefahr zu retten!

„Weltliche Pfarrhäuser", wie viele giebt es deren doch, die mit ihrem Wesen und Treiben vor aller Welt nicht geringes Aergernis anrichten! Aber was wird es einst sein, wenn das Gericht ergeht über diejenigen, welche ein solches Aergernis geben konnten!

Hat die Sicherheit gegenüber dem bevorstehenden Gerichte Gottes schon bei jedem andern Menschen etwas Unheimliches, wie viel mehr bei einem Diener der Kirche!

Als einst ein Pastor ein Glied einer Gemeinde fragte, ob man nicht für den Geistlichen, der die Gemeinde schon 42 Jahre lang mit inhaltsleeren Predigten quälte, gebetet habe, erwiderte das Gemeindeglied, daß solches zwar geschehen, fügte aber hinzu: „Gott mag wissen wie es kommt, die Bekehrung der Pastoren, die einmal im Amte sind, ist eine schwere Sache, sie ist wohl reichlich so schwer, wie die Bekehrung eines Juden." Was dieser einfache, schlichte Mann damit meinte, ist wahrscheinlich dies: Sobald ein Mann erst angefangen hat, das Heilige mechanisch, oberflächlich, gleichgültig und gewohnheitsmäßig zu gebrauchen, so geht ein geheimes Gericht der Verstockung in ihm an. Und wer geschäftsmäßig seine Aufmerksamkeit nur auf den Eindruck richtet, welchen seine Worte auf andere Menschen machen sollen, der vergißt schließlich in sich hinein zu sehen; die Pfeile des Wortes werden alle nach außen abgewandt, die Sicherheit und das anspruchsvolle Wesen ist nicht mehr auszurotten. Kingsley läßt einen frommen Christen in der Zeit des Patriarchen Cyrillus klagen: „Wenn die Kirche nur wäre, wie sie sein müßte, nämlich in ihren Dienern, die Welt würde sich bekehren vor Sonnenuntergang!" Mag das übertrieben sein; das, was daran wahr ist, klingt uns doch in den Ohren und das ist: Wenn nur die Diener der Kirche erst anfingen, in ihrem innern und äußern Leben so zu sein, daß alles an uns bahnbrechend

für die Erfüllung unserer Pflichten als Seelenhirten wirkte, wahrlich in mancher Gemeinde würde es dadurch besser stehen in Bezug auf wirkliches Leben aus und in Gott.

c. In der Predigt, diesem wichtigsten Teil unserer Amtswirksamkeit, zeigt es sich hauptsächlich, ob der betreffende Pastor für seine eigene Person ein wahrer, lebendiger Christ ist und als solcher in einem persönlichen, steten Umgang mit dem Urbild aller Seelsorger, Jesus Christus, steht.

Ueberzeugungskraft und zündende Energie sind Merkmale, an welchen ein solcher Pastor erkannt wird. Das Kritisieren und Zweifeln steckt dem modernen Bildungsmenschen tief im Blute. Nur völlige Entschiedenheit kann diese Zweifelsucht überwinden. Kein: „Vielleicht kann man auch sagen," kein: „Es mag sein, daß" — oder: „Wenn man es von einer andern Seite betrachtet," — keine Verklausulierungen und Vorbehalte mit „Wenn" und „Aber", kein Schwingen und Schwanken zwischen scheinbar gleichwertigen Ansichten!

Der „alte Hoffmann", Ahlfelds Nachfolger in Halle, hatte Jahrzehnte lang hochgebildete Männer und Frauen in der kleinen Neumarktkirche aufs nachhaltigste angeregt und dauernd festgehalten, weil er mit fester Entschiedenheit von dem predigte, was seine Ueberzeugung war. Die Sozialdemokraten glauben an ihre Sache. Sie sprechen ihre Sätze mit aller Energie aus und — machen Eindruck damit. Sollen wir hinter ihnen zurückstehen?

Luther hat seine Zeit geistig beherrscht, weil er felsenfest davon überzeugt war: „Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben!" Gerade der, im tiefsten Herzensgrunde, nach unzweifelhafter religiöser Gewißheit verlangende Erdenpilger unserer Zeit, auf den schon aus den Tageszeitungen allein täglich hunderte von Stimmen verwirrend eindringen, die ihn ins Schwanken und Taumeln bringen, will einen festen Stab haben, an dem er sich halten kann. Wer ihm diesen Stab nicht geben kann, der werfe sich nicht zu seinem geistlichen Führer auf, denn er kennt selbst nicht den einzig wahren Halt dieses und des zukünftigen Lebens, Jesus Christus, das Urbild aller Seelsorger und Führer aller Führer.

Die Predigt Petri am Pfingstfest (Act. 2, 37) ging den Hörern durchs Herz, weil Petrus selbst ein vom Geiste Gottes erleuchtetes und erwärmtes Herz hatte. Die Ueberzeugung der Apostel wurde zum Zeugnis: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben." (Act. 4, 20.) Paulus wurde von Damaskus berufen zum Diener und Zeugen des, das er gesehen hatte und das ihm der Herr noch wollte erscheinen lassen. (Act. 26, 16.)

Spurgeon ermahnt die Kandidaten seines Predigerseminars: „Wir müssen vom Schlummer aufwachen, damit wir die Menschen vom Untergange retten. Wir alle schlafen so gern, und auch Kandidaten verfallen so gern in die Rolle der törichten Jungfrauen."

Als Kögel von der Generalsuperintendentur der Kurmark scheiden mußte, legte er seinen Geistlichen als Vermächtnis drei Gewißheiten ans Herz: die eine, daß auch heute noch die Gnadenmittel ihre alte Kraft und Verheißung

beweisen zur Weckung der Gemeinden; die andere, daß der Gang des Reiches Gottes auf Treue im kleinen, auf geräuschlose Innerlichkeit und demütige Geduld angewiesen bleibt; und die dritte, daß alle geistliche Wirksamkeit unabtrennbar ist von der persönlichen Bekehrung und täglichen Erneuerung des einzelnen nach der Losung: „Christus muß wachsen, ich aber muß abnehmen."

Christi Predigt war deshalb so wirksam, weil er gesalbt war mit dem Geiste Gottes ohne Maß. Die geheimnisvolle innere Wärme, Hoheit und Ernst im Bunde mit Herzlichkeit und Sanftmut, welche den rechten Prediger auszeichnet, ist ebenfalls nur eine Folge der Erleuchtung mit dem Heiligen Geiste durch Jesum Christum.

Wer auf der Kanzel Licht, Wärme und Leben in die Herzen der Hörer bringen will, muß solches zuerst in seinem Herzen haben und solche herrlichen Güter werden ihm nur zu teil durch einen innigen Umgang mit seinem Urbild Jesus Christus.

Wie viele Pastoren bleiben auf der Kanzel bei einer kühlen Objektivität bei einem mehr oder weniger geschickten Vortrag stehen, oder verfallen in ein pathetisches Redefeuerwerk, oder sie sprechen so mutlos und verzagt, daß man deutlich fühlt, sie glauben selbst nicht an den erwecklichen Erfolg ihrer Worte. Der Grund davon kann nur darin zu suchen sein, daß sie selbst noch nicht erweckt und bekehrt sind und daher kein geistliches Leben anzünden können, weil es in ihnen selbst noch nicht von Pfingstflammen glüht und leuchtet. Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein und kann auch andere nicht bewegen, sich selbst Christo zu eigen zu geben. Wer Leben aus Gott in sich hat, weiß, was es heißt, verloren sein und gefunden werden. Wer sein eigenes Herz auf allen Schleichwegen der Sünde ertappt hat, hat Geduld und herzliches Erbarmen mit seinen innerlich noch gebundenen Brüdern. Wer mit dem Winzermesser der Buße die üppigen Wasserreiser vom eignen Lebensbaum abschneidet, kann nachfühlen, wie wehe es andern tut, wenn er ihnen das zweischneidige Schwert von Amts wegen ins Herz drücken muß.

Gerettet sein, schafft Rettersinn, Rettermut und Rettungskunst. Wer an seiner eigenen Seele nichts erlebt hat, kann auch bei andern keine seelsorgerlichen Erfahrungen machen. Wer aber ein von Gott gesalbter Geistesmensch ist, der nicht Auswendiggelerntes — und wäre es die Bergpredigt selbst — hersagt, sondern inwendig Erfahrenes bezeugt, wird erwecklich predigen können und so seinen Pflichten als Seelenhirte auf der Kanzel nachkommen. Der Geist Gottes ist mit einer Predigt äußerlich nicht etwa so verbunden, wie der Arzt eine heilsame Arznei in einer Oblate einkapselt und dem Kranken reicht, der gar nicht merkt, was er verschluckt, sondern es findet eine Geisteswirkung sittlich-religiöser Art von Person zu Person beim Predigen statt. Die Gemeinde hat das Gesetz und das Evangelium, die Kraft und den Geist Gottes, von dem der Prediger redet, in ihm selbst gleichsam vor Augen. Sie hört die Leben weckende Stimme Gottes aus der Predigt heraus. Nur der Prediger, welcher das Amt, das die Versöhnung predigt, in diesem höchsten Sinne auffaßt, anfaßt und

ausübt, erhebt sich über den pastoralen Handwerker und Akkordarbeiter, welcher predigt, weil er dafür bezahlt wird. Mit einem Worte: Die persönliche Erweckung des Predigers selbst ist eine der besten, wirksamsten Antworten auf die Frage: Wie werden die Pflichten des Pastors als Seelsorger ausgeführt?

d. Wie durch die Predigt dem Pastor als Seelenhirt ein Mittel in die Hand gegeben ist, in der Oeffentlichkeit seiner Pflichterfüllung nachzukommen, so hat er durchs Gebet im Kämmerlein ein anderes Mittel, wodurch er in der Stille und Einsamkeit seinen Pflichten nachkommen kann: Das Gebet um ein weises, starkes, liebendes und suchendes Herz. Ohne dieses Gebet in der Stille ist unser Werkzeug stumpf, das Wort arm, die Hand kalt, der Fuß lahm und die Gabe eine halbe. Das schwierige, seelische Werk erfordert seelische Kraft, die uns nur aus dem Born der Gebetsgemeinschaft mit Gott quillt. Der Gelehrteste wird ohne dasselbe wenig wirken. Es fehlt eben das himmlische Agens. Der glänzendste Redner ist ohne Gebetsgemeinschaft mit seinem Herrn weiter nichts, als nur ein klingender Stein, ein tönend Erz. Hingegen kann der Minderbegabte, wenn sein Herz betend in Jesu Herz ruht, Großes leisten.

Fritz Oberlin, der gewaltige Prediger des Steintales im Ober-Elsaß um die Wende des 19. Jahrhunderts, trug seine Gemeinde auf betendem Herzen. Einzelne seiner Leute, für die er besonders beten wollte, trug er in sein Tagebuch ein, auch wurde er wieder von andern ersucht, für sie oder andere zu beten. Seine Gemeinde kannte dies wohl und wenn man später abends an seinem erleuchteten Zimmer vorüberging, hieß es: „Seid still, unser Papa betet!" O möchten wir alle solche Gebetshelden sein, denn das Gebet ist das herrlichste Mittel zur Erfüllung unsrer Seelsorgerpflichten.

Mit der Kraft des Gebets ausgerüstet, treten wir hinaus auf unser so wichtiges Arbeitsfeld, um den herrlichen Ewigkeitssamen auszustreuen auf den Herzensacker der anvertrauten Schäflein Jesu Christi. Da ist ein Verunglückter, dort ein Schwergeprüfter, Angefochtener, Unglücklicher, Kranker, Sterbender, der unser harrt. Ja wir treten unter das Dach der Witwen und Waisen, klopfen an die Türe der Armut, Ratlosigkeit, schwerer Sünde und Schande, der Verleumdung und Unzufriedenheit, des Aber-, Un- und Kleinglaubens, des Streites, ja sogar des glühenden Hasses, überall Spuren davon zurücklassend, daß des Seelsorgers stilles, fleißig benütztes Gebetskämmerlein sowohl eine wahre Schatzkammer der verschiedensten Waffen ist, womit er die feurigen Pfeile des Bösewichts auslöschen kann, als auch eine herrliche Quelle der schönsten Erfolge, über die sich selbst die Engel im Himmel freuen, denn des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.

e. Ein anderer wichtiger Punkt, der uns als Antwort auf die Frage: Wie werden die Pflichten des Pastors als Seelsorger erfüllt? hinweist, ist der: wir müssen allerorts Seelsorger sein und bleiben.

Es ist grundverkehrt, wenn wir etwa mit dem Amtsrock auch den Seelsorger an den Nagel hängen wollten. Da war einst in einem Hause Taufe. Die Rede des Pastors war ganz erbauend, die feierliche Handlung auch feier-

lich gehalten. Sobald aber letztere vorüber und der Amtsrock abgelegt war, gab es fast nichts weiter aus dem Munde des Pastors zu hören als Witze, Scherze u. s. w. Nun, es ist dies nicht zu verwerfen, wenn's maßvoll geschieht, denn hier gilt ja auch das Apostelwort: „Seid fröhlich mit den Fröhlichen." Allein die Lustigkeit ging in diesem Falle zu weit. Es hätte wohl hie und da geeignet und nutzbringend ein ernstes, seelsorgerisches Wort mit dem oder jenem Anwesenden geredet weren können. Die ganze Sache ist von einschneidender Wichtigkeit. Die Forderung, daß wir allerorten und überall Seelsorger sein sollen, kann Widerspruch erregen und auch nicht — verstanden werden. Doch es ist damit nicht gemeint, daß wir etwa jeden Ort zu einem solchen der Seelsorge stempeln sollen. Das wäre gesucht und auffällig dazu. Es ist vielmehr das mit verlangt, daß wir an keinem Orte, und in keiner Lage den Seelsorger ausziehen dürfen. Unser Amt und Beruf darf uns nirgends aus dem Bewußtsein entschwinden. Ein eifriger Geschäftsman denkt, wo es auch sei, an sein Geschäft. Ein Dichter bewegt, wo immer er auch wandle, in sich die bildenden, gestaltenden Gedanken. Ein Gelehrter überdenkt, er sei einsam oder in Gesellschaft, seine Probleme. Könnte und dürfte nur uns Seelsorgern, die Seelsorge, unsers Amtes schwerste und schwerwiegendste Seite, etwa an Kirche und Pfarrhaus gebunden sein und höchstens noch auf den Hausbesuch sich erstrecken? Nein, wir halten dafür, daß in Gesellschaft, auf dem Spaziergang, im persönlichen Verkehr, kurz, an jedem Orte des Zusammentreffens die Seelsorge wirksam sein muß und kann. Dies freilich nicht etwa aufdringlich, sich hervordrängend, die Gelegenheit vom Zaune brechend und dazu gar mit vielen Worten und Reden. Kann das Gespräch es mit sich bringen, gut, so benütze man es. Und eine Hindeutung ist fast immer möglich. Im Falle des Gegenteils genüge das bloße Verhalten und Auftreten. Unter allen Umständen darf kein Ort und keine Gelegenheit erfunden werden, wo wir uns und unseres Hirtenamtes vergäßen. Die Welt hat scharfe Augen hauptsächlich auf uns Pastoren.

f. Jeder Beruf hat für seine Pflichterfüllung seine bestimmte, fest gesetzte Zeit. Wie steht's nun in Bezug auf die Zeit des seelsorgerischen Wirkens? Antwort: jede Zeit, bei Tag oder bei Nacht, des Morgens früh oder des Abends spät, kann die rechte Zeit des seelsorgerischen Wirkens sein. Das sehen wir an unserm unvergleichlich herrlichen Vorbild Jesus Christus selbst.

Der Mund des geistlichen Dichters singt und sagt:

> Wacher Jesu, ohne Schlummer
> In großer Arbeit, Müh und Kummer
> Bist du gewesen Tag und Nacht;
> Mußtest täglich viel ausstehen,
> Des Nachts lagst du vor Gott mit Flehen
> Und hast gebetet und gewacht.

Diese schönen Worte stimmen ganz zur Weissagung, daß „seine Seele gearbeitet hat" (Jes. 53) und zwar nicht nur hie und da, sondern immerdar. Die Frage des zwölfjährigen Jesus an seine Eltern: „Wißt ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?" und die Antwort an den Schä-

cher: „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein" sind nur die äußersten Glieder der ununterbrochenen Kette seliger Mühsal seiner Seele um unsere Seele.

In heißer Mittagsstunde sowohl, nämlich dort am Jakobsbrunnen im Gespräch mit der Samariterin, als auch in kühler Abendstunde in seiner Unterredung mit Nikodemus, war der größte Seelsorger eifrig bemüht um das Heil der Seelen. Zu jeder Stunde, sei's in gewaltiger Rede oder in tief ergreifenden Wundern suchte er seiner Pflicht als Seelenhirt gerecht zu werden, bestehend: im Wiederbringen des Verlorenen und im Heilen des Verwundeten.

So soll denn gegebenen Falles auch für uns jede Stunde eine Stunde Gottes sein. In den verschiedensten Zeitläuften, in Wonne und Wehe, bei Erfolg wie Enttäuschung, dürfen wir nie ablassen, um Seelen zu werben.

Insonderheit müssen wir den rechten Augenblick wohl auskaufen. Die Hauptsache bleibt, daß uns die Liebe zu den uns anvertrauten Seelen gleichsam zur zweiten Natur wird. Ein rechter Vater kann gar nicht anders, als daß er immer und jederzeit das Wohl seiner Kinder auf dem Herzen trägt. Ein treuer Hirte wird seine Schafe keinen Moment aus den Augen lassen. So soll es auch bei dem geistlichen Vater und dem Seelenhirten sein. Es gelte ihm als Losung das Wort:

Allezeit treu bereit
Zu der Seelen Seligkeit.

Diese unwandelbare Treue zu jederzeit ist nötig schon aus Rücksicht auf die Gesamtheit. Denn ein einziges räudiges Schaf kann oft die ganze Herde verderben. Vom einzelnen, welchen der Pastor seelsorgerisch vernachlässigt, kann Schaden für das Ganze kommen.

Jederzeit treu, dazu soll uns auch unsere Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen treiben. Die Seelen sind uns anvertraut. Man wird hier und dort sie von uns fordern. Wohl dem getreuen, wehe aber dem ungetreuen Knechte! Jenem wird in der Vollendung, welche auch die verborgene Ernte, die hier vielleicht nicht in die Erscheinung trat, ins Licht rücken wird, der selige Lohn der Treue werden, diesem aber wird das Gericht.

Zum Schlusse der Erörterung unseres Themas:

„Die Pflichten des Pastors als Seelsorger" sei noch auf einen Punkt hingewiesen, nämlich auf das Ziel, das durch die Erfüllung dieser Pflichten erreicht werden soll.

Wie jeder treue und gewissenhafte Arbeiter irgend eines Lebensberufs ein bestimmtes Ziel bei seiner Pflichterfüllung im Auge hat, so muß auch der Pastor als Seelsorger bei seiner Pflichterfüllung unentwegt sein festes Ziel im Auge haben und das ist: die gründliche Bekehrung der Seelen zu Gott, wie sie sich zu erkennen gibt in einer immer kräftiger wiederholten Lossagung von der sündhaften Eigenheit, als in einer immer wahreren und volleren Uebergabe an den Herrn.

Bei dem Worte „Amtswirksamkeit" des Pastors, ist nicht nur an dies oder das Gute und Nützliche, was ein Pastor wirken kann, zu denken, sondern ganz bestimmt an die Bekehrung seiner Gemeindeglieder. Sie ist nicht die

einzige, aber die erste wahrhaft nennenswerte Frucht unserer Arbeit. Auch die Augsburgische Konfession bestimmt geradezu den Zweck des Predigeramtes dahin. In dem 5. Artikel, also sogleich nach dem Zentral-Artikel von der Rechtfertigung durch den Glauben, sagt sie: Solchen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigeramt eingesetzt, Evangelium und Sakrament gegeben. Hiernach bezeichnet sie als den Zweck des Predigtamtes, die Gemeindeglieder dahin zu führen, daß sie als Gerechtfertigte dastehen, daß sie auf dem Wege wahrer Bekehrung den seligmachenden Glauben erlangen.

Eine Arbeit, die ihren eigentlichen Zweck verfehlt, ihr Ziel nicht erreicht, mag in anderen Beziehungen allerlei Gutes leisten, sie wird als eine verfehlte registriert werden. Ist es der erste wesentliche Zweck, das eigentliche Ziel unserer Arbeit, daß Seelen durch unsern Dienst bekehrt werden, so ist auch unsere Arbeit verfehlt, wenn Bekehrungen fehlen, und diese Schmach wäscht ihr das Lob, welches ihr in anderer Beziehung vielleicht gespendet werden darf, nicht ab.

Geistliche Unfruchtbarkeit ist eine viel tiefere Demütigung als leibliche. Dem Apostel Paulus ist es zu Mute, als wenn er vernichtet werden soll, sobald das geistliche Leben, welches er geweckt zu haben sich freut, sich als widerstandsunfähig zu erweisen oder zu erlöschen droht. Lebendig zu sein rühmt er sich im ersten Briefe an die Thessalonicher, wenn seine Kinder in dem Herrn stehen, wenn er bekehrte Leute um sich hat.

Ein August Hermann Francke betet: Schaffe mir Kinder, sonst sterbe ich! Unsere Kirche kann nur dann erwarten, den bevorstehenden Stürmen der Zeit standzuhalten, wenn unsere Gemeinden einen immer wachsenden Stamm von bekehrten Christen bekommen, denn das Tote schafft man beiseite, aber das Lebendige hat Recht. Leben ist Macht und Leben aus Gott ist Uebermacht, auch über die Welt.

Wenn die Steine schreien müssen, so schreien sie doch gegen diejenigen Seelsorger, welche ihre Pflichten als solche nicht erfüllen, weil ihnen das herrliche Ziel: „Seelen zum Herrn bekehren", fehlt. Und lauter als die Steine schreien zu Gott die Seufzer der verwahrlosten Seelen. Lesen wir, welchen Zorn der Herr über die Hirten Israels ausspricht, die durch ihre Gleichgültigkeit seine Schafe zum Seufzen bringen; lesen wir, wie es für die Apostel eine Lebensfrage ist, ob sie dem Herrn Seelen gewonnen, oder die gewonnenen wieder verloren haben; lesen wir, mit welcher Sorgfalt der Heiland selbst, vor seinem Tode, die Jünger überzählt und in Bezug auf den einen, der verloren ist, konstatiert, daß es an Hirtentreue auch gegen ihn nicht gefehlt hat, so ahnen wir: Die letzte uns bevorstehende Abrechnung wird eine sehr ernste sein. Sie wird sich beziehen auf das, was durch uns hätte gewirkt werden sollen; nicht auf das, was ohne uns gewirkt worden ist. Die Ordnung bleibt doch stehen: „Solchen Glauben zu erlangen hat Gott das Predigeramt eingesetzt." Alle Ausnahmen können diese Regel nur bestätigen, denn sie zeigen gerade, welche Unnatur es ist, wenn die Kinder des Hauses anderswo betteln gehen müssen, weil ihnen gerade an der angeordneten Stelle das Brot nicht gereicht wird. Schaden und Verwüstung muß die Folge sein.

Daß der Pastor seine Aufgabe, d. h. seine Pflichten erfülle, das ist die

Lebensfrage unserer Kirche. Niemand nimmt uns die Verantwortung ab und nichts darf die Wucht des Gedankens in uns abschwächen, daß durch unsern Dienst Seelen sollen zu Gott geführt werden.

So lasset uns noch dreierlei bedenken, nämlich: 1. die Zeit ist kurz, zum andern: die Aufgabe ist groß, und zum dritten: die Verantwortung ist schwer. Es kommt für jeden einzelnen auch unter uns die Stunde, wo es für ihn Nacht wird und er seinen Pflichten als Seelsorger nicht mehr nachkommen kann. Deshalb lasset uns, solange es noch Tag für uns ist, alle Gaben und Kräfte, die uns unser großer Gott und Oberhirte auf ein brünstiges Gebet darreicht, allezeit freudig und mutig in seinen Dienst stellen und so unserer Pflichterfüllung nachkommen. Dann wird er einstens auch zu uns sagen: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.

Ist das Buch Daniel in der Seleucidenzeit verfaßt?

Referat von P. N. Lehmann.

Es herrschen in Bezug auf die Abfassungszeit des merkwürdigen Buches Daniel zwei grundverschiedene Ansichten.

Nach der einen, der traditionellen, orthodoxen, ist das Buch authentisch, von dem Propheten Daniel selbst verfaßt, der unter Nebukadnezar mit in die babylonische Gefangenschaft geführt wurde und am chaldäischen Hofe durch seine hohe Weisheit zu großem Ansehen und Einfluß gelangte etc., gerade wie es im Buch selber beschrieben ist.

Nach der andern Ansicht, die von den Rationalisten und der modernen Kritik geteilt wird, ist das Buch über 300 Jahre später von einem Juden verfaßt worden, der die Drangsalszeit des Volkes Israel unter dem Seleuciden Antiochus Epiphanes mit durchgemacht und in dieser Zeit der höchsten Not das Volk mit dieser Schrift trösten und aufrichten wollte. Damit ist zugleich gesagt, daß der Verfasser den Namen Daniel usurpiert, die Erlebnisse des Propheten am babylonischen Hofe entweder ganz erfunden oder doch sehr ausgeschmückt und die geschichtlichen Ereignisse unter Antiochus Epiphanes, die er selbst erlebt, fälschlicher Weise als zukünftig in einem prophetischen Bilde dargestellt habe.

Wir sehen von vornherein, wie viel man von dem „alten Glauben," von der Ehrfurcht vor der Heiligkeit und Lauterkeit der Bibel opfern muß, wenn man sich der letzteren Ansicht anschließen will. Die Behandlung des Buches Daniel von seiten der „Kritik" ist ein eklatanter Beleg dafür, mit welchen Scheingründen sie oft ihre „Wissenschaft" stützen muß, so daß man wahrlich wenig Vertrauen zu ihrer „Wissenschaftlichkeit" gewinnt und oft versucht wird zu glauben, sie wolle prinzipiell sich nicht unter die Wahrheit der heiligen Schrift beugen, sondern allerlei Scheingründe vorbringen, abenteuerliche Mutmaßungen und Hypothesen aufstellen, nur um nicht an einen göttlichen Offenbarungscharakter der Schrift glauben zu müssen.

Wir wollen die Beweisgründe der „Kritik" Schritt für Schritt verfolgen und dieselben auf ihre Stichhaltigkeit untersuchen.

Die Frage nach der Abfassungszeit des Buches hängt eng zusammen mit der Frage, wie weit der Zukunftsblick desselben reicht, ob nämlich seine Perspektive nur bis auf die Seleuciden-Zeit reicht, oder über dieselbe hinausgehend auch das römische Weltreich in den Gesichtskreis hineinzieht. Gelingt es, durch die Exegese des Buches zu beweisen, daß sein Horizont durch das Auftreten des Antiochus Epiphanes begrenzt ist, dann hat die Ansicht, daß das Buch auch um jene Zeit verfaßt worden sei, große Wahrscheinlichkeit, denn gerade diese Zeit ist in dem Buche sehr ausführlich geschildert.

Somit haben wir uns vor allen Dingen mit der Vorfrage zu beschäftigen, wie weit die Perspektive des Buches Daniel reiche. Wir nehmen unsern Ausgangspunkt von den Kapiteln 8 und 11. Im 8. finden wir Bild und Deutung. Ein Widder mit zwei Hörnern, der als Bild des medopersischen Reiches dargestellt wird, wird von einem Ziegenbock, der vom Westen kommt, zu Boden geworfen und zertreten. Dieser Ziegenbock hat zuerst e i n großes Horn, das nachher zerbricht und vier andern Hörnern Platz macht. Ferner wächst aus einem dieser vier ein kleines Horn, das aber sehr groß ward gegen Mittag, gegen Morgen und gegen das werte Land. Der Ziegenbock wird vom Verfasser selbst als König in Griechenland angegeben, und das kleine Horn als ein frecher und tückischer König, der greulich verwüsten wird und sich auflehnen wider den Fürsten aller Fürsten. Selbstverständlich sind alle Ausleger darin einig, daß dies kleine Horn Antiochus Epiphanes sei.

Das 11. Kapitel ist eine weitere Ausführung des Gesichtes vom Widder und Ziegenbock. Es ist auch hier nichts weiter zu sagen, als daß beide Parteien darin einig sind, daß die Schilderung sich auf die Seleuciden-Zeit beziehe und besonders auf Antiochus Epiphanes. Nun aber finden wir, daß sich im 12. Kapitel unmittelbar an die Schilderung dieser Drangsalszeit die Weissagung der messianischen Erlösung anschließt. Daraus schließt die „Kritik“, daß wohl auch sonst an anderen Stellen des Buches die messianische Zeit in unmittelbarer Verbindung mit der Seleucidenzeit geschaut sei, also für das römische Weltreich kein Raum bleibe. Kapitel 11 und 12 geben eben zu erkennen, daß in der Perspektive des Buches der Untergang des Antiochus Epiphanes der Abschluß der Geschichte überhaupt und der Anbruch der messianischen Erlösung und Vollendung sei.

Aber man sachte! Damit, daß hier der prophetische Blick einen großen Sprung macht und an die Trübsalszeit des Antiochus Epiphanes, die typisch als Vorbild auf die letzte Trübsal unter dem Antichristen genommen werden kann, gleich dem Abschluß, die endliche vollendete Errettung in der Auferstehung anreiht, — damit ist nicht zugleich gegeben, daß Gott dem Propheten nicht an andern Stellen auch gezeigt haben könne, was dazwischen liegt. Man muß auf die andern Stellen selbst eingehen. Zu diesem Zweck haben wir Kapitel 2 und 7 heranzuziehen und mit Kapitel 8 und 11 zu vergleichen.

In Kapitel 2 wird bekanntlich das Traumgesicht Nebukadnezars vorgeführt. Es ist das große Bild in Menschengestalt, dessen Haupt von feinem Golde ist, seine Brust und Arme von Silber, sein Bauch und Lenden von Erz, seine Schenkel von Eisen, während seine Füße einesteils von Eisen und einesteils von Ton sind. Nach der Exegese der Kritik sind die Schenkel und Füße,

also das vierte Reich, identisch mit dem in Kapitel 11 geschilderten, sie bilden also das griechische Weltreich ab. Uns ist es jedoch unmöglich, solcher Auslegung beizupflichten. In den Schenkeln und Füßen haben wir zwei Teile, die sich nicht mengen wollen, Eisen und Ton, während das Weltreich Alexanders in vier Teile zerfiel: Macedonien, Thracien, Syrien und Egypten. Außerdem erscheint uns 2, 43: „Und daß du gesehen hast Eisen mit Ton vermengt: werden sie sich wohl nach Menschengeblüt unter einander mengen, aber sie werden doch nicht an einander halten, gleichwie sich Eisen mit Ton nicht mengen läßt," sehr ungenügend erklärt, wenn man dieses Vermengen auf die Heiratsverbindung zwischen der Tochter des Antiochus Epiphanes, Kleopatra, mit Ptolemäus Epiphanes von Egypten deutet, denn an d i e s e r Vermengung nahm doch nur das Seleuciden- und Ptolemäer-Reich teil, während das griechische Weltreich in vier Teile zerfiel. Und außer diesem einen Versuch der Verbindung durch Heirat ist sonst von einem Vermengen keine Spur, im Gegenteil, die vier Reiche bekriegten sich beständig. Zudem: Das Menschenbild gibt uns v i e r Weltreiche in ihrer Aufeinanderfolge, deutet man aber die Schenkel und Füße auf das dritte, das griechische Weltreich, wo kommen dann die vier Reiche heraus? Die „Kritik" weiß sich jedoch zu helfen. Sie sagt, der Verfasser habe ein medisches und ein persisches Weltreich unterschieden. Als Beweis führt sie Stellen an wie 6, 1: „Und Darius aus Medien nahm das Reich ein, da er 62 Jahre alt war," und 6, 29: „Und Daniel ward gewaltig im Königreich des Darius und im Königreich des Kores, des Persers." Allein diese letztere Stelle schildert die Folgen der Errettung des Daniel aus der Löwengrube. Er wurde unter D a r i u s in die Grube geworfen. Wäre es dem Verfasser darum zu tun gewesen, ein medisches selbständiges Weltreich von dem persischen zu unterscheiden, dann hätte er in Vers 29 gesagt: Daniel ward gewaltig im Königreich des Darius. Die Hinzufügung: „und im Königreich des Kores" weist also hin auf e i n Königreich mit zwei gleichzeitig regierenden Herrschern. Die „Kritik" verweist ferner auf Stellen wie 6, 9. 13. 16 (wo die Gewaltigen des Reiches dem König Darius einschärfen, daß das Recht der Meder und Perser nicht geändert werden darf), da in diesen Stellen die Perser als besonderes Volk nach den Medern erwähnt seien. Aber ich meine, wenn die Männer zu Darius, dem Meder, sprechen: „Du weißt, Herr König, daß der Meder und Perser Recht ist, daß alle Gebote und Befehle, so der König beschlossen hat, sollen unverändert bleiben," so gehört dazu schon eine Verdrehung des klaren Wortlautes, um herauszuklügeln, daß nach dieser Stelle ein selbständiges medisches Weltreich von dem persischen zu unterscheiden sei. Diese Art der Exegese wird erst recht bloßgestellt durch 8, 20, wo es heißt: „Der Widder mit den zwei Hörnern, den du gesehen hast, sind die Könige in Medien und Persien." So wenig werden die zwei als gesonderte Weltreiche unterschieden, daß sie vielmehr unter e i n e m Tier dargestellt werden.

Ist es aber auf Grund des Buches unmöglich, ein medisches und ein persisches Reich von einander zu sondern, so ist es auch unmöglich, die Schenkel und Füße im Menschenbild auf das dritte Reich zu deuten, es bleibt nichts anders übrig, als sie im vierten, nämlich im römischen erklärt zu finden.

Den Hauptausschlag zur Feststellung der Perspektive des Buches aber gibt Kapitel 7. In demselben werden uns vier Tiere als aufeinanderfolgende Weltreiche angeführt. Diese vier Tiere entsprechen den vier Teilen des Menschenbildes in Kapitel 2.

Das erste Tier ist gleich einem Löwen und stellt wie das goldene Haupt des Menschenbildes das chaldäische Weltreich dar. Damit ist auch die „Kritik" einverstanden.

Das zweite Tier ist gleich einem Bären, es entspricht der Brust und den Armen von Silber. Dies Tier soll nach der „Kritik" das medische, nicht das medo-persische Weltreich darstellen. Wir sehen jetzt davon ab, hinzuweisen auf die Tatsache, daß das Buch keine Trennung eines medischen Weltreiches von dem persischen kennt. Wir bleiben jetzt einfach bei der Exegese des 7. Kapitels, wo der Bär geschildert wird. Dieses Tier bekommt die Aufforderung: „Stehe auf und friß viel Fleisch." Was für einen Sinn haben diese Worte in Bezug auf das medische Weltreich, das zu dieser Zeit gar nicht selbständig existiert hat, auch Darius, der Meder, überhaupt nur zwei Jahre mit Cyrus zusammen regiert hat? Delitzsch meint, es soll hiemit der Conatus, das bloße Begehren angedeutet werden, der Bär sei aufgestanden, um viel Fleisch zu fressen, aber es sei ihm nicht gelungen. Nun möchte ich aber wissen, wie ein ohnmächtig gebliebenes Begehren Raum hat in einem prophetischen Gemälde, in welchem die Geschichte in so großen Zügen skizziert wird? Nehmen wir die Deutung der Handschrift an der Wand hinzu, da Daniel zu dem letzten Herrscher des chaldäischen Reiches sagt 5, 28: „Peres, das ist, dein Königreich ist zerteilet, und den Medern und Persern gegeben," so erhellt zur Genüge, daß die silberne Brust und Arme oder der Bär das medo-persische Reich darstellen soll. Von dem Bär wird gesagt, er stand aufgerichtet auf einer Seite. Das bedeutet, daß von den beiden Völkern, die dieses Reich bilden, nur das persische eine Macht hatte zu Angriffen und Eroberungen. Die drei Rippen, die der Bär im Maul hat, sagt die „Kritik", seien allerdings nicht zu erklären, wenn man das Bild nur aufs medische Reich deutet, aber ebensowenig, wenn man darin das medo-persische dargestellt findet. Allein sie bedeuten die wichtigsten Eroberungen der persischen Monarchie. Man hat an Lydien, Babylonien und Egypten gedacht. Doch nach 8, 4, wo dieselbe Macht unter einem Widder mit zwei Hörnern vorgeführt wird, der nach Westen, Norden und Süden stößt, hat man wohl eher an Baktrien (Norden), Babylon mit Lydien (Westen) und Egypten (Süden) zu denken.

Das dritte Tier ist gleich einem Parder mit vier Köpfen und vier Flügeln und entspricht dem Bauch und den Lenden von Erz im Menschenbilde, Kapitel 2. Hat nun die „Kritik" den Bär auf das medische Reich zu deuten versucht, so muß sie in dem Parder das persische Reich finden. Aber auf welche Schwierigkeiten stößt man da! Wie soll man die vier Köpfe deuten? Die „Kritik" verweist darauf, daß in 11, 2 vier persische Könige erwähnt werden. Allein das persische Reich hat doch mehr als vier Könige gehabt. Wenn also der Verfasser als Prophet schreibt, fragen wir Delitzsch: Warum sieht er so verworren und unklar in die Zukunft? Wenn er als Historiker geschehene Tatsachen berichtet, fragen wir die „Kritik": Wie kann er über die Ge-

schichte in so großer Unwissenheit sein? Die vier Köpfe bedeuten vielmehr vier gleichzeitige Reiche, nicht aber vier aufeinanderfolgende Könige, denn die Köpfe sind gleich mit einander da, es ist die Gestalt, in welcher der Parder sich darstellt. Es ist das Bild des griechischen Weltreiches, das sich von Anfang in vier Reichen verwirklicht hat, sobald es nämlich unter Alexander die Eroberungen gemacht, und sich als Weltreich dargestellt hat. Und wie ist es mit den vier Flügeln? Schnelligkeit der Eroberungen ist doch kein auszeichnendes Charakteristikum des persischen Reiches, während sie bei der Macht Alexanders allerdings auffällig ist.

Das vierte Tier ist ohne Namen. Es entspricht den Schenkeln und Füßen von Ton und Eisen im Menschenbilde. Auf die Deutung dieses Tieres legt die „Kritik" das Hauptgewicht, um zu zeigen, daß es nur das griechische Weltreich, aber nicht das römische bedeuten könne. Das Tier hat zehn Hörner, von denen drei ausgerissen wurden, als ein anderes kleines Horn zwischen denselben hervorbrach. Dieses neue Horn werde genau so beschrieben, wie das kleine Horn Kapitel 8 oder wie der gottlose König Kapitel 8 und 11, und werde also aller Wahrscheinlichkeit nach Antiochus Epiphanes sein. — Wie wird man nun aber mit den zehn Hörnern fertig, wenn man das Tier aufs griechische Reich deutet? Darüber gibt die „Kritik" verschiedene Erklärungen, aber was für welche! Man höre! a. Rechnet man unter die zehn Alexander mit, so wird man, so lang man bei den bekannteren seleucidischen Königen stehen bleibt, unter den drei letzten Herrschern, die um Antiochus Epiphanes willen ausgerottet wurden, an Seleucius Philopater, Heliodor und Demetrius Soter denken können. b. Rechnet man Alexander nicht mit, so muß man nach Heliodor den Egypter Ptolemäus Philometer einschieben. c. Gunkel meint, die Zehnzahl sei zu gewinnen durch Zusammenrechnung der Kapitel 11 erwähnten Seleuciden und Ptolemäer.

Gegen diese Erklärungen ist folgendes einzuwenden. Syrien hat vor Antiochus Epiphanes nur sieben Könige gehabt. Rechnet man Alexander mit, der aber kein Seleucide war, so gewinnt man acht, — wo sind die zehn? Ja, sagt man, man könne Heliodor dazu rechnen, der den Vorfahren des Antiochus vergiftet und wirklich eine ganz kurze Zeit regiert hat, aber doch rechtmäßiger Thronfolger war und als Geißel in Rom gehalten wurde. Nun fragen wir, ob das nicht eine klägliche Exegese sei, jemand als König mitzurechnen, der nie König war? Die Sache steht aber noch schlimmer. Man kann Alexander nicht gut unter die zehn mitrechnen, da nach 8, 24 die zehn Hörner zehn Könige bedeuten, so aus demselben Reich entstehen werden. Könige werden übrigens im prophetischen Gesichtsbilde nicht als Personen an sich betrachtet, sondern als Repräsentanten ihres Reiches, so daß man den besagten Vers so verstehen muß: Zehn Reiche, die aus diesem Reich entstehen werden. Doch lassen wir einmal Könige als Personen an sich stehen, um den Sprüngen der „Kritik" nachfolgen zu können. Darf man also Alexander nicht unter die zehn Könige rechnen, wie auch etliche Vertreter der „Kritik" fühlen, so hat man vor Antiochus nur sieben Könige, und Heliodor und Demetrius, die oben genannten, bringen die Zahl nur auf neun. Da hilft man sich denn auf schlaue Weise, man schiebt noch Ptolemäus Philometer, den König von Aegypten ein. Fra-

gen wir nur nicht, wie man einen Ptolemäer unter die Seleuciden rechnen könne, denn er hat Ansprüche auf den syrischen Thron gemacht. Ei, ei, was für Kamele man verschlucken kann! Man zählt einfach denjenigen, der eine bloße Absicht auf den Thron gehabt, als König mit. Silentium, meine Herren!

Ferner: Warum soll die Zahl zehn aufs Seleucidenreich beschränkt sein? Umfaßte das zerteilte Weltreich nicht auch die Dynastien von Macedonien, Thracien und Aegypten? Wenn mit Rücksicht hierauf einige „Kritiker" unter der Zahl zehn die unbestimmte Menge der Herrscher in allen vier Reichen finden wollen — so ist das offenbar ein Wagnis der Verzweiflung.

Als feste Grundlage dieser Deutung des vierten Tieres auf das griechische Reich wird angegeben: Was vom kleinen Horn dieses Tieres Kapitel 7 gesagt wird, stimmt vollständig überein mit dem, was vom kleinen Horn Kapitel 8 und von Antiochus Epiphanes Kapitel 11 gesagt wird. Diese feste Grundlage ist aber Sand. Denn wenn man das kleine Horn Kapitel 7, wie wir glauben bewiesen zu haben, nicht mit Antiochus identisch finden kann, so muß auch dann die Uebereinstimmung mit Kapitel 11 bleiben. Erkennt man nämlich in dem kleinen Horn des vierten Tieres den Antichristen, der aus dem römischen Weltreich entstehen wird, und in dem kleinen Horn des Ziegenbockes vom Abend her in Kapitel 8 den Antiochus Epiphanes, der ein Typus des Antichristen ist, wie kann da die Uebereinstimmung fehlen? Besteht also die Uebereinstimmung für beide Parteien, die moderne Kritik und die Altgläubigen, so klingt es doch urkomisch, wenn die erstere Partei sagt: Unsere Ansicht von der Identität des kleinen Hornes Kapitel 7 mit Antiochus Epiphanes hat ihre feste Grundlage in oben genannter Uebereinstimmung.

Nun aber wollen wir die Unmöglichkeit der Identität des kleinen Horns Kapitel 7 und des kleinen Horns Kapitel 8 doch noch besonders hervorheben. In Kapitel 7 geht das kleine Horn aus den zehn Hörnern des namenlosen Tieres hervor, in Kapitel 8 aus den vier Hörnern des Bockes, der Griechenland bedeutet. Da steht die Identität doch auf schwachen Füßen. — Nach alledem, was wir gefunden, müssen wir das vierte namenlose Tier „auf ein Reich beziehen, das der griechischen Macht folgte, auf eine Macht, welche die ganze bekannte Welt umfassen und sich in eine Mehrheit von Staaten zerteilen wird, die unter sich durch irgend welche Solidarität verbunden sind (die zehn Hörner), und auf welches gleich das Reich des Messias folgen wird" (Godet). Man wird finden, daß das römische Weltreich jetzt in zehn verschiedene Staaten sich aufgelöst hat, die untereinander verbunden sind entweder durch mehr oder weniger direkte Abstammung von den Römern oder durch das römische Recht und die klassische Bildung.

„Es sind also in dem Buche Daniel zwei entschiedene, erklärte Feinde des Gottesreiches angezeigt: der eine geht aus der dritten Monarchie hervor und kehrt seine Angriffe gegen das Volk des alten Bundes; der andere geht aus dem vierten Weltreich hervor und führt wider das Volk des neuen Bundes den Krieg. Ein jeder, der die Kapitel 7 und 8 des Buches Daniel mit solcher Auffassung liest, wird einsehen, daß die Schwierigkeiten in sich zusammenfallen, welche die genannten Gelehrten zu den gezwungenen Erklärungen geführt haben, die wir zurückweisen mußten" (Godet).

Hiermit hätten wir die Vorfrage nach der Perspektive des Buches erledigt und erkannt, daß diese über das griechische Weltreich und die Seleucidenzeit hinaus sich auch noch auf das römische Weltreich erstreckt. Sagt nun die „Kritik": Damit, daß bewiesen ist, daß die Perspektive des Buches nicht über die Seleucidenzeit hinausgehe, ist die Frage nach der Abfassungszeit des Buches so gut wie erledigt, — so können wir dasselbe in unserm Sinne sagen und folgern, daß das Buch von dem exilischen Daniel verfaßt sei. Denn wenn der Jude, der zu Antiochus Zeiten lebte, auch das Entstehen einer vierten Weltmacht voraussagen konnte, so kann man ihm doch nicht den Prophetenmantel rauben, dann kann man gerade so gut auch dem Daniel selber die Ehre lassen. Doch wir müssen noch auf andere Gründe der „Kritik" eingehen. Nehmen wir sie einzeln vor.

1. In 8, 26 und 12, 4 erhält Daniel den Befehl, diese Schrift zu versiegeln und heimlich zu halten bis auf die letzte Zeit. Daraus wird gefolgert, daß der Verfasser, nämlich der spätere Fälscher, auf diese Weise selbst unmißverständlich andeutete, daß das Buch bis dahin (d. h. die Seleucidenzeit) unbekannt gewesen und jetzt erst aufgetaucht sei. Er wollte damit den Schein erwecken, daß das Buch wirklich von Daniel verfaßt, aber bis dato auf Grund göttlichen Befehls verborgen geblieben sei. Aber wir könnten zu solcher Annahme uns nur dann bekennen, wenn dieser Befehl an Daniel keinen Sinn hätte in dem Falle, daß Daniel das Buch selbst geschrieben. Allein dem ist nicht also. Der Sinn dieses Befehls erhellt aus der zweiten diesbezüglichen Stelle, 12, 4, wo hinzugefügt wird: „ in der letzten Zeit werden viele darüber kommen und großen Verstand finden." Gerlach sagt darüber: „Das Verschließen der Worte ist nicht so buchstäblich gemeint, daß diese aufgezeichnete Offenbarung wirklich verschlossen und mit einem Siegel unzugänglich gemacht werden sollte. Auch wird nicht damit gesagt, daß Daniel die Schrift heimlich halten soll, sondern nur: 1) daß die Schrift bis zur letzten Zeit, für die sie vorzüglich bestimmt ist, aufbewahrt werden muß; 2) daß vor der letzten Zeit, als der Zeit ihrer Erfüllung, ihr Sinn und Zweck nicht völlig enträtselt werden kann." In ähnlicher Weise ist bis heute die Offenb. Joh. in vielen Stücken ein versiegeltes Buch, auch wenn es nicht hinter Schloß und Riegel ist, sondern noch so viel gelesen und durchgeforscht wird.

2. Das Buch Daniel steht in der jüdischen Bibel nicht unter den Propheten. Das sei nur dann verständlich, wenn das Buch zu einer Zeit geschrieben wurde, da der Kanon der Propheten abgeschlossen vorlag. Aber wir fragen, ob es denn nicht gerade so gut später möglich war, Daniel den Propheten anzureihen, als ihn überhaupt noch in den Kanon aufzunehmen. Es müssen andere Gründe obgewaltet haben, warum dieses Buch unter die Hagiographen und nicht unter die prophetischen Schriften aufgenommen wurde. Viel eher war es unmöglich, daß ein Fälscher, der unter dem usurpierten Namen eines Daniel etwas zusammengedichtet hat, damals, wo man den Sachverhalt kennen mußte, überhaupt in den Kanon aufgenommen worden wäre. Das Buch Daniel unterscheidet sich wesentlich von den 15 Büchern der andern Propheten. Erstlich einmal schreibt Daniel zum großen Teil Geschichte, zum andern steht er als Prophet nicht unter seinem Volk, und seine Weissagungen,

von besonderen Verhältnissen und Ereignissen vom babylonischen Hof ausgehend, schildern nicht sowohl die theokratische Entwicklung des Gottesvolkes, als vielmehr die Entwicklung der heidnischen Weltreiche bis zum Ende der Tage.

3. Vollends unmöglich werde die exilische Abfassung durch die auffälligen geschichtlichen Unrichtigkeiten, die die Darstellung der von Daniel selbst erlebten Zeit enthält, und die im grellen Kontraste zu der Genauigkeit der Darstellung der Seleucidenzeit stehen. Diese Unrichtigkeiten seien folgende. a. Im Buche werden nur zwei chaldäische Könige genannt, Nebukadnezar und Belsazar, der 5, 22 Sohn Nebukadnezars genannt wird, während Nebukadnezar doch mehr als einen Nachfolger gehabt hat. Dagegen ist zu sagen, daß Daniel nicht Weltgeschichte schreiben wollte, und deshalb nur die Herrscher genannt hat, die Veranlassung gaben zu besonderen Weissagungen. Auch ist das Wort Sohn in der Bibel nicht immer im engsten Sinne zu fassen. cf. Jesus, der Sohn Davids. b. Der letzte König habe nicht Belsazar, sondern Nabonned geheißen. — Aber Nabonneds Sohn hieß Bil-sar-usur und war Kommandant des babylonischen Heeres. Kann's da nicht leicht sein, daß Bilsar-usur der leitende Geist oder gar aus irgend einem Grunde der Mitregent, ja der Regent war, auch ohne daß er förmlich zum König gekrönt worden war. c. Für den Meder Darius bleibe zwischen den babylonischen Königen und Cyrus schlechterdings kein Raum, da das medische Reich nach den Inschriften schon 559 aufhörte, als selbständiges Reich zu existieren. Dieser Einwand geht von der Voraussetzung aus, daß das Buch unter dem zweiten Tier ein selbständiges medisches Reich von dem persischen, das unter dem dritten Tier geschildert werde, unterscheidet. Unsre Exegese aber hat bewiesen, daß solche Unterscheidung nur eingebildet ist, und daß dem Verfasser etwas untergeschoben wird, was er gar nicht sagen wollte. Somit fällt dieser Einwand in nichts zusammen. d. In 11, 2 nennt der Verfasser nur vier persische Könige und geht dann gleich auf Alexander den Großen über, während das persische Reich doch zehn Könige gehabt habe. Der Verfasser sei da ohne Zweifel von dem Alten Testament abhängig, wo nur vier Perserkönige ausdrücklich erwähnt werden. Das heißt mit andern Worten, der Verfasser habe daraus geschlossen, daß nur vier Könige gewesen seien und habe einfach Geschichte gemacht. Dagegen ist zu sagen, daß der Verfasser, — und das ist Daniel und nicht ein Fälscher, — gar nicht Geschichte schreiben wollte. In 11, 2 werden vier Könige erwähnt, weil der vierte, Xerxes, seine Macht gegen Griechenland erregen würde, woran sich dann das anreiht, daß der König von Griechenland mit großer Macht herrschen werde, auch über Persien. Es ist also da die Zeit von 150 Jahren zwischen Xerxes und Alexander dem Großen übergangen, weil sie für diese Weissagung kein chronologisches Interesse hatte.

4. Zu den Beweisen für die späte Abfassung des Buches rechnet man gewöhnlich auch den Charakter der darin vorkommenden aramäischen Sprache und die in dem aramäischen Teil benutzten griechischen Wörter. Allein die „Kritik“ gibt selber zu, daß die Doppelsprachigkeit des Buches die Möglichkeit zuläßt, daß das Buch erst in späterer Zeit ins Aramäische übersetzt sein könnte.

5. Für den auffallenden Charakter der im geschichtlichen Teil beschriebenen Wunder sei kein ihrer Größe entsprechender Zweck zu finden, weil dieselben nicht die Rettung des Volkes Gottes zum Gegenstand haben, sondern einzelne Personen, selbst Heiden. Wir antworten mit den Worten Wunderlichs: „Es kommen zweierlei Wunder vor. 1) Solche, durch welche Gott die Seinigen aus der Not errettet. Diese werden zwar nicht der Gesamtheit des Volkes zum Schutz und Rettung gegeben, wie in der Vorzeit, — zu der Zeit, in welcher das Volk von Gott verworfen, den Unterdrückern preisgegeben war, wäre solche Wunderhilfe ein Widerspruch gegen die Idee der göttlichen Führung Israels gewesen —, sondern einzelnen, welche durch ihren Glauben und ihre Treue eigentlich allein noch das Bundesvolk darstellen und um des Herrn willen in große Gefahr geraten. Diese Wunder gehören also zunächst der Privatgeschichte Daniels an, aber mittelbar sollten sie auch allen Gliedern des Volkes zu gute kommen, wenn dieselben darin die Macht und Treue Gottes erkannten und sich zu ihm wandten. 2) Diejenigen Wunder, welche gegen die heidnischen Könige gerichtet sind, sind eine tatsächliche Antwort, durch welche Gott neben der Vernichtung der äußern Form der Theokratie durch die Weltmächte für das Fortbestehen und den endlichen Sieg seines Reiches Zeugnis gibt, und je übermütiger diese Weltmächte, je weniger fähig sie waren, durch Worte sich belehren zu lassen, desto weniger darf es uns befremden, wenn durch solche gewaltige Taten ihnen entgegengetreten wird." Wir erinnern nebenbei auch an die Zeit des Elias und die Wunder, die zu seiner persönlichen Errettung geschehen sind.

Daß der Prophet Daniel wirklich existiert hat, ist in der heiligen Schrift hinlänglich beglaubigt. Der Prophet Hesekiel, der auch von der „Kritik" anerkannt wird, sagt in 14, 14: „Wenn gleich die drei Männer, Noah, Daniel und Hiob, drinnen wären, so würden sie allein ihre eigene Seele erretten durch ihre Gerechtigkeit." Ferner in 28, 3: „Siehe du (der Fürst zu Tyrus) hältst dich für klüger, denn Daniel, daß dir nichts verborgen sei." Auch wissen wir, daß der Herr Jesus die Schilderung Daniels von dem Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte nicht durch die Ausschreitungen des Antiochus Epiphanes erfüllt sieht, sondern sie auf die Endzeit bezieht.

Und nun zum Schluß: Was bleibt denn am Buch Daniel übrig von kanonischem Charakter, wenn es von einem Fälscher verfaßt ist? Was sollen wir dann mit dem Buch anfangen?

Erkennen wir zunächst, wie sich die „Kritik" damit abfindet. Sie sagt, das Große am Buche liege darin, daß es, in der Zeit der äußersten Not unter Antiochus Epiphanes entstanden, einen durchweg tröstenden und verheißenden Charakter habe. Der Verfasser habe den endlichen Sieg des Volkes Gottes nicht aus der Geschichte, sondern nur aus seiner eigenen Glaubenskraft (also keine Offenbarung!) schöpfen können. Er gehörte zu den Männern, denen es in erster Linie zu verdanken ist, daß die Juden unter jenen furchtbaren Prüfungen nicht zu Grunde gingen. Und in seiner zuversichtlichen Hoffnung sei er auch nicht getäuscht worden, denn die Tempelreinigung unter den Makkabäern und der Tod des Antiochus Epiphanes habe eine relative Erfüllung seiner Verheißung gebracht. Und der eigentliche und bleibende Wert des Bu-

ches liege darin, daß der Verfasser, ganz wie die alten Propheten, diese relative Erlösung mit der absoluten messianischen Erlösung zusammen geschaut habe. Gleichwohl wird dafür gehalten, daß in diesem wertvollen Buche die Geschichten des ersten Teils durchaus nicht auf Wahrheit beruhen. Wenn man auch nicht gerade sagen wolle, daß sie ganz frei erfunden seien, so könne man doch nicht mehr annehmen, als daß der Verfasser entweder Ereignisse, die unter Antiochus Epiphanes passiert sind, so dargestellt habe, als ob sie am babylonischen Hofe zur Zeit Daniels geschehen seien, natürlich in großer Uebertreibung und Ausschmückung (das klingt nämlich besser, als Lüge), oder in gewisser Gebundenheit durch einen überlieferten Stoff seiner Phantasie ihren Lauf gelassen habe. Aber im letzteren Falle der Gebundenheit habe man noch lange nicht an Daniel und seine wirklichen Erlebnisse zu denken, — o nein, das würde ja den erzählten Geschichten zu viel den Stempel der Wahrheit aufdrücken — sondern an eine babylonische Sage, wie sie dem Werk des Abydenus über die Assyrer entnommen ist, nach welcher Nebukadnezar einst, als er auf dem Dache seines Palastes stand, von einer Gottheit inspiriert wurde und den Babyloniern ihre Besiegung durch das persische Maultier (Cyrus) voraussagte. Die Aehnlichkeit dieses Berichtes mit Daniel Kapitel 4 sei so unverkennbar, daß man mit Sicherheit annehmen dürfe, daß die Darstellung im Buch Daniel auf einer babylonischen Sage beruhe.

Freilich, wenn etwas sicher ist, was läßt sich dann dagegen sagen? Wir würden uns aber noch mehr über den Scharfsinn dieser Deduktion freuen, wenn gleich weiter die logischen Konsequenzen gezogen worden wären: „und darum ist es ebenso sicher, daß das Buch Daniel gerade so viel oder gerade so wenig Wert hat, wie jene babylonische Sage." Was soll man von einer „Kritik" denken, die ein Buch in den Kot zieht und als ein Gewebe von Sage, Uebertreibung, Ausschmückung, Fälschung und Fiktion darstellt, und zu gleicher Zeit mit feierlicher Miene erklärt: „Dieses Buch hat einen eigentlichen, bleibenden Wert!" Oder war der Verfasser in der größten Hälfte des Buches ein Täuscher und Fälscher und in einem kleinen Teil ein Diener der Wahrheit? War er ein Lügner voll Glaubenskraft? Wie stimmt Christus mit Belial? Wem ist es möglich, das Buch Daniel als ein göttlich inspiriertes anzunehmen, wenn sein Inhalt Fiktion und Täuschung ist? Die „Kritik" geht also auf nichts geringeres aus, als die Wahrhaftigkeit und Göttlichkeit des Geistes, der in diesem Buch zum Ausdruck kommt, zu leugnen. Und auf welche Gründe stützt sie diese destruktive, folgenschwere Behauptung? Warum muß ein Fälscher zur Zeit des Antiochus Epiphanes das Buch geschrieben haben? Warum kann der exilische Daniel nicht der Verfasser sein? Wahrlich, wenn man alle die Gründe der „Kritik" für ihre Hypothese recht erwägt, so muß man voll Staunen ausrufen: „Das sind also die Gründe, die hinreichen sollen, um solche Behauptungen zu stützen. Das ist die Wissenschaftlichkeit und Wahrheitsliebe und Gründlichkeit, mit welcher die „Kritik" zu Werke gehen will, das ist ihre Vorurteilsfreiheit und Unbefangenheit!" Nein, solche Kritik, Exegese und Wissenschaft weisen wir mit unwillkürlichem Abscheu zurück. Gott bewahre uns davor.

Was ist zu halten von den Erzählungen der Bibel über die Schöpfung und Urgeschichte der Menschheit?

So überschreiben wir eine Einsendung von Pastor Christ. Rogge an den „Türmer“, die wir nachstehend unseren Lesern mitteilen.

Agassiz, der durch seine christliche Gesinnung bekannte Naturforscher, war es wohl, der gelegentlich die Bemerkung machte: Wenn eine neue grundlegende Wahrheit gefunden wird, dann sagen die Leute zuerst: „Das ist nicht wahr!“ Danach: „Es streitet wider die Religion!“ Zuletzt: „Das haben wir ja schon lange gewußt!“ Schmeichelhaft ist diese Bemerkung für unser menschliches Geschlecht nicht, aber wahr nur zu oft. Schwer setzt sich jede umwälzende Erkenntnis durch. Im geistigen Leben gehören, wie in der Natur, sehr starke Kräfte dazu, um die den Wesen und Dingen anhaftende Trägheit zu überwinden. Dazu kommt, daß auch das Neue nicht sofort in vollkommener Gestalt auftritt, sondern meist erst im Kampfe mit dem Alten einen heilsamen Läuterungsprozeß durchmachen muß. Ist aber endlich der tüchtige Kern des Alten mit dem erprobten Bestand des Neuen verschmolzen, dann ist das Produkt so einfach und selbstverständlich, wie das Ei des Columbus, das übrigens eigentlich Ei des Brunelleschi heißen müßte.

Für die evangelische Kirche ist dieser Kampf zwischen dem Alten und Neuen Lebensluft, in der sie sich wohl befindet. Treues Festhalten am alten Gott und Glauben, wie Aufgeschlossenheit für jede Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises gehören gleicherweise zu ihrem Wesen. Aber bei der Auseinandersetzung im einzelnen bewahrheitet sich doch oft Aggasiz' Bemerkung. Dafür ein Beispiel.

Die ersten Kapitel der Bibel, mit ihren Erzählungen über die Schöpfung und Urgeschichte der Menschheit — was ist von ihnen zu halten? Unbesehen haben Jahrhunderte diese Kapitel für sichere historische Berichte gehalten und daraus mit naivem und gläubigem Sinn die Geschichte der Welt studiert. Tauchte hie und da ein leiser Zweifel auf, durchzudringen vermochte er nicht, schon weil man über jene Epochen keine anderen Nachrichten besaß. Erst das Auftreten der Geologie schuf hier Wandel. Gleich der erste schüchterne Leseversuch im Buch der Natur — über das Buchstabieren sind wir auch heute noch nicht hinaus — das erste Blättern in jenem wundersamen Bilderbuch, dessen Hieroglyphen in altes Gestein mit Kreide und Kohle gemalt sind, warf das Sechstagewerk von 1. Mose 1 wissenschaftlich über den Haufen. Und nun kam der Konflikt, unter dessen Nachwirkungen wir immer noch leiden, das: „Es streitet wider die Religion!“ Der Unglaube bemächtigte sich der neuen Erkenntnis und benutzte sie als willkommene Waffe wider Bibel und Christentum: „Seht, es sind alles Märchen und Lügen, die nicht Stich halten. Fort mit der Religion, sie verdummt nur!“ Diejenigen aber, deren Seele sich immer noch gerne in diese alten Geschichten versenkten, weil sie etwas von ihrem ewigen Werte spürten, vermochten nicht sofort den Kern von der Hülle zu trennen. Sie verwechselten, gleich ihren Gegnern, wie Gunkel in seinem Buche „Die Sagen der Genesis“ (Vandenhoeck und Ruprecht, Göttin-

gen) treffend bemerkt, Sage und Lüge. So traten zwei Heerlager einander schroff gegenüber. Hier hieß es: „Alles ist Unsinn! Alle Gläubigen sind rückständige Narren!“ Und von der anderen Seite schallte es nicht minder einseitig zurück: „Die Bibel ist unfehlbar! Gottes Wort kann nicht irren! Auf, wider die ungläubige Wissenschaft!“ Dazwischen schwächliche, von beiden Seiten mit Recht abgestoßene Vermittler, welche die Sisyphusarbeit unternahmen, den Schöpfungsbericht mit dem jeweiligen Stande der Naturwissenschaft „in Uebereinstimmung zu bringen.“ Schnurrige Geschichten wären davon zu erzählen, aber von einer traurigen Ergötzlichkeit. So entstand eine schwere Spaltung im geistigen Leben. Glaube und Wissenschaft schienen unüberbrückbare Gegensätze zu sein, und bis auf den heutigen Tag stehen auch in den Reihen der Christen viele jenen alten Geschichten mit dem Gefühle großer Unsicherheit gegenüber. „Es ist bedauerlich,“ schrieb 1898 ein Arbeiter an Rade anläßlich einer Umfrage, „daß die Kirche noch immer an der biblischen Schöpfungsgeschichte festhält, weil sie sich dadurch in Widerspruch selbst mit dem kindlichsten Denken setzt.“ Das ist das Ringen des Alten mit dem Neuen. Wer wird recht behalten? —

Beide. —

Die Mitteilungen der Bibel über die Urgeschichte sind selbstverständlich (?) Sagen. Darüber ist weiter kein Wort zu verlieren, und wir haben ein Recht, von unserer Kirche und ihren Geistlichen zu verlangen, daß sie hierüber keine Unklarheit lassen.*) Aber es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, daß damit nun die Sache erledigt, oder über den Wert dieser Geschichten ein Urteil, wohl gar eine Verurteilung ausgesprochen sei. Selbst ein Blick in das Werden und Wachsen dieser Sagen und ihre Bedeutung für den Historiker und vergleichenden Religionsforscher, wie ihn uns Gunkel in seinem fesselnden Buche thun läßt, befriedigt uns gegenüber diesen Berichten nicht völlig, wir verlangen nach einer Feststellung, wie weit sie für uns religiösen Wert und bleibende Bedeutung haben.

Bei diesem Verlangen kommen uns die Funde auf den Trümmerstätten Babylons und Ninives zu Hilfe, die uns einen, wenn auch noch spärlichen Einblick in die Mythen der altorientalischen Religionen gestatten. Aus ihnen geht deutlich hervor, daß das Volk Israel ein verhältnismäßig junger Zweig auf dem uralten Kulturstamme des Orients ist. Die biblische Schöpfungsgeschichte hat ihre Vorläufer in den babylonischen Ursagen. „Als droben der Himmel noch nicht verkündete,“ heißt es auf einer alten Thontafel, „drunten das Land noch nicht nannte einen Namen — der Abgrund nämlich war ihr erster Erzeuger — die wogende See (Tiamat, hebr. Tehom, Luther übersetzt Tiefe) die Gebärerin ihres alles — da umarmten sich die Wasser und vereinigten sich, das Dunkel war aber noch nicht hinweggenommen, die Sproß noch nicht aufgeschossen . . . da wurden die großen Götter geschaffen.“ Unverkennbar sind die Anklänge an die ersten Verse von 1 Mose 1. Aber wie klar und markig steht die Schöpfungsgeschichte mit ihrem „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, dieser dunkeln Mystik gegenüber! Es ist in dem

*) Was sagen unsere Synodalen zu diesem angeblich so selbstverständlichen Postulat? Will jemand sich darüber zum Worte melden?

biblischen Bericht, als sei eine ordnende Hand, ein lichtheller Geist über dieses Chaos gekommen, wie weht da ein Hauch schlichter, deutlicher Frömmigkeit. Aehnlich verhält es sich bei andern Berichten, die Loofs in drei eigenartigen Predigten, besser Vorträgen über Schöpfungsgeschichte, Sündenfall und Turmbau zu Babel weiteren Kreisen zugänglich macht. (J. C. B. Mohr, Tübingen.) Ueberall lernen wir an einem Vergleich mit diesen ältesten uns bisher erschlossenen Quellen erst recht den Wert der biblischen Erzählungen kennen. Er liegt nicht in dem tatsächlichen, geschichtlichen oder naturgeschichtlichen Material, das in ihnen niedergelegt ist — dafür haben wir heute bessere Quellen —, sondern in dem Geist, der über dieses Material gekommen ist und es gestaltet hat. Wir stehen in diesen Berichten an einem Markstein religiöser Erkenntnis in der Weltgeschichte, an der ersten Wendung von der formlosen Naturreligion zum geistigen Monotheismus, wie er später im Christentum den vollen Sieg errungen hat, und der Grundgedanke, der im mosaischen Bericht die eigentliche gestaltende Kraft ist, die Erkenntnis, daß diese Welt von Gott stammt und ihr Leben hat, daß göttliche Kräfte in ihr und besonders im Menschen walten und wirken, hat bleibenden Wert, welchen Wandlungen auch sonst die Naturerkenntnis unterworfen sein mag.

Die Alten glaubten von ihren Götterbildern, sie seien vom Himmel gefallen, und staunten sie an mit scheuer Ehrfurcht. Sind jene Bilder uns weniger groß und schön als ihnen, weil wir wissen, daß Menschen, in deren Herz ein Strahl göttlicher Schönheit hineingeleuchtet hatte, sie in saurer Arbeit aus dem spröden Marmor meißelten? Werden jene Berichte der Bibel uns nicht gerade an Bedeutung und Wert gewinnen, wenn wir erkennen, wie ein vom Geiste Gottes berührter Mann in ihnen chaotisches Material mit dem Geiste frommen Glaubens gesichtet und geformt hat, so daß ewig gültige religiöse Gedanken dabei einen klassischen Ausdruck finden und geistesverwandten Lesern aller Geschlechter deutlich erkennbar durch die zeitlichen Hüllen hindurchschimmern.

So haben in diesem Kampfe zwischen Altem und Neuem beide gesiegt. Das Alte, denn jene Geschichten bleiben uns so teuer und wahr wie unsern Vätern; das Neue, denn nicht will der glaubende Geist, der sich zu Gott erhebt, dem forschenden Geiste, der die Erde durchdringt, irgend welche Fesseln anlegen. Einfach und durchsichtig in ihrer Wahrheit, wie in ihrer Beschränktheit liegen die ersten Blätter der Bibel vor uns. So einfach ist die Lösung, daß wir versucht sind auszurufen: „Wozu darüber noch Worte machen, das haben wir ja alle längst gewußt!“

Homiletisches.

Predigtentwürfe über die Gleichnisreden Jesu.

Von P. F. E. C. Haas.

Vorbemerkung:

Die folgenden Predigt-Entwürfe sind einem speziellen Gebiet der Lehrtätigkeit Jesu, den Gleichnissen, entnommen, und es dürfte sich daher empfehlen, eine kurze Vorbemerkung vorauszusenden, gleichsam als allgemeine Einleitung zu dem Cyklus dieser Entwürfe.

Wenn Jesus eine höhere, göttliche, sittlich-religiöse, kurz, eine Ewigkeits-Wahrheit recht anschaulich und verständlich machen wollte, so lehrte er in Gleichnissen, d. h. er wählte Beispiele aus der sichtbaren Erscheinungswelt, um das Unsichtbare dem menschlichen Verständnis näher zu bringen. Solche Beispiele wählte er bald aus der Natur, bald aus den Vorgängen des Menschenlebens und zeigte dabei stets seine Meisterschaft in der Beurteilung der Natur- und menschlichen Lebensvorgänge. Luther sagt über das Gleichnis: „Es ist gleichsam ein solch Ding damit, als mit einem Gemälde, damit man den Einfältigen etwas unter die Augen malt, daß sie es desto leichter fassen und behalten mögen.“

Doch gebrauchte Jesus die Gleichnisse nicht bloß deshalb, um seine Lehre faßlicher und verständlicher zu machen, sondern namentlich auch dazu, daß die seligmachende Wahrheit „im Gefäß der Gleichnisrede“ besser behalten würde, damit die ausgestreute Saat allmählich mit der wachsenden Erkenntnis aufgehe, blühe und reife. Eben deswegen griff er mit seinen Gleichnisreden „ins volle Menschenleben“ hinein, weil die täglich sich wiederholenden Berufsgeschäfte und Lebensereignisse gerade die empfänglichen Herzen stets wieder von neuem an seine Lehre erinnern mußten.

Es gab jedoch auch unter seinen Zuhörern viele unempfängliche Herzen und solche, welche die Neugier, wenn nicht gar Böseres, zu ihm trieb. Wenn wir nun ferner beachten, daß Jesus eben die Himmelslehre — das eigentliche „Reichsgeheimnis“ — seinen Jüngern vorzugsweise durch Gleichnisse offenbarte, während er die „Gerechtigkeitslehre“ meist in gewöhnlicher Lehrrede der Menge darbot (vgl. die Bergpredigt), so hatte er — vgl. Matth. 13, 11—15 — hierbei die Absicht, eine Scheidung zwischen seinen Zuhörern herbeizuführen, indem er in den Gleichnissen seine Lehrgedanken vor der unverständigen, bloß neugierigen, nicht zur Jüngerschaft gehörigen Menge verhüllte, um derselben „den Zudrang zu seinen Pfaden“ zu verleiden. „Den einen können und sollen gerade die Gleichnisreden neue, tiefere Seiten der seligmachenden Wahrheit in leichtbehaltbarer Form aufschließen, während dieselben Gleichnisreden den andern, denen durch eigene Schuld alle Voraussetzungen für ihr Verständnis fehlen, vollends unverständlich bleiben sollen. Letzteres geschah nicht allein zum Gericht, sondern zum Teil auch zu vorläufiger Bewahrung vor einer endgültig bewußten Verwerfung der Wahrheit.“ (Pfisterer.) So verfolgte Jesus mit seinen Gleichnissen den Doppelzweck, die göttliche Wahrheit vor den Unempfänglichen zu verhüllen, sie dagegen den Empfänglichen zu enthüllen.

Die Gleichnisse bleiben darum auch heute noch die größten Meisterstücke christlicher Lehrweisheit. Durch sie führte der Herr unter einer Hülle, die einem leichten, durchsichtigen Schleier gleicht, die tiefste Menschen- und die reinste Gotteskunde in die Welt ein. Durch sie ließ er unter dem Bilde des Sichtbaren und Endlichen das Unsichtbare und Ewige schauen. Dadurch erhielt das Uebersinnliche eine Gestalt, in der es dem schwachen, menschlichen Fassungsvermögen faßlich, behältlich und eindringlich wurde. Das Irdische und Menschliche aber wurde durch diese Verknüpfung gehoben, geheiligt und verklärt. Die edle Einfalt der Sprache, die Klarheit und Anschaulichkeit in der Zeichnung der Gegenstände und der auf alle Zeiten, Orte und Verhältnisse anwendbare Inhalt sind die Hauptvorzüge der Gleichnisse des Herrn und machen sie daher auch zu allzeit geeigneten und fruchtbaren Predigt-Texten.

Aus der großen Zahl der Gleichnisse haben wir im folgenden drei der bekanntesten Reichsgottesgleichnisse als Predigt-Texte ausgesucht. Sie behandeln nacheinander die Reichsgründung (vom viererlei Acker), die Reichsentwicklung (vom großen Abendmahl) und die Reichsvollendung (von den zehn Jungfrauen).

Drei Gleichnisse vom Reiche Gottes.

I. Vom viererlei Acker. — Lukas 8, 4–15.

1. Textbesprechung.

Vers 4: „viel Volks" — allerlei Leute, empfängliche und unempfängliche, heilsbegierige und neugierige. Das Volk und Jesus hatten eine verschiedene Ansicht vom Reiche Gottes: das Volk sah es an als eine in die Augen fallende Macht in sichtbarer Herrlichkeit, Jesus dagegen suchte durch eine Umwandlung der Herzen das wahre Israel als ein Reich Gottes um sich zu sammeln.

Vers 5—8a inkl. Das Gleichnis selbst, als ein allenthalben in der Landwirtschaft wiederkehrender Vorgang, ist klar und bedarf keiner besonderen Erklärung. Erst durch das: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!" (Vers 8b) bekommt dieser allbekannte Vorgang als Erzählung im Munde Jesu seine besondere Bedeutung, er wird zum Gleichnis. Daher fragen denn auch (Vers 9) die Jünger nach der Deutung dieses Gleichnisses; während wir wohl annehmen dürfen, namentlich im Blick auf Vers 10, daß das „viele Volk" auseinander ging, ohne überhaupt einen tieferen Sinn hinter der Erzählung Jesu gesucht zu haben. In Vers 10 sehen wir (ausführlicher bei Matth. 13, 10—17) den in der „Vorbemerkung" angegebenen Doppelzweck der Gleichnisse Jesu angedeutet.

Vers 11—15: Des Gleichnisses Deutung. Der „Same" ist das ewig-wahre Gotteswort, welches den Menschen gepredigt wird und werden soll als Grundbedingung zur Reichsgründung (vgl. die Einleitung zum Johannes-Evangelium). Der „Weg" ist hartgetretener, fester Boden, wo der Same an der Oberfläche liegen bleibt, bis er von den Vögeln aufgefressen wird; der „Fels" hat nur eine ganz dünne Erdschicht, welche zwar ein anfängliches Aufgehen des Samens, nicht aber eine Wurzelbildung ermöglicht.

so daß bei anhaltender Trockenheit der Halm, bezw. die Staude verdorren müssen; die „Dornen“ entziehen dem Samen Luft, Licht und Boden, so daß derselbe ersticken muß; „das gute Land“, tief gepflügt, gut zerkleinert und gelockert, enthält dagegen alle notwendigen Vorbedingungen zum Aufgehen, Wachsen und Fruchtbringen des Samens.

2. Homiletisches.

Der „Säemann“ ist Jesus. Er ist der Gründer des Gottesreiches, der Wiederbringer des verlorenen Paradieses. Vom Vater einst gesandt, ist er noch heute im Heiligen Geiste wirksam als Säemann. Hinweis auf die Liebe des Vaters, die Gnade des Sohnes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes (Trinität), die in der von ihnen ausgeführten Gründung des Gottes- oder Himmelreiches so eklatant in die Erscheinung tritt. Heutzutage sind Missionare, Prediger und Lehrer Werkzeuge des göttlichen Säemannes, diesem Amt gebührt daher die den „Botschaftern an Christi Statt“ zukommende Achtung, den Personen nur insofern, als sie dieses Amt recht verwalten und üben. „Wie sollen sie aber glauben, so ihnen nicht gepredigt wird.“

Der „Same“ ist „das Wort“. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Gottes Wort ist das Köstlichste und Beste, was wir haben; schlage es darum nicht gering an, substituiere es nicht durch Minderwertiges, bringe als Helfer des Säemannes „das Wort, und nichts als das Wort, und das ganze Wort!“ Gib ihm den geziemenden ersten Platz in Gemeinde, Schule und Haus (Hausandachten!) Vgl. die zahlreichen Bibelstellen über den Wert und die Bedeutung des göttlichen Wortes, „das da kann eure Seelen selig machen.“

Das Erdreich sind die menschlichen Herzen. Aber Jesus zeigt hier, wie sich dieselben damals und heute noch so verschieden gegen das gepredigte und geschriebene Wort Gottes verhalten. Da gibt es: (Vers 5b und 12) verstockte, unempfängliche Menschenherzen, welche sich gegen alle Ermahnungen verschließen (Beispiele aus der Schrift und dem Leben); dann (Vers 6 und 13) oberflächliche, wetterwendische Herzen, bei welchen es wohl zu einer flüchtigen Begeisterung für Gottes Wort und Reich, nicht aber zu einer bewußten, gründlichen Aneignung kommt (Beispiele wie oben); ferner halbe, zwischen Gott und der Weltlust oder dem Mammon geteilte Herzen (Vers 7 und 14), in welchen teils die vielen Sorgen dieses Lebens, teils die Genüsse des Reichtums und der weltlichen Lust den Gottessamen ersticken (Beispiele wie oben); endlich aber auch empfängliche Herzen (Vers 8 und 15), gepflügt mit der Pflugschar göttlicher Prüfungen, geeggt und zerkleinert durch die Egge der Trübsal, aber bestrahlt von der Sonne der göttlichen Gnade, betaut von dem Tau der göttlichen Liebe, befeuchtet von dem Regen des göttlichen Segens, so daß der Same seine hundert- und tausendfältige Frucht bringet in der göttlichen Geduldsschule (auch hier Beispiele aus Bibel und Leben). — Nicht der Same ist verschieden, sondern das Ackerland: nicht Gottes Wort ist schuld, wenn du dein Heil versäumst, sondern dein Herz; nicht Gott trägt die Schuld, wenn du verloren gehst, sondern du selbst. — Auch der Weg kann durch tiefes, anhaltendes Pflügen, auch der felsige Boden durch Entfernung der Steine, auch

das mit Dornen bestandene Feld durch Ausrottung der Dornen urbar gemacht werden, darum bitte um die göttliche Pflugschar in erster Linie für dich, dann aber auch für die Herzen der anderen, die bisher dem guten Lande nicht vergleichbar waren. — „Vierfach ist das Ackerfeld: Mensch, wie ist dein Herz bestellt?" Darum bete: Ps. 139, 23 und 24.

3. Dispositionen.

a. Thema: Die Gründung des Gottesreiches.

1. Der Reichsgründer: Jesus.
2. Das Gründungsmittel: Gottes Wort.
3. Das Gründungsgebiet: Die Herzen der Menschen.

b. Thema: Die verschiedene Stellung der Menschen zum Reiche Gottes.

1. Wie sie sich zeigt.
2. Worin sie begründet ist.
3. Wie sie zu überwinden ist.

In der Einleitung zu diesen beiden Dispositionen wäre die Wichtigkeit des Gottesreiches für Zeit und Ewigkeit, im Schluß die Frage zu behandeln: „Vierfach ist das Ackerfeld: Mensch, wie ist dein Herz bestellt?"

c. Thema: Was lernen wir aus dem Gleichnis vom viererlei Acker.

1. Es gibt ein Gottesreich.
2. Nicht alle Menschen gehören dazu.
3. Bin ich ein Bürger desselben?

Bei der Behandlung dieses Themas könnten die Andeutungen von Thema a und b als Unterteile verwendet werden.

Als schlichteste, sich unmittelbar dem Text anlehnende Disposition ergäbe sich:

d. Thema: Das Gleichnis vom viererlei Acker und seine Deutung.

Einleitung: Veranlassung zu demselben (Vers 4).
Ausführung: 1. Das Gleichnis (Vers 5—8a).
2. Die Deutung (Vers 11—15).
Schluß: Des Gleichnisses Mahnung (V. 8b—10).

II. Vom großen Abendmahl.—Lukas 14, 16-24.

1. Textbesprechung.

Die Vorgeschichte zu diesem Gleichnis wird uns in den ersten 15 Versen unsers Kapitels erzählt: Gelegentlich einer Einladung in das Haus eines Obersten der Pharisäer, die „auf ihn hielten", zu einem Mahle am Sabbath, bringt er seine Gegner zum Schweigen durch die Heilung des Wassersüchtigen (V. 1—6), gibt ihnen eine Lektion über das rechte Verhalten bei Einladungen, nämlich über die rechte Bescheidenheit hinsichtlich der Platzfrage (V. 7—11) und endlich über den Zweck eines rechten Mittags- oder Abendmahles als eines Liebesmahles (V. 12—15).

„Einer, der mit zu Tische saß" — wohl ein Pharisäer, befangen von dem Wahne, daß er selbstverständlich schon als Abrahams Sohn und erst recht als Pharisäer Angehöriger des Reiches Gottes sei, spricht darauf: „Selig ist, wer das Brot isset im Reiche Gottes." Dieses Wort wird der Anlaß zu unserm Gleichnis, dessen Zweck es ist zu zeigen, daß es nicht bloß auf die äußerliche Berufung oder äußerliche Angehörigkeit, sondern darauf ankomme, wie man sich dieser Berufung gegenüber verhalte: mit anderen Worten, nicht die Zugehörigkeit zum irdischen Israel entscheidet über das Bürgerrecht im Gottesreiche, sondern die rechte Herzensstellung zu der göttlichen Berufung.

Vers 16: „Ein großes Abendmahl" (δεῖπνον μέγα) — Festmahl, Hochzeitsmahl nach dem unserm Text verwandten Matth. 22, 1 ff., d. h. ein Fest großer Fröhlichkeit, Freude und Wonne. „Groß" ist es genannt, insofern es für viele Gäste bestimmt ist und die umfassendsten Vorbereitungen für dasselbe getroffen werden. Manche pressen den Begriff „Abendmahl" und weisen darauf hin, daß hierin angedeutet sei, seit der Vollendung des Erlösungswerkes durch Jesum sei der Lauf der Zeiten in sein letztes Stadium eingetreten (vgl. 1. Joh. 2, 18: „Es ist die letzte Stunde"). So unzweifelhaft biblisch auch dieser Gedanke ist, so ist er doch nicht ohne weiteres direkt in diesem Verse, bezw. dem Worte δεῖπνον enthalten.

Vers 17: „Knecht" (Jes. 49, 6; 53, 11; Sach. 3, 8 und andere Parallelen). Dieser Knecht ist Jesus Christus, Gottes eigener Sohn. „Stunde des Abendmahles." Jesu Kommen (Mark. 1, 15) ist die „Stunde"; seitdem ist das Abendmahl, ist „alles bereit", „die Zeit ist erfüllet."

Vers 18—20. Die Geladenen kommen nicht, sondern entschuldigen sich mit nichtigen Gründen aus dem Berufs-, Geschäfts- und Familien-Leben, sie haben „einen Acker," sie haben „fünf Joch Ochsen" gekauft, sie haben „ein Weib genommen," hierdurch ihre Verachtung gegenüber der Freundlichkeit des Gastgebers zu erkennen gebend.

Vers 21: Dieser, der „Hausherr", wird naturgemäß böse über das schnöde und rücksichtslose Verhalten der Geladenen. Aber das Mahl soll darum nicht umkommen; kommen die Einen nicht, so gibt's doch Arme, Krüppel, Lahme und Blinde auf den Straßen und Gassen der Stadt, diese sollen nun seine Gäste sein.

Vers 22: Sie folgen gerne, aber „es ist noch Raum da"; so groß auch ihre Zahl sein mag, sie ist zu klein gegenüber den für das große Abendmahl getroffenen Vorbereitungen. Und darum sendet der Herr

Vers 23 seinen Knecht aus „auf die Landstraßen," d. h. über die Stadtgrenzen hinaus, und „an die Zäune," d. h. die Plätze der verschämten und versteckten Armut und des Elends, mit dem Befehl: „Nötige sie, hereinzukommen," bringe in sie, bitte sie, laß nicht ab von ihnen, „auf daß mein Haus voll werde" — nicht ein Plätzlein soll unbesetzt bleiben.

Vers 24: Denen aber, die als Geladene so schnöde ablehnten, wird keine erneute Einladung, geschweige denn ein Platz an der Tafel zu teil werden, sie haben sich selbst durch ihr eigenes Verhalten die Herrlichkeiten und Freuden des großen Abendmahles für immer verscherzt.

2. Homiletisches.

Das Tertium Comparationis ist das verschiedene Verhalten der verschiedenen Geladenen zur Einladung des Hausherrn, und der dem Gleichnis zu Grunde liegende Hauptgedanke ist: Von dem zuerst zum Reiche Gottes geladenen Volk Israel gehet das Reich in seiner weiteren Entwicklung zu den Heiden über; somit ist das Gottesreich in diesem Gleichnis als universales charakterisiert. Unter diesem Gesichtspunkt ergibt sich für die Predigt mit ihrer Anwendung das folgende: Gott, der „Herr" des Gleichnisses, hat ein Reich gegründet, „ein Abendmahl gemacht," das mit seinen unzähligen Segnungen (Licht, Trost, Seelenruhe, Vergebung der Sünden, ewiges Leben) mit der Herrlichkeit eines Festmahles verglichen wird, so ist denn auch das „Abendmahl" ein Bild der innigen Gemeinschaft, in welcher die Glieder des Reiches Gottes jetzt schon, in vollkommenster Weise aber erst im Reiche der Herrlichkeit mit ihrem Herrn stehen (vgl. Jes. 25, 6; Matth. 8, 11; 26, 29; Luk. 22, 30 und andere Stellen, wo das Gottesreich unter dem Bilde des Mahles dargestellt wird).

„Groß" ist dieses Gottesreich, ist's doch für viele bestimmt und greift mit Gottes umfassenden Vorbereitungen zu demselben bis ins Paradies zurück. Was hat Gott nicht im Alten Bunde alles getan, um sein Reich vorzubereiten, und was tut er nicht heute noch unter Christen und Heiden, damit das Mahl bereitet und die Gäste geladen werden. Groß ist es auch mit Rücksicht auf die hohen und herrlichen Gaben, welche in Gottes Reich gespendet werden. Die „Stunde des Abendmahles" kam, „als die Zeit erfüllet war" (Bethlehem), da sandte er seinen Sohn Jesum Christum, damit er lade: „Kommt, denn es ist alles bereit" (Joh. 1, 26. 29; Mark. 1, 15; Matth. 11, 28; Joh. 6, 35 sind solche Einladungen). Diese Einladungen ergehen zuerst an die Israeliten; da aber denen die irdischen Angelegenheiten wichtiger sind als die des Reiches Gottes, da sie vor lauter äußerlichem Messiassehnen und -Erwarten den rechten Messias nicht erkennen noch anerkennen und schließlich gar ostentativ verwerfen, so gehen sie des Reichsbürgerrechtes verlustig und das Reich geht zu den Heiden über, den von den Juden Verachteten, die aber dem freundlichen Ladungsruf gerne Folge leisten.

Die Predigt soll nun aber nicht bei dieser Deutung, die Israel und die Heiden sich gegenüberstellt, stehen bleiben, sondern muß das Gleichnis auf unsere Zeiten und Verhältnisse anwenden. Alle diejenigen Völker und einzelnen Personen, welche vor andern oder in besonderer Weise einen Ruf ins Reich Gottes vernommen haben, sind die zuerst Geladenen; an die Christenheit ergeht der Ruf schon in der heiligen Taufe und erschallt wieder in Kirche, Schule, Sonntagschule und christlichen Vereinen.

Ein Blick auf den Gang der Kirchengeschichte diene zur Warnung vor rein äußerlicher Auffassung der Zugehörigkeit zum Reiche Gottes, indem man z. B. die bloße Tatsache des Getauft- oder Gliedseins in einer christlichen Gemeinde ohne Rücksicht auf die innere Herzensstellung als genügend erachtet. Für die Beurteilung der Herzensstellung ist maßgebend unsre Liebe zu Gott, seinem Wort und Reich; steht dieselbe obenan, oder haben auch wir allerlei Entschuldigungen, Irdisches dem Himmlischen, Vergängliches dem Ewigen,

Berufs-, Geschäfts- oder Familiensorgen der Sorge für das ewige Heil unsrer Seele voranstellen? (Beispiele aus dem Alltagsleben.)

Die Armen, Krüppel, Lahmen und Blinden sind für Israel zunächst die Verachteten des Volkes: die Zöllner und Sünder. (Vgl. das altkirchliche Evangelium des 3. Sonntags nach Trin.) Solche Verachtete gibt es aber jederzeit und unter allen Völkern. Es sind die geistlich Armen, die Leidtragenden, die bei demütiger Selbsterkenntnis nichts Gutes und keine Gerechtigkeit in sich selber finden, die darum „hungern und dürsten nach Gerechtigkeit," die sich ihres durch die Sünde entstellten und verkrüppelten göttlichen Ebenbildes schmerzlich bewußt sind, aber sich nicht selber zu helfen vermögen, weil sie ihr eigner Verstand und ihre eigene Kraft im Stiche läßt, die aber eben deshalb die dargebotene Retterhand mit Freuden ergreifen. (Vgl. Matth. 12, 20: „Das zerstoßene Rohr".) Hier finden wir einen Hinweis auf die Notwendigkeit der vielen und mannigfachen Werke der Liebe, die wir unter dem Namen der „Inneren Mission" zusammenfassen, und die zu betreiben der Kirche Christi heiligste Pflicht und seligstes Recht ist; zumal „noch Raum" da ist. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen."

Gottes Reich ist so unermeßlich groß, daß es die Menschen aller Orte und Zeiten umfaßt. Und ginge kein einziger demselben verloren, am Ende wäre immer „noch Raum da." Gott will ja, daß a l l e n Menschen geholfen werde (1. Tim. 2, 4), daß sich jedermann zur Buße kehre (2. Petri 3, 9). Darum auch die Sendung auf die Landstraßen und an die Zäune. Dieses Bild weist uns ganz besonders von den Juden hinweg zu den Heiden. Die Landstraßen führen hinaus nach allen Richtungen, in alle Welt, auch zu den jenseits des Zaunes des jüdischen Gesetzes Befindlichen, den draußen Stehenden, von Unwissenheit und Aberglauben Umzäunten, die da noch „sitzen in Finsternis und Schatten des Todes." Wir haben hier einfach den Missionsbefehl (Mark. 16, 15). „Nötige sie!" — gib dir alle Mühe im Zureden; denn wenn auch Gott keinen Zwang ausübt in Bezug auf den Eintritt in sein Reich, so sind doch wir als seine Boten gezwungen, immer wieder und unverdrossen einzuladen, „es sei zur Zeit oder zur Unzeit," damit nicht durch unsere Schuld jemand verloren gehe.

„Keiner der Geladenen (und nicht Erschienenen) wird mein Abendmahl schmecken." Wer dem Ruf Gottes in sein Reich nicht folgt, nicht durch wahre Buße und Bekehrung in dasselbe eingeht, der darf auch nicht teilnehmen an der Gemeinschaft in demselben, der wird einmal zu jenen gehören, denen das Wort Matth. 7, 23 gilt!

So hat der Herr einst den Pharisäern und Juden heiß ins Gewissen geredet, aber sie wollten nicht hören; deshalb haben sich seine Worte so frühe an ihnen erfüllt: die Juden als Volk, als Ganzes, wurden verworfen, und der Heiden Fülle trat an ihre Stelle (vgl. Apostelgeschichte 13, 46. 47). Wie sich aber dieses Wort an den Juden erfüllte, so erfüllt es sich noch jetzt jederzeit auch unter uns, bis einmal alles wird geladen sein und das rechte Abendmahl in der seligen Ewigkeit wird gehalten werden. Darum: Ebr. 3, 7. 8; Ps. 95, 7. 8; Phil. 2, 12; Röm. 2, 4.

Viele werden der Seligkeit im Reiche Gottes nicht teilhaftig, weil sie die Einladung zu diesem Reiche mit seinen Gnadengütern verschmähen!

3. Dispositionen.

A. Textdisposition: Ueberschrift: „Vom großen Abendmahle."

Einleitung: Veranlassung zum Gleichnis. (Luk. 14, 1—5.)
Ausführung: Das Gleichnis vom großen Abendmahl.

1. Die Vorbereitungen zum Mahl. (Vers 16 und 17.)
   a. Die Gäste werden vorläufig geladen.
   b. Das Mahl wird zubereitet.
   c. Die Gäste werden zum Mahl gerufen.
2. Das Verhalten der zuerst Geladenen. (Vers 18—20.)
   a. Sie wollen nicht kommen.
   b. sie entschuldigen sich:
      aa. Mit ihren Berufs- und Geschäftspflichten;
      bb. mit ihren Familienverpflichtungen.
3. Die Folgen dieses Verhaltens. (V. 21—24.)
   a. Andere werden geladen und kommen.
      aa. Einheimische.
      bb. Fremde.
   b. Die zuerst Geladenen werden für immer vom Mahle ausgeschlossen.

Schluß: Geladen bist du, wirst du auch kommen?

B. Thema: „Warum vergleicht der Herr das Gottesreich mit einem Abendmahl oder Festmahl?"

Wir haben in demselben:
1. Den freundlichen Gastgeber;
2. die beste Speise;
3. die seligste Gemeinschaft;
4. die größte Freude.

C. Thema: „Warum wird Gott nicht müde im Einladen zu seinem Reich?"

1. Weil er will, daß alle Menschen dazu gehören;
2. weil noch Raum da ist;
3. weil sein Haus voll werden soll.

D. Thema: „Die Entwicklung des Gottesreiches."
(Historisch, mit praktischen Anwendungen zu jedem Teil.)

1. Seine Vorbereitung im Alten Bunde.
2. Sein Kommen in und mit Jesu.
3. Seine Vollendung in der ganzen Welt.

E. Thema: „Welche Aufgaben stellt die Entwicklung des Gottesreiches an uns?"

1. Der Einladung zu folgen.
2. Die Einladung weiter zu tragen.

F. Thema: „Wer hat Bürgerrecht im Reiche Gottes?"

1. Derjenige, welcher geladen ist.
2. Derjenige, welcher gekommen ist.
3. Derjenige, welcher demütig ist und bleibt. (Lahme, Krüppel" u. s. w.)

III. Entwurf. Gleichnis von den zehn Jungfrauen.–Mat 25,1–13.

1. Textbesprechung.

Vers 1: „Dann," d. h. wenn der Herr wiederkommen wird. Dieses Wörtlein weist auf das vorhergehende Kapitel zurück und gibt dem Gleichnis von vorneherein seine Stellung als einem Gleichnis, das die Reichsvollendung schildert. „Himmelreich", identisch mit Gottesreich. Zum besseren Verständnis der Erzählung ist es notwendig, die einer jüdischen Hochzeitsfeier vorausgehenden Gebräuche uns ins Gedächtnis zurückzurufen. Vor der Hochzeit ging der Bräutigam, von den Brautjungfern begleitet, gewöhnlich gegen Abend in das Haus seiner Braut, um die letztere abzuholen und in sein Haus zu führen, wo dann das eigentliche Hochzeitsmahl gehalten wurde. Die Jungfrauen trugen, da der Zug bei Nacht vor sich ging, Lampen, d. h. Gefäße, in denen ein mit Oel getränkter Docht brannte, und verherrlichten wohl auch den Zug durch Musik und Gesang. In unsrer Erzählung dürfte man wohl nicht fehl gehen mit der Annahme, daß der Bräutigam von ferne kam, denn sie „gingen aus dem Bräutigam entgegen," und so erklärt sich dann auch das Vers 5a erwähnte Verziehen des Bräutigams.

Vers 2—4. Der Zahl 10 ist keine besondere Bedeutung beizulegen, sie dient nur zur besseren Veranschaulichung der Erzählung. Bedeutsam aber ist die Klugheit der einen und die Torheit der andern Hälfte der Jungfrauen, die sich in dem Mitnehmen, bezw. Nichtmitnehmen, von Ersatz-Oel in besonderen Gefäßen, außer den Lampen offenbart, denn angesichts des Fernseins des Bräutigams war es immerhin klug, sich auf eine kürzere oder längere Wartefrist bis zu seiner Ankunft bereit zu halten. Die zeigt

Vers 5: Der Bräutigam läßt lange auf sich warten, so lange, daß gar alle 10 Jungfrauen die gleiche Müdigkeit überfällt, und der Schlaf sie übermannt.

Vers 6: „Mitternacht," d. h. die Stunde, da man am allerwenigsten die Ankunft des Bräutigams hätte erwarten sollen. „Geschrei" seitens der von den ermüdeten Jungfrauen ausgestellten Posten; doch ist wohl auch die Ansicht zulässig, daß auch der Bräutigam nicht ohne Gesellschaft war, und diese beim Herannahen das Geschrei ausstieß; größere Wahrscheinlichkeit jedoch möchten wir der ersteren Ansicht zusprechen, zumal der Ruf: „Gehet aus ihm entgegen!" das Bewußtsein des Wartens der Jungfrauen auf seiten der Schreienden voraussetzt.

Vers 7: „Alle" stehen auf! Das „Schmücken" der Lampen bestand wohl im Herrichten des brennenden Dochtendes und im Zugießen vom mitgebrachten Oel, damit die Lampen, die schon Stunden gebrannt hatten, nun wieder als frischangezündete erschienen und helles Licht verbreiteten (vgl. V. 8b: „verlöschen").

Vers 8. Die Bitte der Törichten war naturgemäß das Nächstliegende: wo anders sollten sie zu nachtschlafender Zeit in aller Eile Oel herbekommen, als von ihren Kameradinnen. Nunmehr sehen sie ihre eigene Torheit ein, während sie vorher wohl gelächelt haben mochten über die „übertriebene Vorsicht" der anderen.

Vers 9. Der Antwort der Klugen lag durchaus keine Lieblosigkeit zu Grunde; sie war einfach durch die Umstände geboten: falls sie nicht wollten, daß alle Lampen ein kläglich-schwelend Licht verbreiteten, und infolgedessen der Zug eher einem Trauer-, als einem Hochzeitszuge gleiche, mußten sie ihr eigen Oel unbedingt behalten; besser fünf helle als zehn erlöschende Lampen. Ihr Rat ist darum, zu den Krämern zu gehen und dort Oel zu kaufen, das einzige und letzte Aushilfsmittel.

Vers 10: Dem Rat folgend, gehen die Törichten hin; und während sie bittend an die Tür der Krämer pochen, kommt der Bräutigam, nimmt die, welche „bereit" waren, mit hinein zur Hochzeit und verschließt die Tür zum Hochzeitssaal.

Vers 11 und 12: „Zuletzt" — genauer „später", aber zu spät, um eingelassen zu werden. Und ob sie gleich „Herr, Herr" sagen, so wird ihnen die Antwort: „Ich kenne euch nicht!" Sie sind und bleiben ausgeschlossen von den Freuden des Hochzeitsmahles (vgl. Matth. 7, 23).

Vers 13. Das Tertium Comparationis. Bei der Ungewißheit der Wiederkunft Christi ist ständige Wachsamkeit, stete Bereitschaft des Christen erste und ernsteste Pflicht, da hiervon die Zugehörigkeit zum Reiche Gottes in der Ewigkeit abhängt. Wie das „dann" des ersten Verses, so weist auch dieser letzte Vers darauf hin, daß dieses Gleichnis sich auf die Zeit der Vollendung des Gottesreiches beziehe.

2. Homiletisches.

Der Bräutigam ist der Herr selbst, die Kirche, die Gemeinschaft der Gläubigen, ist seine Braut. Wie im Alten Bunde, z. B. beim Propheten Hosea, das Verhältnis Gottes zu seinem Volke Israel unter dem Bilde der Ehe dargestellt wurde, so auch im neuen Bunde erst recht das Verhältnis zwischen Christo und seiner Gemeinde. Die zehn Jungfrauen sind solche Christen, die auf die Zukunft des Herrn warten; sie repräsentieren die Gemeinde des Herrn zur Zeit seiner Wiederkunft. Alle möchten gerne eingehen ins ewige Gottesreich — in diesem Sehnen ist die Gemeinde sich eins. Und doch ist ein Unterschied da und zwar ein sehr wesentlicher: es gibt unter ihnen Kluge und Unkluge, Weise und Toren. Bei den Klugen brennt das Leben im Geist mit voller Lebendigkeit und Klarheit, sie zeichnen sich aus durch Treue und Beständigkeit im Glauben, und ihr inneres Leben wächst und nimmt an Innigkeit und Stärke ständig zu durch stetigen neuen Zufluß an Geisteskräften. Die Törichten hingegen haben wohl eine gewisse Liebe zum Herrn, aber es fehlt der Liebe die rechte Treue, haben wohl den Christennamen, nicht aber das rechte Christenleben, es fehlt ihnen das Oel, das innere Geistesleben, das durch fleißigen Gebrauch von Wort und Sakrament sich immer wieder neugestaltet und erfrischt. Nicht so bei den Klugen, sie werden in der letzten Zeit von den im Glauben erworbenen Geisteskräften leben und zehren, während die Törichten in große Not kommen: der letzteren geringes Maß des Glaubens reicht nicht aus, um in der schweren letzten Zeit durchzukommen, und die Klugen können ihnen nicht helfen, denn sie haben genug für sich selbst zu tun. — Niemand kann für einen anderen glauben oder sich für ihn bereit halten: Da hat jede Seele für sich selbst zu sorgen.

Das längere Ausbleiben des Bräutigams bezeichnet die Zeit der Prüfung für alle, die auf den Herrn warten. Dann wird's auch zur leidigen Tatsache werden, daß in der letzten Zeit auch ernste Christen zur Lässigkeit und Trägheit neigen, im Glauben schwächer werden und im Eifer erkalten. Doch hat der Herr Mittel genug in der Hand, durch die er die Schläfer aufwecken und zu neuem Eifer anspornen kann. Dann aber, wenn er seine Weckstimmen und Mahnrufe erschallen läßt, gilt's, die natürliche Schlafsucht und Schwachheit zu überwinden, das Licht des Geisteslebens neu anzufachen.

Man hat wol auch das Christentum der törichten Jungfrauen — weil mehr äußerlich und oberflächlich — mit dem der katholischen, das der klugen Jungfrauen — weil mehr innerlich und tiefergehend — mit dem der Evangelischen Kirche verglichen, sicherlich mit einer gewissen Berechtigung; doch hüten wir uns vor selbstgerechter Ueberhebung und lieblosem Verdammen, eingedenk dessen, daß — cum grano salis verstanden — „in der katholischen Kirche die Lehre schlechter ist wie die einzelnen Glieder und in der Evangelischen Kirche die einzelnen Glieder schlechter wie die Lehre." (Ausspruch des verstorbenen Generalsuperintendenten Dr. W. Baur.)

Der Herr erscheint „um Mitternacht", zur allgemeinen Schlafenszeit, „wie ein Dieb in der Nacht", plötzlich, wenn man ihn am wenigsten erwartet, noch sein Kommen vermutet. „Ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird!"

Was für die gesamte Kirche der jüngste Tag, die Wiederkunft des Herrn, das ist für den einzelnen Christen der Tag, an dem an ihn der Ruf ergeht: „Tue Rechnung von deinem Haushalten!" So wenig jener Tag der Kirche, so wenig ist dieser Tag dem einzelnen bekannt; darum gilt's jener, wie diesem: „Wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird!"

Manche Ausleger deuten „die Krämer" auf die Seelsorger, als die Verwalter des göttlichen Wortes und der Sakramente, an welche sich die Nachlässigen in ihrem letzten Stündlein wenden können, wenn's nicht zu spät ist; vielleicht könnten diese die Törichten noch so weit fördern, daß sie noch selig werden können. Wenn wir jedoch beachten, daß die törichten Jungfrauen trotz ihres augenscheinlich erfolgreichen Besuches bei den Krämern nicht eingelassen werden, so will uns diese Deutung als außerhalb des Rahmens unsers Gleichnisses liegend erscheinen, und gerade bei den Gleichnissen sollte man in der Deutung der Einzelheiten allezeit recht vorsichtig sein, um nicht die Hauptsache aus dem Auge zu verlieren.

Der Herr kennet die Seinen, und nur den Seinen öffnet sich die Tür zum ewigen Leben. Als solche galten aber bloß diejenigen, welch in inniger Gemeinschaft mit ihm lebten und mit unerschütterlichem Glauben und unverbrüchlicher Treue unter beständigem Harren und Hoffen und Aufblicken zu ihm hienieden gewandelt haben. Das bloße Lippenbekenntnis, das „Herr-Herrsagen", nützt nichts! Da mögen sogar manche, die nahe daran waren, selig zu werden, bei jenem großen Examen vor ihm schließlich noch durchfallen. —

„Es ist nicht genug, daß das Herz einmal in Liebe und Sehnsucht nach dem Herrn entbrannt sei; immerfort muß die Lampe des inneren Lebens genährt werden mit himmlischem Oel, damit, wann immer auch der lange verziehende Herr komme, die Seele bereit sei, mit ihm einzugehen in die ewige Freude." — Wer die irdische Gnadenzeit (das ganze Leben) zur würdigen Vorbereitung auf den Tod und das ewige Leben treu benutzt, der erhält zuletzt den seligen Lohn der ewigen Seligkeit! — Vgl. zu diesem Gleichnis 1. Thess. 5, 1—11.

3. Dispositionen.

A. Textgemäße Disposition: Thema: „Von der verschiedenartigen Bereitschaft der Menschen bei der Wiederkunft Christi."

1. Die verschiedenartige Vorbereitung der zehn Jungfrauen zum Empfang des Bräutigams. (V. 1—4.)
2. Der Verzug des Bräutigams und dessen Folgen für sämtliche Jungfrauen. (V. 5.)
3. Die plötzliche Ankunft des Bräutigams. (V. 6.)
4. Das Verhalten der Jungfrauen beim Empfang des Bräutigams. (V. 7—9.)
   a. Die Klugen sind bereit.
   b. Die Törichten bereiten sich erst vor.
5. Die Entscheidung. (V. 10—12.)
   a. Die Klugen dürfen am Hochzeitsmahl teilnehmen.
   b. Die Törichten werden ausgeschlossen.

Schluß: Ermahnung zur rechten Wachsamkeit. (V. 13.)

B. Thema: „Wie gestaltet sich die Vollendung des Gottesreiches?"

1. Christus kommt und zwar unerwartet.
2. Christi Gemeinde erwacht aus dem Schlaf.
3. Die Vorbereiteten gehen ein zum ewigen Leben.
4. Die Unvorbereiteten werden ausgeschlossen.

C. Thema: „Von der rechten Bereitschaft für Christi Wiederkunft."

1. Worin diese Bereitschaft bestehet:
   a. Im rechten Glaubensleben;
   b. im wahren Liebesleben;
   c. im seligen Hoffnungsleben.
2. Warum wir diese Bereitschaft haben müssen:
   a. Weil Christus kommt, wie ein Dieb in der Nacht;
   b. weil wir alle gerne selig werden wollen;
   c. weil nur die in der Bereitschaft Stehenden selig werden.

D. Thema: „Des Herrn Wiederkunft."

1. Wann wird sie sein? Unbekannt!
2. Wie wird sie sein? Herrlich und freudenreich!
3. Was wird sie bringen? Segen und Fluch!

Matth. 13, 44—46.

P. L. J. Haas.

Im Anschluß an die vorangehenden Entwürfe lassen wir den Entwurf über obige zwei Gleichnisse folgen. Sie handeln vom Schatz im Acker und von der köstlichen Perle.

1. Das Gleichnis vom Schatz im Acker. V. 44.

Der Text läßt unentschieden, bei welcher Gelegenheit der Mann den Schatz im Acker fand. Es ist aber ersichtlich, daß der Acker nicht sein Eigentum war; und es liegt nahe anzunehmen, daß der Mann etwa als Knecht oder Tagelöhner auf dem Acker gearbeitet hat. Bei seiner Arbeit stieß er unverhofft auf den Schatz. Bei dem Schatz ist etwa an eine größere Summe von Geldmünzen oder an kostbare Gefäße zu denken, die in Zeiten der Gefahr da vergraben und nun zufällig entdeckt wurden. Der Finder wollte nun auf rechtmäßige Weise Eigentümer des Schatzes werden; er durfte also ihn nicht entwenden. Um zu seinem Ziel zu kommen, verbarg er einstweilen den Schatz; ging hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker, damit war auch der Schatz sein rechtmäßiges Eigentum. D. h. genau gesagt: Bei dem Kauf war es ihm eigentlich nur um den Schatz zu tun. Der Acker bekam für ihn nur Wert durch den Schatz, und er hat ihn gerne mit in den Kauf genommen, um nur rechtmäßiger Besitzer des Schatzes zu werden.

2. Das Gleichnis von der köstlichen Perle (V. 45. 46) zeigt uns einen Kaufmann, der den Perlenhandel zu seinem speziellen Beruf gemacht hat und in diesem Beruf ernstlich tätig war (suchen). Während er nun seinem Beruf nachging, fand er eine köstliche Perle, deren Wert alle andern übertraf. So ging er denn hin, verkaufte alles, was er hatte und kaufte diese eine Perle. Bei dem Schatz ist eine Vielheit vereint, die Perle stellt sich als ein einziges Gut dar.

Wir müssen uns kurz fassen in Betreff der Deutung und Anwendung der Gleichnisse. In dem exegetisch-homiletischen Handbuch zu dem Eisenacher Evangelium von Dr. G. Mayer ist zu dem 9. Sonnt. nach Trin. eine sehr ausführliche und treffliche Erklärung zu den Gleichnissen gegeben, auf die hier kurz verwiesen werden soll. Wer ferner Culmanns Ethik besitzt, den verweisen wir auf folgende Paragraphen, welche wichtige Sätze in Betreff der Anwendung der Gleichnisse enthalten. In Betreff des Kapitals siehe § 37 (S. 126 ff.); in Betreff der ganzen Tendenz der Gleichnisse § 55 (S. 213 ff.). Vergl. auch den Schlußsatz von § 84. „Das Beste und Höchste mußt du suchen und dennoch wissen, daß es ungesucht gefunden wird.“

Beide Gleichnisse wollen das Reich Gottes als etwas höchst Wertvolles darstellen. Bei dem Schatz mögen wir denken an die geistlichen Segnungen in himmlischen Gütern in Christo Jesu (Eph. 1, 3); bei der Perle an: „Die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu unserem Herrn.“ (Röm. 6, 23.)

Mehr Schwierigkeit macht den Auslegern der Acker und das Kapital, womit gekauft wird. Versuchen wir unsere Deutung. Der Mann war als Tagelöhner auf dem Acker. Der Acker war nicht sein Eigentum; er hat nur seinen Taglohn dabei verdient. Was ist nun der Acker? Es ist das mühselige

arme Erdenlos des Menschen, das seit dem Fluch im Paradies zu einem Taglöhners- und Knechtschaftsdienst für den Menschen geworden ist. Die Erde, zuvor der Schauplatz, wo die Herrscherwürde ihres rechtmäßigen Herrn, des Menschen, sich entfalten sollte, ist jetzt der Schauplatz seiner Erniedrigung, „eine fremde Hütte“ für ihn geworden. Die mühselige Knechtschaftsarbeit scheint in gar keinem Verhältnis zu stehen zu seiner inneren Würde und hohen Bestimmung. Das äußere Leben steht dem inneren fremd und feindlich gegenüber. So ist also der Acker, die Erde, und sein Pilgerlauf seinem inneren Wesen fremd. Auch was er verdient und erwirbt auf dem Acker, im irdischen Beruf, bleibt ihm fremd (Luk. 12, 20), nur sein täglich Brot hat er davon. Das ganze irdische Berufsleben verläuft völlig wertlos und inhaltslos, wenn der arme Taglöhner nicht den Schatz findet, den Gott der Herr für ihn verborgen hat in diesem armen Pilgerlos. Hat ja doch sogar Bismarck gesagt: Dieses Leben wäre das tägliche An- und Ausziehen nicht wert, wenn der Mensch nicht etwas Besseres dabei kennen würde. Gottes zuvorkommende, den Menschen suchende Gnade läßt ihn nun ohne sein Zutun auf einmal erkennen, daß er in diesem armen Erdenlauf einen himmlischen ewigen Schatz gewinnen kann, wenn ihm daran gelegen ist, diesen Schatz zu bekommen. Freilich um den Schatz rechtmäßig zu gewinnen, muß er den Acker mit in den Kauf nehmen, anders kann er ihn gar nicht bekommen. Aber welch einen anderen Wert bekommt auf einmal der Acker, das zuvor so öde, arme, inhaltslose Erdenleben, sobald der Mensch erkennt: in diesem Leben kannst du einen ewigen, unvergänglichen Schatz gewinnen! Wer schon 50 oder 60 Jahre verseufzt hat und nach Erlösung sich gesehnt — wenn er diesen Schatz findet, wünscht er: o, könnte ich doch mein Leben wieder von vorn anfangen! Reich, wertvoll, inhaltsvoll, bedeutungsvoll für Zeit und Ewigkeit wird das Leben auch des ärmsten Tagelöhners oder Sklaven, der den Schatz findet. Umgekehrt ist das Leben eines reichen Schlemmers und Wüstlings, selbst wenn er auf dem Königsthron säße, wertlos, verächtlich, und wenn er sein Leben lang nur Schweinemast getrieben, d. h. sein eigen Fleisch gemästet hat, so ist sein Leben verloren für Zeit und Ewigkeit. Also der glückliche Finder kauft jetzt gern den Acker und indem er nun sein ganzes Leben in den Dienst Gottes stellt, wird auch dieses irdische Leben sein Eigentum, aus welchem er Ewigkeitsgewinn zu ziehen vermag (Gal. 6, 8 f.), es ist kein verlorenes und fremdes mehr für ihn!

Woher bringt der Mann nun das Kapital, um den Schatz (oder die Perle) zu gewinnen? Es ist schnell gesagt: Der Mensch hat nichts, was er Gott als Kaufpreis darbieten könnte. Ist's aber auch wahr? Was ist die Summe der Gebote Gottes? Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt. In dieser Stelle ist das Kapital genannt: es sind die dem Menschen als Bild Gottes verliehenen edlen Geistes- und Seelenkräfte, die Anlagen und Fähigkeiten für Gott und zu Gott. Diese Kräfte hat er verschleudert in alle Richtungen der Windrose an die Eitelkeiten und Nichtigkeiten dieser Welt. Wie kann er dieses Kapital wieder flüssig machen und zurückgewinnen, so daß er es anderweitig verwenden kann? Er muß verkaufen den Tand der Welt! Er muß

in der Buße sich losschälen von der Verflechtung in die eitle Welt und seine Kraft sammeln und auf Gott und die Ewigkeit hinrichten. Luk. 14, 26. 27; Matth. 10, 37. 38. So gewinnt er das Kapital, welches der Herr als Kaufpreis fordert für den Schatz und die Perle. Indem er dieses Kapital hingibt, um das ewige Leben zu gewinnen, ergreift er eben im Glauben das Kleinod der himmlischen Berufung Gottes in Christo Jesu. Der Perlenkaufmann hat im Unterschied vom Tagelöhner schon höhere Lebensideale und -ziele, denen er nachjagt. Aber auch bei ihm ist das Finden der köstlichen Perle reine Gnade, die ihm entgegenkommt in seinem Suchen nach dem ihm unbekannten höchsten Gut.

Nun kurz noch die Disposition:

Unser Text stellt uns dar:

Das Zusammenwirken der göttlichen Gnade und der menschlichen Freiheit im Werke der Bekehrung des Menschen.

1. Als zuvorkommende im Schatz im Acker.
   a. Der Acker.
   b. Der Schatz.
   c. Das selige Finden durch Gottes Gnade.
2. Als entgegenkommende im Gleichnis von der Perle.
   a. Der Perlen suchende Kaufmann.
   b. Die köstliche Perle.
   c. Der selige Fund.

II. Die menschliche Freiheit wirkt mit:
1. Indem sie in der Buße das Kapital flüssig macht, das sie braucht zum Kaufen.
2. Indem sie im Glauben das so zurückgewonnene Kapital hingibt, um die Gabe Gottes dafür zu erlangen.

Nachfolgende Predigten und Skizzen sind von P. H. Walz.

I. 2. Kor. 11, 23-30.

Fürwahr ein rechter Held, der im Texte zu uns redet! Wie ein Krieger, der aus den Kämpfen heimkehrt und die ehrenvollen Wunden und Narben zeigt, welche seinen Leib bedecken, so zeigt der Apostel Paulus die Spuren der Leiden Christi an seinem Leibe, die Mahlzeichen des Heilandes — die Striemen, die von Geißelhieben herrühren, die Narben, welche von Steinwürfen zurückgeblieben sind u. s. w. Aber welcher Unterschied zwischen dem Heldentum der Welt und Pauli Heldentum!

Wir stellen die Frage auf:

Wer ist ein rechter Streiter Jesu?

1. Wer im Bewußtsein seiner eigenen Schwachheit für den Herrn arbeitet und streitet.
2. Wer mit stiller Geduld für den Herrn leidet.

„So ich mich je rühmen soll“ u. s. w., V. 30. Das ist ein anderes Heldentum, als das Heldentum dieser Welt! In der Welt sind die Helden stark, und ihre Stärke ist ihr Ruhm. In Christi Reich sind die Helden schwach und ihre Schwachheit ist ihr Preis!

Ehe wir schwach sind und uns gleichsam ohnmächtig fühlen und aus innerster Glaubensüberzeugung sprechen: „Mit unserer Macht ist nichts getan“ u. s. w., kann uns der Herr nicht brauchen. — So lange du dich, lieber Mensch, auf deine eigene Stärke, auf dein Wollen und Laufen verlässest, bist du kein rechter Streiter Jesu, es fehlt dir am christlichen Heldenmute.

Gott, der Herr, schlägt gar oft die eigene, angeborene, anerzogene und selbsterworbene Kraft vorher in Stücke, ehe er uns brauchen kann in seinem Dienste. (Beispiele.) Moses voller Weisheit der Aegypter, voller Kraftbewußtsein, voll eigenen Dranges seinem Volke zu helfen u. s. w. Totaler Fehlschlag seines Befreiungsversuches aus eigener Kraft. Gott läßt ihn zu Schanden werden. Erst als er ein Flüchtling und seine eigene Kraft gründlich gebrochen ist, erst als er sich für zu schwach hält, Israel zu befreien, da wirbt der Herr um ihn, der rechte Heldensinn erwacht und er wird ein rechter Streiter Gottes. Andere Beispiele sind Petrus, Paulus, Luther u. a. m. Wie tritt der feurige Petrus so voll Kraftgefühl in die Streiterschar Jesu ein und wie muß seine eigene Kraft erst zermalmt werden, ehe der Herr ihm zuruft: Weide meine Schafe! Paulus war ein „Lästerer und Verfolger,“ so lange er seinem eigenen Wollen und Können folgte, so lange er auf seine eigene Kraft baute, war er kein Held Gottes. Erst vor Damaskus erhielt er den Ritterschlag zum Helden Jesu Christi und in derselben Stunde, als der Herr ihn zum Helden weihte, brach er, der geistesgewaltige Schüler Gamaliels, zusammen und mußte sich wie ein Kind weisen und leiten lassen. Jetzt erst ist er ein „auserwähltes Rüstzeug.“ Anders war und ist es bei keinem Streiter Jesu Christi gewesen. Luther z. B. brach erst im Kloster zu Erfurt zusammen, ehe er vor der Schloßkirche zu Wittenberg seinen Heldenlauf begann u. s. w. (Anwendung auf unsere Verhältnisse.) Was wir z. B. als Pastoren, Vorsteher, Lehrer, Gemeindeglieder, Eltern zu arbeiten haben im Reiche Gottes, sei es im Kampf gegen das eigene Fleisch und Blut oder im Kampfe gegen die Sünden anderer, — die eigene Kraft, Weisheit, Klugheit, Konsequenz u. s. w. tut's nicht, sondern das Apostelwort: „So ich mich“ u. s. w., V. 30, muß beherzigt werden. Gehen wir im Gefühl der eigenen Schwachheit zum Herrn Jesu und lassen uns aus seiner Gnadenfülle Kraft und Weisheit schenken, dann werden wir für des Herrn Sache etwas leisten, treu arbeiten und gläubig streiten können! Das Gefühl eigener menschlicher Schwachheit gehört zum Kreuzeszeichen und muß dem rechten Streiter Christi und seiner Arbeit aufgeprägt sein. Nur so hat nicht der Mensch mit seinen Scheinerfolgen aus eigener Kraft, sondern Gott allein die Ehre von dem, was Erfolgreiches geleistet wird, nur so ist es wirklich Gottes- und nicht Menschenwerk, von welchem dann gilt: „Die Sach ist dein, Herr Jesu Christ“ u. s. w. Wer ist ein rechter Streiter Jesu?

2. Wer mit stiller Geduld für des Herrn Sache leidet.

Merkwürdige Worte des Apostels (V. 23—28)! Er redet ganz anders als wir tun. Paulus berührt das, was er gearbeitet hat, nur flüchtig, dagegen redet er von dem, was er um Jesu willen erduldet hat, ausführlich. Wir rühmen uns gerne unserer Taten, reden gerne von dem, was wir für das Reich Gottes, für die Kirche, die Gemeinde, die christlichen Anstalten geleistet haben u. s. w. (Hinweis auf Beispiele innerhalb der Gemeinde und Synode.)

Wie ganz anders Paulus! Er hätte sagen können: „Ich habe Asien und Europa mit dem Evangelium erfüllt, habe Gemeinden gegründet in Asien, Macedonien, Achaja u. s. w.; ich habe, hätte er fortfahren können, in Athen, Korinth, Ephesus, Jerusalem u. s. w. gepredigt und missioniert, sowie vor den Weisen, vor Königen und Fürsten das Schwert des Geistes geschwungen u. s. w. Doch davon schweigt er. Er sagt aber: „Von den Juden habe ich Streiche empfangen“ u. s. w., V. 24. 25. 26. 27. 28. Er redet also von Streichen, Schlägen, Schiffbruch, Hunger, Durst, Blöße u. s. w. Warum denn? Weil nicht im Tun und Arbeiten, sondern im Dulden und Leiden die eigentliche Probe christlichen Heldensinnes liegt.

Beim erfolgreichen Arbeiten hat der christliche Mut einen Halt und Stütze am Erfolg, d. h. an dem, was geleistet wird. Es kann hierbei der rechte christliche Heldensinn nicht voll und ganz sich bewähren. Wenn aber die Hoffnungen zusammenbrechen, wenn Widerwärtigkeiten und Hindernisse sich uns in den Weg stellen (Beispiele), wenn statt Erfolge Enttäuschungen kommen, wenn der Leib krank und schwach, die Seele müd und matt wird und wenn das nicht nur eine Weile, sondern fort und fort anhält und von einem Tag zum anderen, als ein „Pfahl im Fleisch“ aufs neue getragen und durchgemacht werden muß, da zeigt sich so recht im Dulden und Leiden der echte, christliche Heldensinn. Da muß man sich alle Tage unters Kreuz stellen, da geht alles, was aus dem „Eigenen“ geschöpft ist, in Staub auf und nur das hält Stand, was man sich in der Schwachheit täglich vom Herrn schenken läßt! Und wenn es sich nun bei uns auch nicht um Schiffbrüche (im wörtlichen Sinne), Steinigungen und Peitschenhiebe handelt, gibt's nicht manches andere zu tragen und so, wie Paulus sich als echten Jünger Jesu im Leiden zu beweisen? Beispiele von Krankheit, Körperschwäche, Arbeitsunfähigkeit, welche die Arbeitsfreudigkeit beeinträchtigen, ferner Beispiele vom Amt oder Geschäft, wobei es auch heißt: „In Mühe und Arbeit“ u. s. w., (V. 27.) Sodann Anführung von Beispielen, wo wir es mit widerwilligen, feindseligen, hinterlistigen, hochmütigen und selbstgerechten Menschen zu tun haben, daß wir fast mit Paulo sagen können, V. 26: „Ich bin in Fährlichkeit unter Mördern, Juden, Heiden u. s. w. gewesen.“ Oder auch endlich Erwähnung von Beispielen „falscher Brüder“ und sonstiger täglicher und sonntäglicher Aergernisse und Sorgen (V. 28. 29) und dergl.

Schluß. Wahrlich, wenn wir rechte Streiter Christi sein wollen, wenn wir der Fahne des himmlischen Königs, zu der wir geschworen, treu dienen wollen, haben wir Gelegenheit genug, uns gerade in der Schwachheit, im Leiden und in der Geduld als rechte Helden, nach Christi Vorbild zu beweisen. Das stillste, tiefste Leiden im Blick auf Jesum ist zugleich das ge-

waltigste und kräftigste Tun. Jesu Seele hat nie gewaltiger gearbeitet als in den Stunden, da er am Kreuze hing. Willst du also ein rechter Streiter Jesu sein, leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi! „Leide dich" u. s. w. Gesangbuch 164, V. 2.

II. 2. Kor. 12, 2–10.

Einleitung: Von dem rechten und dem falschen Rühmen redet unser Text. Von dem Rühmen, das sich auf die eigene Kraft und Begabung gründet und dem Rühmen, das sich gründet auf die eigene Schwäche und gebrechliche Hülle, in welcher der Heilige Geist seine Wohnung aufgeschlagen und die Gott sich zum Werkzeug auserkoren hat. „Ich aber rühme mich meiner Schwachheit" u. s. w. „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark" u. s. w.

Hinweis darauf, daß der Apostel sich wohl auch öfters seiner Kraft, seiner Wirksamkeit und seiner Arbeit rühmt, aber nur, weil er dazu gezwungen wurde, seinen Widersachern gegenüber sein apostolisches Ansehen zu schützen. Er rühmt sich auch nur (Text), um sich sogleich wieder wegzuwenden von solcher Torheit und rühmt sich der Schwachheit, in welcher Gott mächtig ist, rühmt sich der tiefen Demütigung, die er täglich an sich erfährt und die ihm zu einem Wege des Heils, zu einer Quelle der Erhebung wird.

Demütigung ein Weg des Heils.

1. Welches ist diese Demütigung?
2. Wohin führt sie?

1. Demütigung = Pfahl im Fleisch. Darunter ist wohl ein schweres körperliches Leiden zu verstehen, welches seines Leibes Kraft brach und auch seine Seele verdüsterte. Was für ein Leiden es war, wissen wir nicht. Jedenfalls erinnerte ihn dieser Pfahl im Fleisch an die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur u. s. w.

Anwendung auf uns. Siechtum, Hinfälligkeit, Gebrechen und dergl. begleiten auch uns durch das Leben und ziehen uns demütigend in den Staub. Gebrechen des Leibes manigfaltiger Art, allerlei mehr innerliches Leid (Sünden, böse Neigungen, selbstsüchtige Triebe, Mißgunst, Neid, Eifersucht, Haß, Feindschaft). Je ernster unsere Selbsterkenntnis, desto mehr fühlen wir die Wahrheit: „Wir tragen den himmlischen Schatz in irdenen Gefäßen." Im Kampfe mit des „Satans Engel", d. h. allen den bösen, feindlichen, gottwidrigen Gewalten erfahren wir, daß alles Rühmen ein Ende hat und wir tief, tief erniedrigt und gedemütigt werden.

2. Wozu führt die Demütigung?

Zuerst und vor allem zum Herrn! Es gibt noch einen andern Weg — in den Abgrund, das ist der geistliche und ewige Tod. Der Weg des Heils geht aber aufwärts.

a. Demütigung führt hin zum Herrn Jesu, von dem wir lernen: dulden und kämpfen. (Ausführung: Christi Jesu Leben, Leiden, Sterben und Auferstehung — der Weg des Heils — vom Kreuz zur Krone.)

b. Demütigung führt nach dem Vorbild des Apostels (Text) zum brünstigen, anhaltenden Gebete. (Ausführung: Was bringen wir denn im

Gebet vor Gott? Alles, was auf unserer Seele liegt: Uebel Leibes und der Seele.) So tat der Apostel (Text). Nicht immer werden wir erhört. Auch dem Apostel Paulus wurde seine Schmach nicht abgenommen. Er trug sie sein ganzes Leben lang. Gott ist nicht einer schwachen Mutter ähnlich, die sofort des Kindes Tränen trocknet. Nein: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken" u. s. w. Aber erhört werden wir auf alle Fälle, so wir anhaltend flehen und zwar, wie Paulus erhört wurde: „Laß dir an meiner Gnade genügen." Der Herr erhört vielleicht nicht die Worte unseres Gebetes wohl aber das Seufzen und Sehnen unserer Seele und gibt mehr, nämlich Gnade und mit ihr Friede, Trost, Sündenvergebung, Hoffnung u. s. w. Kraft, die mächtig ist in aller Schwachheit, zieht in unser Herz ein. So führt Demütigung zur Erhebung. So wird Demütigung zur Demut und Demut zur göttlichen Kraft und Gnade! Nun versteht man die Apostelworte: „Wenn wir schwach sind, dann sind wir stark." Wie oft hat Gott der Herr uns durch Wort und Sakrament mitten in aller Schwachheit seine Kraft verspüren lassen und wir sind in der Nachfolge Jesu stark geworden.

Dies ist der Weg zum Heil für den Apostel geworden, daß er ausrufen konnte: „Darum bin ich guten Mutes in Schwachheit und in Schmach, in Nöten und Verfolgungen, in Aengsten um Christi willen; denn wenn ich schwach bin, so bin ich stark." Dieser Weg führt für uns zum Heile, daß wir sprechen: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um."

Schluß: Mögen alle Heimsuchungen und Demütigungen, die auf unserem Lebenswege liegen, zu einem Wege des Heiles und Trostes werden und die Schwäche, in der wir niedersinken, durch göttliche Kraft und Gnade eine Quelle des Segens werden und mit zur Seligkeit wirken! Dann können wir auch sprechen: „Wir aber rühmen uns unserer Schwachheit!" aber solches Rühmen ist dann ein stilles Dankgebet gegen Gott, vor dem wir alles niederlegen, von dem und durch den und zu dem wir alle sind! Amen.

Lukas 22, 24–28.

Einleitung: Was hier im Texte berichtet wird von dem „Zanke unter den Jüngern, welcher unter ihnen der Größeste sei," ist ein Vorgang, der sich immer wiederholt hat, eine Leidenschaft, die auch im 20. Jahrhundert die Herzen der Menschen erfüllt. Die Götzen, vor denen die Menge anbetend im Staube liegt, sind: Ehre, Ruhm, Geld und dergl.! Wohl sind Ansehen, Reichtum, Schönheit, Kunst und Wissenschaft Dinge, welche auch der Christ nicht ohne weiteres zu verachten braucht. Wohl sind äußere Rangordnungen (Ordnung und Unterordnung, Oben und Unten in der menschlichen Gesellschaft) für unser zeitliches Leben und für eine friedliche Gestaltung der Dinge unentbehrlich. Aber es gibt noch eine höhere Rangordnung. (Text.)

Wir reden von den beiden Rangordnungen.

1. Die, welche vor der Welt gilt.

2. Die, welche vor Gott gilt.

1. a. Geburt des Menschen. Das Familienleben! Wie viel hängt davon ab! Aber so schön es auch sein mag, Erbe eines Namens zu sein, der einen besonders guten Klang hat u. s. w.; nicht das, was wir ererbt, sondern das, was wir im Geiste erarbeitet und uns zu eigen gemacht haben, ist ein schöner Schatz! (Ausführung.)

b. Erwerb. Ist das, was wir selbst errungen und selbst aus uns gemacht haben, nicht etwas Großes? Nein. Das, was wir in heißer Arbeit eines ganzen Menschenalters erringen an äußerlichem Besitze — Sinnengüter, Reichtümer — sind flüchtige, treulose Güter, Seifenblasen, Scheinglanz, Schimmer ohne Wert! (Ausführung und Anführung von Beispielen.)

c. Geistige Begabung des Menschen. Wohl fließen diese Gaben aus der ewigen Quelle und Gott selbst hat das Zeichen seines Geistes den Begnadigten auf die Stirne gedrückt. Und doch: wem viel gegeben, von dem wird er viel fordern!" Je größer die Gaben, je größer die Gefahr der Trägheit des Leichtsinnes, der Sünde und des Hochmuts. (Beispiele.)

d. Wirkungskreis. Hinweis auf die Großen in der Welt, die auf der Höhe des Ruhmes und der Ehre standen und deren Licht weithin strahlte. Aber — es sind häufig die Gewalttätigen und Rücksichtslosen, die zur höchsten Stufe menschlicher Ehre und Größe emporgestiegen sind und Helden genannt werden.

Beispiele aus der Heiligen Schrift und Geschichte, daß viele von diesen „Größen" oft plötzlich und jäh von ihrer Höhe gestürzt werden, sobald der Sturmwind der göttlichen Gerichte über sie hinfährt. Uebergang zu dem Gedanken, daß alle diese Dinge nicht groß machen im Reiche Gottes. Die Mutter, die ihre Kinder aufzieht in Zucht und Vermahnung, die Magd, welche treu ihre Dienste tut, der Arbeiter, der im Schweiß seines Angesichtes sein Brot ehrlich verdient, ist so ehrenwert wie der höchste Staatsmann, dem ein ganzes Volk anvertraut ist.

2. Die Rangordnung, welche vor Gott gilt.

Was macht groß vor Gott? Antwort: Der demütige Sinn und der sich selbst hingebende Dienst.

a. Nur der ist groß, der sich demütigt vor Gott und klein wird im Aufblick zum Heiland und in der Nachfolge Jesu Christi. Jesu Leben war ein demütiger Dienst vor dem Vater und für die Menschen, darum gut.

b. Nur der ist groß, der sein ganzes eigenes Selbst dahingibt, in den Dienst Gottes und der Menschen stellt nach Christi Bild. Der Heiland suchte nicht das Seine, nicht seine Ehre, seine Macht und Herrschaft; er gab sein Leben für die Brüder. Sein ganzes Leben war ein demütiges Dienen, eine Erfüllung des Wortes: „Ich aber bin unter euch wie ein Diener." So sollen auch wir die wahre Größe suchen nicht im „Herrschen und Gewaltigsein", sondern im demütigen Dienste.

c. Bild der wahren Demut. Sie ist selten. Oft wird sie zu einem Zerrbilde. Sie besteht weniger in Worten und Gebärden, als vielmehr in einer tiefinnerlichen Gesinnung, sie ist nicht Erniedrigung vor Menschen in erster Linie, sondern eine Beugung vor dem heiligen Gott. Sie ist vor allem das Bewußtsein der Sündhaftigkeit und Unvollkommenheit, und das Bewußtsein: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe" (Phil. 3, 12). Je ernster wir es nehmen mit der Nachfolge Jesu, desto tiefer werden wir ergriffen sein von unserer Ohnmacht.

d. Was heißt demütiger Dienst? Im Dienste des höchsten Herrn sein. Unseres Strebens Ziel sollen nicht wir selbst sein (Text), sondern als Werkzeuge Gottes sollen wir dem Nächsten dienen und dem Herrn selbst.

aa. Familienpflichten, Amts-, Berufs-, Volks- und Vaterlandspflichten.

bb. Kirchen-, Gemeinde-, Missions- und andere Pflichten, wo es gilt: sich selbst überwinden, sich ganz dahingeben u. s. w.

Schluß. Wo ich bin, soll mein Diener auch sein — wer sich erhöht, soll erniedrigt werden — den Demütigen gibt Gott Gnade! (Fußwaschung und Schlußanwendung.)

IV. Reformationsfest.—Off. Joh. 14, 6.

Wir feiern heute das Andenken an das große Werk der Reformation. Die Reformation war eine deutsche Tat, darüber dürfen wir uns als Deutsch-Evangelische Christen von Herzen freuen. Noch mehr aber freuen wir uns darüber, daß uns durch die Reformation das seligmachende Evangelium von Jesu Christo wieder auf den Leuchter gestellt wurde, vor dessen hellem Lichte alle Finsternis des Unglaubens und Aberglaubens weichen und die ewige Wahrheit siegen mußte: „Aus Gnaden soll ich selig werden!" Dieses ewige Evangelium von der „Liebe Gottes, die da ist in Christo," hat Gott, der Herr, wie schon der heilige Seher Johannes vorausgesagt, „allüberall verkünden lassen, denen, die auf Erden sitzen und wohnen" u. s. w. Auch wir zählen zu denen, welche an diesem herrlichen Erbe der Reformation teilhaben, darum sei unser Reformationsjubelruf heute:

Wir haben ein ewiges Evangelium!

Freue dich:

1. Seiner unwiderstehlichen Wahrheit.
2. Seiner glaubenstärkenden Botschaft.
3. Seines göttlichen Schutzes.

1. Seiner unwiderstehlichen Wahrheit.

Rückblick auf jene Zeit, da Luther und seine Mitarbeiter gegenüber den Satzungen und Mißbräuchen der damaligen Kirche für das reine Evangelium zeugten, kämpften und siegten. (Kirchengeschichtliche Betrachtung.) Was verhalf zum Sieg? Die Macht der Wahrheit, die ihren ewigen Grund in Christo hatte und der nicht widerstanden werden konnte. Vor dieser Wahrheit kann noch heute Lug und Trug nicht bestehen.

„Vor der Wahrheit heilgem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge."

Hinweis auf die verschiedenen Irrlehren und Unwahrheiten gegen welche das Werk der Reformation auf Grund der Heiligen Schrift, der einzigen

Richtschnur des christlichen Glaubens, sich wandte. Die reformatorischen Glaubenssätze von der Sündhaftigkeit der Menschen, der Versöhnung, der Verdienstlosigkeit der Werke, der Beichte u. s. w. gegenüber den irrigen Lehren von dem Meßopfer, der Heiligenverehrung, Ehelosigkeit, der Sakramente u. a. m. trugen den Stempel lauterer Wahrheit so sehr, daß z. B. Bischof Stadion bekennen mußte: „Das ist lautere reine Wahrheit." (cfr. Kirchengeschichte.) Mahnung an uns, insbesondere an die Lässigen und Gleichgültigen in der Christenheit, am Evangelium festzuhalten, denn wer dies tut, hat eine Waffe, welcher niemand widerstehen kann u. s. w. Lied No. 194, 3. Freuet euch:

2. Der glaubensstärkenden Botschaft.

Blick auf die Zerrissenheit und Spaltung, Hader und Streit innerhalb der Kirche der Reformation. Hie Luther — hie Zwingli — hie Calvin u. s. w. Hinweis auf die Schwächen und Gebrechen innerhalb der Kirche der Reformation; woraus Abfall, Gottentfremdung, Unglaube, Aberglaube u. s. w. entsteht. Hierüber jubeln alle Feinde des Evangeliums und die Freunde desselben trauern. Kleinmütigkeit, Verzagtheit, Zweifel, Kleinglaube sind die Folge; unser Glaube wird erschüttert, unser Mut sinkt. Aber im Blick auf die großen Taten Gottes — auf seine Wunderwege und Friedensgedanken, welche aus der Geschichte der christlichen Kirche und aus der großen Zeit der Reformation hervorleuchten, hebt sich unser Mut. Der Hinblick auf das Evangelium, das einen Sieg um den anderen errungen hat unter den Völkern und Ländern, stärkt besonders heute am Feste der Reformation unseren Glauben, wir wissen's, das Evangelium, d. i. die Botschaft von Jesu Christo, ist der Fels, der unerschütterlich ist! Auf diesem Felsen ist die Kirche der Reformation erbauet, an diesem Felsengrund richtete sich der Glaube auf u. s. w. Daher das Gottvertrauen, der Mut und die Opferwilligkeit alles dahinzugeben: „Nehmen sie uns den Leib — Laß fahren dahin," u. s. w. Soll unser Glaube nicht auch heute wieder neu gestärkt werden und aufleben? Sollten wir nicht von Herzensgrund jubeln: „Wir haben ein ewiges Evangelium?"

3. Es steht unter Gottes Schutz.

Dies ist allezeit offenbar geworden. Nachweis aus der Geschichte Israels und aus der Geschichte der christlichen Kirche. Ganz besonders ist das offenbar geworden zur Zeit der Reformation; Finsternis herrschte Jahrhunderte lang unter der geistlichen Zwingherrschaft, in Nebel gehüllt war die Sonne der evangelischen Wahrheit, aber der Allmächtige hütete sein Reich und sprach abermals: „Es werde Licht!"

Als ob „Gottes Engel" das Evangelium verkündigten, so schnell verbreitete sich die seligmachende Wahrheit von Jesu Christo, dem einzigen Mittler zwischen Gott und Mensch. Unter Gottes Schutz stand das Evangelium, wie z. B. Gustav Adolf und seine Soldaten bezeugten: „Gott ist mit uns und wir mit Gott, wir werden Sieg erlangen!"

Schluß. Noch heute ist die evangelische Wahrheit unter Gottes Schutz und Schirm, bleiben wir dem Evangelio treu, folgen wir dem Heiland nach, so werden auch wir den Sieg erlangen und das Feld behalten. Gesangbuch, Lied 197, V. 3. Amen.

Die Synode von Missouri.

Die 10. Jahresversammlung der Delegaten der Synode von Missouri, Ohio und anderen Staaten, welche sich alle drei Jahre zu ihren Beratungen zusammenfindet, wurde am 4. Juni d. J. in Milwaukee, Wis., eröffnet. Es waren beinahe 600 Vertreter beisammen. Prof. Franz Pieper vom Concordiaseminar in St. Louis führte als Synodalpräses den Vorsitz und eröffnete die Synode, nach dem Bericht der „Germania", mit nachfolgender Synodalrede, die wir hier folgen lassen in dem von der „Germania" gegebenen Wortlaute.

Die Synodalrede.

Präses Pieper wies zunächst darauf hin, daß, wenn die Missouri-Synode und ihre Bekenntnisgenossen in anderen kirchlichen Lagern auch einzelne Freunde finden, sie doch in der Kirche unserer Zeit eine isolierte Stellung einnehmen und die anderen kirchlichen Gemeinschaften den sogenannten Missouriern teils Gleichgültigkeit, teils bittere Feindschaft entgegenbringen. „Dies könnte uns um so mehr befremden," sprach er, „da wir doch wissen, daß wir den Weg Gottes recht lehren. Ja, wir wissen, daß wir nicht falsche, sondern die rechte Lehre führen, die Lehre, die der Kirche Gottes befohlen und in der Kirche Gottes allein berechtigt ist." Er hob nun hervor, daß gerade die Lehren der Missouri-Synode, die in unserer Zeit am heißesten bekämpft worden sind, die Lehren von der Kirche, vom Predigtamt, von der Bekehrung allein durch die Gnadenwirkung Gottes im Wort ohne irgend welche Mitwirkung des Menschen, die Lehre von der Gnadenwahl allein in Ansehung des Verdienstes Christi, die Lehre von der wörtlichen Inspiration der Heiligen Schrift, die Lehre vom Wesen des Christentums, welches allein der Glaube an die durch das stellvertretende Tun und Leiden des Sohnes Gottes erworbene Vergebung der Sünden sei, reine Schriftlehre sei. „Kurz, wir wissen, daß wir orthodox, rechtgläubig sind, nicht weil wir natürlicherweise klüger und weiser als andere Leute wären, sondern weil wir durch Gottes Gnade das Wort glauben, lehren und bekennen, das Christus seiner Kirche gegeben hat."

Die Tatsache, daß diese Lehre und ihre Bekenner anstatt allgemeine Zustimmung, allgemeine Befehdung in der Kirche fänden, dürfe aber die Synode nicht befremden, mutlos oder gar irre machen, da nach Gottes Wort und im Lichte der Geschichte der Kirche sich nichts anderes erwarten lasse. Die geoffenbarte Wahrheit Gottes sei zu allen Zeiten ein Fremdling gewesen innerhalb der äußeren Grenzen der Kirche; es gehe der Synode mit ihrer Lehre heute nicht anders, wie es den Propheten des Alten Bundes, wie es Christo selbst, wie es den Aposteln, wie es den Zeugen der Wahrheit zur Zeit der Herrschaft des Papsttums in der Kirche, wie es Luther und seinen Mitarbeitern am Werk der Reformation ergangen sei. Es werde ja zwar mit der Lehre der Missouri-Synode die Wahrheit Gottes von vielen, die den Christennamen tragen, verworfen, von der wahren Kirche, d. h. von denen, die wahrhaft an Christum glauben, werde aber die Lehre der Synode, die Wahrheit Gottes, nicht verworfen, auch dann, wenn sie von anderen verführt, äußerlich dieselbe bekämpfen. „Alle Christen auf Erden glauben mit uns Missouriern,

daß sie allein aus Gnaden um Christi willen bekehrt und gerechtfertigt sind und allein aus Gnaden um Christi willen selig werden. Kein Christ halte in seinem Herzen dafür, daß er durch seine Werke, seine Selbstentscheidung, sein rechtes Verhalten, zu seiner Bekehrung und Seligkeit einen Beitrag liefere." Auch die Tatsache, daß die Synode wegen ihrer Lehre gerade von solchen, die den lutherischen Namen und Charakter beanspruchen, bekämpft und verlästert werde, dürfe sie nicht irre machen. Christus und die Apostel seien von der jüdischen Kirche, die dem Namen nach die rechtgläubige Kirche war, verworfen. „Der Name schützte sie nicht vor der Verwerfung der rechten Lehre." So schütze auch heutzutage der Name lutherisch nicht vor der Verwerfung der lutherischen Lehre. Man muß in der Wahrheit stehen, um sie zu verstehen. Wie Luther zu seiner Zeit klagen mußte, daß das Evangelium vielen, die sich Evangelisch rühmen, Mysterium und heimlich genug sei, so sei es auch heute vielen, die sich lutherisch rühmen, ein tief verborgenes Geheimnis, ja ein Anstoß und Aergernis. „Daß jemand aus Gnaden selig wird, erscheint ihnen als eine Ketzerei."

Darum solle sich die Synode nicht durch die allgemeine Anfeindung und Verlästerung, die sie erfahre, irre machen lassen. Wir sind nicht besser als die Propheten des Alten Testaments, als Christus und die Apostel, als die Zeugen Jesu zur Zeit des Papsttums, als Luther und die Kirche der Reformation. Wir haben nicht die Aufgabe, große uns zustimmende Gemeinschaften zu sammeln, sondern unsere Aufgabe ist, die göttliche Wahrheit zu bezeugen. Findet das Zeugnis Aufnahme — und diese Erquickung bereitet uns ja Gott auch — so danken wir Gott. Findet unser Zeugnis Widerspruch, so wollen wir nicht meinen, daß uns etwas seltsames widerfährt, sondern Gott danken, daß er uns die Wahrheit hat erkennen lassen, die unsere Seelen selig macht und daß er uns würdigt, Zeugen dieser Wahrheit hier auf Erden zu sein. Gottes Gnade sei mit uns, wie sie mit unsern Vätern gewesen ist. Amen."

Das Blatt der Missourier: „Lehre und Wehre", hat folgendes Motto:

> L u t h e r : „Ein Prediger muß nicht allein w e i d e n , also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen w e h r e n , daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davon führen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen."

Wer die Missourier kennt in ihrem ganzen Wesen und in ihren Schriften, der weiß, daß sie die Rolle der feindlich bellenden Hunde allezeit treulich

ausüben. Sie haben ja die Bescheidenheit zu denken, daß sie und sie allein die Wahrheit in Generalpacht haben und sie eben so unfehlbar lehren, wie der Unfehlbare in Rom. Daher fühlen sie sich berufen, nach allen Seiten hin feindlich zu bellen. Und nun wundert sich der Synodalpräses, daß die übrigen Christen ihnen so wenig freundliche Gefühle entgegen bringen und gefällt sich gar in der Rolle der Märtyrer für die Wahrheit. Wollten die Herren nur ihren hochmütigen Anspruch, allein die Wahrheit zu besitzen, aufgeben, oder wenigstens aufhören, ihre Mitbrüder zu richten — denn ein jeder Knecht steht und fällt doch seinem Herrn, und Missouri ist nicht zum Richter über die ganze übrige Christenheit bestellt —, so würde Missouri unangefochten seine Wege gehen können. Aber so lange das feindliche Bellen nicht aufhört, darf Missouri sich nicht wundern, wenn andere Christen, welche nun einmal eine andre Erkenntnis haben als Missouri, den hochmütigen Richter in seine Schranken weisen oder einfach — ignorieren, was noch das Beste ist. Wie man ja auch auf diese Weise an feindlich bellenden Hunden am leichtesten vorbeikommt.

Die Konferenz in Eisenach.

Wird es gelingen? Mit dieser Frage im Herzen ist mancher nach Eisenach zur Konferenz gereist. Ist es gelungen? Mit dieser Frage wurde er nach der Heimkehr von seinen Freunden begrüßt. Es war dieser Konferenz gegenüber einmal wieder die Gemütsruhe der Gleichgültigkeit unterbrochen, mit der in unseren Tagen meist die Pastoralkonferenzen zu kämpfen haben. Das lag daran, daß es in der Tat eine Lebensfrage für unsere gegenwärtige evangelische Kirche ist, um die es sich in Eisenach handelte, nämlich die innere Verbindung herzustellen zwischen den Kreisen der Gemeinschaftsbewegung und denen der Kirche und der ihr Bekenntnis vertretenden theologischen Wissenschaft. Denn es läßt sich nicht läugnen, daß die Bäche der Gemeinschaften oft neben dem Strom der Kirchengemeinden sich ihr eignes Bett suchten, und daß zum Teil die Ausdrucksweise der erweckten Kreise die Fühlung mit der bisher üblichen theologischen und erbaulichen Sprache verloren hat.

Zwar die Gnadauer Konferenz von 1888 hatte Richtlinien aufgestellt, wie sie der Kirche nur erwünscht sein konnten. Aber da die geeigneten Führer der Bewegung vom Herrn abgerufen wurden, machte sich steigend der Subjektivismus geltend, den die Freunde der Kirche innerhalb der Philadelphia noch nicht haben überwinden können. Dieser Subjektivismus ist es auch gewesen, der die beiden Freunde Dr. Lepsius und Samuel Keller bewogen hat, ihrerseits den selbständigen Versuch zu machen, durch eine Konferenz sowohl unter den Gemeinschaftsleuten für gesunde Arbeitsgrundsätze zu werben, als auch die kirchlichen Kreise im Pfarramt und auf dem Universitätskatheder für die erweckliche Arbeit innerhalb der Kirche zu erwärmen.

Es ist ja nicht der erste Versuch gewesen, in dieser Richtung zu wirken. Die kirchlich-soziale Konferenz hat seit einigen Jahren dieselbe Absicht verfolgt und vom praktisch-kirchlichen Standpunkt aus sich bemüht, die Verbindung zwischen Kirche und Gemeinschaft herzustellen. Man wird auch

sagen dürfen, daß ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen ist. Freilich hatte es zuweilen den Anschein, als sei die Liebe etwas einseitig und vermöchten die Gemeinschaftskreise das Mißtrauen gegen die Konferenz wegen des Wörtleins „sozial“ nicht zu überwinden.

Nun ist für die Eisenacher Konferenz die Anregung nicht von der Kirche, sondern von Männern der Gemeinschaftsbewegung ausgegangen. Sie haben aber, wie die Zahl von 200 Unterschriften beweist, in weiten Kreisen Anklang und Verständnis für ihre Absicht gefunden. Es sollten auch diesmal nicht die praktisch-kirchlichen, sondern die theologischen Fragen im Vordergrund stehen, über die eine Verständigung erzielt werden muß, wenn gemeinsame Arbeit, oder wenigstens gegenseitige Anerkennung und Förderung dabei möglich sein soll.

Der Verlauf der Konferenz war dementsprechend eingerichtet. Als Vertreter der Gemeinschaftsbewegung standen auf dem Programm der Konferenz die Pastoren Dammann, Jellinghaus, Keller, Dr. Lepsius, Stockmayer, als Vertreter der Kirche und ihrer Theologie*) die Professoren Dr. Hommel, Dr. Kähler, Dr. Schlatter und Bischof Dr. Buchner von der Brüdergemeinde. Die Leitung der Konferenz lag in der Hand von Pastor Zeller-Magdeburg, der durch seine Arbeit in der Stadtmission geeignet war, ein Bindeglied zwischen den beiden vorhandenen Richtungen zu sein.

Er war es auch, der mit einem einleitenden Wort bei der Abendversammlung am 26. Mai die Richtlinien der Konferenz zeichnete. Mit großer Wärme sprach er von dem Segen, den er und viele der Anwesenden auf den Gnadauer Pfingstkonferenzen gehabt hätten, der von der Gemeinschaftsbewegung auf die Kirche ausgegangen sei. Es habe sich dort in Gnadau weder um eine neue Methode, noch um eine neue Lehre gehandelt, sondern nur um den vollen Ernst der Verwirklichung des alten Evangeliums. Die Absicht der Eisenacher Konferenz sei es, um eine gesunde Fortentwicklung der Bewegung in der notwendigen Wechselbeziehung mit der Kirche zu fördern, einige ergänzende Gesichtspunkte besonders hervorzuheben.

1. Abzuweisen sei die Stimmung, als ob sich durch die Gemeinschaften der Kreis der Gläubigen gegen die Welt abgrenzen lasse und außerhalb der Gemeinschaften keine Gnade sei.

2. Abzuweisen sei eine Richtung, welche das innere Leben an gewisse äußere Betätigungen der Frömmigkeit binden möchte. Dadurch aber gebe es nur Spaltungen. Das Einheitsband müsse sein: Gottes Wort und Luthers Lehre.

3. Abzuweisen sei, bei aller Dankbarkeit gegen die Anregungen von England und Amerika her, das Bestreben, der Gemeinschaftsbewegung ein angelsächsisches Gepräge aufzudrücken. Die Bewegung solle deutsch sein und bleiben.

4. Abzuweisen sei endlich das Mißtrauen gegenüber der theologischen Wissenschaft, die doch eine Gesamtanschauung der christlichen Wahrheit in

---

*) Von theologischen Dozenten waren noch anwesend Prof. D. Cremer, Prof. D. Lütgert und Inspektor Jäger vom Tholuckschen Konvikt in Halle.

ernstem Forschen gewinnen und damit für die Arbeit des Reiches Gottes wichtige Dienste leisten müsse.

Man hatte den Eindruck, daß diese Programmrede von vornherein ein Einheitsband um die Teilnehmer der Konferenz schlang. Denn in diesen Stücken sind die meisten Führer der Gemeinschaftsbewegung, die auch in Eisenach vertreten waren, völlig eins, wenn auch die Offiziere nicht für alle Unteroffiziere und Soldaten einstehen können.

Erfreulich war es, als bei der ersten Hauptversammlung am nächsten Morgen Inspektor Haarbeck vom Johanneum in Barmen — der als Beauftragter der Gnadauer Pfingst-Konferenz von derselben Gruß und Segenswunsch überbrachte mit der Bitte, daß keine Spaltung einreiße — einerseits erklärte, daß auch die Gnadauer Konferenz in den hervorgehobenen vier Punkten völlig zustimme. So darf man hoffen, daß die Eisenacher Konferenz dazu mitgeholfen hat, die theoretische Anerkennung des Verbleibens bei dem alten Gnadauer Programm und der Betonung der obigen Sätze festzulegen und allgemeiner zur Geltung zu bringen. Es wird sich nur darum handeln, überall die Theorie auch in die Praxis umzusetzen.

Von Wichtigkeit war es ferner am Begrüßungsabend, daß Pastor Jellinghaus, der Dogmatiker der Gemeinschaftsbewegung, sich ausdrücklich gegen die Unterstellung verwahrte, als habe er die Sündlosigkeit gelehrt. Er tat das im Rahmen eines geschichtlichen Rückblicks auf die Gemeinschaftsbewegung, in welchem er seine eigene Stellung darlegte. Mochten hier manche Hörer einige Fragezeichen machen, so war doch auch durch diesen Vortrag ohne Diskussion klargestellt, daß eine weitgehende Uebereinstimmung in der Stellung zu den Grundfragen des Heils vorhanden sei.

Den festen Unterbau für den gemeinsamen Boden, auf dem die Eisenacher Konferenz ferner bestehen kann, lieferte am Dienstag, 27. Mai, Dr. Lepsius mit seinem Vortrag über „das Kreuz Christi". Es ist keine Uebertreibung, zu sagen, daß die Zuhörer voll Lobes und Dankes gegen Gott waren über diesen geistesmächtigen und zugleich glanzvollen Vortrag, der die Herrlichkeit des Kreuzes Christi ohne erbauliche Zutaten, rein sachlich, aber eben darum überwältigend vor Augen malte. Die Schlaglichter auf die kirchengeschichtliche Entwicklung — (Orthodoxie-Vorherrschaft des Kopfes, Pietismus-Vorherrschaft des Herzens, Luther, auf religiösem Gebiet von derselben Bedeutung wie Bismarck auf nationalem, der dreidimensionale Mensch, bei dem Kopf und Herz und Wille zur Tat in wunderbarem Einklang gestanden haben) —, die Klarheit der Gedanken bei dem systematischen Aufbau für das Verständnis des Kreuzes Christi, der volle Pulsschlag demütigen und doch gewissen Glaubens, endlich der meisterhafte freie Vortrag, das alles wirkte zusammen, um diejenige geistige und geistliche Atmosphäre zu schaffen, in der sich die Spannung verschiedener Sonderanschauungen ausgleicht durch das erhebende Bewußtsein, in Christo mit den Brüdern und Schwestern eins zu sein. Infolgedessen kam es auch zu keiner Debatte, sondern drei Redner, Pastor Stockmayer-Hauptwyl, Dr. Cremer-Greifswald und Inspektor Rappard-Chrischona (Basel) legten auch ihrerseits ein freudiges Zeugnis von der Herrlichkeit des Kreuzes ab.

Dieser Einklang der Gemüter war auch nötig für die Erörterung des Nachmittags über die „Notwendigkeit der Bekehrung". Hier platzten die Geister aufeinander. Pastor Keller-Düsseldorf hatte seiner Art entsprechend nicht einen systematisch-gründlichen Vortrag gegeben, sondern mehr zeugnismäßig und auf seiner eigenen Lebenserfahrung fußend, die Notwendigkeit der Bekehrung für jedermann scharf herausgestellt. Professor Dr. Schlatter-Tübingen war es, der als Gegner nicht Kellers, wohl aber einer gewissen Art evangelischer Predigt von der Bekehrung auftrat, wie sie vor seinem geistigen Auge stand. Er verwarf den einseitigen Gebrauch von Bekehrungsgeschichten (Romänchen und Anekdötchen), warnte davor, das Erlebnis der eigenen Bekehrung als Grundlage für das persönliche Glaubensleben und die Heilsgewißheit zu predigen, bestritt das Recht, von jedermann die Angabe eines bestimmten Zeitpunktes seiner Bekehrung zu fordern, empfahl nachdrücklich die Predigtweise der Kirche, die das Heil auf Wort und Sakrament gründet u. s. w. Man hatte den Eindruck, daß Dr. Schlatter diejenigen Vertreter der Gemeinschaftsbewegung bekämpfte, gegen welche auch die Einberufer der Eisenacher Konferenz, also Pastor Keller selbst, Front machen wollen. Es war aber gut, daß die Bedenken, die man von kirchlicher und theologischer Seite gegenüber der Gemeinschaftsbewegung hegt, entschieden zum Ausdruck kamen. Es konnte nunmehr in der Aussprache klar werden, worin Uebereinstimmung herrschte, und worin auch unter den Teilnehmern der Eisenacher Konferenz Meinungsverschiedenheiten beständen. Dr. Lepsius versuchte die vorhandene Gegensätzlichkeit der Anschauungen dadurch zu erklären, daß Dr. Schlatter die Kreise seiner Zuhörer im Auge habe, die schon von Hause Anfänge geistlichen Lebens mitbringen, dagegen Pastor Keller die große Masse derjenigen, die Gott den Rücken gekehrt haben, auch wenn sie noch in einem gewissen Zusammenhange mit der Kirche stehen. Gelöst war damit die Spannung noch nicht. Die Ursache der unterschiedlichen Auffassung lag ja auch tiefer, nämlich in der Anschauung von der Wirkung der Kindertaufe. Die Lutheraner — obgleich sie unter sich in der Begriffsbestimmung sehr weit auseinandergehen, wie z. B. Frank (†) und Cremer — halten bekanntlich fest daran, daß die Kindertaufe die Wiedergeburt sei. Die Gemeinschaftsleute dagegen stehen darauf, daß der Mensch erst wiedergeboren ist, wenn er sich bekehrt hat. Von daher kommen die verschiedenen Ansichten. Die für das Thema der Bekehrung bestimmte Zeit war schnell genug vergangen, ohne daß ein befriedigender Abschluß gefunden war. Eine Geschäftsordnungsdebatte ergab den Beschluß, die Besprechung am Mittwoch-Abend fortzusetzen, der durch die Erkrankung des Vortragenden, Dr. Buchner, frei geworden war.

Der Eindruck dieser nachmittäglichen Verhandlungen war sehr verschieden. Den schlichten Gemeinschaftschristen, die nur Heiligungsversammlungen kennen gelernt hatten, waren die offenen Besprechungen von Lehrfragen ungewohnt. Sie hatten auch wohl die Tragweite dieser Fragen zum Teil nicht verstanden. Einige äußerten hernach im vertrauten Gespräch nach der bekannten Unart mancher Gemeinschaftskreise Zweifel daran, ob die Gegner Pastor Kellers — sie hatten den sachlichen Gegensatz als persönliche Gegnerschaft empfunden, natürlich zu Unrecht — überhaupt bekehrt seien.

Auch manche theologischen Freunde der Gemeinschaftsbewegung hatten ihre Bedenken, ob es möglich sein werde, bei solchen Verhandlungen das Vertrauen der Gemeinschaftsleute zu gewinnen oder zu behalten.

Die anderen aber waren guter Zuversicht. Die rabies theologorum war bei den Verhandlungen ausgeschaltet geblieben, die Aussprache war rein sachlich gewesen. Sollte die Eisenacher Konferenz ihren Zweck erfüllen, gegenseitiges Vertrauen zu erwecken, so mußten die Gegensätze zum Ausdruck kommen, damit die höhere Einheit gefunden würde.

Die Verhandlungen gingen ihren Gang weiter. Der Abend brachte einen höchst anregenden Vortrag von Prof. Dr. Hommel-München über „Die altorientalischen Denkmäler und das Alte Testament“, der sich sowohl mit den jüngsten Behauptungen von Prof. Delitzsch, als mit den Aufstellungen der Wellhausenschen Schule beschäftigte und, wenn er gedruckt vorliegt, sicher viele eifrige Leser finden wird.

Der Vormittag des Mittwochs brachte die Vorträge von Prof. Dr. Kähler-Halle und Prof. Dr. Schlatter-Tübingen über „die Gottheit Christi“, welche auf die Höhen des Glaubens führten. Es war eine Erquickung, den greisen Hallenser Theologen mit großer Klarheit Antwort geben zu hören auf die beiden Fragen: 1. Warum sollen wir auf das Bekenntnis zur Gottheit Christi verzichten und brauchen es doch nicht? 2. Warum können wir auf das Bekenntnis zur Gottheit Christi nicht verzichten und wollen es auch nicht? Nicht minder war es auch eine Freude, den tiefgründigen und den Gedankengängen des modernen Menschen Rechnung tragenden, mit Begeisterung vorgetragenen Ausführungen des Tübinger Theologen zu folgen.

Der Raum erlaubt es nicht, auf den Inhalt der beiden Vorträge so gründlich einzugehen, daß man ein anschauliches Bild davon hätte. Wir verweisen also auf ihre Drucklegung. Nur das sei hervorgehoben, daß Aeußerungen, wie die von Dr. Kähler, daß die Professoren sich als Evangelisten gegenüber denjenigen Studierenden der Theologie ansähen, die aus äußerlichen Gründen ihr Studium gewählt hätten, wie der ganze Eindruck der Vortragenden bei den schlichten Gemeinschaftschristen den Eindruck hervorrufen mußten, daß sie Zeugen von Christo vor sich hätten, daß das am Tage vorher etwa entstandene Mißtrauen also unbegründet sei. So wuchsen die Herzen in Gemeinschaft des Glaubens zusammen.

Am Nachmittag hielt dann Pastor Stockmayer-Hauptwyl einen Vortrag über „Das Leben im Glauben“, worin er die Ausgestaltung nach dem Bilde Christi in den Vordergrund rückte. Prof. Dr. Cremer trug in ausgezeichnet klarer und warmer Rede seine abweichende Anschauung vor, daß es bei dem Leben im Glauben nur immer tiefer hinab in die Sündenerkenntnis gehe. Aber es war gar keine Stimmung mehr vorhanden, diesen Unterschied auszutragen. Prof. Ströter, der noch das Wort ergriff, gab eine Ergänzung nach der Richtung, daß das Leben im Glauben die Zäune zwischen den Gläubigen in den verschiedenen Kirchengemeinschaften niederreiße und die künftige Einheit des Leibes Christi vorbereite. Zum Teil mochte die Aussprache über die hier vorliegenden Unterschiede zwischen kirchlicher Theologie und Gemeinschaftsbewegung wohl auch deswegen unterbleiben, weil die Fort-

setzung der Debatte über die Bekehrung die Gemüter schon beschäftigte. Jedenfalls muß künftig auch über die Frage des Glaubenslebens, der Heiligung eine gründliche Auseinandersetzung erfolgen.

Nach Schluß der Nachmittagsverhandlungen fand im engeren Kreise eine Vorbesprechung für den Abend statt. Sie ergab rasch eine Einigung.

Einig war man darin, daß die Konferenz mit ihrer Aussprache notwendig und segensreich sei, im nächsten Jahre also zu geeigneter Zeit ihre Wiederholung finden solle.

Einig fand man sich darin, daß bei der abendlichen Aussprache die Tauffrage außer Spiel bleiben, die Verschiedenheit der Anschauung in diesem Stück also kein Hindernis der Einigkeit sein solle.

Einigkeit herrschte darüber, daß die Bekehrungspredigt unter den heutigen Zeitverhältnissen notwendig sei, und darüber, daß bei der Bekehrung Gott allein die Ehre gebühre.

Eines Sinnes war man vollends darin, daß die abendliche Aussprache in brüderlicher Anerkennung geschehen solle.

Dementsprechend war denn auch der Verlauf des Abends. Manches Wort wurde gesprochen, welches einen tiefen Eindruck machte.

Pastor Keller ließ es gelten, daß Menschen, die in der Gnade aufgewachsen seien, eines Durchbruchs in der Bekehrung nicht bedürften. Jedenfalls aber müßte jeder in seinem Leben einmal seines Gnadenstandes sich bestimmt bewußt werden.

Dr. Schlatter hob die Notwendigkeit der Bekehrungspredigt hervor und wehrte drei Krankheitserscheinungen derselben ab. Ungesund sei jede solche Verkündigung, die nicht 1. den Menschen sagt, daß sie an ihrer Sünde sterben, 2. die ihnen nicht vor Augen stellt, daß der Heiland mit seiner Gnade heute vor ihnen steht, 3. welche die Menschen lehrt, ihren Gnadenstand auf ihre eigene Erfahrung zu gründen. Wer hätte da nicht zustimmen sollen?

Dr. Lepsius vertrat die Bedenken, welche die Freunde der Kirche gegenüber manchen Erscheinungen der Gemeinschaftsbewegung hätten. Er nannte es eine Schande, wenn Gemeinschaftsleute es zwar für erlaubt, ja recht hielten, auf die Kirche zu schimpfen, dagegen ein Majestätsverbrechen darin fänden, wenn man ein Wort gegen die Auswüchse der Gemeinschaften zu sagen wage. Er gab auch dem Ausdruck, daß namentlich Dr. Cremer deshalb die Betätigung des eigenen Willens bei der Bekehrung ablehne, weil er fürchte, daß Gott dabei die Ehre geraubt werde. Aber darin seien alle einig, daß Gott allein die Ehre gebühre.

Pastor Brauer-Eisenach vertrat sehr entschieden die neulutherische Tauf-Lehre. Er wußte wohl nicht davon, daß man darüber sich nicht veruneinigen wollte. Es ward daher auch nicht weiter darauf eingegangen.

Eine ganze Reihe von Rednern nahmen das Wort. Wir führen nur noch Dr. Kähler an. Der sagte mit Recht, daß für das Geheimnis der Bekehrung in der Geschichte der Theologie noch keine zureichende Formel gefunden sei. Ein Zusammenwirken von Gott und Mensch finde jedenfalls statt, denn

Gott hat es mit dem Menschen als Persönlichkeit zu tun. Vom Menschen aus gesehen, muß man sagen: Gott tut alles. Gott aber richtet an den Menschen die Forderung: Mach du es. Verschiedene Anschauungen sind da. Wir müssen lernen, einander zu tragen. Das war das richtige Wort.

So konnte P. Zeller als Vorsitzender im Schlußwort feststellen, daß durch Gottes Gnade Einmütigkeit des Geistes sich im Laufe der Konferenz ergeben habe. Es sei gewesen, wie in einem großen Orchester, das sehr verschiedene Instrumente aufweist. Die verschiedenen Töne der Aussprache seien aber rein gestimmt gewesen auf Jesus. Die Absicht der Konferenz ist erreicht worden.

Nachzuholen im Bericht bleibt noch, daß die Abendandacht am Montag von Pastor Dammann, die Morgenandacht am Dienstag von Pastor Keller, am Mittwoch von Pastor Stockmayer, die Schlußandacht am Mittwoch-Abend von Pastor Keller geeignet waren, die rechte geistliche Stimmung hervorzurufen. Die Gebetsversammlungen in der Morgenfrühe im kleinen Kreise offenbarten den echten Gebetsgeist. Gebet und geistliches Lied umrahmten und durchzogen die Verhandlungen wie bei einer rechten Gemeinschaftskonferenz. Wohl aus Besorgnis um das Gelingen der Konferenz war in den großen Versammlungen das Gebet nicht freigegeben worden. Das wird gewiß beim nächsten Male geschehen.

Eine Begrüßung der Konferenz geschah durch Bischof Dober von der Brüdergemeinde und durch Pastor Hartmann im Namen der Berliner Missionsgesellschaft (Berlin I), die ihre bisherige Vernachlässigung der Gemeinschaftskreise wieder gut machen will. Von seiten der Geistlichkeit in Eisenach fand keine Begrüßung statt.

Das neue Hotel „Fürstenhof", das noch nicht einmal ganz fertig war, erwies sich als sehr geeignet für die Konferenz. Da der kleinere Saal, der ursprünglich in Aussicht genommen war, nicht zureichte, wurden die Verhandlungen in den prächtigen Fürstensaal verlegt. Der war allerdings für die 300—400 Teilnehmer der Konferenz etwas zu groß, was sich bei der Akustik zuweilen bemerkbar machte.

Die herrliche Lage von Eisenach, mit den schönen Spaziergängen und dem steten Blick auf die Wartburg, dazu die sonnigen Frühlingstage, die Gott bescherte, trugen das Ihre dazu bei, die Freude an der Konferenz zu verstärken. Viele sind abgereist mit dem Vorsatz: So Gott will, kommen wir übers Jahr wieder. Glückauf der Eisenacher Konferenz! Möge sie für Kirche und Gemeinschaften zum reichen Segen werden, sonderlich die brüderliche Liebe unter den Gläubigen auf beiden Seiten stärken!

Aus: „Die Reformation," red. von P. E. Bunke, Berlin.

Kirchliche Rundschau.

Vorbemerkung des Redakteurs. Krankheit, persönliche und in der Familie, nötigten mich, nach Hilfe auszuschauen. Mit Einwilligung des Herrn Synodalpräses hat Herr Pastor G. F. Schütze in Cambria, Wis., die „Rundschau“ für das Ausland übernommen und für die Zukunft wird also dieser Teil von ihm ständig bearbeitet werden. L. J. H.

Die alle zwei Jahre in Eisenach stattfindende Konferenz deutscher evanglischer Kirchenregierungen wurde am 29. Mai mit einem Gottesdienste in der von Sr. Königl. Hoheit, dem Großherzog, zur Verfügung gestellten Wartburgkapelle, bei welchem O.-Konf.-Rat Dr. Kelber aus München die Predigt hielt, eröffnet. Der Predigt lag als Text Psalm 118, 16. 17 zu Grunde. Die Verhandlungen fanden auch diesmal wieder in einem Saale des großherzoglichen Schlosses statt.

31. Mai 1902. In der heutigen Sitzung der Konferenz fand eine eingehende Beratung der viel besprochenen Frage des engeren Zusammenschlusses der deutschen evangelischen Landeskirchen statt. Es einigte sich die Kirchenkonferenz auf die Annahme des folgenden Beschlusses: In der Ueberzeugung, daß ein engerer Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen, insbesondere Wahrung und Förderung der gemeinsamen evangelischen kirchlichen Interessen nach außen dringend wünschenswert ist, und in der Absicht, diese Angelegenheit in Uebereinstimmung mit den deutschen evangelischen Kirchenregierungen tunlichst zu fördern, beschließt die evangelische Kirchenkonferenz:

1. Zur Bearbeitung der Angelegenheit des engeren Zusammenschlusses der deutschen evangelischen Landeskirchen wird ein besonderer Ausschuß bestellt.

2. Dieser Ausschuß wird gebildet durch derzeitige Mitglieder der Konferenz. Im Falle des Ausscheidens oder der Behinderung eines dieser Mitglieder ist die Kirchenregierung, von welcher dasselbe abgeordnet ist, befugt, an dessen Stelle einen anderen Abgeordneten zu bezeichnen.

3. Der Ausschuß regelt seine Geschäftsordnung selbst und wählt seine Vorsitzenden aus seiner Mitte.

4. Diesem Ausschuß wird auch der vom Herzoglich Sächsischen Staatsministerium in Gotha bei der Konferenz eingebrachte Antrag überwiesen, sowie etwaige weitere bei der Konferenz eingekommene oder noch einkommende, auf den gleichen Gegenstand bezügliche Anträge und Vorarbeiten.

5. Der Ausschuß wird bei der Bearbeitung des ihm überwiesenen Gegenstandes mit den einzelnen Kirchenregierungen, sowie nach Bedürfnis mit dem ständigen Ausschuß der evangelischen Kirchenkonferenz ins Benehmen treten.

6. Der Ausschuß wird sich bemühen, seine Arbeiten so zu beschleunigen und deren Ergebnis so rechtzeitig dem Vorstand der evangelischen Kirchenkonferenz mitzuteilen, daß dasselbe einer im Jahre 1903 einzuberufenden außerordentlichen Versammlung der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz zur Beratung und Beschlußfassung vorgelegt werden kann. Der Vorstand hat den Kommissionsbeschluß nebst seiner Begründung den einzelnen Kirchenregierungen rechtzeitig vor dem Zusammentritt der Konferenz mitzuteilen.

Die Annahme des Antrages fand, indem zwei Abgeordnete sich ihre Stimmabgabe heute vorbehielten, im übrigen einstimmig statt.

2. Juni 1902. In der heutigen Sitzung machte der Vorsitzende die Mitteilung, daß die beiden Mitglieder der Konferenz, welche in der letzten Sitzung bei dem Beschlusse hinsichtlich einer engeren Verbindung der deutschen evangelischen Landeskirchen ihre Abstimmung sich vorbehalten hatten, die Zustimmung zu dem von der Versammlung gefaßten Beschlusse erklärt haben.

Es ist im höchsten Grade erfreulich zu sehen, daß das deutsche Volk zu seiner politischen Einigung nun auch die kirchliche erstrebt. Es wäre dringend zu wünschen, daß diese Kommission ihre Arbeit in der Einigkeit des Geistes vollende, und nicht durch partikularistische Sonderbestrebungen dies so schöne Ziel verhindert werde.

Eine neue Mode, offenbar amerikanischen Vorbildern abgesehen, ist im Anzug, nämlich die „Deutsche Zeltmission". Durch freiwillige Gaben kamen 12,000 Mk. zur Errichtung eines großen Zeltes in Tersteegenruh bei Mühlheim a. d. Ruhr zusammen. Dasselbe soll gleich ähnlichen Wanderzelten, deren sich die amerikanischen Methodisten für ihre Erweckungsmeetings bedienen, für Evangelisationsversammlungen benutzt werden. Bei der Einweihung am 27. April wurde das Zelt mit der Stiftshütte des Alten Testaments verglichen. Eine große Annonce in der „Westd. Rdsch." 145 vom 31. Mai lädt zum Besuch ein und führt nach einer Ermahnung, trotz des Vulkanausbruchs auf Martinique und ähnlicher Unglücksfälle den Glauben an Gottes Liebe festzuhalten, die sich noch immer offenbare, den Gedanken aus, „eine solche Offenbarung seiner Liebe sei das neue Zelt der Deutschen Zeltmission" als „besonderes Mittel, an die Herzen der Menschen heranzukommen."

Diese Zeitungsanzeige scheint uns allerdings recht geschmacklos. Im übrigen ist eine solche Veranstaltung gerade in den dicht bevölkerten rheinisch-westfälischen Industriegebieten vielleicht durchaus angebracht. Wenn diese Mission nur Erfolg hat, dann darf es einerlei sein, woher der Gedanke stammt.

Das Ende des Falles Weingart. Zu der in vor. Nummer gemeldeten Nichtbestätigung des Pastors Weingart bringen wir nachstehend die endgültige Entscheidung des Großherzogs. „Seine Königliche Hoheit, der Großherzog, sind aus Anlaß der von den Mitgliedern der Kirchgemeinde Nöda eingereichten Petition in eine eingehende Prüfung der Verhandlungen eingetreten, welche die Präsentation des Pfarrers a. D. Weingart für die Pfarrstelle von Nöda zum Gegenstand haben. Seine Königliche Hoheit haben Höchstsich jedoch nicht bewogen gefunden, die Ministerialverfügung vom 4. November v. J. aufzuheben u. s. w."

Ueber die Wirkung dieses Erlasses auf die kirchliche Gemeinde Nöda gibt ein Brief des Kirchenpatrons an Pastor Weingart Auskunft. Hier heißt es u. a.: „Viel freudiges Hoffen ist durch diese abermals erfolgte Ablehnung vernichtet worden, denn der Glaube an einen guten Ausgang der Sache und an eine befriedigende Lösung der Frage war noch nicht erloschen. Wir wähnten uns noch immer sicher, Sie den Unseren nennen zu dürfen. Nun ist uns diese Hoffnung genommen, und eine gewaltige Enttäuschung ist an deren

Stelle getreten. Der Eindruck, welcher durch den landesherrlichen Entscheid hervorgerufen, war von geradezu deprimierender Wirkung auf die Gemütsstimmung der ganzen Gemeinde, und bezeichnend für die unter der Ortseinwohnerschaft herrschende Erbitterung war besonders der zum ersten Mal eingetretene Fall, daß alle vier Kirchendiener unverzüglich ihr Amt niederlegten und selbst durch eindringliche Aufforderung des Bürgermeisters nicht bewogen werden konnten, die Glocken am heutigen Sonntag zu läuten, auch sank der an und für sich schon sehr minimale Kirchenbesuch plötzlich auf den Nullpunkt herab. Wohl mit Sicherheit läßt sich aus den bis jetzt zu tage getretenen Anzeichen schließen, daß die sonst gute und friedliche Gesinnung der Nödaer sowohl in politischer wie in kirchlicher Beziehung in Zukunft voll verloren geht."

Das ist aber doch ein schlechtes Zeugnis, das der Patron seiner Gemeinde damit ausstellt, wenn um eines Menschen willen der Kirchenbesuch auf den Nullpunkt sinkt. Man geht in Nöda, wie es scheint, nicht zum Gottesdienst in die Kirche, sondern nur um einen guten Redner zu hören. (Das soll auch hierzulande öfters der Fall sein. Anm. d. Red.) Im übrigen erlauben wir uns zu bezweifeln, daß die objektive Visionshypothese des Pastors Weingart den minimalen Kirchenbesuch gehoben hätte.

Wie die Zeitungen melden, ist seitdem Pastor Weingart von der zum Bremer Landgebiet gehörigen Gemeinde Borgfeld zum Pfarrer gewählt worden. Da er dort einer Bestätigung weiter nicht bedarf, so dürfen wir uns für den vielumgetriebenen Mann freuen, daß er zur Ruhe kommt, und hoffen, daß er den Weg zum wahrhaftig Auferstandenen zurückfinde!

Die Frage, ob eine Kirchengemeinde gezwungen werden kann, die Beisetzung der Aschenreste einer verbrannten Leiche in einem auf ihrem Kirchhofe befindlichen Erbbegräbnisse zu dulden, ist vom Reichsgericht in bejahendem Sinne entschieden worden. Die katholische Kirchengemeinde zu Haden hatte sich geweigert, die Aschenreste des im Jahre 1899 gestorbenen Kaufmannes H. in das der Familie H. gehörende Erbbegräbnis aufzunehmen; der dortige „Verein für Feuerbestattung" hatte deshalb gegen die Kirchengemeinde Klagen erhoben, und sowohl das Landgericht zu Hagen als auch das Oberlandesgericht zu Hamm hatten im Sinne der Klage zu Ungunsten der Kirchengemeinde erkannt. Das Reichsgericht hatte die Entscheidung des Oberlandesgerichts aufgehoben und die Sache an die Vorinstanz zur Prüfung der Frage zurückverwiesen, ob es auch in anderen Städten ortsüblich sei, die Aschenreste verbrannter Leichen auf Kirchhöfen beizusetzen. Da bei der erneuten Verhandlung das Vorhandensein einer derartigen Uebung in mehreren Orten des Deutschen Reiches festgestellt worden war, so wies das Oberlandesgericht zu Hamm die Berufung zum zweiten Male ab. Das Reichsgericht hat nunmehr die von der Kirchengemeinde eingelegte Revision verworfen. Die Entscheidung des Reichsgerichts bezieht sich lediglich auf die Frage der Beisetzung von Aschenresten in Erbbegräbnissen. Hier liegt die Sache etwas anders als bei den anderen Begräbnisstellen, welche die Leichen nur für eine begrenzte Zeit aufnehmen. Trotzdem ist, namentlich in Hinblick auf die Bedeutung, die das Reichsgericht der in anderen Städten herrschenden Uebung gegeben hat, die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Gerichtshof auch bezüglich der Beisetzungen in der Reihe oder in Wahlstellen zu einem gleichen Ergebnisse kommt.

Die Konferenz von Gemeinschaftsleuten und Landeskirchen in Eisenach*) am 26., 27. und 28. Mai, die einberufen war, um zwischen den Gemeinschaftskreisen und der Landeskirche „eine Verständigung über die grundlegenden Fragen der christlichen Lehre" und damit „ein völligeres gegenseitiges Verständnis und ein einmütigeres Zusammenarbeiten" herbeizuführen, wäre beinahe die Veranlassung zu einer völligen Scheidung geworden. Zwar die ersten Vorträge, von Pastor Jellinghaus über 2. Kor. 5, 14 gegen die lutherische Rechtfertigungslehre, von Pastor Keller über die Zungensünden nach Jak. 3, 12, von Pastor Dr. Lepsius über das Kreuz Christi ließen die Einigkeit nicht vermissen. Zum Sturm kam es erst, als der bekannte Evangelist Pastor Keller auf Grund von Ps. 32 die Notwendigkeit der Bekehrung predigte und dabei ziemlich stark methodistisch die plötzliche Bekehrung forderte. In der Diskussion sprachen zuerst die Pastoren Simsa und Jellinghaus ganz im Sinne der Gemeinschaftsleute.

So weit hörte die Versammlung ruhig zu. Da trat Prof. Dr. Schlatter aus Tübingen hervor und warf scharf pointierte Schlaglichter in die Debatte: Die in der Evangelisationsarbeit stehenden Männer, welche in der uns eben beschriebenen Weise die Bekehrungspredigt an unser Volk richten, haben die Verpflichtung auf sich, mit vollem Verständnis darüber sich klar zu bleiben, weshalb wir anderen ihrem Verfahren mit ernsten Bedenken zusehen. Es muß hierbei sowohl das, was uns allen gemeinsam ist, als die uns trennende Differenz ans Licht gehalten werden. Gemeinsam ist uns allen, daß wir Gottes Evangelium als an uns gerichtete Berufung in seiner Gnade verstehen. Die Bedenken entstehen daraus, wie durch die evangelisierende Bekehrungspredigt ein einzelner menschlicher Akt ausgesondert und zum Angelpunkt des Christenstandes gemacht wird. Es ist nicht wahr, daß für uns das die Hauptsache sei, daß wir wissen, wir haben uns einmal bekehrt; sondern die Hauptsache ist, daß wir jetzt glaubend zum Herrn aufsehen, jetzt gehorchend unsere Bosheit hassen und Gottes Willen tun. Wir werden wiedergeboren, damit wir leben, und daß wir durch und für Gott leben, heute und morgen und jeden Tag, das ist die große Hauptsache, neben der es relativ gleichgültig ist, ob wir wissen, wann und wie dieses Leben seinen Anfang nahm. Wir sind oft nicht im stande, die Wichtigkeit unserer Erlebnisse richtig abzuschätzen, sondern hierbei den größten Selbsttäuschungen ausgesetzt. Diese Selbstüberschätzungen führen leicht eine Verkümmerung und Verhinderung des Glaubens herbei. Man beschaut sich selbst, statt daß man aufschaut zu Gott und glaubt; man hält sich an seine Bekehrung, statt daß man jetzt hört, was uns das göttliche Wort sagt, und jetzt sieht, was uns Gottes Führung zeigt. Ein Segen wird die Gemeinschaftsbewegung für die Kirche nur dann werden, wenn sie das Erbe der Kirche ungeschmälert bewahrt und das volle Verständnis dafür hat, weshalb die Kirche unsere Freude an Gott nicht auf unsere eigenen Erlebnisse und Entschlüsse gegründet hat, sondern allein und ganz auf Gottes Wort und Sakrament.

Als Schlatter geendet, ja schon während seiner Rede ging eine Unruhe durch den Saal. Sie steigerte sich zum Schluß, wo laute Bravos sich hören ließen; denn er hatte den Landeskirchlichen aus dem Herzen gesprochen. Anderseits fühlten sich viele Gemeinschaftsleute in ihrem innersten Heiligtum angetastet und durch die lauten Zurufe vollends verletzt. „Das ist unpassend, das ist ungehörig," hörte man da und dort. Es war fast, als sollte

*) Eine andere Darstellung derselben Konferenz, von der wir vorhin berichteten.

es zu einer Trennung kommen, und nur durch die Vertagung der Sitzung beruhigten sich die Gemüter.

Am nächsten Abend eröffnete Pastor Keller die Besprechung: Der Standpunkt, wo jemand steht, seine Arbeit und Erfahrung, das alles pflegt ihn zu beeinflussen. Ich diene vor allem den Entkirchlichten; wenigstens habe ich um deretwillen mein Pfarramt aufgegeben. Das mag zur Erklärung meiner Auffassung dienen. Die Not der Kirche ist groß. In großen Städten gibt es Tausende von Männern, die in keine Kirche mehr gehen. Will man sie noch fassen, so muß man einen anderen Ton anschlagen, als er in der Kirche gang und gäbe ist. Wenn ich bis an die Knie im Schmutze waten muß, so frage ich nicht nach korrekter Dogmatik, sondern: was will Gott, um den Leuten aus dem Schmutze herauszuhelfen? In der Herzensnot tut man, was man kann; wo ich unrecht tat, will ich's gerne gestehen. Aber wenn ich die Seelen packen soll, so muß ich so pointiert reden, daß der moderne Mensch aufpaßt.

Prof. Schlatter, Kellers Widerpart von gestern, betont gleichfalls, daß es sich um keine Personfrage handle, sondern um die Sache: nämlich die: Was sind wir unseren verirrten Volksgenossen schuldig? Eine gesunde Bekehrungs- und Evangelisationspredigt. Krank ist die Bekehrungspredigt, die den Menschen darüber im Zweifel läßt, daß er an seiner Sünde stirbt. Wir sind ihm klaren Bescheid schuldig, die Sünde, der Unglaube ist euer Tod. Ungesund ist jede Evangelisationspredigt, die nicht offen zum Sünder sagt: Da ist euer Gott. Ungesund ist die Predigt, die den Menschen verleitet, seinen Glauben auf das Maß seiner Erfahrungen zu gründen. Der Zeuge Gottes für uns ist nicht unsere Erfahrung, sondern unser Herr. Glauben heißt Wegschauen von sich, vom eigenen Elend und von der eigenen Gerechtigkeit zu dem, der im Namen Gottes vor uns steht. In diesem Glauben leben heißt bekehrt sein. Darauf hat der Evangelist zu stehen.

Die Versammelten waren sichtlich von dem Gesagten befriedigt, und der Vorsitzende, Pastor Zeller, sagte wohl im Namen der allermeisten, daß die Streitfrage für erledigt gelten könne, denn „wie Schlatter, so denken wir alle."

So wurde denn nach einigem Hin- und Herreden der Friede wieder hergestellt. Die evangelische Kirche schuldet Dr. Schlatter den größten Dank für sein entschiedenes Auftreten gegen die ungesunde methodistische Bekehrungstreiberei.

Die Blutsaat in Armenien geht auf. Wir stehen hier auf sehr verantwortungsvollem Posten, schreibt u. a. Pastor Brunnemann aus Marasch. Seit einigen Wochen ist ganz besonders klar geworden, daß der Herr Marasch besucht hat. Wir leben in einer großen Erweckung. Die Badwellis (Prediger) stehen mitten in der Segensarbeit. Es arbeitet der Heilige Geist ganz sichtbar unter Männern und Frauen, Jungfrauen und Kindern. Schwester Beatrice, welche nach Kräften in Gebetstunden und Versammlungen hilft, zumal sie von allen Seiten gebeten wird zu helfen, weiß nicht genug zu rühmen und zu erzählen von dem, was der Herr hier tut. Sie wird s. G. w. in nächster Woche nach S. gehen, von wo auch gute Nachrichten kommen. Sie können sich denken, wie wir in dieser Zeit auf ihn sehen. Wie herrlich wäre es, wenn die wilden, urwüchsigen Bewohner von S., bezwungen von Jesu Liebe, zu seinen Füßen lägen, und wenn sie ihre Kräfte in Jesu Dienst verwendeten.

Italien. In diesen Tagen hat sich in Rom unter dem Protektorate des Kardinals Mocenni eine katholische „Sankt Hieronymus-Gesellschaft“ konstituiert, die den Zweck verfolgt, billige Ausgaben des Neuen Testaments, d. h. der Evangelien und der Apostelgeschichte, unter dem Volke zu verbreiten. Die „ultramontanen“ Hauptblätter „Osservatore Romano“ und „Osservatore Cattolico“ können nicht genug die wohltätigen Folgen beschreiben, die das Lesen der Evangelien bewirken wird. Das Mailänder Blatt erklärt die bisherige Vernachlässigung der Evangelien für ein Uebel und hofft von deren Verbreitung eine wahre Reform der Sitten und ein innerlicheres Christentum. Das Organ des Vatikans gibt zu, daß es sich um die Verpflanzung einer Sitte der nordischen Völker nach Italien handele und wünscht dem edlen Unternehmen guten Erfolg.

Ist Saul unter die Propheten gegangen, oder hat Rom wieder einmal Hintergedanken? Rom verbreitet die Bibel! Wo hier wohl der Pferdefuß zum Vorschein kommen wird?

Morgenluft in Spanien. Aus Santiago kommt die Nachricht, daß der Soldat Grana vom Kriegsgericht freigesprochen wurde. Derselbe war erst im Herbst vorigen Jahres beim Militär eingetreten. Gleich am ersten Sonntag, den er als Soldat verlebte, eröffnete er in bescheidenster Weise seinem Oberst, daß er Protestant sei, und daß sein Glaube und sein Gewissen ihm nicht gestatteten, gewisse Handlungen mitzumachen, wie z. B. vor der geweihten Hostie niederzuknien u. s. w. Dennoch wurde ihm befohlen, dies zu tun, und als er sich weigerte, dem Befehl nachzukommen, wurde er bestraft. Auch wurde ihm bedeutet, daß man die Sache außerdem noch vor das Forum des Kriegsgerichts bringen werde. Sein Pastor wurde nun direkt beim Kriegsminister vorstellig. Dieser aber sagte ihm, die Teilnahme an der Messe und allem, was dazu gehöre, sowie an den kirchlichen Prozessionen wäre Sache der militärischen Disziplin, und es könnte davon niemand entbunden werden, ehe nicht durch ein neues Gesetz andere Bestimmungen getroffen würden; dagegen könnte kein Nichtkatholik gezwungen werden, Oster-Beichte und Kommunion mitzumachen. Grana wurde nun wirklich vor das Kriegsgericht gestellt, und der Vertreter der Anklage beantragte drei Jahre und ein Tag Gefängnis für den unbotmäßigen Soldaten. Auf die beredten und durchaus sachlich gehaltenen Ausführungen des Verteidigers hin zog jedoch der Ankläger seinen Antrag zurück, und Grana wurde freigesprochen. — Das ist ein großer Fortschritt gegenüber den bisherigen Erfahrungen.

Der Toleranzantrag des Zentrums im deutschen Reichstage hat seinen vorläufigen, parlamentarischen Abschluß gefunden. Am 5. d. M. wurde er vom Reichstag angenommen, unter Erscheinungen, die mehr einem Begräbnis, nicht einmal erster Klasse, gleichkamen.

Mit diesem Antrag hatten sich die Katholiken vom Zentrum in eine äußerst heikle Situation begeben. Sie mußten gewärtigen, daß ihnen die grundsätzliche Intoleranz ihrer Kirche, beleuchtet durch ein unermeßliches Beweismaterial, nachdrücklich vorgehalten wurde. Das geschah denn auch. Unter anderm führte der Nationalliberale Sattler ein Wort des Paters de Luca in seinen 1901 zu Rom erschienenen Institutiones juris ecclesiastici ins Feld, das neuerdings die Todesstrafe für Ketzer als kirchliches Recht

festlegt. Der Zentrumsabgeordnete Spahn bezweifelte, daß die Stelle bei de Luca diesen Sinn haben könne. Inzwischen haben auch katholische Zeitungen die Tatsache zugeben müssen. Die „Kölnische Volkszeitung" Nr. 427 Abendblatt, gibt den Text bei de Luca, Band 1, S. 261 f., zunächst lateinisch wieder. Sie fügt dazu folgende Uebersetzung: „Die Kirche hat verschiedene Strafen gegen die Häretiker festgesetzt. . . . Ueber die Todesstrafe ist nach Tanner folgendes zu bemerken: 1. Die weltliche Obrigkeit muß auf Befehl und im Auftrag der Kirche die Todesstrafe am Häretiker vollziehen und kann den von der Kirche der weltlichen Gewalt Uebergebenen der Todesstrafe nicht mehr entziehen. 2. Dieser Strafe verfallen nicht bloß diejenigen, welche als Erwachsene vom Glauben abgefallen sind, sondern auch jene, die getauft sind und mit der Muttermilch die Häresie eingesogen haben und erwachsen sie hartnäckig festhalten. 3. Diese Strafe trifft auch, wo sie eingeführt ist, alle rückfälligen Häretiker, auch wenn sie sich bekehren wollen, sowie alle, die nach erfolgter Mahnung hartnäckig sind."

Die „Kölnische Volkszeitung" fährt dann fort: „Pater de Luca tritt für die Todesstrafe gegen die Häretiker auch für unsere Zeit ein, wie er an einer andern Stelle (S. 142) ausdrücklich betont. Hier beruft er sich auf Tanner oder nimmt vielmehr die fragliche Stelle einfach aus einem Buche dieses Jesuiten in das seinige herüber. Tanner lebte vor dreihundert Jahren. DeLuca eignet sich also die fragliche Stelle aus dem Buche eines Ordensgenossen von diesem ansehnlichen Alter einfach an. Heute solche kirchenpolitische Anschauungen zu vertreten, die vor dreihundert Jahren gelehrt wurden, beweist eine fast unglaubliche Rückständigkeit. In den letzten drei Jahnhunderten haben die kirchenpolitischen Verhältnisse derart sich verändert, daß es, von allem anderen abgesehen, geradezu als Unsinn bezeichnet werden muß, allen Ernstes derartige Lehren vorzutragen. Auch wenn der Ausdruck hartnäckige Häretiker nur solche bezeichnen soll, die aus Bosheit an der Irrlehre festhalten, und daher die schuldlos Irrenden nicht treffen soll, kann dieses scharfe Urteil nicht gemildert werden. Wer noch im zwanzigsten Jahrhundert solche Dinge schreibt, wer sogar Leute aus der Welt schaffen will, welche die „mit der Muttermilch eingesogene Häresie hartnäckig festhalten," der ist überhaupt nicht mehr ernst zu nehmen.

Ein ähnliches Nachspiel wie das Zitat des Reichstagsabgeordneten Sattler aus Pater de Luca ist einem Zitat des Reichstagsabgeordneten Stockmann aus der Voce della Verità gefolgt. Katholischerseits war zuerst die Möglichkeit des Wortes beanstandet worden, jetzt muß sie zugegeben werden. Wir lassen hier das Wichtigste folgen.

Die (katholische) „Neisser Zeitung" hat in Rom festgestellt, daß die Voce della Verità vom 7. Oktober 1887 tatsächlich folgende Stelle enthielt: „Vor allem bemerken wir, daß die katholische Kirche, obwohl sie das Recht hat, die Freiheit der Kulte zu verwerfen, wie sie dieselbe denn auch in thesi verwirft, dennoch diese Freiheit unter gewissen Voraussetzungen annimmt und von ihr Gebrauch macht. In der Tat, wo sie infolge bedauerlicher Umstände nicht als alleinige Staatsreligion anerkannt ist, dort fordert sie für sich jene Freiheit, deren sich alle Konfessionen erfreuen, indem sie sich verspricht vermöge der Reinheit ihrer Glaubens- und Sittenlehre allmählich alle Irrtümer und Laster zu überwinden, in der festen Erwartung jenes Tages, an dem es sich bewahrheiten wird, daß die ganze Welt einen einzigen Schafstall unter einem Hirten bildet. In jenen Ländern aber, wo ihre Vor-

herrschaft gegründet ist, wo ihr das Blut ihrer Märtyrer und die Glaubenskämpfe die volle und rechtmäßige Existenz als friedliche Besitzerin verschafft haben, verwirft sie jegliche Kultusfreiheit, nicht nur als einen Verstoß gegen die objektive Wahrheit der Dinge, sondern auch als ein Attentat auf ihre erworbenen Rechte, auf ihre unbestrittene Suprematie." Man vergleiche auch den bekannten Ausspruch des französischen klerikalen Führers Veuillot, der gewöhnlich in folgender Fassung zitiert wird: „Wo wir in der Minderheit sind, verlangen wir Toleranz nach modernen Grundsätzen; wo wir die Mehrheit haben, verweigern wir die Toleranz nach unseren Grundsätzen."

Welcher Art Römische Toleranz ist, zeigten denn auch die nachfolgenden Ereignisse.

Der Nürnberger Magistrat kann nun Erfahrungen sammeln darüber, wie weit man mit der Nachgiebigkeit gegenüber römischen Ansprüchen kommt. Das katholische Pfarramt der Frauenkirche auf dem Hauptmarkte hat einfach an die genannte Stadtbehörde die „Mitteilung" gerichtet, daß man heuer beabsichtige, „von der früher erteilten, aber nicht in Anspruch genommenen Genehmigung der Ausdehnung der Fronleichnamsprozession auf den südlichen Teil des Obstmarktes Gebrauch zu machen." In der Magistratssitzung vom 20. Mai wurde hierauf konstatiert, daß hier ein „Irrtum" des katholischen Pfarramtes vorliege. Im Jahre 1894 sei das Gesuch um Abhaltung der Prozession außerhalb der Kirche, und zwar im engsten Umkreis um die Frauenkirche, gestellt worden. Dieses Gesuch sei mit dem Bemerken genehmigt worden, daß „keine weitere Ausdehnung gestattet werden könne." In dieser Weise seien dann die Prozessionen von 1894 bis 1897 abgehalten worden. Im Jahre 1898 sei dann das Gesuch um Erweiterung der Ausdehnung der Prozession auf zwei Dritteile des Hauptmarktes westlich der Kirche gestellt und genehmigt worden. Nachdem die Prozessionen von 1898 bis 1901 in dieser Weise abgehalten worden sind, werde nun auch die Einräumung des Obstmarktes verlangt. Der Referent im Magistrat war gegen die Gewährung des Gesuchs. Vom verkehrspolizeilichen Standpunkt aus müsse es einmal heißen: Bis hierher und nicht weiter. Bürgermeister Dr. von Schuh betonte, der Hauptgesichtspunkt für den Magistrat liege darin, den Verkehr aufrecht zu erhalten. Man habe mit Rücksicht auf die Prozession den Wochenmarkt verlegt und einen Teil der Verkäufer auf den Obstmarkt verwiesen. Ganz könne man den Verkehr an diesem Tage nicht verlegen. Der Magistrat stimmte den beiden Rednern zu. — Wir glauben nicht, daß die Sache damit abgetan ist, wenigstens nicht für die Zukunft. Es werden schon gelegentlich weitere „Irrtümer" zur Hand sein, auf Grund deren man den Anspruch erhebt, auch anderen Nürnberger Stadtteilen den „die Ketzer niederschmetternden" Anblick der Fronleichnamsprozession zu gewähren.

„Das Waisenkind", eine Wiener Monatsschrift, die jedes römisch-katholische Schulkind in Wien in die Hände bekommt, brachte in einer ihrer letzten Nummern eine „Kinderpredigt über das Verhältnis des Dr. Martin Luther zum sechsten Gebot Gottes." Sie lautet:

„Jesus preist diejenigen selig, welche das sechste Gebot nicht übertreten; er sagt: Selig sind, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott anschauen.

Und was sagt Dr. Martin Luther?

O, das ist so grauslich, so abscheulich, daß es nicht angeführt werden kann. Er hat selber das sechste Gebot Gottes schwer, entsetzlich schwer über-

treten, wiewohl er ein katholischer Priester, ein Klostergeistlicher, ein Augustinermönch war, und er hat auch für andere, selbst wenn sie ein Gelübde gemacht hatten, die Sünde für erlaubt hingestellt. Er hat gesagt, es mache nichts, wenn man diese Sünde auch tausendmal begeht. Er hat das sechste Gebot so wenig respektiert, daß er dasselbe ein Skandalbuch und eine Schmähschrift genannt hat. Er hat mit Ausdrücken, die im „Waisenkind" unmöglich abgedruckt werden können, die abscheulichsten Personen, welche diese Sünde täglich begehen, mit all ihrer Schamlosigkeit höher gestellt, als eine Heilige, die gute Werke übt.

O, das ist schrecklich!

Die abscheuliche Frau des Potiphar stünde nach Luther höher, als der keusche ägyptische Joseph.

Die lasterhafte Pompadour von Frankreich höher als der heilige Aloisius von Castiglione.

Die frechste Theaterhexe höher als die heilige Angela von Merici.

Nach Luther wäre es ganz recht gewesen, was die Revolutionäre von Frankreich vor etwas mehr als 100 Jahren getan. Sie stellten nämlich eine lasterhafte Person — ein schlechtes Weib auf den Altar einer katholischen Kirche. Die Statuen der allerseligsten Jungfrau wurden aber von den Altären weggerissen, herabgestürzt und verunehrt.

O, das ist schrecklich! Ich kann nicht mehr weiter schreiben.

Ich muß schließen.

Mein Schlußwort lautet diesmal: Nichts Unreines kann in das Himmelreich eingehen; darum: Los von Luther! Los von der Wartburg! Los vom Protestantismus! und: Hin zu Leo XIII.! Hin nach Rom! Hin zur katholischen Kirche! Treu zu Jesus! Treu zu Maria! Treu zu Joseph! Es geschehe! Amen!"

Es ist wirklich das Papier nicht wert, diese abgedroschenen Römischen Skandallügen, die mit dem vollen Bewußtsein der Unwahrhaftigkeit in die Welt geschleudert werden, zu widerlegen. Nur festnageln und niedriger hängen muß man sie von Zeit zu Zeit, und sie dem „Statthalter Christi" und seinen Satelliten vorhalten. Wenn die große Hure in Rom die Wahrheit nicht mehr tolerieren kann, wie darf sie denn als öffentliche Vertreterin der Toleranz auftreten? Wenn sie es doch tut, dann wollen wir lieber den Ruf der Intoleranz gegen Lüge, Gemeinheit und Verleumdung tragen. Oder sollte vielleicht im „Catechismus Romanus" das neunte Gebot nicht drin stehen? Wahrscheinlich denkt das „Waisenkind": Calumniare audacter, semper aliquid haeret!

„Höhere Kritik." Im Maiheft hatten wir zu berichten Seite 233 von Professor Pearson von der „Northwestern University" in Evanston, Ill. Die Methodistenkirche, welcher die Anstalt zugehört, wurde durch den offenen Abfall desselben in tiefgehender Weise bewegt. Die Resignation des Professors an genannter Anstalt machte denn auch dem Skandal ein Ende.

Aber dieser Fall hat auch in der Methodistenkirche die Frage angeregt: Was soll die Stellung unserer Kirche zur „höheren Kritik" sein? Dieser Frage widmete der Apologete eine ganze Seite und was er darüber zu sagen hat, dürfte wohl die vorherrschende Meinung der großen Mehrzahl jener Schwesterkirche sein. Er gibt in dem Artikel dem Bischof S. M. Merrill das

Wort und nennt diesen einen der klarsten und nüchternsten Denker in der Methodistenkirche. Bischof Merrill veröffentlichte über genannte Frage zwei Artikel, die vom Apologeten im Auszug wiedergegeben wurden.

Bischof Merrill macht zuerst geltend, daß die Kirche die höhere Kritik nicht ignorieren darf. Sie muß deren angebliche Ergebnisse ohne Furcht untersuchen und prüfen. Alle Theorien müssen vor wirklichen Tatsachen zurückweichen. Die Wahrheit muß ans Licht kommen und alle Lehre muß sich danach richten. Die Bibel wird nicht dadurch geehrt, daß man auch den geringsten Lichtstrahl, der auf sie geworfen werden kann, ausschließt. Andererseits kann aber nicht von der Kirche erwartet werden, daß sie jede bloße Hypothese, Theorie oder Mutmaßung sogleich als Tatsache annehmen soll. Diese Forderung wird oft an uns gestellt, und zwar mit einer solchen Heftigkeit, daß man sich sehr hüten muß, nicht von der Gewalt gelehrter Stimmen fortgerissen zu werden. Das Wissen blähet auf und neue Ideen und Spekulationen üben einen großen Reiz auf diejenigen aus, welche sich solchen Studien widmen. Die Bereitwilligkeit, mit welcher einige unserer Professoren bloße Hypothesen ihren Schülern als festgestellte Tatsachen mit dem ganzen Gewicht ihres persönlichen Einflusses anpreisen, ist eine Erscheinung, welche der Bischof tief beklagt. Wenn man von der Totalsumme dessen, was die höhere Kritik lehrt, das ausscheiden würde, was im Grunde doch nur Mutmaßung ist, so würde durch das, was übrig bleibt, nämlich unanfechtbare Tatsachen, keine wesentliche Lehre des christlichen Glaubens gefährdet — meint der Bischof.

Es wäre verkehrt, alles, was unter dem Namen der „höheren Kritik" bekannt ist, als feindselige und zerstörende Bibelkritik anzusehen und zu bekämpfen. Die Bezeichnung „höhere Kritik" im Gegensatz zur „niederen" oder Text-Kritik ist keine glücklich gewählte. In früheren Jahren war ein Schriftforscher schlechthin ein Bibelkritiker, gleichviel ob er sich mit dem bloßen Textwort oder mit den schwierigeren Fragen des Ursprungs, der Geschichte und der Autorschaft der Bücher der heiligen Schrift befaßte. Die Unterscheidung der beiden Sphären der Forschung war nicht unberechtigt, aber die höhere Kritik führte leichter in das Gebiet der Spekulation und verleitete durch Nährung des Gelehrtenstolzes zu vielen feingesponnenen Theorien, welche dieser Forschung immer mehr den Charakter einer verneinenden Wissenschaft verliehen haben. Aber durch diesen Mißbrauch sollte man sich nicht verleiten lassen, die höhere Kritik ganz und gar zu verwerfen. Sie hat ihren Platz und ihre Berechtigung innerhalb gewisser Schranken. Für alle wirklichen Tatsachen, welche sie zu Tage gefördert hat, gebührt ihr dankbare Anerkennung. Sie ist an und für sich keine bestimmte Lehre oder Glaubensform, sondern bloß eine gewisse Abteilung der Bibelforschung. Sie hat es nicht mit den Lehren der Bibel, noch mit der Auslegung der Bibel zu tun, sondern, wie gesagt, nur mit den Dokumenten der Heiligen Schrift nach ihrem Ursprung, Autorschaft, Sprache u. s. w. Was einen zum „höheren Kritiker" macht, sind nicht die Ansichten, zu denen er infolge seiner Forschung gelangt, sondern die Tatsache, daß seine Forschung auf diesem besonderen Gebiete liegt. Wenn er z. B. nach gründlicher Untersuchung aller Quellen zur Ueberzeugung gelangt, wie es bei vielen der Fall ist, daß Moses der Verfasser der fünf Bücher war, welche seinen Namen tragen, und daß die traditionellen Ansichten der Kirche betreffs der verschiedenen Bücher wesentlich richtig sind, und wenn er noch an dem alten Glauben an die Inspiration und

an die Wunder der Bibel festhält, so ist er ebenso s ehr ein „höherer Kritiker“, als wenn er den Ansichten der ungläubigen Kritiker gehuldigt hätte. Die gläubige höhere Kritik muß der ungläubigen entgegentreten und sie mit ihren eigenen Waffen schlagen, und wenn sie das nicht tut und die populäre Strömung nicht zum evangelischen Glauben zurücklenkt, so wird sie ihre Aufgabe nicht erfüllen. Höhere Kritik ist nur der moderne Name für gelehrte Bibelforschung und diese ist in der Kirche immer gewürdigt worden. Die alten Ausleger waren höhere Kritiker, insofern sie die Fragen der Autorschaft, Zeit und Umstände der Abfassung der Bücher und dergleichen mehr ins Auge faßten. Die tiefe Gelehrsamkeit eines Adam Clarke hinderte ihn nicht, an dem übernatürlichen Element in der Bibel festzuhalten, und die heutige wissenschaftliche Forschung der Bibel ist nicht viel weiter gedrungen als er. Die wahren Bibelkritiker sind ehrfurchtsvoll in ihrer Behandlung der Schrift und bleiben der Offenbarung der göttlichen Gnade in dem Evangelium getreu. Wenn sie mit Zweifeln zu kämpfen haben, so posaunen sie dieselben nicht vor der Welt aus, sondern überwinden sie im Kämmerlein. Die Kirche muß aber auch zwischen Nebensächlichem und Wesentlichem, zwischen dem Minderwertigen und dem Mehrwertigen in der Heiligen Schrift unterscheiden. Die Methode der göttlichen Inspiration der Bibel ist nicht mit der Frage der Inspiration selbst zu verwechseln. Gott hat „auf mancherlei Weise“ zu den Vätern geredet. Somit kann man eine verschiedene Vorstellung von der Art und Weise haben, wie die Schreiber inspiriert wurden, ohne daß die Tatsache der Inspiration selbst angefochten wird. Ferner, die genaue Feststellung des Namens des Verfassers ist von untergeordneter Wichtigkeit im Vergleich mit dem Inhalt der ihm mitgeteilten Offenbarung. Als Methodisten glauben wir an „alle kanonischen Schriften der Bibel“, aber damit ist nicht gesagt, daß sie alle von gleich großer Wichtigkeit sind. Wer würde z. B. behaupten, daß „der Prediger Salomo“ eine ebenso große Bedeutung hätte, wie das Buch „Jesaia“? Keines der kanonischen Bücher wird durch einen solchen Vergleich entehrt. Ein jedes hat seinen bestimmten Charakter, Wert, Zweck und Autorität.

Die Kirche sollte alle wahre Forschung der Bibel mit Freuden begrüßen. Aber sie wird keine leere Prahlerei dulden, noch bloße Mutmaßungen als Tatsachen gelten lassen. Durch bloße Schlußfolgerungen von halb bewiesenen Prämissen wird ihr Wissensschatz nicht bereichert. Bei aller Wertschätzung der neueren Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung kann sie die festen Errungenschaften von gestern nicht wegwerfen. Die Bibel ist ein köstliches Juwel, welches die zukünftigen Proben einer zerstörenden Kritik ebenso leicht bestehen wird, wie die Feuerproben der Vergangenheit.

Eine große Missionsversammlung der bischöflichen Methodistenkirche ist in Aussicht genommen worden vom 21.—24. Oktober, und soll in Cleveland, Ohio, stattfinden. Der Apologete meldet davon: Die große Missionsversammlung, welche vom 21. bis 24. Oktober in Cleveland stattfinden wird, gewinnt immer mehr die öffentliche Aufmerksamkeit. Eine größere Anzahl unserer Bischöfe und viele der hervorragendsten Männer unserer Kirche sind als Redner angemeldet, darunter Dr. Geo. B. Addicks von Warrenton, Mo.; ebenfalls Bischof Galloway von der Südlichen Bischöflichen Methodistenkirche. Unter den schon jetzt festgesetzten Themata nennen wir folgende: „Geistliche Vorbereitung für Führerschaft in

der Kirche." „Das gegenwärtige Bedürfnis der Kirche." „Gebet im Missionswerk." „Ueberblick über das Missionswerk der Bisch. Meth.-Kirche im neunzehnten Jahrhundert." „Unsere fremdländische Bevölkerung und wie dieselbe zu erreichen ist." „Unser Städteproblem." „Unsere Mitarbeit in der Evangelisation der Welt." „Unsere unbenützte Maschinerie." „Die offene Tür in Südasien, den Ländern der lateinischen Rasse, Afrika, Ostasien, Hawaii und den Philippinen." — Der Zweck der Versammlung ist, die Führer der Bisch. Meth.-Kirche zusammen zu bringen, um die großen Probleme zu besprechen, vor denen unsere Missionsgesellschaft steht; unsere Kräfte behufs erfolgreicherer Arbeit zu organisieren und Begeisterung zu gewinnen für die große Aufgabe, die vor uns liegt: Die Bekehrung der Welt zu Gott.

Unter der Aufschrift „Große Gefahren in unserer Heidenmission" schreibt das „Lutherische Kirchenblatt": „Die Heidenmissionsbehörde des General-Konzils hatte in den letzten Jahren klar und deutlich bewiesen, daß sie blutwenig von der Leitung der Mission in Indien verstand. Die Missionare traten aus und viel Geld wurde verschleudert. Es mußte darum die Hälfte der Mitglieder der Missionsbehörde abtreten und neue Glieder wurden an deren Stelle gesetzt. Es wird niemand behaupten, daß durch den vorgenommenen Wechsel gerade viel Nutzen geschaffen wurde. Manche Glieder verstehen herzlich wenig von der Heidenmission und die andern treiben diese wichtige Sache im Nebenamt, neben all ihren Hauptaufgaben, die allein schon ihre ganze Kraft und Zeit in Anspruch nehmen. Es ist unter allen Gliedern nicht ein einziger Berufsarbeiter, der, wie in den deutschen Missionsgesellschaften und Missionsanstalten, seine ganze Zeit und Kraft und Kenntnis der so wichtigen Mission widmen würde! Wir waren zwölf Jahre lang Mitglied der Heidenmissionsbehörde des Konzils und wissen ganz genau, was wir hier sagen. Wir haben als Mitglied dieser Behörde wieder und wieder darauf hingewiesen, daß es am weisesten wäre, die Oberleitung in die Hand einer lutherischen Missionsgesellschaft zu legen, die in Indien seit Jahren arbeitet. Wir könnten doch in der Kirche hier unsere Missionsbeamten, Missionskasse und Missionsblätter haben. Das Missionsfeld in Indien wäre unser Feld, die Missionare unsere Missionare, und die Missionsberichte würden an uns gesandt. So hat es die Schwedische Missionsgesellschaft gemacht und ebenso die Missionsgesellschaft in den Ostseeprovinzen. Diese übertrugen der Leipziger Mission in Indien ihre Stationen. Die Brüdergemeinde ging noch einen Schritt weiter und übertrug ihre Missionsstationen in Grönland der lutherischen Missionsgesellschaft in Dänemark. Sollten wir mit unserer zerrütteten Mission nicht so viel Mut haben, eine tüchtigere Missionsgesellschaft zu bitten, unser Werk zu leiten? Sollte es uns mehr daran liegen, mit der Mission zu spielen, als das größte und beste zu erreichen? Hätten Berufsmänner die Oberleitung unserer Mission, so würden nicht die Fehler gemacht werden, daß junge Männer, die ganz und gar nicht für das Feld der Heidenmission vorbereitet wurden, als Missionare nach Indien gesandt werden. Jeder Kandidat würde erst einen Kursus in einer Missionsanstalt absolvieren. Unreife Männer, unvorbereitete Missionare aussenden, ist ein Verbrechen. Die traurige Erfahrung der letzten Jahre schreit das doch laut genug in die Ohren der Missionsbehörde. Die Missionsbehörde des Generalkonzils hat jetzt einen Mann außerhalb des

Konzils gewonnen, dem sie die Oberleitung unserer Mission in Indien übergibt. Es ist das, wie die Leser wissen, Pastor Dr. Harpster aus der Generalsynode, der auf dem Missionsfeld der Generalsynode gearbeitet hatte. Nicht bloß wir, sondern auch die Redaktion des „Lutherischen Herold“ hat darüber ihr Mißfallen geäußert. Doch was hilft das? Die alte Missionsbehörde tat, was sie wollte, und auch die neue kann zwei Jahre lang tun, was sie will, ehe jemand gegen sie auf dem Konzil auftreten kann. Pastor Dr. Harpster sagt, es sei in den letzten zehn Jahren ein mächtiger Umschwung in Indien erfolgt. So sorgfältig wir auch die Missionsberichte gelesen haben, so haben wir nie davon gehört. Unsere Schulen in Indien stehen sogar auf der alleruntersten Stufe. Und was wir in Rajamundry „Seminar“ nennen, an dem der junge Pastor Neudörfer als Direktor steht, verdient diesen Namen gar nicht. Von den Leipzigern und Hermannsburgern könnten wir noch sehr viel lernen. Um „Eingeborenen“ (Natives) das Predigtamt zu übertragen, ist doch nötig, daß sie gründlich unterrichtet und für das Amt ausgebildet werden.“

Laien als Universitätspräsidenten. Als Nachfolger von Dr. Patton ist Prof. Woodrow Wilson zum Präsidenten der Princeton-Universität erwählt worden. Er ist 45 Jahre alt und ein Laie. In dem 150-jährigen Bestand dieser Hochschule standen bisher immer Prediger an der Spitze derselben, und zwar Prediger des strammen calvinistischen Glaubensbekenntnisses. Dieser Umstand hatte sowohl in der Presbyterianerkirche als in anderen Benennungen ohne Zweifel viel damit zu tun, daß in der Vergangenheit so viele Studenten sich zum Predigtamt hingezogen und berufen fühlten. Der persönliche Einfluß solcher Präsidenten konnte nicht verfehlen, bewußt oder unbewußt sich in dieser Richtung geltend zu machen. Wir stoßen in dieser neuen Präsidentenwahl auf eine neue Erscheinung in der Entwicklung der kirchlichen Hochschulen unseres Landes.

Harvard, der Hauptlehrsitz der Unitarier; Yale, Hauptlehrsitz der Kongregationalisten; Columbia, Hauptlehrsitz der Episkopalen; Chicago, Hauptlehrsitz der Baptisten; Princeton, Hauptlehrsitz der Presbyterianer, und die Northwestern Universität in Evanston, Ill., eine der Hauptlehranstalten der Bisch. Methodistenkirche, haben jetzt alle Laien-Präsidenten. Sollen wir in dieser Veränderung eine Verminderung des kirchlichen Einflusses und eine allmähliche Sekularisierung unserer großen denominationellen Schulen erkennen?

Der kirchliche Niedergang in den Vereinigten Staaten beschäftigt manches ernste Gemüt. Es herrscht kein Zweifel, die Kirche Amerikas befindet sich in einer kritischen Lage. Selbst die gliederreiche Methodistenkirche, welche sich seit einem Jahrhundert durch ihren aggressiven evangelistischen Geist vor anderen ausgezeichnet hat, macht nicht die Fortschritte, die man von ihrer Millionen zählenden Gliederschaft erwarten sollte. In der Presbyterianer-, Kongregationalisten- und Baptistenkirche gibt es Tausende Gemeinden, welche in einem ganzen Jahr keine einzige Bekehrung berichten. Aus vielen kirchlichen Lagern kommt die trübselige Kunde, daß sich immer weniger junge Männer zum Predigtamt vorbereiten. Mit der Not an Kandidaten fürs Predigtamt geht Hand in Hand die liberale Richtung der modernen Theologen. Man klagt, daß keine Seelen gerettet werden und

die Männerwelt der Kirche entfremdet sei, während man dem Evangelium die übernatürliche Kraft raubt und es als Produkt natürlicher Entwicklung darstellt. Freilich nicht nur die protestantische Kirche fühlt diese lähmenden Einflüsse, sondern auch die römisch-katholische Kirche klagt über den religiösen Niedergang. Selbst Dr. Hirsch sagt, daß seine jüdische Gemeinde eigentlich die einzige im Lande sei, die sich zu halten vermöge. Die religiöse Gleichgültigkeit und Teilnahmlosigkeit ist darum eine allgemeine. Der Hauptgrund liegt wohl im modernen Leben, das den Menschen auf allen möglichen Gebieten der Wissenschaft, Technik und des Handels betätigt. Berückt eine falsche Wissenschaft die einen, so liegen die andern im Bann des Talers, der wilden Spekulation steht ein Sinnen- und Genußleben gegenüber und jedes tiefere religiöse Gefühl tröpfelt ab, wie die Regentropfen vom Rücken der Ente. Manche wollen bereits den Anfang zum Umschwung sehen können. Eine neue Morgenröte muß bald anbrechen, wenn unser zweifelndes Geschlecht vor der gänzlichen Nacht der Verzweiflung bewahrt bleiben soll. Vor allem liegt die Verantwortung auf den Gliedern der Kirchen und vor allem auf ihren Hirten. Seit einem Jahrhundert waren die Zeiten nie reifer als es die jetzige ist, die aufs dringendste nach einem Führer verlangt. Ein neuer Luther für Deutschland, ein neuer Wesley für England, eine einigende, reinigende Persönlichkeit für das erstarrte religiöse Leben der Gegenwart, um das sollte die Kirche beten, dafür sollte sie sich weihen, darauf sollte sie harren. Weltlichkeit, Gleichgültigkeit, Geldliebe, Unglaube legen die Kirche lahm. Nieder auf unsere Knie, bußfertig vor Gott, demütig in uns selbst, selbstverleugnend für andere, hingebend an die Kirche, aushaltend im Gebet, vorwärts im Geist und es soll uns werden, was wir kaum zu erhoffen wagen!

Auf der letzten Konferenz, welche die Prediger der Unitarianerkirche in Boston hielten, beschäftigten sie sich mit Tatsachen in einer Weise, welche der Anerkennung sowohl als der Nachahmung der evangelischen Denominationen unseres Landes würdig wäre. Was ihre Aufmerksamkeit fast ausschließlich fesselte, waren die gegenwärtigen Zustände Bostons. In Boston, diesem Sitz christlicher Zivilisation und Aufklärung, gibt es 150,000 Personen, die nie ein Gotteshaus betreten. Von den im Lande Geborenen besuchen nicht mehr als 20 Prozent regelmäßig die Kirche. Die Arbeiter-Bevölkerung der Stadt ist dem Christentum gänzlich entfremdet. Diese Tatsachen wurden von solchen zugestanden, die bekanntlich festiglich an die Entwicklung des Menschengeschlechts glauben — sie sind eben unleugbar. Einer der Redner erklärte, daß nichts anders übrig bleibe, als daß sie sich aufmachen und das Evangelium in den Parks, an den Straßenecken, am Seeufer und überhaupt unter freiem Himmel verkündigen — und ihm wurde die ungeteilteste Zustimmung zu teil. — Aber haben denn die Unitarier überhaupt das Evangelium?

Die in Milwaukee tagende Synodalkonferenz beschäftigte sich unter anderem sehr eingehend mit der Frage der Gründung einer eigenen Lehranstalt im Süden des Landes für Ausbildung von farbigen Pastoren und Lehrern. Nach längerer Verhandlung wurde ein Beschluß gefaßt, der in der „Germania" also mitgeteilt wird: In Anbetracht des Mangels an Missionaren für die Negermission kam die Konferenz schließlich zu der Ueberzeugung, daß sie Schritte tun müsse, um jungen Negern Gelegen-

heit zu bieten, sich für das Werk auszubilden und beschloß, zu diesem Zwecke im Süden eine oder zwei Vorbildungsanstalten zu errichten. Die Bestimmung des Orts, die Zeit und andere Einzelheiten wurden der Kommission überlassen. Jedoch sprach sich die Konferenz dahin aus, daß das Werk sobald als möglich in Angriff genommen werde.

Litteratur.

Die folgenden Bücher sind bei der Redaktion eingegangen und sollen nachfolgend so viel als tunlich besprochen werden.

Vom Verlag v. C. Bertelsmann, Gütersloh: „Unser Herr Jesus Christus." 1. Seine Person. Von Fr. H. Brandes, Dr., fürstl. Hofprediger zu Bückeburg. 117 Seiten. 1.80 M., geb. 2.40 M.

„Der Geist, der stets verneint," hat in Harnacks „Wesen des Christentums" ein Buch erzeugt, das viel Aergernis und Anstoß gibt denen, die Ursache oder Entschuldigung für ihren Unglauben suchen. Er erwies sich aber auch in diesem Falle als „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft." Eine ganze Anzahl kräftiger und positiver Zeugnisse für die wahre Gottessohnschaft Jesu Christi, als Grund- und Eckstein des ganzen Christentums, mit welchem dasselbe steht und fällt, sind seitdem erschienen als Beweis dafür, daß der Geist des Glaubens in der deutschen evangelischen Christenheit noch nicht ausgestorben ist. Das gilt besonders auch von dem vorliegenden Schriftchen, das schon in seinem Titel ein warmes Glaubensbekenntnis enthält. Das Schriftchen hat das Motto: „Was dünket euch von Christus, wes Sohn ist er?", ist dem regierenden Fürsten Georg zu Schaumburg-Lippe gewidmet, und beschäftigt sich zunächst mit der Person des Herrn Jesu Christi. Ohne Harnack je zu nennen, ist es für den Kenner doch von der ersten Zeile an klar, daß Harnacks Buch dem Verfasser vorschwebte, resp. vorlag. Harnack will ein „Christentum ohne Christus," er ist nach ihm nicht Inhalt des Evangeliums, sondern nur Verkündiger. Die Apostel, welche die Person Christi zum Hauptinhalt machten, haben das Evangelium verfälscht, wie Harnack meint. — In der Schrift haben wir nun ein aus voller und echt evangelischer Plerophorie des Glaubens hervorgegangenes positives Zeugnis für den vom Unglauben verworfenen Herrn Jesus Christus; einen Nachweis der allgemeinen Sündigkeit aller Menschen und des daher resultierenden Verderbens, das einen Heiland nötig macht; und dann ein Zeugnis von der Person des Herrn: Er ist Menschensohn, ein wirklicher Mensch; daher der Versuchung ausgesetzt; der wahre Mensch, so wie Gott ihn gewollt hat von Anfang, d. h. nicht bloß sündlos, das eine bloß negative Seite hat, sondern zugleich fest gegründet in dem einzig guten Gott, im Tun und Vollenden des Willens und der Werke Gottes. Er der einzig wahre Mensch in diesem Sinne. Wie mag solches zugehen? Nur durch ein Wunder der Allmacht Gottes, der in ihm einen neuen Menschen geschaffen hat, der von Gott ausgegangen und in die Welt gekommen ist. Daher ist Jesus auch Gottes eingeborener Sohn: Er selbst hat es gesagt; sein ganzes Leben gibt ihm Zeugnis. Er ist wahrhaftig auferstanden. Die Geschichte der Ausbreitung des Reiches Christi gibt Zeugnis dafür. „Er ist unser Frieden."

Das sind die wesentlichen Grundgedanken dieses neuesten Zeugnisses wider die Entleerung und Verfälschung des Unglaubens, voll echt evange-

lischer Glaubenswärme und Weitherzigkeit, die ohne konfessionelle Exklusivität die Einheit des Glaubens an Christum in der protestantischen Christenheit anerkennt, und dabei das scharfe Zeugnis wider die römischen Irrtümer alter und neuer Zeit nicht zurückhält. Wir wünschen dem Buch recht viele Leser auch in der Gemeinde. Wer aus der Wahrheit ist, wird ihm zustimmen.

Von demselben Verlag: „Beiträge zur Förderung christl. Theologie", von Dr. Schlatter u. s. w. Sechster Jahrg. (1902) 3. Heft. 1.60 Mk. Gottesgedanken in Israels Königtum. Von Lic. Dr. Jul. Böhmer. Mathurin Veyssiere La Croze. Von Dr. Fr. Wiegand. 117 Seiten.

Der erste Aufsatz handelt von Gideon—Abimelech, Saul, David, Salomo; dem geteilten Königtum und außerisraelitischen Königen. Gibt wichtige Anhaltspunkte zum Verständnis der Geschichte der Könige. Der zweite Aufsatz ist ein Vortrag und handelt von einem Manne, französischer Benediktiner; floh und trat zur reformierten Kirche über in Basel; lebte als Sprachgelehrter in Berlin; wirkte als Hauslehrer im königlichen Hause; schrieb in französischer Sprache eine Geschichte der Mission in Indien von den ersten Zeitaltern bis auf die Zeit der hallisch-dänischen Missionsunternehmungen. Er heißt deshalb: Verfasser der ersten deutschen Missionsgeschichte.

Zöckler, Prof. Dr. Otto, „Die Absichtslenkung", oder „Der Zweck heiligt die Mittel". Beitrag zur Beleuchtung der Jesuitenfrage. 1 Mk.

Die vorstehende Schrift sei der ganz besonderen Aufmerksamkeit aller derer aufs wärmste empfohlen, die dazu berufen sind, in der Jesuitenfrage treue Wächter unseres Volkes zu sein. Möchten die Ausführungen des verehrten und sachkundigen Verfassers an maßgebender Stelle nicht unbeachtet bleiben! Eine Warnung vor der drohenden Gefahr einer immer noch weiter gehenden Nachgiebigkeit gegenüber den Prätensionen des Ultramontanismus ist heute ebenso zeitgemäß wie notwendig.

„Der Begriff der christlichen Erfahrung hinsichtlich seiner Verwendbarkeit in der Dogmatik untersucht." Von Lic. H. Sogemeier. Gütersloh. Bertelsmann. (80 Seiten.)

Die christliche Erfahrung hat zwar von jeher keinen geringen Einfluß auf die Gestaltung der Dogmatik geübt; aber dies ist meist unbewußt und bis auf Schleiermacher ohne ausdrückliche Geltendmachung ihrer Bedeutung geschehen. An diesem Punkt setzt nun das vorliegende Heft ein. Es wird zuerst der Erfahrungsbegriff in der Religionslehre überhaupt erörtert, sodann der Begriff der christlichen Erfahrung in Bezug auf seine Klarheit und Deutlichkeit untersucht, und endlich über den systematischen Gebrauch des Begriffes der christlichen Erfahrung gehandelt. In dem letzten Abschnitt wird namentlich auf Schleiermacher und Frank Bezug genommen und die Schwierigkeiten beleuchtet, die sich aus dem individuellen und successiven Charakter der Erfahrung für die systematische Verwendung derselben ergeben.

Christliche Erfahrung wird definiert als „das beim Anschauen der durch das Wort der ersten Zeugen übermittelten historischen Erscheinung Jesu Christi in den Gläubigen gewirkte Erlebnis Gottes, welches seinen vollen erfahrungsmäßigen Charakter gewinnt in Verbindung mit der durch die Wirksamkeit des Heiligen Geistes gegründeten und erhaltenen christlichen Gemeinde."

Man sieht sofort, daß der Begriff der christlichen Erfahrung wesentlich im Sinne der reformatorischen Theologie gefaßt ist, und man könnte am Ende einwenden, daß das Gebiet der christlichen Erfahrung zu eng gefaßt sei. Denn eine christliche Erfahrung hat es schon vor dem Wort der ersten Zeugen und vor der Bildung der christlichen Gemeinde gegeben: eben in der christlichen Erfahrung dieser ersten Zeugen selbst, aus der heraus ihr Zeugnis entsprang, wodurch sie die Gemeinde sammelten.

Man kann freilich diesem Einwand entgegensetzen, daß diese Form der christlichen Erfahrung, welche die ersten Zeugen derselben machten, keiner nachfolgenden Generation mehr möglich ist. Zudem handelt es sich nicht um den Gebrauch, welchen die ersten Zeugen von ihrer Erfahrung hätten machen können, wenn sie dieselbe zu einem dogmatischen System verarbeitet haben würden, sondern um den Gebrauch, welchen wir jetzt von der christlichen Erfahrung, wie sie sowohl in unserem individuellen Leben als auch in der Geschichte des Christentums vorliegt, für die Gestaltung eines dogmatischen Systems machen können und sollen.

Wenn nun weiterhin gesagt wird: „Für die Dogmatik kommen in Betracht die anerkannten Erfahrungszeugnisse in der apostolischen Verkündigung und in den Bekenntnisschriften der Kirche," so werden damit zwei Fragen nahgelegt, auf die aber nicht weiter eingegangen wird: nämlich die Frage, welches ist die Kirche, deren Bekenntnisschriften in Betracht kommen? und die Frage, ob die Bekenntnisschriften der Kirche nur so weit in Betracht kommen, als sie Zeugnisse christlicher Erfahrung sind. Während eine Antwort auf die erste Frage auch nicht einmal angedeutet wird, so könnte man eine Antwort auf die zweite aus den Worten entnehmen, „daß wir in dem Bestreben, den Reichtum der christlichen Kirche an innerer Erfahrung uns nutzbar zu machen, den *kritischen Maßstab aller christlichen Erfahrung* nicht aus dem Auge verlieren!" Wenn dieser Satz auch auf die Bekenntnisschriften anzuwenden ist, dann wären sie eben darauf hin zu prüfen, wieweit ihre Aussagen aus der christlichen Erfahrung hervorgehen und wie weit nicht. Dann würde auch die Frage: Welches ist die Kirche, deren Bekenntnisschriften in Betracht kommen? wenig Bedeutung mehr haben; es können dann die Bekenntnisschriften aller Kirchen in Betracht gezogen werden, aber nur in den Städten und nur in so weit als Aussagen, die aus christlicher Erfahrung stammen, darin anerkannt werden.

„Die Lehre von der Gnadenwahl." Ein Beitrag zum Verständnis des 11. Artikels der Konkordienformel, mit besonderer Berücksichtigung der Lehrstellung der Missourisynode, von C. Blecher. Güterloh. Bertelsmann, 1902.

Der Verfasser des Schriftchens ist ein guter Lutheraner, der den Missouriern, wie ihren Gegnern, die, nach seiner Meinung, beide von einem gemeinsamen falschen Prinzip ausgehen, aus ihren Mißverständnissen heraus zu einem gemeinsamen richtigen Verständnis des elften Artikels der Konkordienformel verhelfen will. Er sucht darum ein solches Prinzip, „ein solches intuitu fidei zu finden," „welches keineswegs der pelagianischen Ketzerei verwandt ist."

Wir glauben kaum, daß es ihm gelingen wird, die Missourier oder ihre Gegner zum Eingeständnis ihrer „Mißverständnisse" zu bringen. Denn beide Parteien sind durch eine Kluft getrennt, von der gesagt werden kann: Es können die, welche wollen, nicht herüber und hinüber kommen und von

den Parteien selbst muß gesagt werden: Sie wollen nicht herüber und hinüber kommen, denn jeder Teil ist sicher, daß er gerade auf seiner Seite auf dem Boden der Konkordienformel steht. Darüber kann ihnen auch Pastor C. Blecher nicht hinweghelfen. Würde er aber selbst zu einem solchen Verständnis der Konkordienformel gelangen, daß es ihm klar würde, was dieselbe über den Grund des Unterschiedes zwischen Erwählten und Nichterwählten wirklich lehrt, dann wäre er kein richtiger Lutheraner mehr. Denn die Meinung, daß die Aussagen der Konkordienformel über diesen Punkt völlig klar und ganz zureichend seien, gilt als ein wesentliches Stück des rechten Luthertums.

„Die Wiederkunft Christi und die Aufgabe der Kirche." Von Lic. E. Cremer. Gütersloh. Bertelsmann. 1902.

Das kleine Schriftchen ist durch Umarbeitung zweier Vorträge gegen den Irvingianismus entstanden, denen ein kurzer Aufsatz über „Die Wiederkunft Christi und das Glaubensleben" als Einleitung vorangestellt wurde. Die Auffassung ist nüchtern und besonnen, namentlich gegenüber übertriebenen Erweiterungen in Bezug auf eine schnelle Christianisierung der Welt. Jeder Chiliasmus ist sorgfältig vermieden, aber auch jede Polemik gegen denselben.

Im Verlag von „Eden Publishing House" erschien: „Auf einsamer Insel." Das ist das 30. Bändchen der Evang. Jugendbibliothek, womit vorläufig diese Serie abgeschlossen wird. Das Büchlein enthält zwei hübsche Erzählungen: „Auf einsamer Insel", von A. Wilhelmy. Eine tiefbewegliche Geschichte aus dem Fischerleben einer Insel der Nordsee, in welcher die Gottesfurcht nach ernster Probe gekrönt wird. Und „Goldene Berge". Ein verlorener Sohn hat sich solche im Seemannsleben erträumt, ist ernstlich ernüchtert worden durch tiefen Fall, hat aber durch Gottes Gnade den Rückweg zu seinem Gott und den Eltern gefunden. Preis: 20 Cents.

„Der Türmer." Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Juli-Heftes: Das Verhalten der Menschen gegen die Tiere. Von Paul Nikolaus Coßmann. — Der alte Pfarrer. Ein Bildchen aus der Danziger Niederung. Gedicht von J. Trojan. — Die Blume des Leids. Erzählung von Ernst Brausewetter. — Die Eroberung von Posen. Persönliches und Unpersönliches. Von Dr. Karl Busse. — Heimatduft. Gedicht von Karl Hunnius. — Die arme Maria. Erzählung von Paul Bergenroth (Schluß). — Otto von Leixners ausgewählte poetische Werke. Von Karl Storck. — Hanfstaengls Pigment-Drucke nach Original-Gemälden alter Meister. — Vulkanische Katastrophen. Von Karus Sterne. — Von der individuellen Erziehung. Gedanken einer Mutter. Von Regine Busch. — Gesellschaftsleben der Affen. — Neues über Voltaire. — Die Sittlichkeit der Politik. Von Dr. Max Maurenbrecher. — Türmers Tagebuch: Ausrangiert! Ein ganz besonderer Saft. Fromme Wünsche. Ein unmoderner Fürst. — Pierre Puvis de Chavannes. Zu unserer Kunstbeilage. Von A. Brunnemann. — Kunstbeilage: Virgil. Von Pierre Puvis de Chavannes. (Photogravure.

❀ Magazin ❀

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 4. Band. St. Louis, Mo. November 1902.

Reformation.

Evolution. — Revolution.

Die Reformation steht vor uns als die Tat des Glaubens, der aus der Gewissensangst und der Botschaft des Evangeliums herausgeboren wurde. Luther wäre nicht der kühne Glaubensheld geworden, wenn er nicht zuvor im tiefsten Herzensgrunde die Sündennot und Gewissensangst erfahren hätte. Mit dem Bewußtsein, ein des Gerichts schuldiger Sünder zu sein, stand er vor seinem Gott und versuchte alle Wege, welche die Kirche ihm damals wies, um durch eigenes Werk genug zu tun und seine Sünden abzubüßen. Er mußte aber erfahren, daß alle eigenen Büßungen irgend welcher Art nicht hinreichen, um auch nur ein Körnlein der großen Sündenschuld abzutragen oder abzubüßen. Da kam ihm die Gnade Gottes in Christo erbarmend entgegen, wie er sie deutlich genug in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments bezeugt fand. Unter der Erleuchtung des Heiligen Geistes ist hier jener Glaube geboren worden, der sich frei ganz allein auf Gottes Gnade stützt und steift und der dann mit Paulus der ganzen Welt Trotz zu bieten wagt: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? . . . Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben . . . weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges uns scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.

Dieser heilige Trotz hat Luther kühn und stark gemacht, es mit der ganzen damaligen Welt aufzunehmen. Alles verband sich gegen ihn: geistliche und weltliche Gewalt; Wissenschaft und bigottes Laienvolk. Aber er sang getrost: „Und wenn die Welt voll Teufel wär" u. s. w.

Jene aus tiefster Seelennot heraus geborene Freiheit eines Gotteskindes schloß beides in sich: das sogenannte materiale Prinzip der Rechtfertigung durch den Glauben, und das formale Prinzip, daß allein die Heilige Schrift Quelle und Norm des Glaubens sein könne. In der Erfahrung ging das erste voran als das wesentliche und wichtigste. Das formale folgte als Konsequenz, und zwar als im Kampf aufgezwungene Konsequenz, als man dem Reformator das Recht seines Glaubens und seiner Lehre streitig machen wollte.

In den beiden Prinzipien erkennen wir die zwei notwendigen

Zeugen zur Bekräftigung der Wahrheit. Das materiale Prinzip hat im Herzen und Gewissen seine objektive Macht. Da beweist es in jedem redlichen Gewissen mit Evidenz die göttliche Wahrheit des Evangeliums (Röm. 1, 16). Es ist aber eine innere Instanz, die im Herzen des einzelnen Menschen ihr Urteil spricht, und dieses Urteil mit unfehlbar göttlicher Autorität geltend macht, daß dadurch das vor Gottes Gericht zitternde Gewissen beruhigt wird und Friede und Freude ins Herz einkehrt und sich frei fühlt, von jeder menschlichen Autorität.

Zu diesem inneren Zeugen tritt der äußere Zeuge, die Heilige Schrift hinzu, als eine ehrwürdige Ueberlieferung aus jenen alten Zeiten der göttlichen Offenbarung in seinem Sohne, Jesus Christus, in welchem uns das Wort von der Gnade Gottes verkündigt wird. Diese beiden Zeugnisse, das innere und das äußere, sind in der Tat so eng verschlungen, daß es schlecht zu sagen ist, was als Ursache und was als Wirkung anzusehen ist. Der Glaube, so kann man sagen, könnte nicht geboren werden ohne das Zeugnis der Schrift. Aber das Zeugnis der Schrift könnte solche Wirkung nicht hervorbringen, wenn der Hörer oder Leser nicht es mit Glauben auf- und annehmen würde. (Vgl. Ebr. 4, 2 Grundtext.) So geht es hier aus Glauben in Glauben.

Wie in unseren Tagen ein protestantischer Generalsuperintendent die Reformation als eine Tat der freien Wissenschaft bezeichnen konnte, ist in der Tat nicht abzusehen. Luthers Tat hatte mit der Wissenschaft im heutigen Sinne des Wortes nichts zu tun! Es war eine Glaubenstat und eine Gewissenstat. Die Freiheit des Glaubens und Gewissens ergab sich als peremptorische Forderung aus dem Glaubensstandpunkt Luthers. Und da der Glaube das Bedürfnis hat, sich in Gnosis, in eine wissenschaftliche Erkenntnis auszugestalten und weiter zu entwickeln, so ist allerdings im weiteren Sinne auch die Forderung der freien Forschung, unbehindert durch irgend welche Gesetzes- oder Machtschranken eine weitere Konsequenz, die sich im Laufe der Zeit aus Luthers kühner Glaubenstat ergeben hat.

Der Glaubensstandpunkt Luthers löst in der Tat jedes einzelne Individuum los von allen menschlichen Schranken und stellt ihn absolut allein unter Gott. Der Wert der einzelnen Person, ihr Recht, unbekümmert um die ganze übrige Welt, das Heil ihrer Seele zu schaffen in der Weise, wie der Einzelne es erkennt und vor Gott glaubt verantworten zu können —, das ist eine weitere Konsequenz, die aus Luthers Glaubenstat sich ergeben hat.

Dabei aber weiß der rechte Christ sich gebunden im Worte Gottes, das er als ein Gotteszeugnis vernimmt in der Heiligen Schrift des Alten und Neuen Testaments, und das im Gewissen den zustimmenden Zeugen hat.

Es war ganz natürlich, daß der Reichtum der Gedanken, welcher mit der Reformation sich dem denkenden Geiste erschlossen hat, nicht in einer Generation, ja nicht in einem Jahrhundert erschöpfend erkannt, durchdrungen und verarbeitet werden konnte. Die nachfolgenden Dogmatiker waren zunächst von den göttlichen Wahrheiten, die den Reformatoren sich erschlossen hatten, so erfüllt und hingenommen, daß sie die damaligen Symbole und reformatorischen Schriften als das non plus ultra der Erkenntnis der Wahrheit ansahen, und meinten, sie müßten nun jeden Lehrsatz in eine möglichst korrekte

und stereotype Form gießen, die für alle Zeiten festgestellt bleiben und gelten muß. Der freie forschende Geist wurde da „in spanische Stiefeln eingeschnürt" und sollte hinfort es ja nicht wagen, über die festgesetzten Lehren und Normen der Orthodoxie weiter zu schreiten und neue andere Lehrsätze aufzustellen. Die Evolution, die naturgemäße Entwicklung, wurde gehemmt und aufgehalten, der Geist erstarrte in toten Formeln und der echte Geist des Lebens, der Freiheit wich aus der Kirche der Reformation. So kam es, daß evangelische Christen sich als Ketzer und Falschgläubige eben so gründlich haßten und verfolgten, wie sie von den Katholiken gehaßt und verfolgt wurden. Es war, wie wenn ein Glockengießer das Edelmetall im Schmelzofen bereits im Fluß hätte und ein Feind käme, und göße eiskaltes Wasser in die glühenden Massen. Hier würde natürlich die Folge die sein, daß die Massen den Schmelzofen sprengen würden. Und in der Kirche?

Nun die gewaltsam zurückgehaltene Evolution rächte sich durch die Revolution, welche der Rationalismus in dem folgenden Jahrhundert herbeiführte. Ueberall wo Evolution zurückgehalten wird, ist Revolution die Folge. Das zeigen am eklatantesten die romanischen Staaten, welche die Reformation mit Gewalt unterdrückt haben.

Die Revolution des Geistes sprengte alle Fesseln, womit Dogmatiker den Geist hatten für immer binden wollen an die reformatorische Form der Erkenntnis. Sie schaffte der Freiheit wieder eine Gasse. Das Ringen des Geistes nach Freiheit ist die Grundsignatur der Zeit geworden, seit die Zeiten der Revolution in Gang kamen.

Nur muß man sich hüten, alles zu verurteilen, was im Gefolge dieser Geistesrevolution seitdem auf kirchlich-theologischem Gebiete getan und erarbeitet worden ist. Es gibt ja kirchliche Richtungen genug, die allen und jeden Fortschritt grundsätzlich abweisen und nicht zu unterscheiden vermögen „zwischen Religion und Theologie, zwischen der einfachen, auf den göttlichen Heilstaten beruhenden Heilswahrheit und dem ausgebildeten Dogma, womit weiter die Unterscheidung von fundamentalen und nichtfundamentalen Artikeln zusammenhängt. Nur das erstere Element bildet den Glaubensgrund der Kirche, das letztere ist Sache der theologischen Schule. Hierin darf und soll Freiheit und Mannigfaltigkeit innerhalb der Kirche herrschen."

Die genannte Revolution hat vielmehr auch der normalen Evolution freie Bahn geschaffen. Der kirchliche Fortschritt auf allen Gebieten der wissenschaftlichen Forschung hat eine so gewaltige Geistesarbeit getan, daß sie sich unmöglich mehr in den engen Rahmen altdogmatischer Theologie hineinzwängen läßt, so wenig als die zu voller Blüte entfaltete Rose sich wieder einzwängen ließe in die enge Behausung des Blütenkelches. Es ist eine berechtigte und naturgemäße Entfaltung der christlichen Wahrheitserkenntnis zu stande gekommen. Aber nicht zu leugnen ist, daß auch der Hochmutsgeist des Menschen mehr entfesselt worden ist, der in Selbstautonomie sich über die göttliche Autorität hinwegsetzt, und vom Geiste Gottes sich nicht lehren und nicht strafen lassen will. Daraus hat sich nun ein Ringkampf des Geistes ergeben, der Geist Gottes und der Geist der Welt sind in scharfen Gegensatz gegen einander getreten. Der Geist des Unglaubens weiß in frommen Worten

seinen gleißnerischen Hochmut, womit er über alle Schranken sich hinwegsetzt, zu verbergen; er fordert Anerkennung und Gleichberechtigung in der Kirche Christi. Er redet die Sprache des Glaubens, verbindet aber mit seinem gleißnerischen Bekenntnis vom Sohn Gottes einen anderen Sinn als die Kirche Christi es von Alters her getan hat.

In diesem Geistesringen fällt es nun dem einzelnen Christen oft schwer, zu erkennen, wo er seine Position nehmen soll. Unendlich fein ist oft die Linie, die da scheidet zwischen Wahrheit und Irrtum, und der einzelne Christ kann oft wirklich in Gewissensnot kommen, wenn er sieht, wie alle äußeren Stützen seines Glaubens wanken und brechen.

Das altkirchliche Bekenntnis und Dogma ist durch die neue Zeit wieder in Fluß gebracht und eingeschmolzen; der altorthodoxe Glaube an die Verbalinspiration, der Glaube, daß die Schreiber der biblischen Bücher nur untergeordnete Maschinen und Federn des Heiligen Geistes waren, ist — wenn auch nicht überall gefallen, so doch — sehr im Schwinden, er ist zu einer unhaltbaren Position geworden. Neuere Forschungen über die Altertümer der Schrift erschüttern alte Traditionen über die biblischen Bücher. Da wird dem einzelnen Christen, der unmöglich das ganze Kampfgebiet überschauen kann, bange; er fragt ängstlich: Was soll das werden? Wo soll ich meinen Standpunkt nehmen? Was soll ich für wahr halten?

Hier, lieber Christ, stehe stille und frage dich: Wie hat Luther seinen freien Standpunkt gefunden? Wie ist er zu solch kühnem Glaubenshelden geworden? Wir haben's oben dargetan: die Erfahrung der Sündennot und der freien Gnade Gottes in Christo, die sich in seinem Gewissen bezeugt hat — sie hat Luther zu dem gemacht, was er war und wurde! So, und so allein kannst auch du deinen festen Stand in Gott finden und kannst mit voller Seelenruhe dem großen Geisterkampf zuschauen; ja gestärkt durch Gottes Geist mit daran teilnehmen und das Schwert des Geistes Gottes gebrauchen, um den Kampf zu führen im Namen des Königs, dem Himmel und Erde untertänig sind. Und wenn dich ein Blick auf die Schwachheit der wahren Streiter Jesu Christi entmutigen will, so stimme in Luthers Vers ein:

Mit unsrer Macht ist nichts getan,
Wir sind gar bald verloren!
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott:
Das Feld muß er behalten.

Das Providentielle in Luthers Jugendentwicklung.*)

Zum 10. November.

Ein Dichter des alten Griechenvolkes hat einmal gesagt: Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch — der Mensch, den Gott nach seinem Bilde geschaffen und zum Herrn der Schöpfung gemacht hat, der

*) Aus Pfarrhaus, November 1901. Monatsschrift, Verlag von Fr. Richter, Leipzig. Preis, jährlich 3 Mark.

Mensch, in dem sich Gott und Welt wiederspiegelt, der Mensch, der allein den Gegenstand der Geschichte bildet.

Daher kommt es, daß wir die Lebensbeschreibungen großer Menschen so gerne lesen, daß wir uns so gern in ihr Denken und Empfinden hineinversenken, daß wir so gern ihre Entwicklung verfolgen von der Wiege bis zum Grab und uns an ihrem Beispiel erheben und erbauen. Für den evangelischen Christen hat kaum ein Menschenleben so hohes Interesse als das Leben des Mannes, der der Finsternis des Mittelalters ein Ende gemacht und das helle Licht des Evangeliums wieder auf den Leuchter gestellt hat, Dr. Martin Luthers, des größten Mannes der neueren Geschichte, des Mannes, den man den dreizehnten Apostel, den deutschen Paulus genannt hat. Sein Leben ist für uns ein geschichtliches Erbauungsbuch in großem Stile, ein immer neuer Quell der Begeisterung für die Herrlichkeit des Reiches Gottes.

Wir schlagen heute nur das erste Blatt im Leben unsers Helden auf, auf welchem geschrieben steht: „Kindheit und Jugend" — oder „wie Gott der Herr den Bauernsohn zum Reformator seiner Kirche zubereitet hat."

Thüringen, das herrliche, ist die Heimat des großen Gottesmannes. Der liebliche Gau inmitten des deutschen Vaterlandes, wo die Berge ragen und die Tannen grünen, wo die Sage um jedes Städtchen und um jedes Dorf ihren Epheu geschlungen hat, wo die Burgen und Schlösser von einer großen Vorzeit erzählen, von den Minnesängern, die ihren Sängerkrieg gehalten, von der milden Landgräfin Elisabeth, die den Armen und Kranken zur barmherzigen Samariterin ward — dies freundliche Land hat uns den Mann gegeben, der den bedeutsamsten Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Vaterlands und der christlichen Kirche bezeichnet, den Apostel der Deutschen. Wir dürfen schon in dem Umstand, daß Thüringen die Heimat Luthers war, den Finger Gottes erblicken. Wenn Luther ein Oberdeutscher gewesen wäre, wenn er in Tirol oder Steiermark, am Kahlenberg oder am St. Gotthard das Licht der Welt erblickt hätte, gewiß er würde derselbe Gottesstreiter geworden sein, der er ward. Ist ja doch Zwingli ein Schweizer gewesen und Calvin ein Franzose. Aber wer kann sagen, ob seine Stimme bis an die Nord- oder Ostsee gedrungen wäre, ob seine Hammerschläge von der südlichen Grenzmark aus so rasch und gewaltig über ganz Deutschland hin gehört worden wären? Und anderseits, wenn Luther ein Niedersachse gewesen wäre, wenn er im plattdeutschen Sprachgebiet würde aufgewachsen sein wie sein Freund und Helfer Bugenhagen, es fragt sich, ob das Wort des Pommern oder des Holsteiners in den Ohren und Herzen des Alemannen und des Schweizers einen so lebendigen Widerhall gefunden hätte, wie ihn das Wort des Thüringers gefunden hat. Deutschland war damals mehr denn je ein geographischer Begriff. Die deutsche Schriftsprache existierte nicht, jeder Gau des deutschen Vaterlandes war nach Sprache und Geschichte ein Land für sich. Da hat Gott der Herr den Reformator der deutschen Kirche im Herzen des deutschen Vaterlandes geboren werden lassen, im Mittelpunkte der deutschen Lande. Hier sprach man eine Mundart, die dem Oberdeutschen verständlich war. Von hier aus konnte der Heroldsruf des Wegbereiters Christi nach Nord und Süd, nach Ost und Westen dringen, und hier konnten die Söhne aller deutschen Gaue den Gottesmann bequem er-

reichen, der den geistigen Mittelpunkt der großen Los von Rom-Bewegung bildete, die damals die Welt erschütterte.

Eisleben, das Bergstädtchen, in der Grafschaft Mansfeld, ist die Wiege des Reformators gewesen. Dort ward er am 10. November 1483 zwischen 11 und 12 Uhr geboren. Wie so oft in der Geschichte hat Gott auch hier das Kleine und Unscheinbare zum Ausgangspunkt des Großen und Weltbewegenden gemacht. Luthers Ahnen stammten aus Möhra, einem kleinen Dorfe bei Salzungen, wo noch heute der Name Luther zu finden ist. Bauern sind seine Vorfahren gewesen, wie der Reformator selbst so oft mit Nachdruck und mit stolzem Selbstgefühl betont hat. Dort wohnte Heinrich Luther, sein Großvater, mit seiner Gattin, einer geborenen Lindemann. Von dort wanderte Hans Luther, sein Vater, mit seiner Gattin Margarete geborenen Ziegler nach Eisleben aus, wo er dem Bergbau oblag und wo ihm der Knabe geboren ward, der ein Großer werden sollte im Reiche Gottes. Mit innigem Dank gegen Gott empfing der alte Luther sein Söhnlein aus Gottes Hand und betete, Gott möge ihn seines Namens würdig werden lassen. Nach der frommen Sitte der Zeit trug er ihn schon am Tage darauf zum Taufstein der Peters-Kirche und nannte ihn nach dem Heiligen des Tages, dem alten sagenumwobenen Kriegsmann Martin, ein Name, den der Täufling zu höchsten Ehren gebracht hat. Als ich vor Jahren einmal im Nordwesten Deutschlands auf einem großen Gustav Adolf-Feste war, zog es mich, die denkwürdigen Stätten der Reformation aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Ich besuchte die alte Lutherstadt. Mein erster Gang war zu des Reformators Geburtshaus. Am Ende der langen Gasse, von einem Gärtchen und von einem Häuschen begrenzt, steht das schlichte, einstöckige Gebäude, an welchem eine Gedenktafel und ein Steinbild kündet, wer hier geboren ist. Vor zwei Jahrhunderten ist das Haus einmal vom Brand betroffen worden, aber die denkwürdige Unterstube ist unversehrt geblieben. Durch die Haustüre tritt man zunächst in einen geräumigen Hausflur, wie er alten Häusern eigen ist. Dort führt links eine Tür in einen dreifenstrigen Raum, die Geburtsstube Luthers. Hier sieht man einige von Luther selbst benutzte Gegenstände und eigenhändige Briefe Luthers unter Glas und Rahmen. Sonst ist das Zimmer in dem armseligen Zustande gelassen, in dem es 1483 gewesen sein mag. Es erinnert ein wenig an Bethlehems Stall. Als ich an einem Sonntagmorgen dort weilte, da kamen mir zwei Worte nicht aus dem Sinn, das Dichterwort: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder" und das Gotteswort aus 5. Mose 32, 5: „Gedenke der vorigen Zeiten bis daher und betrachte, was Gott getan hat an den alten Vätern." Der Geist Luthers umschwebte mich an der geweihten Stätte. Auch die Eltern Luthers habe ich im Bilde kennen gelernt. Im Lutherzimmer der Wartburg hängen seit alten Zeiten zwei Gemälde, von Lukas Cranach gemalt, ein deutscher Bauer und eine deutsche Bauersfrau, Gestalten mit harten Zügen und brauner Gesichtsfarbe. Es sind Luthers Eltern. Die Aehnlichkeit mit ihrem großen Sohn ist unverkennbar. Sie haben beide ein hohes Alter erreicht, der Vater starb 1530, die Mutter 1531, ja die Mutter des Vaters, die Großmutter des Reformators, ist selbst erst 1521 gestorben.

— Auch dies, daß Luther aus einer deutschen Bauernfamilie stammte, ist unverkennbar Gottes Fügung gewesen. Im Bauernstande liegen die starken Wurzeln unsrer Kraft. Der deutsche Bauer hat noch unverdorbnes Blut und starke Nerven. Dort herrscht noch Körperkraft und Zähigkeit, dort findet man noch Willensstärke und Widerstandsfähigkeit gegen Schicksalsschläge. Nur ein Mann aus solchem Holze geschnitzt, mit Luther zu reden, konnte zum Reformator dienen. Um die Riesenarbeit eines Herkules zu bewältigen, dazu bedurfte es eines Mannes von solcher Kraft, wie er sie besessen. Um die Riesenarbeit der Reformation zu tun, um alle die Kämpfe zu bestehen, um alle die Schläge auszuhalten, die damit verbunden waren, dazu hätte die Kraft des zartbesaiteten Melanchthon, des schwächlichen Gelehrten aus bürgerlichem Blute, nicht ausgereicht, dazu bedurfte es eines Mannes von solcher kernhaften Ausdauer, wie es der robuste Bauernbursche vom Thüringer Walde gewesen ist, er, der mit Herkuleskraft die päpstlichen Philister zu paaren trieb.

Gerne würden wir von Luthers Jugend ausführlich erzählen. Aber was die Geschichte uns bietet, ist nicht allzu viel. Wir wissen, daß die Familie Luther ein halbes Jahr nach Martins Geburt nach Mansfeld zog, wo der Vater zwei Schmelzöfen pachtete und allmählich zu einem gewissen Wohlstande kam, der allerdings noch bescheiden genug war. Sieben Kinder belebten das Haus. Der Vater ging treu und fleißig seiner harten Arbeit nach, und es fiel ihm schwer genug, für die zahlreiche Familie Brot zu schaffen. Die Mutter ließ sich's sauer werden. Sie trug all ihr Lebtag den gesamten Holzbedarf auf dem Rücken nach Hause. Die Erziehung war nach heutigen Begriffen überaus streng. Ordnung und Gehorsam ward den Kindern von früh auf mit eiserner Strenge zur Pflicht gemacht. Vom Vater erzählt der Knabe, daß er ihn einmal so sehr strafte, daß er ihm schüchtern aus dem Wege ging, und ihm fast gram ward, bis das alte Vertrauen wieder hergestellt war. Die Mutter schlug ihn einmal um einer geringen Nuß willen so sehr, daß Blut floß. In der Schule zu Mansfeld erging es ihm nicht anders. Die Lehrer waren grausam wie Henker. Als er einmal deklinieren und konjugieren sollte, was er doch noch nicht gelernt hatte, da schlug ihn der Lehrer an einem Vormittag fünfzehn Mal. In seinem 14. Lebensjahr kam der kleine Martin auf die Schule nach Magdeburg zu den Nullbrüdern, das heißt zu den Lollharden, den Brüdern des gemeinsamen Lebens, die sich dort aufgetan hatte. Da wuchs er auf ohne mütterliche Wartung und Pflege. Wir hören, daß er dort einmal krank war und in Fieberhitze auf seinem Bette lag. Da schlich er sich in einer unbewachten Stunde von seinem Lager nach der Küche, trank gierig ein Gefäß mit frischem Wasser aus, und von Stund an war die Krankheit gebannt. Ihm den vollen Unterhalt zu bieten, dazu war der Vater nicht imstande. Mit der Büchse in der Hand zog der Knabe gleich seinen Schulgenossen von Haus zu Haus, um sich sein Brot vor den Häusern zu ersingen. Das Leben in Magdeburg setzte sich fort in Eisenach, seiner lieben Stadt, wohin ihn sein Vater schon ein Jahr darauf zur Schule schickte. Dort genoß er bei dem Rektor Trebonius einen tüchtigen Unterricht. Der originelle Mann hatte die Gewohnheit, beim Eintritt ins Klassenzimmer sein Schulmeisterbarett abzunehmen und den Schülern seine Reverenz zu erweisen. Nach dem

Grunde dazu gefragt, antwortete er: „Unter den Knaben sind Leute, aus denen Gott Bürgermeisters, Doktores und obrigkeitliche Personen machen kann, obwohl ihr es etzt nicht seht; solche sollt ihr wohl ehren!“ Es ist als wenn er den künftigen Reformator unter seiner Schülerschar geahnt hätte. Dort sollte es ihm auch äußerlich ein wenig besser ergehen als vordem in Magdeburg. „Als er eine Zeit lang vor den Türen sein Brot ersungen hatte, nahm ihn eine andächtige Matrone zu sich an ihren Tisch, dieweil sie um seines Singens und herzlichen Gebetes willen eine sehnliche Zuneigung zu dem Knaben trug,“ so erzählt uns Johann Mathesius. Es ist die „ehrsame und tugendsame Frau Ursula Cotta“, die ihm Gott als mütterliche Freundin gab, eine hochgestellte Frau, an der das Wort zur Wahrheit wurde, was ihr getan habt der geringsten einem meiner Brüder, das habt ihr mir getan, eine echte Christin, welcher der Reformator lebenslang ein dankbares Gedächtnis bewahrte. — Wir sehen, es ist im ganzen eine arme, harte, freudlose Jugend gewesen, die unserm Luther beschieden war. Aber Gott hat es so gewollt. Es gibt ein Sprüchlein in der Heiligen Schrift: Es ist dem Menschen gut, daß er das Joch trage in seiner Jugend. Nach diesem Grundsatz ist der himmlische Erzieher immer verfahren. Ein Joseph, ein Moses, ein David, sie alle haben eine ernste Jugend durchlebt, Männer wie Jung-Stilling und Johannes Falk, wie Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm waren in ihren Jugendjahren nicht auf Rosen gebettet. Aber eben deshalb wurden sie Charaktere. Wer in seiner Jugend nur Sonnenschein genossen hat, wer vor jedem Luftzug ängstlich behütet wird, der wird ein Schwächling und eignet sich nicht für die Kämpfe des Lebens, auf alle Fälle ist er nicht geschickt zum Reiche Gottes. Aber wer eine ernste Schule durchgemacht hat, wer die Glieder von des Lebens Ernst bei Zeiten sich hat stählen lassen, der besteht dann auch die Proben des Lebens, wo es gilt, auszuhalten und widrigen Geschicken die Stirne zu bieten. Es würde eine ganz falsche Erziehung sein, wenn wir unsern Kindern alle Steine des Anstoßes aus dem Wege räumen und sie mit unsrer übertriebenen Sorge verwöhnen wollten. „Was groß soll werden, muß klein angehen, und wenn die Kinder von Jugend an so zärtlich und herrlich erzogen werden, schadet es ihnen ihr Leben lang,“ bemerkt der alte Mathesius zu Luthers Jugendleben, und das ist ein Satz, den wir uns merken wollen.

Von der niederen Schule zu Eisenach bezog Luther wohlvorbereitet die hohe Schule zu Erfurt. Sein Vater wollte einen Rechtsgelehrten aus ihm machen, der einst mit Ehren im Stadtregiment seine Stelle begleite, aber Luther hatte mehr Neigung zur Theologie. Wer damals ein Fachstudium erwählen wollte, mußte sich zunächst einige Jahre lang allgemeinen philosophischen Studien gewidmet haben, da die Universitäten zum guten Teile unsre heutigen Gymnasien mit vertraten. So war es auch auf der ersten und bedeutendsten deutschen Universität damaliger Zeit, in Erfurt. Dort wirkten bedeutende Männer, Vertreter der Philosophie, der Theologie und der Rechtswissenschaft. Wohl stand auch Erfurt noch unter dem Banne der Scholastik, der Schultheologie des Mittelalters, welche ihre Aufgabe darin erblickte, das römische Lehrsystem bis ins feinste Geäder hinein als wahr zu erweisen und alle Wissenschaften als Mägde der Theologie betrachtete; aber ne-

ben der Scholastik blühte gerade in Erfurt der Humanismus empor, jene Geistesrichtung, welche die Werke der alten Griechen und Römer wieder hervorsuchte, sich an ihrer Sprache und an ihrem Ideengehalt erfreute und das Lebensideal der Antike vertrat. Beide Richtungen, Humanismus und Scholastik, wirkten mächtig ein auf den empfänglichen Studenten aus Eisleben, der seit 1501 dort den Studien oblag. Sein scharfer Verstand, sein treuer Fleiß, sein munteres Auftreten, seine tiefe Frömmigkeit machten ihn zum Liebling seiner Lehrer. Mit Eifer hörte er die Vorlesungen über Logik, Dialektik und Rhetorik, trieb Disputierübungen und las mit großer Lust lateinische Schriftsteller: Livius, Virgil, Cicero, Ovid, Plautus und Terenz. Nachdem er schon 1502 den untersten akademischen Grad, den des Baccalaureus, erworben hatte, erhielten seine philosophischen Studien durch die Erwerbung des Magistertitels, des Doktors der Philosophie, ihren Abschluß. — Es war von höchster Wichtigkeit, daß Luther auf einer hohen Schule wie Erfurt seine Bildung genoß, daß er neben der römischen Schultheologie auch vom Humanismus beeinflußt ward, daß ihm eine gründliche Ausbildung in der Wissenschaft nicht fehlte. Nur ein Mann, dessen Geist von der Wissenschaft geschult und genährt war, ein Mann, der die Grundsprachen der Bibel beherrschte, der einen Einblick hatte in die Entwicklung der Kirche und der Welt, der der Kirche Roms mit denselben Mitteln entgegentreten konnte, deren sie selbst sich bediente, nur ein Mann weiten Blicks und freien Geistes, nur ein wissenschaftlich gebildeter Mann war im stande, ein Werk zu tun, das sich in der höchsten Sphäre des Kulturlebens bewegte. So ist die Wissenschaft gleich von Anfang an mit der evangelischen Kirche verbunden gewesen, sie war eine der Patinnen, welche die Kirche der Reformation aus der Taufe gehoben haben. Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Wie wir es als einen Segen erkennen, daß der Mann, der die Thesen anschlug und dem Kaiser zu Worms gegenübertrat, nicht nur ein religiöser Genius, sondern auch ein seinen Zeitgenossen ebenbürtiger Mann der Wissenschaft gewesen ist, so sehen wir es als einen Segen an, daß bis heute Protestantismus und Wissenschaft beinahe gleichbedeutende Begriffe geblieben sind. Der Protestantismus ist seiner Natur nach mit der Wissenschaft verwandt, hat einmal ein großer Professor der Theologie gesagt, und er hat Recht. Beide haben die Wahrheit als Panier. Wohl ist's wahr, man kann ohne Wissenschaft ein vortrefflicher Christ sein, aber das, was Christentum ist, zu erkennen und zu bestimmen, dazu ist die Wissenschaft unerläßlich. Es gibt eine Kirche, welche die Wissenschaft verachtet, welche die wissenschaftliche Forschung mit dem Banne belegt, die römische Kirche. Wie weit sie damit gekommen ist, wir sehen es heute. Ein System von Irrlehren, von denen eine immer krasser ist als die andre, das ist das Lehrsystem Roms, und daneben die Verdummung und Verblödung der Massen. Freuen wir uns, daß der Bund zwischen Glauben und Wissenschaft unsrer Kirche gleich durch den Reformator in die Wiege gelegt worden ist.

Das Studium der Philosophie war beendet, nun sollte das Studium der Rechtswissenschaft beginnen; so wollte es der Vater. Aber es sollte anders

kommen. Im Jahre 1505 verschwindet der junge Student plötzlich im Kloster. Es wird erzählt, daß Luther einst im Sommer genannten Jahres eine Reise in die Heimat machte und auf der Rückkehr bei dem Dorfe Stotternheim plötzlich von einem schweren Gewitter überrascht ward. Als der Blitz vor ihm in die Erde fiel und seinen Freund Alexius an seiner Seite tötete, da rief er in seiner Todesangst: „Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden!" Die Geschichte ist wahr, nur ist ihm durch jenen Blitzschlag kein Freund Alexius getötet worden, wohl aber hat sich die Geschichte am Alexiustage ereignet. Aber dies Ereignis war nur der äußere Anlaß zum Eintritt ins Kloster; der tiefere Grund war ein anderer. Luther, ganz in mittelalterlicher Frömmigkeit befangen, fühlte sich von einem weltlichen Beruf nicht befriedigt, weil er darin, wie er meinte, nicht einen wirklich frommen gottgeweihten Wandel führen könne. Das Ideal seiner Frömmigkeit verkörperte sich im Mönchtum. Und so trat er denn, nachdem er von seinen Freunden und von der Welt Abschied genommen hatte, am 17. Juli 1505 vor die Pforte des Augustinerklosters zu Erfurt und ließ sich mit der Mönchskutte bekleiden. Fortan sehen wir ihn in willigem Gehorsam gegen die Gebote seiner Oberen im Kloster die geringsten Arbeiten tun oder mit dem Bettelsack durch Erfurts Straßen hinaus auf die Dörfer der Umgegend ziehen. Wir sehen ihn über den Werken der Scholastiker sitzen und eifrig studieren. Er ist ein exemplarischer Mönch gewesen. „Ist je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineingekommen sein; das werden mir bezeugen alle meine Klostergesellen, die mich gekannt haben. Denn ich hätte mich, so es länger gewährt hätte, zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und andrer Arbeit," so sagte er selbst. Sein ehrliches Streben hob ihn vom gemeinen Mönch weiter empor. Er arbeitete auf den Priester los, denn der Priester, der das Meßopfer darbringen darf, gilt „gegen andere getaufte Christen wie der Morgenstern gegen einen glimmenden Docht." Am 2. Mai 1507 erschien sein Vater mit zwanzig Pferden zur Priesterweihe. Der alte Groll des Vaters gegen den ungehorsamen Sohn brach dabei noch einmal los. Aber was geschehen war, war geschehen. Luther hatte die priesterliche Laufbahn beschritten. Als Priester ward er im Herbste 1511 im Auftrag seines Ordens nach dem Sitze des heiligen Vaters, nach Rom, geschickt, und diese Reise bezeichnet einen neuen Markstein in seiner Lebensgeschichte und in seiner Entwicklung zum Reformator. Wohl selten hat es einen andächtigeren Rompilger gegeben als ihn. Als er die ewige Stadt aus der Ferne erblickte, fiel er nieder auf seine Knie und rief: „Sei gegrüßt, du heiliges Rom!" Mit größter Andacht ging er von Kirche zu Kirche und las die Messe, so oft es ihm möglich war. Auf den Knien ist er die Pilatustreppe hinaufgerutscht, um sich den bedeutenden Ablaß zu holen, der an diese Leistung geknüpft war. Er bedauerte damals, daß seine Eltern noch lebten, denn mit seinen Messen und Gebeten hätte er sie gar zu gern aus dem Fegefeuer erlöst. Freilich tat er gerade in Rom die tiefsten Blicke in die Schäden und Schwächen des römischen Kirchentums, in die Frivolität und Unsittlichkeit der Priester, in die religiöse Unwissenheit des Volkes. Man spottete über die Andacht und Würde, mit der der deutsche Mönch die Messe las, und scheute sich nicht in seiner Gegenwart

das heilige Abendmahl zu verhöhnen. Mit reichen Erfahrungen kehrte er heim. — Auch die mönchische Zeit im Leben Luthers ist ein Stück göttlicher Providenz. Durch den Eintritt ins Kloster, durch das langjährige Klosterleben, durch den Verkehr mit Bischöfen und Prälaten, Aebten und Mönchen, durch die ganze Lebensluft, die er jahrelang atmete, durch die Beobachtung des kirchlich-sittlichen Lebens am Sitze des Papsttums selbst, durch alles dies erhielt Luther diejenige Vorbereitung zum Reformator, deren er bedurfte. Wie der Arzt nur dann den kranken Körper heilen kann, wenn er sich genau und eingehend mit dem Studium desselben befaßt hat, so konnte auch nur der die Kirche reformieren, der ihre Schäden kannte. Das aber war bei Luther der Fall. Er kannte die Beulen und Geschwüre dieses Organismus aus Erfahrung, und weil er sie aus Erfahrung kannte, darum machte sein Auftreten so mächtigen Eindruck. In unsern Tagen treten so viele auf gegen die Irrlehren und Umtriebe des alten bösen Feindes. Am Reformationsfest legen wir feierlich Protest ein gegen Rom und seine Irrlehren und Uebergriffe. Unter den Kämpfern gegen Rom aber gibt es einige, auf die besonders die Blicke gerichtet sind. Was ein Graf Hoensbroech in seinen Reden und Schriften sagt, was Abbé Bourrier in seinen Bekenntnissen mitteilt, das zündet in den Herzen aller Evangelischen und entfacht in den Reihen der Römlinge einen Lärm, wie wenn die Hölle wütete. Leute wie diese zwei sind vor allen andern geeignet und befähigt, den alten bösen Feind erfolgreich zu bekämpfen. Und warum? Weil sie die Gefährlichkeit des Feindes aus eigener Erfahrung kennen, weil sie das sündhafte Treiben Roms an der eigenen Seele, ja am eigenen Leib erfahren haben. Wir dürfen sagen: Wie gut, daß Luther ein Mönch gewesen ist, wie gut, daß er Rom mit eigenen Augen gesehen hat! Weil er sah und fühlte, wie schmählich es ist, unter Menschensatzungen zu schmachten, darum hat er mit solchem Feuereifer Gottes Wort wieder auf den Leuchter gestellt; weil er selbst unter dem Drucke des Papsttums seufzte, darum hat er so wuchtige Hammerschläge geführt; weil er in der Kirche Roms Christum nicht fand, darum hat er sein Leben daran gesetzt, Christum der Christenheit wieder zu bringen.

Der bedeutsamste Wendepunkt in Luthers Jugendleben war unzweifelhaft seine Berufung in die akademische Laufbahn zu Wittenberg. Kurfürst Friedrich der Weise hatte im Jahre 1502 die neue Universität gegründet und sie eng mit dem Augustinerorden verbunden. Es lag ihm daran, sie mit tüchtigen Männern zu besetzen. Erster Rektor ward der Mediziner Martin Pollich aus Mellerstadt, sein Leibarzt; erster Dekan der theologischen Fakultät der Generalvikar der Augustiner Johann v. Staupitz, der unsern Luther längst ins Herz geschlossen hatte. Zu den ersten Maßnahmen des Dekans gehörte es, daß er 1508 den jungen Mönch aus dem Erfurter ins Wittenberger Augustinerkloster versetzte und ihm eine philosophische Lehrstelle an der neuen Universität übertrug. Luther betrat somit die akademische Laufbahn an einer Stätte, wo er mit kurzer Unterbrechung 38 Jahre lang bis an sein Lebensende tätig war und die durch ihn zu unvergleichlicher Berühmtheit gelangte. Anfangs hatte er seiner Berufung gemäß nur über philosophische Gegenstände zu lesen, denn die Philosophie war ja die Vorstufe der Theologie,

allmählich aber erwarb er sich die theologischen Grade, den Grad des Baccalaureus und 1512 die Grade des Licentiaten und des Doktors und rückte in die theologische Professur ein. Als Theolog hatte er über die Sentenzen des Petrus Lombardus, das übliche Lehrbuch der mittelalterlichen Theologie, und über Augustin zu lesen. Nun erst ward er recht in den Kirchenvätern heimisch. Von diesen aber ward er zur Quelle, zur Heiligen Schrift geführt, und damit war für ihn der Schritt zum Reformator getan; nun erst fühlte er sich in seinem Elemente. Luther kannte in seiner Kindheit und ersten Jugend die Heilige Schrift nicht; sie war den Theologen des Mittelalters so gut wie verschlossen. Er war bereits 20 Jahre alt, als ihm auf der Universitätsbücherei zu Erfurt zum erstenmale, an Ketten geschlossen, eine lateinische Bibel in die Hände fiel. Er las mit brennendem Herzen Gottes Wort, und seitdem ist die Bibel sein Ein und Alles geworden und geblieben. Seine ersten Vorlesungen hielt er über den Psalter, dann erklärte er den Römerbrief, den Galaterbrief und die Briefe an die Hebräer und an Titus. Damals lernte er mit Feuereifer Griechisch. Durch diese Vorlesungen über biblische Bücher ging nicht nur ihm, auch seinen immer zahlreicher werdenden Zuhörern eine neue Welt auf. Was er in seiner Studierstube wissenschaftlich erarbeitet hatte und auf dem Katheder lehrte, das setzte er ins Praktische um auf der Kanzel, die er zuerst im Kloster, dann aber in der Stadtkirche betrat, wo er den Pfarrer Brück häufig im Predigen vertrat. Sein Ruf als Verkünder des Evangeliums wuchs mit jedem Jahre. Denn je länger er sich mit der Heiligen Schrift, insonderheit mit Paulus beschäftigte, desto mehr ward er von römischer Werkheiligkeit zu dem Satze von der freien Gnade Gottes in Christo geführt, desto weniger ward seine Predigt römisch-katholisch, desto mehr ward sie biblisch-evangelisch. In diesem evangelischen Geiste übte er auch seine Tätigkeit als Distriktsvikar der Augustinerklöster aus und nicht in Dresden allein mochte er die Augustinermönche angehalten haben, das Studium der Bibel zum Hauptstudium zu machen. Er hatte die Wahrheit gefunden und erkannt und konnte nicht anders als sie mitzuteilen und auszustrahlen. Die Stätte aber, wo er sie fand, das war das akademische Katheder zu Wittenberg, das war die stille Klosterzelle, wo er Tag und Nacht über seiner Bibel lag, die er verpflichtet war zu studieren, auszulegen und zu verkündigen, und die er in der Kraft des Heiligen Geistes nur so verstehen und deuten konnte, wie sie sich selber gab.

Ueberschauen wir noch einmal die Kindheit und Jugend unsers Helden, so müssen wir die Weisheit Gottes anbeten, die ihn Schritt für Schritt zum Reformator reifen ließ. Der Herr der Kirche, der ihm alle Eigenschaften zu solchem Werke mitgegeben, hat ihn langsam aber stetig in seinen Beruf hineinwachsen lassen. Es war ein langer Weg durchs Kloster zum akademischen Lehrstuhl, durch Aristoteles zu den Scholastikern, von den Scholastikern zu den Kirchenvätern, von den Kirchenvätern zu den Evangelisten und Aposteln. Aber dieser Weg war nötig, wenn der große Tag kommen sollte, wo der Professor im Mönchsgewande den Hammer ergriff, um die Welt römischen Wahns in Stücke zu schlagen und die Kirche wieder zu gründen auf den allein, der da heißt Jesus Christus, gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit. Blanckmeister.

Von der Freiheit.

„Frei wie der Vogel in der Luft,“ ein oft gebrauchtes und treffendes Bild, da uns die Bewegung des fliegenden Vogels das Wesen der Freiheit symbolisch veranschaulicht. Ein sitzender Vogel ist, sozusagen, wohl durchschnittlich ebenso frei wie ein fliegender, aber wir wählen ihn nicht zum Sinnbilde der Freiheit, weil er uns ihr Wesen nicht veranschaulicht. Freiheit ist eine Art der Bewegung oder äußert sich wenigstens nur in der Bewegung; dabei ist selbstverständlich, daß die Bewegung keine sichtbare zu sein braucht, sondern eine geistige sein kann, ja daß letztere die Hauptsache bei der Freiheit ist; die geistige Bewegung ist eine zwiefache, leidend und tuend, der letzteren Art gehört die Freiheit an, sie ist eine Qualität der Tätigkeit. Den fliegenden Vogel stellen wir in Gegensatz zu dem im Käfig eingesperrten, er ist frei, weil seiner Bewegung keine Schranken entgegengesetzt sind. Freiheit ist ungehemmte Bewegung. Der Flug des Vogels kann durch die Luftströmung noch gefördert, beschleunigt werden, der Schwimmer kann von der Woge getragen werden, das vermindert letzterem sein Freiheitsgefühl nicht, er rechnet gewissermaßen alle die Förderung, die er von der Welle empfängt, obwohl sie ein Erleiden ist, seinem eignen Tun mit zu, und auch dem Vogel wird's, wenn wir ihm ein Gefühl zuschreiben, wohl so gehen, und ebensowenig vermindert das Mitwirken der begleitenden Kräfte, der Luft und der Welle, dem beobachtenden Zuschauer den Eindruck der freien Bewegung. Sowie aber die von außen treibende Kraft in Widerstreit oder nicht in völlig gleicher Richtung sich bewegt wie die von innen kommende, geht Gefühl und Eindruck verloren. Der Vogel, der nach Süden fliegen will und von der Luftströmung nach Südosten getrieben wird, erscheint uns nicht mehr als Bild der Freiheit. Freiheit ist ungehemmte, in ihrer Richtung nur vom Innern bestimmte Bewegung. Nicht nur die Richtung, sondern auch das Maß der Intensivität der Bewegung muß vom Inneren bestimmt werden. Selbstbeschränkung ist der Freiheit keineswegs widersprechend, gehört vielmehr wesentlich zu derselben. Eine ungemessene, alle Kräfte aufs äußerste anspannende Bewegung wird uns kaum je als Aeußerung der Freiheit erscheinen. Ein wild dahinjagendes Gespann, das sich losgerissen hat, oder ein Wagenlenker in der Rennbahn, der nach dem Ziele jagt, werden uns kaum als geeignete Bilder der Freiheit erscheinen, obgleich ihre Bewegungen ungehemmt und in ihrer Richtung nur vom Innern bestimmt sind.

Es ist klar, daß der Gedanke eines in der Richtung und Maß seiner Tätigkeit sich schlechthin selbst bestimmenden Wesens der höchste ist, und daß wir deswegen das Attribut der Freiheit Gotte zuschreiben. Der Besitz der Freiheit ist daher ein Gut, das in seiner höchsten Entwicklungsform Gott ähnlich macht, aber auch umgekehrt seine höchste Entwicklungsform nur erreicht durch die Gottähnlichkeit. Freiheit kann als Abbild des göttlichen Urbildes vom geschöpflichen Wesen nur als Wohlgefühl empfunden werden und ist daher ein Gut, das von allen Wesen je nach dem Grade ihrer Lebendigkeit naturgemäß erstrebt wird.

Die Freiheit Gottes fordert keine Unbegrenztheit und Unbestimmtheit seines Wesens, als müsse er in jedem Augenblicke auch anders sein können,

sonst könnte ja sein Wesen gar keinen Inhalt haben und könnte sonach auch nicht sich selbst bestimmen, könnte nicht frei sein. Das durch sich selbst bestimmt sein ist allerdings beim Geschöpfe in gewissem Sinne eine Beschränkung seiner Freiheit, weil es sein Selbst nicht durch sich selbst hat, nicht schlechthin Geist sondern Natur ist, für Gott aber ist das durch sich selbst bestimmt sein keine Minderung, sondern eine Sicherung seiner Freiheit.

Für die populäre Sprachweise mag's ja wohl noch erlaubt sein, zwischen leblosen und belebten Geschöpfen zu unterscheiden; vielleicht gibt's für die tiefere Erkenntnis nirgends Lebloses. Der leblosen Natur schreiben wir bekanntlich gar keine Freiheit zu, sie bewegt sich entweder nach unserer Wahrnehmung gar nicht oder wird nur leidend von fremden Kräften in Bewegung gesetzt. Bei den lebenden Wesen findet sich im gewissen Sinne überall Freiheit, also auch schon bei den Pflanzen. Unsere Definition: Freiheit ist eine in ihrer Richtung und in ihrem Maße vom Innern des Subjektes bestimmte Bewegung, paßt so ziemlich auch für das Pfanzenleben. Die Hauptbeschränkung der pflanzlichen Freiheit liegt ja in der Bestimmtheit des Individuums durch die Art, diese Beschränkung teilt sie aber mit der anderer Geschöpfe; sonst vermögen die Pflanzen den Einwirkungen von außen bestimmende Kräfte oft einen recht beharrlichen Eigensinn entgegenzusetzen, die eine Schlingpflanze dreht sich nach rechts, die andere nach links, u. a. Daß die Pflanze von den Einflüssen von Licht, Wärme, Feuchtigkeit so abhängig ist, daß sie durch Anwendung derselben gewissermaßen zur Ausführung von Tätigkeit genötigt werden kann, sollte man ihr eigentlich nicht als Unfreiheit anrechnen, denn sie folgt darin nur ihrer eignen Natur.

Doch die Erscheinungen der Freiheit im Pflanzenleben, so interessant sie für den kundigen Beobachter sein mögen, tragen doch offenbar nur erst geringe Analogie mit der menschlichen Freiheit. Näher an unser Interesse rückt erst die Frage heran, ob wir den Tieren eine der menschlichen verwandte Freiheit zuschreiben sollen, oder ob die Freiheit ein Privilegium der Menschheit sei. Daß sie als Lebewesen überhaupt die dem Pflanzenleben zugeschriebene Freiheit mutatis mutandis auch besitzen, ist selbstverständlich.

In der Praxis nun hat im allgemeinen die Menschheit von jeher das Tier in gewissem Sinne als ihresgleichen betrachtet, d. h. sie hat es für seine Handlungen verantwortlich gemacht, sie hat die Fliege als unverschämt verjagt, dem Moskito als einem boshaften Feinde gezürnt, den Fuchs und den Wolf als freche Räuber verfolgt, den Hund wegen seiner Unarten geprügelt u. s. w. Das heißt, man hat das Individuum ohne viel Reflexion für die Eigenschaften und Fehler seiner Gattung haftbar gemacht. In der Theorie dagegen war die Philosophie früherer Zeiten gewöhnt, die Tiere als seelenlose Körper, Maschinen, bloß vom Instinkt getrieben zu betrachten. Die materialistische Naturbetrachtung der neueren Zeit dagegen ist mehr geneigt, den Unterschied von Mensch und Tier möglichst zu verwischen und den höheren Tierarten alle möglichen Analogien mit dem menschlichen Geistesleben, Verstand und freien Willen, Bewußtsein von Recht und Unrecht, Gewissen und womöglich sogar Religion zuzuschreiben.

Die formale Grundlage der menschlichen Freiheit ist die Willkür, beru=

hend auf dem der Menschheit mit den Tieren gemeinsamen Vermögen der Lokomotion. Es ist keine Frage, daß dem Tiere die Willkür, das Vermögen, zwischen zwei und mehreren Reizen, die die Sinneseindrücke ihm zuführen, frei zu wählen, gleichfalls zukommt. Die Geschichte von Buridans Esel, der zwischen zwei ihm gleich nahe liegenden Bündeln Heu von gleicher Größe und gleicher Annehmlichkeit verhungern mußte, weil die beiden gleichkräftigen Anziehungen in entgegengesetzter Richtung wirkend ihn in der Mitte halten mußten, ist doch schon zu Buridans Zeiten ein Märchen gewesen, und der Esel ist nicht verhungert. Willkür besitzt das tierische Individuum, und es wird weder durch seine Gattungseigentümlichkeit zu allen seinen Tätigkeiten genötigt, noch durch unwiderstehliche Nervenreize zur Ausführung jeder einzelnen Bewegung gezwungen. Der Instinkt der Gattung schließt die Wahlfreiheit des Individuums nicht aus, dieselbe gehört eben mit zur Gattungseigentümlichkeit und ist auch durch dieselbe eingeschränkt, denn Gegenstand der Wahlfreiheit des Individuums können nur Dinge sein, die zur Erhaltung der Gattung gehören; der Wolf kann wählen zwischen zwei Schafen, aber nicht zwischen einem Schafe und einem Bündel Heu, das letztere existiert für ihn gar nicht. Diese niedere Gabe der Willkür, innerhalb der Grenzen des Gattungsinteresses zwischen zwei oder mehreren Gegenständen oder Tätigkeiten zu wählen, teilt also das Tier mit dem Menschen. Auch diese Freiheit muß ein Gut sein, denn ihr Besitz wird mit einem freilich nicht allemal zum Bewußtsein kommenden Wohlgefühle empfunden, und gegen seinen Verlust wehrt sich jedes Individuum. Es ist daher auch ein Unrecht, ein Individuum am Gebrauch dieses Gutes zu hindern, es desselben zu berauben.

Beziehungsweise gilt ja das, beiläufig gesagt, auch den Tieren gegenüber, obwohl die Tiere selber eigentlich nicht Gegenstand sittlicher Verpflichtung sein können, sondern nur die göttliche Ordnung in Bezug auf dieselben, wie sie sich durch die Schöpfung zu erkennen gibt. Der Mensch aber besitzt das moralische Anrecht auf Anerkennung des ihm zugewiesenen Gutes der Wahlfreiheit innerhalb der Bedürfnisse seiner Gattung. Die Forderung dieses Rechtes darf aber auch nicht überspannt werden. Die Ordnungen Gottes in der niederen Welt sind ein Spiegelbild seiner Forderungen in der höheren. Die Willkür, die das Tier in seinen Lebensäußerungen ausüben darf, und in der die eigentliche Lust seines Lebens besteht, schreitet nicht über die Grenzen seiner Gattungsbestimmtheit hinaus, bei aller Willensfreiheit *muß* das Tier handeln, wie es die Eigentümlichkeit seiner Gattung ihm gebietet, ohne daß es dieses Muß als einen Zwang empfände. Was im niederen Leben Naturordnung ist, das wird auf höherem Gebiete geistige Forderung. Die Gattungseigentümlichkeiten der Tiere sind stabil. Vielleicht drei oder vier Tierarten haben unter dem Einflusse der Erziehung durch den Menschen eine Art Geschichte, einen Fortschritt in der Ausbildung ihrer Gaben, und ein Individuum mag sich vor seinesgleichen durch eine Begabung auszeichnen, die seinem Geschlechte vorher noch nie eigen gewesen sind. Trotzdem wird's doch aber wohl dabei bleiben, mag man sich zu der Evolutionstheorie stellen, wie man will, daß zwischen Menschen- und Tierwesen ein gewaltiger Sprung vorliegt, daß in der Menschheit sich eine Gattung animalia ganz absonder-

licher Art darstellt, deren Gattungseigentümlichkeit n i c h t stabil, sondern nach einem Ziele hin fortschreitend ist.

Und nun gilt die Forderung, daß auch beim Menschen die formale Wahlfreiheit in Einklang stehe mit der höchsten Gattungseigentümlichkeit, daß der wahlfreie Mensch handeln m ü s s e , wie's seine Gattungseigentümlichkeit ihm gebietet, und daß dies Muß nicht als Zwang von ihm empfunden, sondern als höchste Betätigung seiner Wahlfreiheit selig erfahren werde. Und was ist der Menschheit höchste Gattungseigentümlichkeit? Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.

Lassen wir es hier dahin gestellt sein, über die Anfänge des Menschengeschlechtes nachzusinnen, ob die Aussagen des Gewissens und des Gottesbewußtseins ihm von Anfang an als lauter und heller Klang ihrem Vollinhalte nach in der Seele geklungen haben, oder ob diese Aussagen ihm erst allmählich auf dem Wege der Erfahrung zum deutlichen Bewußtsein gekommen sind, ob es so ist, wie der Dichter in „Herrmann und Dorothea" andeutet, wenn er sagt:

> „Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen.
> Sagt, erfuhr er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
> Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
> Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße,
> Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und wert macht."

Genug es ist so; die Aussagen des Gewissens und des Gottesbewußtseins sind der Menschheit als lauter und heller Klang ihrem Vollinhalte nach auf geschichtlichem Wege unter Kämpfen, Irrtum und Widerständen, durch teure Opfer, ja das teuerste, zum Bewußtsein gebracht, zum geistigen Erbe und Eigentum gegeben als nicht mehr verlierbarer Besitz, bestimmt, in jedes einzelne Seelenleben eingesenkt zu werden im Gesetz und Evangelium. Die Menschheit hat ihren Gattungsbegriff, ihr Ideal, die ihr vorschwebende Gotteskindschaft und Reich Gottes. Der Ausgangspunkt die Wahlfreiheit, das Ziel die Gotteskindschaft im Reiche Gottes. Der Weg von einem zum andern führt durch Gehorsam gegen Autorität.

Beim Tiere ist die Ausübung der Wahlfreiheit eine sehr eng und fest durch die Gattungseigentümlichkeit gebundene. Ganz fehlt diese Gebundenheit auch beim Menschen nicht. Unbeschränkte Ausübung der Wahlfreiheit des Individuums, völlige Willkür jedes einzelnen würde zum bellum omnium contra omnes führen. Das ist nirgends der ursprüngliche Zustand, sondern immer erst eine Folge eingerissener Verwilderung. Der Mutterboden menschlichen Gesellschaftslebens ist die Familie, und da walten heilige Instinkte der Menschennatur, Eltern- und Kindesliebe, die der unbegrenzten Ausübung der Willkür eine Grenze setzen. Aber die Bande, welche gewissermaßen instinktmäßig das menschliche Individuum an seinen Gemeinschaftskreis binden, ihn zur Ein- und Unterordnung innerhalb desselben leiten, sind lose, zerreißbar, so daß ihre Bewahrung fast nie unmittelbare Folge des Naturtriebes bleibt, sondern als Resultat inneren Kampfes und freien Entschlusses, als Tugend erscheint. Das unmittelbare Gefühl der Gebundenheit an den eignen Gesellschaftskreis kann sich erweitern zum Stammesgefühl, ja zum Volksgefühl. Die Bereitwilligkeit schottischer Clansleute, für ihren Häuptling Leben und

alles zu opfern, wie sie uns Scotts Novellen schildern, ist allerdings kaum eine Tugend zu nennen, sondern ist Stammesinstinkt. Das zähe Zusammenhalten der Judenschaft, ihre Bereitwilligkeit, den Stammesgenossen zu fördern, ist weniger Tugend als Nationalinstinkt.

In der Befolgung seiner Gattungsinstinkte, Familienliebe, Stammesliebe, obwohl sie zu einer zwingenden Macht werden können, der gegenüber die Möglichkeit der Wahlfreiheit gar nicht aufkommt, fühlt sich der Mensch in seiner Freiheit gar nicht beengt, sondern gehoben, gleichwie der fliegende Vogel sich durch die ihn begleitende Luftströmung nicht gehemmt, sondern gefördert fühlt.

Aber je weiter die Kreise der Gemeinschaft werden, desto loser werden auch durchschnittlich die Bande, welche das wahlfreie Individuum mit ihr verbinden, und je leichter erhält der andere Instinkt der Menschennatur, die Selbstsucht, das Uebergewicht.

Wenn wir die Selbstsucht als einen Instinkt der Menschennatur bezeichnen, so ist damit nicht ihr Unterschied und ihre Trennbarkeit von ihrem reinen Kerne, der Selbst*liebe*, geleugnet, sondern nur behauptet, daß in der empirischen, d. i. der gefallenen Menschennatur die Selbstliebe zumeist nie anders als in dieser ihrer Trübung in Selbstsucht zur Erscheinung kommt, bis der sittliche Läuterungsprozeß vollzogen ist.

Die Selbstsucht bedarf des entgegenstehenden Dammes und hemmenden Zügels durch die Autorität, und nur durch Gehorsam gegen die Autorität kann die Trennung von Selbstliebe und Selbstsucht vollzogen werden. Zunächst tritt die persönliche Autorität in Kraft, der Eltern, der Stammeshäupter, der Volksregenten. Je mehr die Gemeinschaftskreise sich erweitern, desto mehr tritt die Notwendigkeit hervor, daß die persönliche Autorität sich sondere von einer objektiven bleibenden Norm, und sich derselben bewußt unterordne, sich nur als Organ derselben betrachte. Diese Norm ist das Gesetz. Dabei ist nur eben das Schlimme, daß die Handhabung des Gesetzes eben wieder Menschen anvertraut sein muß, daß die Ausübung der Autorität zum Mittel für die Befriedigung der Selbstsucht werden kann. Daher tragen alle gesetzlichen Gestaltungen etwas Unvollkommenes an sich. Die Geschichte zeigt uns, wie Monarchien, Oligarchien, Hierarchien, Aristokratien, Demokratien nacheinander sich als unbefriedigende Lösungsversuche der Aufgabe herausgestellt haben, eine selbstsuchtfreie Handhabung der Autorität zu sichern. Die beste Regierungsform ist ja unstreitig die Theokratie; wenn man nur wüßte, wie sie herzustellen und vor Entartungen sicher zu stellen sei. Wir stecken hier gegenwärtig, zugestandenermaßen wohl, wenigstens in vielen Beziehungen, im Stadium der Plutokratie, und das ist auch nicht befriedigend. So ist die Menschheit, namentlich im letzten Jahrhundert, seit den Einwirkungen der amerikanischen und der französischen Revolution im Experimentieren begriffen, um die rechte Gesellschaftsform, in welcher Freiheit und Ordnung, Einzelwohl und Gemeinwohl harmonisch einander fördern sollen, herzustellen.

Unsere Neuzeit hat, dank dem Einflusse berufslosen Litteratentums, auf die unreifen Massen, zwei Weltverbesserungssysteme zur Erscheinung gebracht, die vielfach an einander anklingend und in gemeinsamem Gegensatze gegen

bisher Bestehendes miteinander verbündet, doch eigentlich zwei einander entgegengesetzte Extreme repräsentieren. Anarchismus und Sozialismus. Der Anarchismus, die jüngste Ausgeburt der menschlichen Gehirnüberspannung, ist als ein Phantasiegemälde recht hübsch; er übersieht nur, daß „leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“ Den Himmel auf Erden schaffen? Nichts leichter als dieses: Man spreche Fiat, und es wird sein. Alle unbefriedigenden, unschönen Zustände in der Menschheit kommen von dem Mißbrauche der Gewalten, der Autoritäten her, man schaffe die Autoritäten ab, dann können sie nicht mehr gemißbraucht werden, man schaffe die Gesetze ab, so gibt's keine Uebertretung mehr. Der Anarchismus vertraut also auf die Vortrefflichkeit der Menschennatur, will jeden Menschen in Besitz seiner vollen Wahlfreiheit gesetzt haben und denkt, wenn das erreicht sei, werde es auf Erden hergehen wie im Himmel oder wenigstens, da dies Volk an keinen Himmel glaubt, wie an einem schönen Volksfeste auf Erden, wo die Menschen spazieren gehen und einander begrüßen, jeder das nötige Kleingeld in der Tasche hat, um sich zu amüsieren und die paar Polizisten, die da sind, nichts zu tun haben. Was tatsächlich aus dieser Emanzipation der lieben Menschheit entsteht, darauf brauchen wir nicht hinzuweisen. Der Sozialismus als System dagegen, der übrigens selbstverständlich zu unterscheiden ist von dem berechtigten Streben nach sozialen Reformen, weiß noch nicht recht was er will. Seinem Prinzip nach hebt er die individuelle Freiheit ganz und gar auf. Für ihn gibt's eigentlich gar keine andern Funktionen des Menschenlebens weiter als Produktion und Konsumtion, diese müssen geregelt, Ueberproduktion und Mangel müssen verhindert werden, die Herstellung des stetigen Gleichgewichts zwischen Produktion und Konsumtion muß jedes einzelnen zugemessene Aufgabe sein und jedem muß sein Platz an der allgemeinen Krippe zugesichert werden. Wie man sich die Verwirklichung dieses öden, aller Idealität baren Systems ohne die scheußlichste Tyrannei einzelner denken solle, wissen die Vertreter desselben wahrscheinlich selber nicht.

Aus diesen beiden Systemen, die man versucht sein möchte, faule Eier zu nennen, aus denen kein Leben hervorgehen kann und die höchstens platzen können, wird also die neue, verbesserte Welt schwerlich hervorgehen, sondern nach wie vor wird das Suchen der Menschheit nach einem Zustande der Harmonie zwischen Ordnung und Freiheit, Einzelwohl und Gemeinwohl nur langsam unter Hemmungen und Irrtümern vor sich gehen, und es wird immer Geduld von nöten sein, sich in die Unvollkommenheiten der sittlichen Zustände in der Welt, von den natürlichen gar nicht zu reden, zu schicken. Etwas an den Gesetzen herumbessern, hier eine Unordnung abstellen und dort einen Zwang durchbrechen, das ist wohl gut, aber zum Ziele wird es nicht führen, und es wird bleiben bei dem, was der Apostel sagt: „Wenn aber ein Gesetz wäre, das da könnte lebendig machen, so käme die Gerechtigkeit wahrhaftig aus dem Gesetz.“ Ja, wenn.

Inzwischen ist schon längst der königliche Weg zur Freiheit inmitten des hemmenden und beengenden Getriebes der unvollkommenen Welt gefunden und eröffnet worden durch die Erlösung. Daß das Christentum Freiheit bringt und Freiheit verlangt, was bedarfs dafür der Zeugnisse? Wo der Geist des

Herrn ist, da ist Freiheit. Als Religion der Freiheit hat sich das Christentum angekündigt und bewährt; wer es ergriffen oder wen es ergriffen, der hat seine befriedigende Macht erfahren. Aber die Aufnahme göttlicher Wahrheit ins menschliche Geistesleben geht der Natur des letzteren gemäß unter Wandlungen vor sich. Erfahrungen, Ueberzeugungen, die in den heißesten Kämpfen errungen worden sind, werden einem folgenden Geschlechte gleichsam geschenkweise anvertraut, mühelos darf es dieselben sich aneignen und die Glaubenswahrheiten werden zum ererbten unerschütterlichen Besitz; aber zugleich wird ihre Anerkennung zur Gewohnheit, zum Gesetz, ja vielleicht zur zwingenden Satzung, der gegenüber gar keine Freiheit sich betätigen darf, die Religion wird zur äußerlichen Kirchlichkeit. So sank, nachdem sich das Christentum etwa im vierten Jahrhundert zu sicherem, staatlichen Bestande durchgekämpft, das innere Leben auch vielfach herab zu äußerlichem Satzungswesen, so war's auch in der evangelischen Kirche nach den ersten schönen lebendigen Zeiten der Reformation. Aber immer arbeitet dann auch wieder in der Tiefe der Geist eines neuen Lebens, der Sauerteig, und gewinnt sich solche, die ergriffen werden und berufen sind, andere zu ergreifen. So wechseln im kirchlichen Leben jene Erscheinungen der Formation, Information und Reformation, nicht allemal gesondert hintereinander sondern oft in einander verschlungen, und so wechseln auch die Strömungen der Gesetzlichkeit und des Freiheitsdranges in der Stärke ihres Einflusses.

Derselbe Prozeß wie im großen in der Geschichte der Kirche vollzieht sich auch im Leben des einzelnen Christen. Momente, in denen die Wahlfreiheit die Selbsttätigkeit, und solche, in denen die Nötigung, der Gehorsam unter bestimmende Einflüsse, vorwiegt, werden miteinander abwechseln und sollen einander immer mehr durchdringen. Nicht so ist's und soll's sein, daß Freiheit und Unfreiheit einander begleitend nebeneinander hergehen, im Gedankenleben die Freiheit, in der Wirklichkeit die Unfreiheit. Wenn der Dichter in kühnem Trotze ausspricht: „der Mensch ist frei geschaffen, i s t frei, und wär er in Ketten geboren," so ist das wohl schön, und er hat den Gedanken nirgends anders her als aus dem Schatze des christlichen Denkens; aber es ist noch nicht genug. Der Mensch i s t ' s eben noch nicht, sondern er soll's werden, aber nicht bloß in der Idee, sondern in der Wirklichkeit des christlichen Lebens.

Die meisten Menschen sind, oder um's richtiger zu sagen, meistens sind wir Menschen nicht handelnd sondern leidend, nicht selbsttätig sondern getrieben von etwas, was wir nicht selbst sind, sei es nun von einer Leidenschaft oder Erregung, sei es von Not und Bedürfnis, von Umständen und Rücksichten, von Gewohnheit und Sitte, resp. Unsitte. Solange der Mensch sich nur durch diese von außen treibenden Mächte bestimmen läßt, ist er mit aller seiner Wahlfreiheit und Willkür doch unfrei, er ist Naturwesen und steht unter dem Gesetz seiner Gattung. Geschichtlich repräsentiert wird diese Stufe durchs Heidentum, aber bekanntlich setzt sich dieser Zustand auch innerhalb der christlichen Dispension noch fort und wird durch das Geborenwerden und Aufwachsen innerhalb der christlichen Gemeinschaft nicht aufgehoben; auch die äußerliche Annahme des christlichen Vorstellungskreises, die Gewöhnung in christliche Sitte, die Befolgung der sittlichen Vorschriften aus Furcht vor Strafe

oder in die Selbstgerechtigkeit und Lohnsucht hebt über diese Stufe nicht hinaus.

Es gibt aber auch noch eine andere, höhere und edlere Gestalt der Gesetzlichkeit, und auch über diese will der Geist Christi hinausheben. Man kann die heiligen Pflichtgebote als die Forderungen von Vernunft und Gewissen, als die geoffenbarten und in der Erfahrung als unverbrüchlich erwiesenen Gottesworte mit Ehrfurcht anerkennen und ihre Befolgung sich mit aufrichtiger Gewissenhaftigkeit, ja mit eiserner Strenge zur Regel machen, und doch noch ferne vom Sinne Christi sein. So sehr Menschen von dieser Stellung unsere Achtung beanspruchen, so sind sie doch nur Knechte, wenn auch im guten Sinne. Wohl dem, der in dieser Schule der Gesetzlichkeit sich übt und hindurchgeht. Oft genug müssen wir uns in unserm Christenleben mit dieser Knechtesstellung genügen lassen, zufrieden damit, wenn wir einer der Tagelöhner sein dürfen. Und ohne hohe Befriedigung ist auch diese Knechtesstellung nicht, so sehr, daß sogar eine besondere Versuchung vorhanden ist, bei dieser Befriedigung stehen zu bleiben und in Selbstgenügsamkeit und sittlichen Stolz zu geraten. Am wahren Israelitentum hatte diese Stufe der gesetzlichen Frömmigkeit ihr geschichtliches Urbild. Das Heil kommt von den Juden. Nur auf dem Boden Israels konnte die edle Pflanzung des Christentums erstehen. Das Gesetz ist der Zuchtmeister auf Christum geworden; heute wie damals ist die treue Knechtesstellung die normale Vorstufe für die Befreiung durch Christum.

Allerdings nicht eine mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes eintretende Konsequenz ist es, daß auf den treuen Knechtesgehorsam die Freiheit der Kindschaft folgen m ü ß t e, sondern es ist Gottes freie Gnade und allemal, so oft es sich wiederholt, ein neues Wunder. Nichtsdestoweniger ist's eine Folge, deren Eintreten wohl demütig erharrt werden muß, aber doch auch mit Zuversicht erwartet werden darf. Es ist das Privilegium des Auferstandenen, sich zu offenbaren, welchem er will. Aber wir kennen seine Antwort auf die Frage: „Herr, was ist's, daß du dich uns willst offenbaren und nicht der Welt?" Wir werden wahrhaft frei, wenn es uns gestattet ist, nach unserm eigensten, tiefsten und besten Selbst zu leben. Das ist aber nicht unser natürlich sinnliches Wesen, sondern Gott, der Ursprung und Ziel unsres Wesens. Darum: So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei. E. O.

Religionsfreiheit und Sonntagsgesetze.

Von P. W. Baur.

V o r b e m e r k u n g : Im folgenden geben wir eine Zusammenstellung von Gedanken, die in verschiedenen Artikeln des "Sentinel of Christian Liberty" (in den März—Juni-Nummern dieses Jahres) enthalten sind. Diese interessante Monatsschrift wird von der Pacific Preß Publishing Co. in New York herausgegeben; der Redakteur ist ein gewisser John D. Bradley; Hilfsredakteure: A. T. Jones; A. G. Daniels; M. C. Wilcox; L. A. Smith; C. P. Bollman. Seine Aufgabe sieht das Blatt in der Verteidigung der Menschenrechte vom Standpunkte des Christentums aus. „Die einzige Zeitschrift in den Vereinigten Staaten, die sich ausschließlich dem Nachweis und

der Bekämpfung jener wachsenden zeitgenössischen Neigung widmet, die staatliche Gewalt direkt oder indirekt auf das Gebiet der Gewissensfreiheit auszudehnen, da dieses ja gänzlich im Widerspruch steht mit dem christlichen und zugleich amerikanischen Grundsatz der vollständigen Trennung von Staat und Kirche."

In seiner „Prinzipienerklärung" bekennt sich das Blatt zu der Religion, wie Jesus Christus sie lehrte; es verficht die Sache der Mäßigkeit (temperance) und betrachtet den Handel mit berauschenden Getränken als einen Fluch der Gesellschaft.

Während es für Aufrechterhaltung der bürgerlichen Obrigkeit und strikten Gehorsam gegen dieselbe eintritt, spricht es derselben das Recht ab, religiöse Dinge zum Gegenstand der Gesetzgebung zu machen. Jedermann solle das Recht haben, Gott nach den Forderungen des eigenen Gewissens zu dienen — oder auch ihm nicht zu dienen, wenn man dies vorziehe. Es sei unsere Pflicht, uns jedes ehrlichen und rechtlichen Mittels zu bedienen, um der staatlichen Gesetzgebung auf religiösem Gebiete entgegenzutreten und sie zu verhüten, zu dem Zwecke, daß jeder einzelne der unschätzbaren Segnungen der Freiheit sich erfreuen möge.

Ehe wir an das Material, welches in den erwähnten vier Heften sich mit unserem Thema in reicher und fast erdrückender Auswahl beschäftigt, näher herantreten, möchte es interessant sein, an einem oder dem andern Beispiel zu lernen, welche entschiedene Stellung der „Sentinel" mit Bezug auf die Trennung von Staat und Kirche einnimmt.

Vor kurzem fand eine Versammlung der „Teacher's Association" von Illinois statt. Präsident Thwing (von der Western Reserve University) hielt eine Rede, in der folgender Passus bemerkenswert ist:

„Wir sind in der Beiseitesetzung von religiösen Lehren weiter gegangen als nötig. Wir müssen selbstverständlich dem Gesetze gehorchen, aber Illinois ist ein christlicher Staat und die Vereinigten Staaten sind eine christliche Nation. Als eine christliche Nation, als ein christliches Gemeinwesen sollten die Vereinigten Staaten, sollte der Staat Illinois die Existenz eines göttlichen Wesens anerkennen und ebenso, daß wir einem solchen gegenüber gewisse Pflichten zu erfüllen haben.

Wir sollten darum so weit gehen zu lehren: es gibt einen Gott und ihn zu lieben, ist unsere Pflicht."

Ob die Zuhörer dieser Aufforderung beipflichteten, wissen wir nicht. Jedenfalls wird es unter den Lesern des „Magazins" manche geben, die geneigt sein mögen, diesen Worten ihre Anerkennung nicht zu versagen. Aber bei näherem Zusehen wird sich ergeben, daß sie einerseits zu wenig und andrerseits zu viel sagen. Zu viel gewiß für den Atheisten; schon das eine, daß von Staatswegen gelehrt wird, es gibt einen Gott und wir müssen ihn lieben, wäre ihm eine Verletzung der Konstitution der Ver. Staaten. Auf der andern Seite hat der „Sentinel" Recht mit der Bemerkung, daß nicht bloß die christlichen Körperschaften unseres Landes gegen eine derartige Lehre nichts einzuwenden hätten, sondern auch ebensowenig die Mohammedaner, Hindus, Buddhisten und alle andern Gottgläubigen. Aber schließlich wäre doch nie-

mand zufrieden mit der einfachen Aufstellung einer solchen religiösen Behauptung in der Schule. Sobald diese Lehre Gegenstand des Unterrichts und wirklicher Belehrung werde, beginne auch der Wirrwarr und der Streit. Man müsse dann doch fragen: wie können wir es denn wissen, daß es einen Gott gibt und wie und warum sollen wir ihn lieben. Ja, wenn alle Bewohner eines Staates oder Landes in ihren Meinungen und Ansichten in dieser Sache einig wären, dann stünden die Dinge anders. So aber seien die Vorschläge Professor Thwings einfach nutzlos. Die Gründer des amerikanischen Systems der Volksschule hätten sich offenbar die Lehren der Geschichte gründlich zu Herzen genommen. Wenn diese Lehren zur Zeit an Frische und Kraft eingebüßt hätten und wenn man dem weisheitsvollen Vorgehen jener Pioniere zum Trotze religiösen Unterricht in den Schulen einführe, so werde die unausbleibliche Folge die sein, daß es sich zeigen werde, wie weise die gehandelt hätten, welche die Religion aus der Schule fern hielten und wie töricht es sei, diese Politik in ihr Gegenteil zu verkehren.

Nicht einmal das Vater-Unser darf in der öffentlichen Schule ein Plätzchen finden. Wenigstens scheint der „Sentinel“ zu dem Zwecke einen Brief des Generalanwalts von Minnesota veröffentlicht zu haben, daß die Leser sich dies daraus merken sollen. Im Staate Minnesota besteht die gesetzliche Bestimmung (Art. 1, Sekt. 16): Niemand soll gezwungen werden, einen gottesdienstlichen Ort zu besuchen, einzurichten oder zu unterhalten. Der achtbare W. W. Prendergast, Superintendent des öffentlichen Unterrichts, richtete an den Generalanwalt die Anfrage, ob es gesetzlich sei, den Unterricht in der öffentlichen Schule mit dem Aufsagen des Vater-Unsers zu beginnen. Die Antwort lautete dahin, daß zwar noch kein Anlaß vorgelegen habe, den betreffenden Paragraphen „auszulegen“ (construe). Aber im Staate Wisconsin, wo eine ähnliche gesetzliche Klausel existiere, sei entschieden worden, daß wenn gegen den Gebrauch der Bibel in der öffentlichen Schule protestiert werde, davon Abstand genommen werden solle. Er müsse darum sagen, daß angesichts dieser Entscheidung der Gebrauch des Vater-Unsers in der Schule im Widerspruch mit der Konstitution stehe.

Und nun noch ein Beispiel von der Stellung des „Sentinel“ in Bezug auf Staat und Kirche. Es soll uns dieses zugleich als Ueberleitung auf unser Thema dienen.

Im Sommer vorigen Jahres versuchte in Tarlac, P. J., der Filipino Stadtrat die Höhe der kirchlichen Sporteln zu bestimmen resp. zu regulieren. Da dies auch an andern Orten versucht wurde, so sah sich Gouverneur Taft, bei dem die katholischen Priester vorstellig geworden waren, genötigt, an den Gouverneur von Tarlac, Captain Wallis O. Clark, ein öffentliches Schreiben zu richten. In diesem setzt er die vollständige Trennung von Staat und Kirche auseinander. Niemand ist gezwungen, sich vom katholischen Priester trauen zu lassen; wer es tut, tut es freiwillig. Glaubt er dafür zu viel bezahlen zu müssen, so muß er sich an eine höhere Instanz in der katholischen Kirche wenden u. s. w.

Die Priester hatten also gegenüber Stadtverwaltung Recht behalten, aber um welchen Preis? Die Antwort auf diese naheliegende Frage ist ebenso

naheliegend. Ein katholisches Blatt, „Centro Catholico“ genannt, erging sich darum auch in heftigen Ausfällen gegen das Taftsche Schreiben, das es ein miserables Schriftstück nennt. Aus demselben töne einem der Ruf entgegen: Auf, zum Krieg gegen Gott!

Welche Anwendung macht nun der „Sentinel“ auf Zustände unseres Landes? Er sagt: „Diese Priester sind nicht damit zufrieden, daß sie in der Ausübung ihrer Rechte Sicherheit gewährleistet bekommen; nein, sie wollen mehr als ihr Recht, sie beanspruchen Sonderrechte. Wenn man den offenbaren Fanatismus dieser Priester außer Acht läßt, so sieht man keinen Unterschied zwischen ihrer Haltung und der Haltung der Methodisten und anderer Benennungen unseres Landes, welche auf der Ausübung staatlichen Zwanges behufs Beobachtung des Sonntags beharren. Wir sehen nicht den mindesten Unterschied zwischen dem Artikel des „Catholic Center“ und den Leitartikeln im „Christian Advocate“, in denen während der letzten paar Monate mit ebensoviel Nachdruck gegen jegliche Aufhebung jener Gesetze protestiert wird, durch welche der Staat dem kirchlichen Tag, Sonntag genannt, speziellen Schutz zuteil werden läßt, von wegen seines religiösen Charakters.“

Dann stellt der „Sentinel“ einen Vergleich an zwischen einzelnen Ausdrücken, die in dem oben genannten Blatte, „Centro Catholico“, stehen und solchen, die im „Christian Advocate“ zu lesen sind. Er kommt zu dem Resultat: Dieselbe Logik, dieselben Forderungen, dieselben Schimpfereien — nur eben feiner, gebildeter, höflicher. Ja, sagt der „Sentinel“, er sei sogar der Meinung, daß die katholischen Priester noch eher zu entschuldigen seien, als der „Christian Advocate“, die Methodisten und andere. Denn sie, die Priester, treten ja nicht für das Prinzip der Trennung von Staat und Kirche auf und ferner wohnten sie ja in einem Lande, das seit Jahrhunderten eben nach spanisch-katholischen Grundsätzen regiert worden sei. Mit welchem Rechte amüsierten sich denn die amerikanischen Kirchenleute über die Aufregung, die das Taftsche Schreiben über die vollständige Trennung von Staat und Kirche unter den Katholiken auf den Philippinen verursachte? Sie selbst verlangten ja staatliche Aufrechterhaltung des amerikanischen Sabbats. Sie sollten sich auch gar nicht darüber aufhalten, daß der „Centro Catholico“ davon spreche, der Taftsche Brief sei ein Ruf zum Kampfe gegen Gott. Von mehr als einer nichtkatholischen Seite habe man hierzulande schon Aeußerungen vernommen, die denselben Schluß zögen für den Fall, daß es dem Staate einfallen sollte, dem Sonntag seinen gesetzlichen Charakter zu nehmen. „Viele Mitglieder der großen religiösen Körperschaften dieses Landes scheinen, was die Trennung von Staat und Kirche betrifft, in aller Gemütsruhe die Katholiken der Philippinen mit ganz anderem Maße zu messen als sich selbst und die eigene Kirche in der Heimat.“

Aber, sollte der „Sentinel“ in dieser Sache nicht gar zu scharf vorangehen? Macht er sich vielleicht nicht einer Uebertreibung schuldig? Eine New Yorker Zeitung, das „Evening Telegram“, stellte neulich folgende Behauptung auf: „Diese Lehre (nämlich, daß die Heilighaltung des Sonntags oder Sabbats eine göttliche Stiftung sei und vom Staate durchgeführt werden müsse) ist von der amerikanischen Gesetzgebung, sei es eine staatliche oder die natio-

nale, nie anerkannt worden; auch kann solches nicht geschehen, ohne unsere Staatsgrundsätze dem Geiste und dem Buchstaben nach zu verletzen. Dagegen macht der „Sentinel" etwa folgendes geltend: Was die Staaten betrifft und die staatlichen Gesetzgebungen, so gibt es überhaupt nur zwei Staaten, die keine Sonntagsgesetze haben. Die verschiedenen Sonntagsgesetze existierten seit dem ersten Anfang der Republik, ganz im Widerspruch mit dem Geiste und Buchstaben unserer Staatsgrundsätze."

Und die Vereinigten Staaten? Vor zehn Jahren noch wäre die Behauptung des „Telegram", soweit die nationale Gesetzgebung in Betracht kommt, zutreffend gewesen; heute ist sie es leider nicht mehr. In den Jahren 1829 bis 1830 wollte der Kongreß von einer solchen Gesetzgebung absolut nichts wissen. Als es sich aber im Jahre 1892 um die nationale Verwilligung für die Chicagoer Weltausstellung handelte, unterlag der Kongreß dem Ansturm der kirchlichen Mächte, die unter Drohungen Anerkennung eben dieser sabbatarischen Lehre verlangten. Es ist zu beachten, daß einer der Hauptbefürworter dieser Neuerung vom Sekretär des Senates das vierte Gebot verlesen ließ und zwar als Rechtfertigung einer solchen gesetzlichen Maßnahme. Dies geschah allerdings, wie das „Telegram" richtig sagt, ganz im Widerspruch „mit dem Geist und Buchstaben unserer Staatsgrundsätze." Es ist zu schade, daß immer noch die Meinung umgeht, so etwas sei niemals geschehen. Es ist aber von größter Wichtigkeit, daß diese Dinge bekannt werden und ihre eigentliche Bedeutung jedem zum Bewußtsein kommt.

Und warum ist dies so wichtig? Wegen der Konsequenzen, die sich aus staatlicher Gesetzgebung ergeben.

1. Der Staat im Bunde mit Religion oder vielmehr der Staat Richter in einer umstrittenen religiösen Sache. Welcher Tag soll als Sonntag gefeiert werden? Dies muß zuerst und zwar vom Staat bestimmt werden. Sein Entscheid muß unfehlbar sein; sonst bleibt das Gesetz ein toter Buchstabe. Die Gesetzgebung wird der Tummelplatz religiöser Streitigkeiten und priesterlicher Intriguen. Dabei geht die Sache guter Regierung zu Grunde und die echte Religion muß sich verstecken.

2. Die Entscheidung fällt zu Gunsten eines Tages aus, den nur ein Teil der Bürger feiert. Dieser Tag erhält gesetzliche Anerkennung und Würde. Irgend ein anderer Tag wird gesetzlich degradiert.

3. Aus religiösen Gründen könnte man freilich noch einen anderen Tag feiern. Aber dies wäre ein Nachteil für die Betreffenden. Der Staat zwingt einen Teil der Bürger, ein Sechstel seiner Arbeitszeit zu verlieren. Ein solches Verlangen zu stellen, involviert eine große Ungerechtigkeit.

4. Sonntagsgesetze bedrücken das Gewissen. Das Recht des einen, der den siebenten Tag feiert, ist ebenso heilig, wie das Recht des andern, der den ersten heilig hält. Zahlen entscheiden hier nicht. Sabbatgesetzgebung ist gleichbedeutend mit religiöser Gesetzgebung, religiöser Tyrannei und religiöser Verfolgung. Es ist zu verwundern, daß Christen, bewußte und ausgesprochene Nachfolger Christi, sich hierzu hergeben. Der Meister sagte: „Was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen."

Und widerum: „Wer meine Worte hört und glaubet nicht, den werde

ich nicht richten; denn ich bin nicht gekommen, daß ich die Welt richte, sondern daß ich die Welt selig mache." Man versucht zwar darzutun, die Sonntagsgesetze seien ganz und gar nach weltlichen Formen gegossen — allein vergebens. Denn die Sache, um die es sich handelt, ist und bleibt eine religiöse. Darum ist eine solche Gesetzgebung nie mit völliger Gewissensfreiheit in Einklang zu bringen.

Viele Staatsgesetzgebungen legen gerade auf den religiösen Charakter des Tages den Nachdruck, indem sie solchen Personen, welche einen andern Tag feiern, eine Ausnahmestellung einräumen.

Es bleibt dabei, die Sonntagsgesetze sind ein Ueberbleibsel aus einer Zeit, da Staat und Kirche mit einander verbunden waren und da die weltlichen Herrscher sich anmaßten, nicht bloß in weltlichen, sondern auch in geistlichen Dingen das letzte Wort zu haben. Darum sollten solche Gesetze abgeschafft werden, so daß die Sache der Sonntagsheiligung hinkäme, wo sie hingehört, ins Herz und Gewissen des einzelnen.

Bemerkungen des Uebersetzers.

1. Wenn der „Sentinel" von der wachsenden, zeitgenössischen Neigung spricht, die Staatsgewalt auf das Gebiet der Gewissensfreiheit auszudehnen, so hat er Recht. Man spürt nach und nach die bösen Folgen einer Erziehung ohne Religion. Denn die Sonntagschule allein ist den Anforderungen, die man an den religiösen Unterricht stellen muß, nicht gewachsen. Da soll der Staat denn, wie vorgeschlagen ist, gewisse Stunden in der Woche freigeben, damit die Kinder von ihren resp. Pastoren religiösen Unterricht erhalten könnten. Man erwartet dies vom Staate als eine Konzession; der Staat soll damit bekennen, daß Religion einen notwendigen Bestandteil des Jugendunterrichts ausmache. Welche Garantien hätte nun der Staat, daß die Zeit in der angegebenen Weise verwendet würde? Und könnte die Kirche dem Staate irgend welche Garantien geben, ohne damit dem Grundsatze der völligen Trennung beider zu nahe zu treten?

2. Aber, sagt man, dieser Grundsatz ist nicht stichhaltig. Kirche und Staat sollen miteinander zum Besten der Bürger wirken. Man sagt auch: Dieser Grundsatz ist ja auch gar nicht überall bei uns verwirklicht. Zum Beweise führt man die Sonntagsgesetze an. Es ist allerdings eine eigentümliche Erscheinung; die Gründer unserer Republik stellen den Grundsatz der völligen Trennung von Kirche und Staat auf und noch im Jahre 1830 will der Kongreß von einer Sonntagsgesetzgebung nichts wissen, während doch in verschiedenen Staatsgesetzbüchern Sonntagsgesetze vom Anfang an eine Stelle gefunden haben. Man sieht, Stöcker hat Recht, wenn er mit Bezug auf die Ideale des Sozialismus sagt, es sei noch nie eine menschliche Idee in ihrem vollen Umfange realisiert worden.

3. Die Idee der völligen Trennung von Staat und Kirche ist also auch bei uns bis auf den heutigen Tag nicht völlig realisiert worden. Aber soll sie darum als verfehlt angesehen werden? Sollten wir uns am Ende gar freuen, wenn sie immer mehr in den Hintergrund tritt, und an ihrem Verfalle mithelfen? Wenn wir das Ideal der völligen Trennung von Kirche und Staat

fahren lassen, dann wird es auch bei uns gar bald dahinkommen, daß Staat und Kirche sich um die Vorherrschaft streiten. Und das wird dann gerade bei uns besonders erbaulich werden! Um der Sünde willen, die den Vertretern des Staates, wie denen der Kirche anhaftet, ist das Ideal der völligen Trennung beider hochzuhalten. Es ist gewiß ein schöner Gedanke und kein gemeines Ideal, Kirche und Staat gleicherweise als Diener Gottes und des einzelnen Bürgers anzusehen, aber um der Sünde willen, wird's bald zu bitteren Auseinandersetzungen zwischen beiden und heftigen Zusammenstößen kommen und die Sache unsrer Freiheit und echter Religion wird schnell schwere Einbuße erleiden, sobald die Idee der Trennung von Staat und Kirche aufgegeben sein wird. Und wollen wir hinzufügen, wenn einmal die Sünde abgetan sein wird, dann wird nicht mehr von zwei Dienern Gottes und der Menschen die Rede sein können, sondern die Gemeinde der Heiligen (Christi) wird der Gottesstaat sein.

4. Aber es bleibt immerhin noch die Frage zu erledigen: Steht unsere Sonntagsgesetzgebung in einem solchen Widerspruch zu dem Ideal der völligen Trennung von Staat und Kirche, daß wir, um dieses Ideal nicht zu verlieren, die Sonntagsgesetze ganz und gar abschaffen müssen? Wenn sich den Gründern unserer Republik eine ähnliche Frage je aufgedrängt hat, so haben sie dieselbe sicherlich verneint. Andernfalls hätten sie doch nicht beides festgehalten. Der „Sentinel" meint freilich, die Sonntagsgesetzgebung sei eben ein Ueberbleibsel aus einer Zeit, „da Staat und Kirche mit einander verbunden waren und da die weltlichen Herrscher sich anmaßten, nicht bloß in weltlichen, sondern auch in geistlichen Dingen das letzte Wort zu haben." Mit anderen Worten: Der Zopf hing ihnen eben hinten und darum haben sie ihn nicht gesehen! Wir sollten darum heute, nach so und so viel Jahren, endlich den Zopf abschneiden, damit die Sonntagsheiligung wieder dahinkomme, wo sie hingehöre, ins Herz und Gewissen des einzelnen. Wenn aber das Blatt somit die Sonntagsgesetzgebung direkt oder indirekt für die nicht zu leugnende und zunehmende Sonntagsentheiligung verantwortlich macht, so beweist es offenbar zu viel.

Die Sonntagsgesetze sind ohne Zweifel in ihren Grundzügen gute Gesetze. Da sie sich auf das vierte Gebot gründen, wird insofern auch von ihnen gelten, was Röm. 7, 7 steht: „Ist denn das Gesetz Sünde? Das sei ferne." Ferner Röm. 7, 12 u. 13: „Das Gesetz ist je heilig, und das Gebot ist heilig, recht und gut. Ist denn, das da gut ist, mir ein Tod worden? Das sei ferne!"

Das allerdings ist ein verhängnisvoller Fehler, in den viele unserer Mitbürger immer wieder verfallen, daß man meint, mit Gesetzen der sittlichen Not abhelfen und die Sittlichkeit fördern zu können. Wenn man doch einmal die Menschen zwingen könnte, brav zu sein und selig zu werden! Man redet vom „amerikanischen Sabbat"; man hält mit pharisäischem Hochmut und selbstgerechter Störrigkeit am „Sabbat" fest und erwartet davon alles Heil und vom Aufgeben dieses Götzen allen Fluch — in der Bekämpfung solcher Einbildungen können wir dem „Sentinel" schon recht geben; aber von der Aufhebung der Sonntagsgesetzgebung erwarten wir nichts gutes. Einer vernünftigen Revision derselben dürfte man schon das Wort reden, aber sie gänzlich abzuschaffen, wäre sicherlich ein verfehltes Unternehmen.

Ist der biblische Schöpfungsbericht eine Sage?*)

Von P. G. Brändli.

Für manche Gelehrte und Ungelehrte scheinen die Akten über diese und ähnliche Fragen bereits geschlossen. Denn, wenn schon „der erste schüchterne Leseversuch im Buche der Natur" das mosaische Sechstagewerk über den Haufen warf, wie behauptet wird, was wird's erst werden, wenn man die Hieroglyphenschrift dieses wundersamen Bilderbuches einmal geläufig lesen kann?! Doch, einstweilen sind wir ja über das Buchstabieren noch nicht hinaus, wie uns derselbe „Pastor" versichert, der im nämlichen Atemzug jene kühne Behauptung aufstellte. Er steht damit leider nicht allein.**) Von Forschern auf dem Gebiet der Naturwissenschaft, wie von Theologiebeflissenen ist der mosaische Schöpfungsbericht, auf Grund neuerer und neuester Ergebnisse der Forschung, zum alten Gerümpel geworfen worden, was ja auch mit dem Namen „Sage", der auf diese „alten Geschichten" angewendet wird, deutlich genug ausgedrückt ist.

Wir wundern uns über den wenig bescheidenen Ton, in dem uns diese neuen, doch nur mühselig und stückweise herausbuchstabierten Entdeckungen angepriesen werden. Ob diese Hieroglyphenbruchstücke von den Männern der Wissenschaft auch immer richtig verstanden oder in gehöriger Reihenfolge zusammengestellt wurden, darüber hat bei unserem „Pastor" nicht der mindeste Zweifel Raum. Denn er sagt, als ob er von vornherein der Zustimmung aller gewiß wäre: „Die Mitteilungen der Bibel über die Urgeschichte sind selbstverständlich Sagen. Darüber ist weiter kein Wort zu verlieren" — und doch verliert er selber noch manches Wort, um sich und uns die Sache plausibel zu machen. Wir aber, die wir im Glauben an die Wissenschaft noch nicht soweit sind wie er, sollen schweigen und zusehen, wie uns das eigentliche Fundament unseres Gottesglaubens niedergerissen wird? — Doch, ehe wir über diesen Punkt zur Tagesordnung weitergehen, müssen wir fragen, ob eine Sage überhaupt „ewigen Wert" oder „religiösen Wert und bleibende Bedeutung" haben kann? (Solche Prädikate werden ja den „Sagen der Genesis" beigelegt.) Wenn ja — dann gilt das eben nicht nur von den hebräischen Sagen, sondern auch von den babylonischen oder ägyptischen oder griechischen. Und wenn sogar, wie behauptet wird, die babylonischen Sagen „die ältesten uns bisher erschlossenen Quellen" zur Urgeschichte bilden, also auch zur mosai-

---

*) Vgl. zu diesen Bemerkungen: Magazin, Sept. 1902, Seite 349 ff.

**) Z. B. Neumayr, Erdgeschichte (2. Aufl.) I., Seite 14, geschieht der „mosaischen Tradition" in überaus verächtlichem Ton Erwähnung; Seite 15 werden die „Schöpfungssagen der Hebräer und Aegypter" in einen Topf geworfen; und Seite 16 muß die „mosaische Tradition" noch einmal herhalten, denn durch sie „erhielt die geologische und paläontologische Richtung fast nur verderbliche Angebinde"... nämlich „die Lehre von der Erschaffung der Welt in sieben Tagen" u. s. w.

schen,*) so wäre jenen, schon um ihres viel höheren Alters willen ohne weiteres die erste Stelle einzuräumen. Denn, wenn beides Sage ist, so haben wir keinen Grund und kein Recht, der hebräischen nur um ihrer einfacheren und markigeren Form willen, vor jener ältesten Quellenschrift den Vorrang zu geben. Nur wenn der Unterschied zwischen „Babel und Bibel"**) der ist: dort Sage — d. h. phantasiereiche und poetische Einhüllung eines schwachen Fünkleins von Wahrheit in einen dichten Nebel von Unwahrheit und Erfindung; hier Tatsachen — d. h. die schlichte, ungeschminkte Wahrheit über die Urgeschichte — dann haben wir nicht nur ein Recht, sondern die Pflicht, dem biblischen Bericht vor allen anderen den Vorzug zu geben.

Wenden wir zunächst unsere Aufmerksamkeit dem Stoff zu, den diese sogenannte älteste Quellenschrift dem Moses zur Verarbeitung in seinen Schöpfungsbericht geboten haben soll.

Das babylonische Schöpfungsepos beginnt mit einer Ouvertüre, die der orientalischen Phantasie alle Ehre macht. Zuerst wird in geheimnisvoll-erhabenen Worten uns das Chaos vorgeführt, das vor allem Geschaffenen, wie die Götter selbst, Bestand hatte. Zur Zeit, da weder die Himmel droben sich wölbten, noch unten die Erde mit Namen genannt ward, bestand das Chaos, als eine Mischung der Wasser des Ozean, des Urzeugers, und der Tiamat, der Gebärerin des Weltalls. Nun erst tritt auch Merodach auf den Plan, der mit den übrigen Göttern geschaffen worden war. In einer Rede an die Götter macht er diesen den Vorschlag, daß wenn er sie räche, und die feindliche Tiamat gefangen nehme, sie seinen Willen als unverbrüchlich und sein Wort als unabänderlich für alle Zeiten anerkennen sollten. Durch Vermittlung des Gottes Ansar werden die übrigen Götter dazu gebracht, Merodachs Bedingungen anzunehmen, aber erst nachdem sie in Schrecken versetzt sind durch die Ankündigung, daß Tiamat zum Kampfe herannahe mit furchtbarem Heeresgefolge — giftgeschwollenen Schlangen, Skorpion- und Fisch-Menschen, und anderen schauerlichen Ungetümen, die unter der Leitung Kingus, des Gemahles der Tiamat, stehen. Nun übertragen die Götter in hoher Feierlichkeit dem Merodach die Königsherrschaft über das All, nebst Thron und Scepter, und einer unwiderstehlichen Waffe. Mit kunstvoller Rüstung angetan zieht dieser gegen Tiamat und ihr Heer, die er im furchtbaren Kampfe überwindet. Tiamat wird mitten entzwei gespalten, während ihre Bundesgenossen, in Merodachs Netz gefangen, in anderer Weise unschädlich gemacht werden. — Aus der einen Hälfte der Tiamat errichtet Merodach

*) Diese Ansicht hat auch hierzulande ihre Vertreter. Vgl. z. B. The Homil. Review, Aug. 1900: The polychrome Bible, tested by the Assyrien flood tablet, by Rev. W. W. Everts, M. A., St. Paul, Minn. — Daß hier die Anschauung vorherrscht, das babylonische Flut-Epos sei Quelle des biblischen Flutberichtes, wird klar aus folgenden Worten Seite 130: The story of Genesis appears to be a complete whole. The editor, if there was one, succeeded well in combining two discordant stories, if there were such, into a harmonious whole, *much like the original account found in Babylon.*

**) Anspielung auf den bekannten Vortrag Delitzschs, in dem er ebenfalls die Abhängigkeit des biblischen Schöpfungsberichtes von der babylonischen Sage verficht.

das Himmelsgewölbe, die andere Hälfte wird verwendet zum Bau der Erde. Die zwölf Gestirne des Tierkreises samt den zwölf Monaten, Mond und Sonne, werden eingesetzt. Merodach erkennt die Fruchtbarkeit der noch unbewohnten Erde. Darum befiehlt er einem der Götter, ihm den Kopf abzuschneiden, das herabfließende Blut mit Erde zu vermengen, und daraus Menschen und Tiere zu bilden. — Den würdigen Abschluß dieses an poetischem Schwung reichen Epos bildet eine Doxologie Merodachs als des höchsten unter den Göttern. Beigefügt ist überdies ein Kommentar zu seinen hauptsächlichsten Namen, sowie zu den wichtigsten Seiten seines Kultus.

Daß diese Beschreibung der Weltschöpfung Sage ist, darüber braucht man kein Wort weiter zu verlieren. Daß aber diese Sage die Quellenschrift, sein soll für den mosaischen Schöpfungsbericht,*) das ist aus mehr als einem Grunde nicht nur fraglich, sondern überhaupt unmöglich, trotz der konstatierten unverkennbaren Anklänge der Einleitung an 1. Mose 1, 1. 2.

Die babylonische Sage setzt das Chaos bereits als bestehend voraus, als der Schöpfergott auf den Plan tritt. Diese Ansicht wird durch 1. Mos. 1, 1 ausgeschlossen. Das Chaos tritt im babylonischen Schöpfungsepos auf als eine den Göttern feindliche und gefährliche Macht, die der mächtigste unter ihnen in heißem Kampfe erst überwinden muß, ehe er an das Werk der Schöpfung gehen kann. Der biblische Bericht hat nicht die leiseste Andeutung hiervon. — Wie konnte ferner Moses aus dem Polytheismus als seiner Quelle den strikt durchgeführten Monotheismus seines Berichtes ableiten? Wie kam er dazu, seinen Elohim ganz selbständig schalten und walten zu lassen, während doch der Merodach seiner Vorlage die Zustimmung der übrigen Götter zu seinen Plänen erst durch Ueberredungskunst zu gewinnen sucht, und sie endlich durch Einschüchterung erpreßt? Moses mußte ein überaus schlauer Hebräer sein, da er beim Nachdenken über den Bericht seiner Quelle zu der Einsicht kam, daß nur ein Gott wie Merodach überhaupt göttliche Anerkennung verdiene, und dann diese seine Erfindung zur Tatsache stempelte, indem er den vielen Göttern der babylonischen Sage, in seinem Bericht nur einen entgegenstellt, und ihm den Namen Elohim gibt. Warum nicht lieber zugestehen, was doch der Augenschein lehrt, daß diese sog. babylonische Quelle weiter nichts ist als ein phantasiereiches Gemälde, das dem Gehirn eines poetisch veranlagten Orientalen entsprungen ist; während Moses uns die (ihm dann eben auf anderem Wege zugekommene) Wahrheit mitteilt über die Urgeschichte der Erde? — Beachten wir nur noch den trostlosen Wirrwarr, der in der babylonischen Sage auch da herrscht, wo von der Schöpfung von Tieren und Menschen die Rede ist. Nicht der leiseste Wesensunterschied zwischen beiden wird angedeutet.**) Halten wir dagegen, was 1. Mose 1, 20—28 in großen Zügen, ebenso einfach, wie klar und erhaben, über diesen Punkt aufgezeichnet ist, so wird es uns vollends klar, daß Moses für seinen Schöpfungsbericht

*) Wie selbst Delitzsch sich nicht entblödet hatte, in seinem erwähnten Vortrag zu behaupten.

**) Hat etwa auch Darwin mit seiner Abstammungslehre aus dieser „Quelle“ geschöpft?

aus besseren Quellen schöpfte, als sie ihm von kleinen und großen Gelehrten der Gegenwart untergeschoben werden. Nicht nur „der Geist, der über dieses Material kam," ist ein anderer, sondern *das Material selbst*, das dieser Geist beherrscht, ist ein ganz anderes.

Auch darüber kann, bei vorurteilsfreier Betrachtung, kein Zweifel sein, daß der mosaische Bericht auch in betreff *des naturgeschichtlichen Materials*, das darin eingeflochten ist, den babylonischen Fabeleien bei weitem überlegen ist. *Es gibt tatsächlich kein wirklich gesichertes Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiet der Natur, das dem biblischen Schöpfungsbericht widerspricht.* Das Gegenteil hiervon ist zwar schon oft behauptet, nie aber bewiesen worden. Gerade in den großen Hauptpunkten findet sich zwischen Bibel und Wissenschaft eine staunenswerte Uebereinstimmung. Freilich müssen wir zum richtigen Verständnis immer im Auge behalten, daß das erste Blatt der Bibel nicht Naturwissenschaft enthält, sondern *eine für den Glauben grundlegende Aufklärung* über das „wie" und „woher" der Schöpfung, die uns umgibt, von der wir selber einen Teil bilden. Es ist *die Urgeschichte der Erde für Erdenbewohner, und zwar von ihrem Standpunkte aus!* Nachdem einmal gesagt ist: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde," ist im weiteren Verlauf nur noch von der Erde die Rede und von dem, was Gottes Schöpfungswort *auf ihr und für sie* hervorbrachte. Der Himmel mit seinen Gestirnen kommt also nur noch insofern in Betracht, als dieselben in irgendwelcher Beziehung stehen zur Erdenwelt. Ueber ihre physikalische Beschaffenheit, oder über ihre Stellung im Weltraum sagt uns der biblische Bericht nichts. Somit kann auch das, was die Naturwissenschaft über diese Verhältnisse lehrt, den Aussagen der Bibel nicht widersprechen.

Nur ganz im Vorbeigehen sei auch daran erinnert, daß das ganze stolze Gebäude unserer modernen Naturwissenschaft auf *Hypothesen* gegründet ist, d. h. auf solche Sätze, die man zwar im allgemeinen als richtig anerkennt, *deren Wahrheit aber nicht bewiesen werden kann.* So ist die heute in gelehrten Kreisen allgemein anerkannte „Kant-Laplacesche Theorie" von der Entstehung des gesamten Weltsystems aus dem Urnebel weiter nichts als eine Hypothese, die zwar manche Naturerscheinung in befriedigender Weise erklärt, sich aber niemals wird erweisen lassen als eine über allen Zweifel erhabene Wahrheit. Daß die Hypothesen in der Geschichte der Naturwissenschaft in bunter Mannigfaltigkeit gewechselt haben, ist eine nicht zu leugnende Tatsache. Nur *ein* Beispiel möge hier erwähnt sein. Noch zur Zeit vor dem amerikanischen Bürgerkrieg war Blumenbachs Lehre von den fünf Menschenrassen ein Dogma, dem sich die gesamte Gelehrtenwelt willig beugte. Das war damals die herrschende Hypothese in betreff der Abstammung des Menschengeschlechtes. Auf Grund von „sicheren Ergebnissen der Forschung" galt es als ausgemacht, daß die Rassenunterschiede so bedeutend seien, daß an eine Abstammung des Menschengeschlechtes von einem Paar, wie es die Bibel lehrt, nicht gedacht werden könne. Adam und Eva wurden ins Reich der Fabel verwiesen. — Heute tönt es nun in ganz anderer Tonart.

Nach der Darwinschen Abstammungs-Theorie, die ebenfalls nur eine Hypothese ist, welche die Gelehrten zur Grundlage ihres Systems machen, müssen nicht nur alle Menschen, sondern alle Tiere und Pflanzen sich auf einige Urzellen zurückführen lassen, aus denen im Lauf der Jahrmillionen sich ganz allmählig der Stand unserer gegenwärtigen Schöpfung herausentwickelt hat. Und wenn nun auch die Heilige Schrift, die dieses Gaukelspiel der Hypothesen nicht mitmacht, sich mit einer solchen Hypothese im Widerspruch befinden sollte, kann etwa dadurch ihr Ansehen herabgemindert werden? Gerade weil der ehrliche Naturforscher auch unserer Tage bekennen muß, daß seine Wissenschaft über das Buchstabieren im großen Buche der Natur noch nicht hinausgekommen ist, so sollte man sich hüten, die biblischen Berichte so leichthin ins Gebiet der Sage zu verweisen, oder gar zu behaupten, deren Angaben seien durch die Wissenschaft über den Haufen geworfen. Nicht Hypothesen, sondern Tatsachen müßten gegen die Bibel ins Feld geführt werden. Diese aber haben noch immer bewiesen, daß die Bibel nicht mit schwankenden Meinungen uns hinhält, sondern uns ewig gültige Wahrheit bietet.

Sobald wir von den Hypothesen absehen, und uns einfach an die Tatsachen halten, die auch für die Naturwissenschaft fest stehen, so finden wir, daß diese Tatsachen nicht nur der Heiligen Schrift nicht widersprechen, sondern mit ihren Angaben aufs schönste harmonieren.

Besonders epochemachend sind auf dem Gebiet der Naturforschung die neuesten, paläontologischen Entdeckungen. Sie haben es für die Naturwissenschaft erwiesen, daß unsere heutige Natur nur den Höhepunkt einer Entwicklungsreihe darstellt, die sich auf höchst einfache Anfänge zurückführen läßt. Diese Beobachtung hat Darwin zu seiner berühmten Abstammungslehre geführt, die von seinen Nachfolgern zur berüchtigten Affentheorie umgeprägt wurde. Das, was an Darwins Lehre Wahrheit ist, ist lange vor ihm, durch Mosis Hand, im biblischen Schöpfungsbericht aufgezeichnet. Auch nach Mosis Darstellung ist unsere Natur nicht mit einem Schlage fertig gewesen, sondern nach und nach ins Dasein getreten, und zwar in aufsteigender Linie, von den einfachsten Anfängen bis zum vollkommensten Geschöpf. Ganz allmählig wird ein Baustein auf den anderen gelegt bis zur Vollendung des ganzen, großartigen Gebäudes. In sechs Tagen bringt der Weltenbaumeister sein Werk zu Ende. An dem Wort „Tag" wird sich heute kein Unbefangener mehr stoßen. Die mosaische Einteilung in sechs Tagewerke ist eben der Rahmen, in den das Gemälde gefaßt ist, und könnte etwa der Kapiteleinteilung verglichen werden, die sich bei jeder Lebensbeschreibung findet, als ein Mittel zur Uebersichtlichkeit. Und selbst wenn wir zugeben müßten, daß Moses an wirkliche 24stündige Tage gedacht habe, so ändert das den Grundgedanken seiner Darstellung nicht im geringsten, daß die Schöpfung nicht auf einmal, sondern nach und nach, vom Niederen zum Höheren aufsteigend, entstanden sei. Und das stimmt genau mit den neuesten Ergebnissen der Naturforschung.

Ein anderer Gedanke des mosaischen Berichtes ist nicht minder beachtenswert in seiner Uebereinstimmung mit der Naturwissenschaft. Das erste,

was von Gott ins Dasein gerufen wird, ist das Licht. Wußte etwa schon Moses, was die Naturforschung erst neuerdings entdeckt hat, daß das Licht die erste Bedingung für alles organische Leben ist? Hatte er wohl eine Ahnung von der gewaltigen Logik seiner Darstellung? Oder haben wir in solcher Uebereinstimmung zwischen Bibel und Naturforschung nicht deutliche Fingerzeige dafür, daß wir es in der Bibel mit göttlich geoffenbarter Wahrheit zu tun haben?

Ein dritter Gedanke, in dem Moses mit der Naturwissenschaft unserer Tage völlig übereinstimmt, ist der, daß der Mensch erst auftrat, als die gesamte übrige Natur geschaffen war. Nach den modernen Autoritäten der Anthropologie fällt das erste Auftreten des Menschen ins Diluvium.*) Was man früher vom tertiären Menschen gefabelt hat, hat sich bei gründlicher Forschung als völlig unhaltbar erwiesen. Schon Oswald Heer faßt seine diesbezüglichen anthropologischen Forschungen dahin zusammen, daß seit der Diluvialzeit keine einzige neue Art entstanden sei. Somit gehört der Mensch, auch der Naturwissenschaft zufolge, zu den zuletzt aufgetretenen Wesen.

Gerade dieser Punkt ist von solcher Wichtigkeit, daß wir nicht umhin können, noch etwas näher darauf einzugehen. Ein neuerer Anthropologe, Ranke,**) äußert sich in ganz ähnlicher Weise über das erste Auftreten des Menschen, wie Oswald Heer: „Die ältesten Menschenspuren reichen in Europa, wie in der übrigen Welt, nicht über das Diluvium hinaus." Eine andere Autorität auf dem Gebiet der Paläontologie sagt in Uebereinstimmung mit dem eben erwähnten:†) „Man hat zwar schon viel von den Spuren tertiärer Menschen gesprochen, aber noch ist zur Stunde kein einziger sicherer und beweiskräftiger Fund anzuführen." Der nämliche Gelehrte redet etwas früher von der Ursache des merkwürdigen Aussterbens der diluvialen Riesentiere (wie Höhlenbär, Riesenhirsch, Mammut und Nashorn) und er kommt dabei zu dem Schluß: „Offenbar war aber die Hauptursache ihres Aussterbens die Tätigkeit des Menschen, der ihre Verbreitungsbezirke durch fortschreitende Kultivierung des Bodens einengte und in jahrtausendelang fortgesetztem Ringen manche dieser Kolosse und der furchtbaren Raubtiere ausrottete." Auch er sagt von den ersten Spuren des Menschen: „Erst im Diluvium treten sichere Reste auf, aber auch hier fehlen sie noch in den präglazialen Bildungen. Die frühesten unzweifelhaften Spuren stammen aus interglazialer Zeit." (Also erst aus dem jüngeren Diluvium.) „Ob der Mensch wirklich erst in der interglazialen Zeit in Europa eingewandert ist, oder ob er schon früher hier gelebt hat, ob er in einem andern Erdteil schon weit früher existiert hat, das

*) Diluvium heißt die jüngste, von den Geologen statuierte, große Entwicklungsperiode in der Erdgeschichte.

**) In seinem Werke: Der Mensch, II., 456.

†) Vgl. Neumayr, Erdgeschichte II., 454; 452. Siehe auch die gründlichen Untersuchungen über diese Frage in Ranke, Der Mensch, II., 360 ff.; 386 ff.; 456 ff.

sind Fragen, die wir nicht beantworten können."*) Das also ist der gegenwärtige Stand der Wissenschaft in betreff der Frage nach dem ersten Auftreten des Menschen auf Erden. *Hier, wie im mosaischen Schöpfungsbericht bildet er den letzten Schlußstein, den der Weltenbaumeister seinem hehren Bau noch beifügt.* Freilich, die Bibel redet von einem besonderen Schöpferakt Gottes, durch den der Mensch hervorgebracht wurde. Die Darwinsche Abstammungstheorie ist aber bald zu einem Geist geworden, den der Meister selber nicht mehr bannen konnte, obschon er selbst einmal (in seinem Werk über die Abstammung des Menschen) es offen und ehrlich anerkennt, daß „die große Unterbrechung in der organischen Stufenreihe zwischen dem Menschen und seinem nächsten Verwandten, dem menschenähnlichen Affen, *welche von keiner ausgestorbenen oder lebenden Spezies überbrückt werden kann*," eben tatsächlich vorhanden ist. Ja diese Kluft ist vorhanden, zum großen Schmerz aller derer, die der Bibel zum Trotz vom Affen abstammen wollen.**) Um ihre Affentheorie nicht preisgeben zu müssen, klammern sie sich nur um so krampfhafter an die Theorie vom Tertiärmenschen, von dem aber in Wirklichkeit nicht die mindeste Spur existiert, dem auch von ernsten Forschern ganz entschieden die Existenz abgesprochen wird. Mögen aber noch so viele Theorien über die zwischen Affe und Mensch vorhandene Kluft gespannt werden, ausgefüllt wird sie dadurch nicht. *Der Stand der Wissenschaft*, soweit sie in dieser Frage urteilen kann, ist von Ranke†) folgenderweise characterisiert: „An Stelle eines affenähnlichen, vielleicht noch als halbes Klettertier auf Bäumen nistenden Geschöpfes mit überlangen Armen und kurzen Beinen mit Kletterdaumen am Fuße, *wie ihn die Phantasie mancher Schöpfungstheoretiker sich wohl ausmalte*, tritt uns der Urmensch Europas in seinen zahlreichsten Vertretern *in der edelgeformten, merkwürdig schönen* Rasse von Cro-Magnon entgegen."

Nach diesem Zeugenverhör aus dem Gebiet der Wissenschaft ist nun jedenfalls soviel klar, *daß auch in betreff der Schöpfung des Menschen von einem Widerspruch nicht die Rede sein kann zwischen Bibel und Wissenschaft.* Denn diese steht hier einfach vor einem "non liquet", dem gegenüber uns die Bibel die erwünschte Klarheit verschafft.

Auch in der Reihenfolge der geschaffenen Wesen überhaupt, wie sie Moses

---

*) Nach diesem ehrlichen Geständniß mutet es uns umso eigentümlicher an, wenn wir einige Zeilen weiter folgendes lesen: „Daß der Mensch schon zur Tertiärzeit gelebt hat, ist überaus wahrscheinlich, ja es ist das eine unabweisbare Forderung, *aber wir haben keinerlei Beweis dafür!*" Wahrlich: si tacuisses, philosophus mansisses.

**) Auch Ranke a. a. O., II., 359 und J. Kollman, ein entschiedener Darwinianer (bei Ranke II., 232) sprechen sich in ganz ähnlichem Sinne wie Darwin selber über diese Frage aus.

†) A. a. O. 447; überhaupt sind seine Ausführungen über „menschliche Knochenreste aus dem Diluvium," die sich durch gelehrte Gründlichkeit und Nüchternheit auszeichnen, überaus instruktiv in betreff der Körperbeschaffenheit des diluvialen Urmenschen. Vgl. II., 436—448.

aufzählt, findet sich eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den bisherigen Ergebnissen der Paläontologie;*) auch sie belehrt uns, daß die ältesten Spuren von Organismen *Pflanzenreste* sind. Erst in späteren Schichten treten *Wassertiere* auf, während daneben die Pflanzen üppiger erscheinen, bis die Kohlenformation eine reich entwickelte Flora aufweist. — Eine spätere Periode der Erdgeschichte zeichnet sich aus durch *gewaltige Meertiere* und durch das Auftreten der ersten Repräsentanten der *Säugetiere*. In den Schichten der Jura- und Kreide-Formation fanden sich versteinerte *Vögel*. Die nächste Periode wird besonders dadurch markiert, daß die *Säugetiere* unter den Landbewohnern eine vorherrschende Stelle einnehmen. In den letzten Abschnitt dieser Periode, und zwar erst in verhältnismäßig späte Zeit, fällt endlich auch *das erste Auftreten des Menschen*.

Es ist auffallend, daß nach dieser Skizze *die Vögel* erst so spät und *in überaus spärlichen Exemplaren* erscheinen. Wir schließen besonders aus letzterem Umstand auf die *Lückenhaftigkeit der paläontologischen Ueberlieferung*, die uns ganz deutlich schon viel früher, nämlich um die Wende der zweiten und dritten Erdperiode, in der sog. Permformation und Triasformation entgegentritt.**) Ehe solche Lücken ausgefüllt sind — und ob sie je ausgefüllt werden, ist fraglich — kann aber von einem Widerspruch zwischen Bibel und Wissenschaft nicht die Rede sein, *umsoweniger, als da, wo die Steine wirklich reden, sie für, und nicht wider die mosaische Schöpfungsurkunde zeugen*.

So lehrt uns denn ein Blick in diese alten Urkunden, soweit die Wissenschaft ihn uns bereits erschlossen hat, daß dieselbe tatsächlich noch nicht über die ersten Leseversuche hinaus ist, und daß selbst die Versuche noch sehr mangelhaft und unvollkommen sind; aber da, wo *wirkliche Resultate der Forschung* vorliegen, sehen wir nichts, das uns nötigte, den mosaischen Schöpfungsbericht ins Reich der Fabel zu verweisen. Wir können schließlich nicht umhin, dem, was wir im vorigen aus dem großen Buch der Natur zu lesen versuchten, wenigstens die unvergleichlich schönen Worte entgegenzustellen, durch welche im Buch der Offenbarung die drei großen Schöpfungsepochen der niederen organischen Welt markiert werden (1. Mos. 1, 11 f.; 20 f.; 24 f.).

1. „Und Gott sprach: Es sprosse die Erde mit Grün, samentragenden Kräutern, Fruchtbäumen, die ihrer Art entsprechend Frucht bringen — welche ihren eigenen Samen haben auf der Erde! Und es ward so. Und die Erde brachte Grün hervor, Kraut, das Samen trug nach seiner Art und Bäume, die Frucht brachten, die ihren eigenen Samen hatten nach ihrer Art.

2. Und Gott sprach: Wimmeln sollen die Wasser von Getümmel lebender Wesen, und Geflügel†) soll fliegen über der Erde an der Himmelsfeste

---

*) Vgl. zu diesen Bemerkungen die Ausführungen bei Neumayr, a. a.

**) Vgl. Neumayr, a. a. O. I., 38 ff.

†) Der hebräische Ausdruck Oph bezeichnet allgemein fliegendes Getier, Insekten sowohl als Vögel.

hin! So schuf Gott die großen Seetiere, und alles lebende Wesen, das sich regte, welches im Wasser sich tummelt nach seiner Art; auch alles beschwingte Geflügel nach seiner Art.

3. Und Gott sprach: Die Erde bringe hervor lebendes Wesen nach seiner Art — Vieh und Gewimmel*) und Landtiere, jedes nach seiner Art! Und es ward so. — Da machte Gott die Landtiere nach ihrer Art; das Vieh nach seiner Art; und alles Gewimmel nach seiner Art."

Nicht nur die schlichte Hoheit, die geradezu überwältigend wirkt, sondern auch die allgemeine Uebereinstimmung mit dem, was ernste, wissenschaftliche Forschung an wirklich gesicherten Ergebnissen auf dem Gebiet der Erdkunde sich erarbeitet hat, das ists, was uns daran besonders fesselt und mit Ehrfurcht erfüllt, insbesondere vor dem Geist, der solches enthüllte zu einer Zeit, da man von Erdkunde noch keine Ahnung hatte.

Wir haben wahrlich keine Ursache, feige die Segel zu streichen vor einer Wissenschaft, die tatsächlich heute noch in den Windeln liegt. Mögen die Gegner des mosaischen Schöpfungsberichtes noch so laut schreien: „Das erste Blättern in jenem wundersamen Bilderbuch, dessen Hieroglyphen in altes Gestein mit Kreide und Kohle gemalt sind, warf das Sechstagewerk von 1. Mos. 1 wissenschaftlich über den Haufen," und ferner: „Die Mitteilungen der Bibel über die Urgeschichte sind selbstverständlich Sagen!" — so wissen wir, daß solche unverschämte Anmaßung weder wissenschaftlich noch beweiskräftig ist. Uns gilt beides, das Buch der Natur und das Buch der Offenbarung als von einer Hand geschrieben! Der Kampf, um den sich hier alles dreht, ist nicht ein Kampf zwischen Bibel und Wissenschaft, oder ein Kampf zwischen alten und neuen Anschauungen, sondern ein Kampf zwischen Wahrheit und Unwahrheit, der uns deshalb nicht mit Besorgnis erfüllt, weil die Wahrheit am Ende doch den Sieg behalten muß.

Babel und Bibel.

P. G. F. Schütze.

Unter diesem Titel hat jüngst Prof. Delitzsch vor dem deutschen Kaiser einen Vortrag gehalten, der ein gewaltiges Aufsehen erregte, sintemal er bezweckte, überall im Alten Testament babylonische Einflüsse aufzuweisen. Gewiß kann man es nicht leugnen, daß babylonische Einflüsse, sowohl materiell kultureller Art, wie auch geistiger vorhanden sind — die Keilschriftenfunde von Tell Amarna beweisen das — ob aber auch religiöse Einflüsse zu konstatieren sind, daß ist die gewaltige Frage. Gewaltig, weil es sich um den Boden handelt, auf dem wir stehen. Das Christentum steht auf den Schultern der Offenbarungsreligion des Alten Testaments. Ist aber der Offenbarungscharakter der alttestamentlichen Gedanken durch babylonischen Mytheneinfluß zu ersetzen, nun dann stehen wir eben im letzten Grunde als babylonische Heiden da. Wir folgen in nachstehender Besprechung, da uns der Vortrag selbst

*) Das hebr. Remes bezeichnet alles kleine Getier, wie Gewürm und Insekten und andere kleine Lebewesen, von denen die Erde wimmelt.

noch nicht vorliegt, den Ausführungen der „Christlichen Welt" und der „Allg. Ev. Luth. K.-Z.", lassen also in gleichem Maße Freund und Feind zum Worte kommen.

Zunächst werden wir, wenn wir Berührungspunkte zwischen Babel und Bibel finden, uns stets die Frage vorlegen müssen, welches ist die primäre Quelle, und welches die sekundäre, oder sind sie beide nur sekundär? Sodann aber auch die, hat die sekundäre Quelle einen reinigenden und läuternden, oder aber einen trübenden und verschlechternden Einfluß?

Fangen wir nun gleich am Anfang an. Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Daß dieser Schöpfungsbericht, wenn dessen Verfasser auch alle mythologischen Züge ängstlich meide, aufs engste mit dem babylonischen Weltschöpfungsepos zusammenhänge, behauptet Delitzsch. Aber wie? Wenn Pastor Dr. A. Jeremias in einem Vortrag über dasselbe Thema behauptet: „Die Gedanken der Urgeschichten bilden gemeinsames geistiges Eigentum aus babylonischer Urzeit," so müssen wir doch protestieren, selbst wenn er es abweist, den Keilschriften die reinere und ursprünglichere Form zuzugestehen. Das gemeinsame geistige Eigentum könnte man sich gefallen lassen, nur nicht aus babylonischer, sondern aus paradiesischer Urzeit, wo das Ebenbild Gottes und damit seine Erkenntnis noch nicht durch die Sünde verkümmert war. Das babylonische Epos ist, wie alle heidnische Kosmogonie, zugleich Theogonie. Aus dem Urchaos entstehen die Götter nach einander, bis Marduk schließlich die Königsherrschaft zufällt. Dieser bekämpft den Drachen Tiamat und so entsteht die Welt. Der entscheidende Punkt scheint mir nun der von Prof. Kittel in der „Allg. Ev. Luth. K.-Z." ganz übergangene Umstand zu sein, daß in Babel das Chaos das Ursprüngliche, vor den Göttern Bestehende, ist, während in der Bibel auch das Chaos (Tohu wabohu) Kreatur ist. Dadurch steht ja die Offenbarungsreligion in so prinzipiellem Gegensatz zu allem Heidentum und selbst zu der höchsten philosophischen Spekulation, daß sie einen Schöpfungsakt berichtet. Alle andern Weltentstehungsanschauungen nehmen eine Schöpfungsmaterie an, sei es Feuer oder Wasser oder sogar ein geistiges Prinzip (πόλεμος πατὴρ πάντων), nur die Bibel nicht. Marduk kämpft, aber Jahwe nicht. In Babel ist der Schöpfungsbericht mythologisierende Personifikation des Sieges des Frühlings über den Winter, in der Bibel eine Aussage religiösen Glaubens, eine Schöpfungstat Gottes.

Allein der Chaosmythus soll schon in uralter Zeit aus Babel nach Kanaan gekommen sein, und dort sei auch die Schöpfungsidee durch Jahwe weitergebildet, bis sie die vorliegende Form annahm. Dagegen ist zunächst nun schon einzuwenden, daß die Juden die Weltschöpfungsidee nicht zu entlehnen brauchten, da eine solche von allen Nationen ihren resp. Göttern zugeschrieben wird. Aber die Form soll babylonisch sein. Nach Gunkel „Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit, Göttingen 1895" finden wir vor dem Zusammenstoß mit der babylonischen Weltmacht keine sichere Spur des Chaosmythus, und nachher auch nur gänzlich umgearbeitet. Das Ungeheuer, das von Jahwe vernichtet wird, heißt Rahab oder Leviathan. Aber unter Rahab ist Aegypten zu verstehen, wie ja solche Decknamen noch anderweitig vorkommen (cf. Jer. 25, 26 Sesach-Babel). cf. Jes. 30, 7; Ps. 87, 4, und bei dem Kampf Jahwes

gegen Rahab ist an die Durchführung durch das Rote Meer zu denken; cf. Jes. 51, 9 f. Es ist überhaupt falsch von Kampf zu reden, es ist ein Gericht. Jahwe fürchtet sich nicht, wie die Götter in Babel außer Marduk, vor dem Drachen. Wenn ferner ein Anklang an den Mythus vorhanden ist, so ist derselbe doch nebensächlich geworden, die Heilsgeschichte ist es, auf die der Prophet hinweist. Nun bleiben noch die Stellen Hiob 9, 13; 26, 12; Ps. 74, 13 f.; 89, 11: Sie entstammen alle der späteren Zeit, wo die babylonische Macht sich über ganz Vorderasien erstreckte. Aber damals war Israels Glaube schon zu gefestigt, daß die Gefahr der Verunreinigung der Religion kaum mehr vorlag. Zudem sind diese Stellen Dichterworte; es ist beachtenswert, daß weder in historischer Erzählung noch in prophetischer Weissagung sich Spuren dieses angeblichen Chaosmythus zeigen. Der Dichter darf wohl diese mythologischen Züge verwenden, um die Macht Jahwes und die Nichtigkeit dieser Fabeleien zu schildern. Religiöse Beeinflussung hat nicht mehr stattgefunden, als wie der Gegensatz auch auf den Bekämpfenden ausübt. Der Jahweglaube weiß eben positiv nichts mit diesen Mythen anzufangen.

Auch der Sündenfall soll babylonischen Ursprungs sein. Delitzsch nennt ein schon lange bekanntes Bild mit Figuren von Bäumen den „Sündenfall in babylonischer Darstellung." Aber der Text zu diesem Bilde ist noch nicht gefunden; so kann das Bild ebensowohl als eine Analogie zum Sündenfall, die Gefilde der Seligen, das Paradies, oder einfach eine erotische Scene darstellen. Damit ist also nichts bewiesen und wenn in der „Chr. W." dem Professor Hommel der Vorwurf gemacht wird, daß er nicht genug Beweise für seine Ablehnung der Delitzschen Hypothesen bringt, so ist dieser Vorwurf doch eher den Aufstellern als den Ablehnern der Hypothese zu machen. An jenen ist es, Beweise zu bringen.

Bei der Sündflut weiter ist eine Berührung nicht zu leugnen. Aber was beweist das? Diese Erzählung ist über die ganze Erde verbreitet. Selbst unsre Rothäute haben eine Sage von einer großen Flut. In den prähistorischen Höhlenwohnungen im Canon de Chelly in Arizona sind ja auch noch unentzifferte Hieroglyphengemälde entdeckt. Ob nun wohl als nächstes ein Vortrag kommt: Der Einfluß der Indianer auf die Bibel? — Aber auf Babel beschränkt, ist denn die Aehnlichkeit derart, daß eine Beeinflußung der Bibel stattgefunden haben muß? Im Gilgamish-Epos haben wir richtige Mythen mit menschlichen Heldentaten, Liebeshändeln von Göttinnen und andern Abenteuern. „Die Götter trieb ihr Herz an, eine Flut anzurichten, — nachträglich muß Bel sich blinden, unbesonnenen Zorn vorwerfen lassen, er wolle lieber den Frevler im einzelnen treffen —, aber eine eigentliche Begründung durch die allgemeine Sünde der Menschheit fehlt dem babylonischen Mythus gänzlich." Man vergleiche daneben den schlichten und sittlich so hocherhabenen Bericht der Genesis.

Weiter lesen wir: „In Babel wie Bibel ist der Begriff der Sünde die alles beherrschende Macht." Gewiß müssen wir anerkennen, daß die Babynonier die Sünde als Vergehen gegen die Gottheit, als Unreinheit und Unrecht gekannt haben, daß sie sogar Worte und Gedanken als Sünde oder gute Werke beurteilen. Wir dürfen aber nicht verschweigen, „daß daneben die gröb-

sten sittlichen Greuel von der Religion sanktioniert sind, daß Aberglaube und Zauberei die religiösen Gedanken überwucherten, daß zufällige physische Zustände, äußerliche Berührung von unreinen Dingen und dgl. in ihren Folgen ebenso beurteilt werden, wie sittliche Vergehen." Gerade hierzu findet man im Alten Testament freilich auch Parallelen, „aber im Alten Testament finden wir daneben doch die Opposition, wir finden energische Ueberwindung der falschen Schätzung des Rituellen und Kultischen." Vielmehr liegen die Berührungspunkte durchweg auf dem niederen Gebiet, wo alle Religionen verwandt erscheinen.

Auch die Vorstellungen vom Jenseits berühren sich in Babel und Bibel; aber sie sind in den allgemein menschlichen Trieben begründet und direkte Anlehnungen finden wir nach Prof. Kittel erst in späteren Zeiten, als die Grundlinien der Gesamtanschauung unverrückbar festgelegt waren. Daß das Leben im Jenseits eine Fortsetzung des diesseitigen sei, ist eine über die ganze Erde verbreitete Anschauung und eine Wurzel alles möglichen Aberglaubens und abergläubischer Riten. Das Alte Testament aber wendet sich stets gegen diese, wie Totenbeschwörer u. s. w. Es ist also hier wieder die Berührung der Gegensätze zu konstatieren. Bei den Babyloniern soll es einen Ort der Seligkeit im Jenseits geben, der „augenscheinlich für die besonders Frommen bestimmt ist." Der Beweis dafür wird nicht gebracht; im Gegenteil, in Babel kommt es vor allem darauf an, daß der Tote ordentlich bestattet und gepflegt wird — ohne das ist der frömmste Fromme im Jenseits elend (ähnlich wie der Chinese im Jenseits nur glücklich ist, wenn ein direkter Nachkomme vor seiner Ahnentafel anbetet). In Israel war nun zwar auch die Idee des Gerichtes über den einzelnen nicht ursprünglich, da man Jahwes Gerichtsvergeltung schon im Diesseits erwartete, wie etwa z. B. beim Durchgang durch das Schilfmeer. Daß aber bei dem weiteren Verlauf der Geschicke Israels der Glauben an eine gerechte Weltregierung festgehalten wurde, zeigt, daß der Geist Israels himmelhoch über dem Geist Babels steht.

Die Auferstehung von den Toten endlich, um mit dem Todesgedankenkreis abzuschließen, ist in Israel erst spät heimisch geworden; ja die Sadducäer haben sie beharrlich abgelehnt. In Babels Ziegeln findet man ja gelegentlich „Istar, die, oder Marduk, der Tote lebendig macht," aber aus den sonstigen Gedanken der Babylonier über das Jenseits geht hervor, daß sie eine Auferstehung nicht glaubten. Solche gelegentlichen Wendungen beweisen nichts; auch im Hellenischen Mythus finden wir z. B. bei Eurydice eine gelegentliche Auferweckung der Toten, ohne daß dieselbe ein Glaubenssatz des Systems bildete.

Kurz übergehe ich die Kapitel von den Engeln und Cherubim und Seraphim, indem ich daraus nur einige Punkte hervorhebe. Der Engel Gottes (Maleach Jahwe) erscheint stets ungeflügelt, die Engel der Babylonier haben Flügel. Die babylonische Idee von dem Schutzengel — oder besser Schutzgott — fehlt dem Judentum gänzlich. In den späteren Stadien der jüdischen Angelogie und Dämonologie sind sicher bedeutende babylonische und parsitische Einflüsse zu erkennen; doch sind sie im Neuen Testament stillschweigend beiseite gelegt. Jener einfache, große, rein religiöse Dualismus, der Gegen-

satz zwischen Gottesreich und dem Reich des Teufels, des Fürsten dieser Welt, ist weder jüdisch, noch babylonisch, noch parsitisch, sondern speziell dem Christentum eigentümlich.

Was endlich den angeblichen Monotheismus der Babylonier angeht, so ist derselbe einfach nicht vorhanden. Von unbewiesenen Annahmen und darauf basierenden Argumentationen brauchen wir keine Notiz zu nehmen. Aber was sagen denn die Steine? Wir finden je nach der individuellen Neigung, gelegentlich diesen oder jenen Gott höher geschätzt, z. B. Marduk, oder in den Gebeten Nebukadnezars Marduk und Nebo zusammen. Aber damit wurde die Existenz anderer Götter nicht bestritten oder ihr Kult nicht herabgesetzt. Als Parallele führ ich wieder den Hellenistischen Mythus an. In Homers beiden großen Epen könnte man in vielen Gebeten nach diesem Muster eine Trinitätslehre finden, denn die Worte *εἰ καὶ Ζεύσ τε πατὴρ καὶ 'Αθηναίηκαὶ 'Απόλλων δοίη κλτ* (Gäbe doch Vater Zeus und Athene und Apollo) finden sich häufig. Auch die Inschrift: „Auf Nebo vertraue, o Nachkomme, auf einen andern Gott vertraue nicht," können wir nicht als einen Ansatz zum Monotheismus ansehen, sondern nur als proselytengierige (sit venia verbo) Reklame. Auch die Lesung Delitzschs für den Namen eines babylonischen Gottes Jan = Jahwe ist nicht gesichert (cf. Theol. Lit. Zt. 1902 No. 17 und 18).

Es ist wahr, die babylonische Kultur erstreckt sich in ihren Einwirkungen bis in die Gegenwart. Aber es ist auch unbestreitbar, daß Israel sich gegen Babels religiöse Ideen energisch und erfolgreich gewehrt und eine absolut selbständige Entwicklung gewonnen hat. Und darin liegt seine Bedeutung. Babel mag uns interessieren um der Bibel willen, — die Bedeutung der Bibel und besonders des Alten Testaments liegt nicht in dem, was von Babel stammt, sondern in dem grade, was unabhängig von Babel, über Babel hinaus, gegen Babel ist. Man treibt viel Mißbrauch mit dem Schreien der Steine. Nur, wo alle andern Zeugen schweigen, sollen Steine reden, nicht aber gegen das Wort der Offenbarung. Wir fürchten, daß Babel auch hier seiner Namenbedeutung getreu bleibt und Verwirrung anrichtet, denn Babel heißt Verwirrung.

Das Weihnachtsevangelium in mitteldeutscher Sprache.

Aus Matthias von Beheims Evangelienbuch, 1343.

Abir geschen ist in den tagen, ein gebot ginc uz von dem keisere Augusto, daz bescriben worde der ummecreiz allesament. 2 Dise erste bescribunge di ist geschen von dem richtere zu Syrien Cyrino. 3 Und si gingen alle uf, daz si sich bewiseten: iclicher in sine stat. 4 Abir Joseph ginc ouch uf von Galilea von der stat Nazareth in Judeam in di stat Davidis, di geheizen ist Bethlehem, darumme daz her was von dem huse und von dem gesinde Davidis, 5 Uf daz her vorjehe mit Marien ime vortruwit zu einer husvrowin swangir. 6 Und geschen ist, do si da waren, do sint irfullit ire tage, daz si gebere. 7 Und si gebar iren erst gebornen sun und in want en mit tucheren und wider bougite en in di krippen, wan ime was da keine stat nicht in dem gemeinen huse. 8 Und di hirten waren in dem selbin kunigriche wachinde und hutinde des nachtis und wachiten ubir ire herte. 9 Und sich, der engil des herren stunt nebin en,

und gotis clarheit ummeschein sie, und sie vorchten sich mit grozir vorchte. 10 Und der engil sprach zu en: „Vorchtet uch nicht! wan seht ich ewangelizire uch groze vroude di da wirt allem volke. 11 Wan hute ist uns geborn der heilant der da ist Christus der herre in der stat Davidis. 12 Und daz si uch ein zeichen: ir vindet einen sogelinc in tuchere gewunden und gelegit in eine crippen.“ 13 Und snel ist geschen mit dem engile eine menige himelischer ritterscaft, got lobinde und sprechinde: 14 „Glorie si gote in den hoesten und vride uf der erden den menschin eines guten willen!“ 15 Und geschen ist, do von en schiden di engele in den himel: di hirten sprachin zu ein ander: „Ge wir uf bis zu Bethleem und sehin daz wort daz gemachit ist, daz der herre gemachet hat und uns gewiset hat.“ 16 Und si quamen ilende und funden Marien und Joseph und den sogelinc in der crippen. 17 Abir si sahin und bekanten von dem worte, daz en gesagit was von dem kinde. 18 Und alle di daz horten, di wunderten sich von den dingen, di gesprochin waren von den hirten zu en. 19 Abir Maria behilt alle dise wort zu samen traginde in irme herzen. 20 Und di hirten sint wider kart got erinde und lobinde in allen den dingen di si gehort und gesehn hattin, alse zu en ist gesprochin.

Homiletisches.

Predigtentwürfe.—23. Sonnt. n. Trin. bis Sonnt. n. Weihnachten.

Von P. W. Baur.

23. Sonntag nach Trinitatis.—Jak. 4, 2. 3.

Einleitung. Ein scharfer Text, der mit wenig Worten vieles sagt und dieses sehr kräftig ausdrückt. Trifft er uns? Es ist jedenfalls gut und heilsam, diese Frage aufzuwerfen. Wer sich davon getroffen fühlt, der gehe in sich und tue Buße; wer aber glaubt, diese Worte nicht auf sich zu beziehen zu müssen, der möge der Warnung eingedenk sein: „Wer steht, der sehe wohl zu, daß er nicht falle.“

Uebrigens drängt sich uns heute, als am Sonntage nach dem Reformationsfeste, besonders die Frage auf: Was will uns wohl dieser Text gerade heute sagen? Beim Sinnen nach der Antwort wird sich uns ein weites Feld auftun, das wir mit dem scharfen Pfluge dieser Worte zu bearbeiten haben werden.

Bald nach Luthers Tod gab's in Deutschland Bürgerkrieg: auf der einen Seite die Päpstlichen, auf der andern die Evangelischen. Woher Krieg und Streit? Nicht aus der Reformation; die Antwort liegt im Texte. Und noch ein böses Anhängsel jener herrlichen Zeit der Reformation der Kirche ist zu vermerken: die Streitigkeiten im Lager der Evangelischen, der Zwiespalt, der heute noch andauert.

Welches sind nun eigentlich die Ursachen der konfessionellen Streitigkeiten?

1. Begehrlichkeit, 2. Haß, 3. Streitsucht, 4. Selbstsucht.

1. Begehrlichkeit.

a. Wir beklagen es nicht, daß es verschiedene Konfessionen gibt. Die Wahrheit ist vielseitig, wenn auch nur eine. Die Menschen sind verschieden

veranlagt — auch die Apostel hatten ja ihren eigentümlichen Charakter. Aber wir beklagen es tief, daß infolge von Begehrlichkeit und Neid (cf. das zehnte Gebot!) zwischen den verschiedenen Richtungen Streit und Zank entsteht und von jeher entstand.

b. Dies gilt besonders vom kirchlichen Leben unseres Landes. Daß die Gemeinden bestehen und wachsen wollen, ist natürlich. Aber daß solches zu einem gegenseitigen Konkurrenzkampf auf Tod und Leben wird, daran ist die Begehrlichkeit schuldig. Das Reich Gottes soll wachsen, aber nicht die eigene Kirche oder Gemeinde auf Kosten der Brüderlichkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit. Liebe zu Gott und dem Nächsten — Grundzüge des Charakters eines Christen.

c. Eben darum kommt es dort, wo solche Begehrlichkeit herrscht, zu nichts Rechtem. Man mag Mitglieder für die eigene Gemeinde gewinnen, aber man verliert Christus und das Wohlgefallen Gottes. Es kommt einmal die Zeit, da die Begehrlichkeit mehr erlangt, als sie sucht: Gottes Gericht. Dies schon in so fern, als aus der Begehrlichkeit eine böse Frucht heraus wächst: der Haß.

2. Haß.

a. Kain und Abel: diese Geschichte wiederholt sich täglich. Wenn die Begehrlichkeit nicht erreicht, was sie sucht, gebiert sie den Haß. Der taucht die Feder in Gift und Galle. Man verdächtigt, man verleumdet, man verdreht die Wahrheit — auch in der Kirche, die ein Salz und ein Licht sein soll.

b. Gut verträgt sich mit dem Hasse (ja es ist eigentlich oft nur das Ventil, das ihm Luft verschafft), das Eifern um die eigene Lehre und die eigene Gemeinschaft. Das ist dann gar das Pflästerchen, das die Gewissenswunde zudecken soll. Da meint man schließlich, man tue Gott einen Gefallen, wenn man den kirchlichen Gegner verfolgt; Scheiterhaufen, Ketzergerichte. Und der Erfolg?

c. „Und gewinnt damit nichts." Was hat die „Kirche" damit gewonnen, daß sie einen Huß verbrannte? Was die Juden damit, daß sie den Herrn getötet haben? Die Heiden, die die Christen mordeten? Was hätte die Kirche gewonnen, wenn es ihr gelungen wäre, Luther aus dem Weg zu schaffen? Das Reformationsfest lehrt uns, was sie in diesem Falle verloren hätte. Was wird aus Gemeinden und Familien und Völkern durch den Haß? Vom Hasse ist dann freilich noch zu unterscheiden die Streitsucht.

3. Streitsucht.

a. Man meine nicht, daß des Apostels Meinung die sei, daß es z. B. in der Kirche gar keine Verschiedenheit der Meinungen geben dürfe. Cf. die Judenchristen und die Heidenchristen und die Lösung einer Frage, die leicht zu einer gefährlichen Krisis hätte führen können, Ap.-Gesch. 15. Außerdem vergleiche das Wort: Ein jeder sei seiner Meinung gewiß. Aber sobald Eigensinn und Rechthaberei das Feld beherrschen, gibt es einen unevangelischen Kampf.

b. Da zeigt es sich, daß der Hauptkampf, der im Herzen tobt, noch nicht ausgefochten ist. Wer selbst keinen Frieden, den Gottesfrieden nicht hat, der kann auch mit andern den Frieden nicht halten. Wer mit sich selbst, mit Gott zerfallen ist, der zerfällt auch mit den Mitmenschen.

c. Darum siehe zu, daß du deinen Frieden mit Gott machst, dann kannst du auch nach außen hin einen guten Kampf kämpfen für Gott und Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit und du wirst erfahren: wenn einer Gott liebt, mit dem macht Gott auch seine Feinde zufrieden. Es bleibt aber noch übrig, die eigentliche Wurzel der kirchlichen Zänkereien, der Begehrlichkeit und des Hasses bloszulegen: die Selbstsucht.

4. Selbstsucht.

a. Der Apostel weist auf dieses Grundübel hin, wenn er sagt: Ihr habt nicht, darum daß ihr nicht bittet; ihr bittet und krieget nicht, darum daß ihr übel bittet u. s. w. Das Gebet ist ein köstliches Vorrecht des Menschen, nicht bloß des Christen. Aber die Selbstsucht mißbraucht dieses Privilegium. Die Selbstsucht treibt auch ins Gebet, aber nicht zur Ehre Gottes, sondern zum eigenen Nutzen.

b. Somit zieht die Selbstsucht auch das Heilige in ihren schmutzigen Dienst. Der Pastor, der um schnöden Gewinnes, um eines bequemen Lebens willen predigt und betet und amtiert; der Laie, der um geschäftlicher Vorteile willen zur Kirche „hält"; die Kirche, die um des eigenen Ruhmes u. s. w. willen den fälschlich so benannten Weinberg des Herrn bearbeitet: sie alle stehen unter dem scharfen Wort Vers 3.

c. Aus dieser Selbstsucht gehen die mannigfachsten Streitigkeiten in und außer der Kirche hervor und das Ende? Der Tod.

Schluß: Weise kurz auf unsere Synode und ihre besondere Stellung, ihre Aufgabe u. s. w. hin.

---

24. Sonntag nach Trinitatis.—Kol. 1, 9–14.

Wir lesen des öfteren, daß der Apostel Paulus für seine Gemeinden gebetet habe. Ebenso ermahnt er seine Leser hie und da, für ihn zu beten. Solche gegenseitige Fürbitte verbindet die Herzen in der rechten Einheit des Glaubens und Lebens und öffnet die Schleusen des göttlichen Segens.

Wie viel sündigen doch Gemeinden und Pastoren, indem beide über einander klagen. Dadurch wird nichts gebessert; im Gegenteil, das Zusammenleben und Zusammenwirken wird dadurch getrübt und geschwächt und es profitiert niemand etwas dabei, als der alte böse Feind.

Auch unser Text führt uns eine solche Fürbitte des Apostels für eine seiner Gemeinden vor die Augen. Wir nehmen darum Anlaß zu fragen:

Was zeigt uns des Apostels Fürbitte für die Gemeinde in Kolossä?

1. Einen nicht genannten, aber wichtigen Grund der Fürbitte.
2. Etliche wichtige Stücke derselben.

1. Grund der Fürbitte.

a. Ein solcher muß da gewesen sein, obgleich ihn der Text verschweigt. Denn warum sagt Paulus: Von dem Tage . . . hören wir nicht auf u. s. w. Die Fürbitte war also sehr nötig und der Apostel gewiß überzeugt von der Wirksamkeit seiner Fürbitte. Cf. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist. Man denke auch an die Fürbitte Abrahams für Sodom; an die des Mose für das Volk; an die des Herrn für Petrus.

b. Lag nun etwa für Paulus ein ähnlicher Grund vor, für die Gemeinde in Kolossä zu bitten, wie für Christus mit Rücksicht auf Petrus? Oder war irgend ein Unglück über die Gemeinde gekommen, war etwa eine besondere Gefahr im Anzuge? Scheinbar nicht einmal dieses. Der Apostel rühmt den guten Stand ihres Christenlebens. Aber wer steht u. s. w. Man muß Stellen vergleichen, wie Kol. 1, 23: So ihr anders b l e i b e t im Glauben. Der Apostel läßt sich durch den guten Stand (der ja bald zu einem bloßen Schein werden kann) nicht täuschen über die Macht der Sünde und des Unglaubens.

Beispiele: Der erfahrene Seemann, der aus kleinen Anzeichen mit Sicherheit auf den kommenden Sturm schließt; der Landmann, der in seinen prangenden Feldern die Erstlinge schädlichen Ungeziefers entdeckt.

c. In der gegenwärtigen Kirche sieht es freilich vielfach so traurig aus, daß man kaum besonders scharfe Augen braucht, um keimendes Uebel, beginnende Mißstände zu sehen. Ueberall gibt's so offenkundige Gründe der Fürbitte. Aber auch da, wo es gut geht, tut Fürbitte not aus demselben Grunde, wie der Gemeinde zu Kolossä gegenüber. Es gilt zu bleiben in der Lehre Jesu; es gilt zu wachsen und zuzunehmen in der Erkenntnis; gesundes Blut, frisches Wachstum sind die besten, ja die einzigen Mittel Krankheiten und Mißstände im Keime zu überwinden. So verstehen wir es nun, wie Paulus gerade um die folgenden Dinge bittet.

2. Etliche wichtige Stücke der Fürbitte.

a. „Daß ihr erfüllet werdet mit Erkenntnis seines Willens." Dem Anfange nach war die Erkenntnis vorhanden; aber es handelt sich jetzt darum, die Fülle der Erkenntnis zu bekommen. Und es handelt sich dem Apostel um die Erkenntnis des göttlichen Willens. Dies müssen wir beherzigen, daß wir nicht bei unserer Gemeindearbeit am verkehrten Ende (beim äußerlichen Wachstum) anfangen. Ein gar zu naheliegender und häufiger Fehler.

Erkannt wird Gottes Willen aus seinem Worte (Notwendigkeit des Hörens und Betrachtens) und ebenso dadurch, daß wir dem Worte gehorchen. So lernen wir geistliche Weisheit und kommen geistlicherweise zu Verstand.

b. Ein zweites Stück, aus dem ersten folgend: gottwohlgefälliger Wandel. Ein Wandel nach dem Willen Gottes, ein Wandel aus und nach der Schrift, ein Wandel in geistlicher Weisheit, ist ein Wandel, der Gott gefällt und seiner würdig ist, so gewiß er der Urheber des Wortes u. s. w. ist. Seine Gedanken unsere Richtschnur, unsere Ideale.

Indem wir so leben, wird unser Leben reich an guten Werken; es kommt zu einem wahrhaft inhaltsreichen Leben, nicht zu einem dürftigen, armen, jämmerlichen Scheinleben, mit dem so viele Christen (auch Pastoren), zufrieden sind.

c. Wachstum und Stärkung. Daran muß dem Pastor und der Gemeinde alles liegen, daß der einzelne an Gotteserkenntnis zunehme. Der Weg dazu ist der oben angeführte Wandel. Ihm strömt von oben Stärkung zu, so daß wir eine Garantie haben, den mannigfaltigen Versuchungen und Anfechtungen gegenüber.

d. Dankbarkeit. Im Lebenszusammenhang mit Gott, im Wandel nach seinem Willen, im Wachstum des Lebens und der Erkenntnis bleiben wir Got=

tes eingedenk und unser Leben und Treiben wird ein einziger Dank, der zu dem empor steigt, von dem wir alles haben; zu dem, „der uns tüchtig gemacht hat.“

Und eben darum ist und kann sein alles dies Gegenstand der Fürbitte.

Dies alles und den Segen der Fürbitte werden wir einst recht erkennen, wenn wir das Erbteil der Heiligen im Lichte voll und ganz angetreten haben. Dazu helfe uns Gott.

---

25. Sonntag nach Trinitatis.—Jes. 55, 8. 9.

Einleitung: Wir wissen von Gott und seinem Willen genug, um gottselig leben und selig sterben zu können. Wer verloren geht, wird sich sagen müssen: Du hast nicht gewollt. Was wir von Gott und seinem Willen wissen, ist freilich staunenswert genug. Vieles davon ist und bleibt uns wenigstens vorläufig rätselhaft.

Auch seine Führungen sind oft nicht bloß gar nicht nach unserem Geschmacke, sondern tatsächlich für unsern Verstand undurchdringlich. Welche Wunder mag die Ewigkeit in ihrem Schoße bergen, welche überraschende Enthüllungen mögen uns bevorstehen? Von diesen Erwägungen müssen wir ausgehen, wenn wir den Text recht verstehen und verwerten sollen. Er redet nach dem Zusammenhange von den Gedanken Gottes, welche sich im Verlaufe der erlösenden Tätigkeit desselben enthüllen. Wir reden:

1. Von der Vorbereitung der Erlösung.
2. Von der Ausführung der Erlösung.
3. Von der Vollendung der Erlösung.

1. Von der Vorbereitung der Erlösung.

a. Noch ehe die Sünde in die Welt gekommen, gingen Gottes Gedanken auf unsere Erlösung. Gleich hier zeigt es sich, daß Gottes Gedanken höher sind, als Menschengedanken. Wie unzureichend, aber recht menschlich denkt doch mancher: entweder waren die Menschen so zu machen, daß sie nicht sündigen konnten, oder die Schöpfung der Menschen unterblieb lieber ganz und gar.

b. Als dann die Sünde Tatsache geworden, verhieß Gott den Schlangentreter. Aber wenn Eva etwa schon in ihrem Sohne denselben erblickte, so war's eine recht menschliche Anticipation. Vergl. dann die Opferung des Isaak. Man denke an die Verheißungen, die Gott den Patriarchen gegeben. Die Geschichte Josephs.

c. Mose und sein eigener Weg. Das halsstarrige Volk (wie konnte Gott gerade dies Volk erwählen?) Samuel und das Königstum. Der Messias ein Nachkomme und Nachfolger Davids; die falsche Idee von einem irdischen Messias und einem weltlichen Reiche. Wie wenig begriff man doch die göttlichen Gedanken!

2. Ausführung der Erlösung.

a. Schon die Propheten hatten vom leidenden Knechte Gottes geredet; der Gedanke scheint nie populär geworden zu sein. Christus wurde nicht begriffen; selbst die Jünger waren beständig in irrigen Vorstellungen befangen.

Dann die großen Ereignisse: Nach Karfreitag Ostern; nach Ostern Himmelfahrt und Pfingsten. Aber:

b. Zunächst die Ansprüche der Judenchristen. Dann als die Kirche wuchs, bildete sich die Staatskirche aus; die Papstkirche; Mönchswesen; Priesterherrschaft. Weltherrschaft angestrebt. Werkdienst.

c. Reformation; Durchbruch des Lichtes; aber: Wiedertäufer — Bauernkriege — Revolutionen. Heute, judaisierendes Christentum auf der einen, libertinistisches Wesen auf der andern Seite; falsche Union und unevangelisches Sektenwesen.

2. Vollendung der Erlösung.

a. Wie soll denn Gottes Reich vollendet werden, da die Kirche so zersplittert ist? Was hat Gott mit der Kirche vor? Wie soll die Offenbarung gedeutet werden?

b. Wie steht's mit der Auferstehung, mit der Ewigkeit der Höllenstrafen, mit der Vorherbestimmung, der Wiederbringung? Ist der Anfang nicht verstanden worden, wird die geschehene Erlösung nicht ganz begriffen, wie sollen wir das Ende der Wege Gottes begreifen?

c. Darum gilt es eines Teils Geschichte und Offenbarung immer neu zu studieren, andern Teils aber sich praktisch unter Gottes Wort, Willen und Wege zu beugen. Ablassen müssen wir von unsern eigenen Wegen, losmachen müssen wir uns von unsern eigenen Gedanken und göttlich müssen wir denken und leben lernen.

Schluß: Tröstlich und ein steter Ansporn sei uns die Erwägung: wir stehen unter Gott und er wird alles wohl machen. Fort mit allem sündigen Zweifeln und Murren:

> Mir ist der Eine groß und teuer,
> Der aller Lüg und Sünde flucht.
> Erprobe mich im glühnden Feuer,
> Ob ich das Wahre, Gott, gesucht.
> Nie will ich gehn der Götzen Pfade,
> Die Pfade lockend, voll und breit.
> Führ du mich, Herr, den Weg der Gnade,
> Den Weg der selgen Ewigkeit!

---

26. Sonntag nach Trinitatis.—Totenfest.—1. Thess. 4, 17.

(Die Schlußworte: „und werden also bei dem Herrn sein allezeit.")

Einleitung. Das Totenfest mahnt uns an unsere Entschlafenen und an unsern eigenen Abschied von dieser Welt. Es ist kein Fest der Menschenverherrlichung. Wir gedenken unserer Toten, um uns aufmuntern zu lassen, ihrem Glauben nachzuwandeln, wenn sie nämlich im Glauben gelebt haben und gestorben sind. Und wir gedenken des eigenen Todes, aber nicht um den Ernst des Sterbens in rauschender Festfreude zu ersticken, sondern um zu bitten: „Herr, lehre uns bedenken" u. s. w. Ps. 90, 12.

Mancher denkt an den Tod und verachtet ihn. Aber im Sterben geht doch ein ernstes Gericht über den ganzen Menschen. Darum mögen viele gar nicht an den Tod denken; diese haben den Todesüberwinder noch nicht gefunden. Andere denken ans Sterben und vergessen es auch wieder, weil sie eben

im Leichtsinn dahinleben. Die wenigsten aber freuen sich auf ihren Tod, wie Paulus: „Ich habe Lust, abzuscheiden." Die, welche an allem verzweifeln, stürzen sich wohl in selbstbereiteten Tod; aber wie himmelweit davon ist doch der rechte Christ entfernt, der je und dann sein Sterbestündchen herbeisehnt. Denn das, was dem Christen den Tod nicht bloß erträglich, sondern willkommen macht, ist der herrliche Gedanke, den unser Text betont:

Wir werden bei dem Herrn sein allezeit!

1. Wir.
2. Bei dem Herrn.
3. Allezeit.

1. Wir.

a. Es ist klar, daß Paulus mit dem Wörtlein „wir" sich und alle Christen im Auge hat, die sagen können: Christus ist mein Leben u. s. w. Es ist undenkbar, daß die, welche den Herrn verwerfen, bei ihm sein könnten allezeit, und wären sie es, sie würden sich nicht wohl befinden.

b. Man beachte ferner, daß der Apostel nicht sagt: Ich werde bei dem Herrn sein. Er schließt sich mit andern zu einer Einheit zusammen. Wie wir hier eine Gemeinde bilden, so dort. Daraufhin, lieber Zuhörer, wollen wir heute eines das andere ansehen. Und dazu kommen noch die, welche schon entschlafen sind in Christo.

c. Diese Gemeinschaft der Gläubigen ist die einzige Genossenschaft, die für den Himmel in Betracht kommt. Die Ehe, die Familie hat nur irdische Bedeutung, so der Staat mit Reichen und Armen, Hohen und Niedern u. s. w. „Wir", nicht als Väter u. s. w., sondern als Glieder am Leibe Christi. Und Paulus sagt nicht: Wir werden bei einander sein, sondern:

2. Bei dem Herrn.

a. Die Hauptsache ist nicht, daß wir drüben mit Abraham, Isaak u. s. w. im Himmelreich sitzen; sondern bei Christo werden wir sein. Nimmt er uns denn den Trost, in der andern Welt mit denen, die wir hier liebten, wieder zusammenzutreffen? Aber das Leben im Jenseits ist nicht einfach eine Fortsetzung des Lebens auf Erden, etwa mit der Einschränkung, daß Sünde, Schmerz und Tod wegfielen. Noch andere Dinge müssen wegfallen, ohne die wir uns das Leben nicht denken können. So lange wir darauf unsern Trost gründen, daß wir wieder bei einander sein werden, so lange ist unser Glaube noch unreif, unsere Liebe zum Herrn noch getrübt und mit fremden Bestandteilen vermischt. Beim Herrn sein, das ist das einzig Gewisse, der Fels unserer Hoffnung.

b. „Werden meine Vorfahren auch im Himmel sein," fragte jener heidnische Fürst. Auf die verneinende Antwort hin gab er zu verstehen, daß ihm dann am Himmel nichts liege. Doch ist dies sicher: unsere Seligkeit wird nicht gestört werden durch schmerzhaftes Vermissen solcher, die wir hier liebten. Wenn wir unsere Angehörigen recht lieben, so wollen wir sie jetzt schon zum Herrn führen, dann haben wir eine sichere Bürgschaft, einst ewig mit ihnen beim Herrn zu sein.

c. Jedem Liebhaber Christi ist es genug zu wissen: ich komme zum Herrn, nämlich zum verklärten Menschensohne. Cf. Joh. 17, 24: Daß sie

meine Herrlichkeit sehen. Dies wirft auch ein helles Licht auf die Art des Zusammenseins mit dem Herrn. Er ist der verklärte Herr und wir die Erlösten. Die vierundzwanzig Aeltesten werfen ihre Kronen nieder vor dem Stuhle des Lammes. Wenn wir ihn sehen, wie er ist, dann werden wir nicht anders als anbetend ihm nahen können. Zeitweise tun wir dies jetzt schon, einst:

3. Allezeit.

a. So lange wir auf Erden weilen, sind wir nicht allezeit beim Herrn, wenigstens nicht bewußter Weise. Schlaf und Arbeit machen ihre Ansprüche geltend. Darum der Sonntag, darum der Wechsel von Sonntagen und Werktagen. Drüben ist ewig Sabbat; ewige Anbetung.

b. Aber eine traurige Störung der Gemeinschaft mit dem Herrn erfahren wir durch die Sünde, die uns hienieden noch anklebt. Hier müssen wir die Gemeinschaft darum immer suchen; andernfalls wird die Möglichkeit des Abfalls zur traurigen Wirklichkeit. Dies ist im andern Leben ausgeschlossen.

c. Dies letztere vorausgesetzt: wird dann dem Leben im Himmel nicht der lebensvolle Kontrast, die innere kräftige Spannung fehlen? Wir würden so nie fragen, wenn wir ein rechte Vorstellung vom ewigen Leben hätten. Eine selige Bewegung in herrlichster Ruhe. Eine selige Ruhe in herrlichster harmonischer Bewegung. Eine Steigerung der Herrlichkeit, wenn auch nicht der Seligkeit, ist wohl anzunehmen. Man bedenke auch die Abstufungen: verschiedene Himmel, Thronen, Herrlichkeiten.

Schluß. Dies alles keine Phantasien; sondern Aussichten, die uns das Wort der göttlichen Offenbarung eröffnet. Aber ebenso wahrhaftig die Androhung des ewigen Fernseins vom Herrn. Darum gilt ein Doppeltes: bei den Versuchungen zur Sünde: O Ewigkeit, du Donnerwort! und beim Müdewerden: O Ewigkeit, du Freudenwort!

Danksagungstag.—Psalm 136, 17–22.

Einleitung. Der heutige Tag ist ein nationaler Danktag. Da ziemt es sich für uns Christen, daß wir bußfertig und demütig Gott für seine Treue und Barmherzigkeit danken, die er dem Lande und dem Volk bewiesen hat. Der fromme Sänger preist die göttliche Durchhilfe in der Vergangenheit und zugleich ist er im Glauben gewiß, daß, so weit es an Gott liegt, auch die Zukunft reich an Erfahrung seiner Güte sein werde. „Seine Güte währet ewiglich!"

Lasset uns darum heute bedenken, was Gott an unserem Volke getan hat.

1. Dies ein Grund zum Danken im Blick auf die Vergangenheit und
2. Ein Grund zum Hoffen im Blick auf die Zukunft.

1. Ein Grund zum Danken u. s. w.

a. Zunächst geschichtliche Hinweisung auf Sihon, 4. Mos. 21, 34, und auf Og, 5. Mos. 3, 1 ff. Dieser war der Vertreter eines Riesengeschlechtes und hieran knüpfen wir die Erinnerung an die feindlichen Riesen, mit denen zunächst die ersten Einwanderer zu kämpfen hatten: das Klima (man vergleiche die Geschichte der Besiedlung von Massachusetts); die Wildnis; die

Indianer. Wie viel leichter hatten wir es; aber manche der älteren Männer oder Frauen in unserer Mitte können aus eigener Erfahrung von den vielen Schwierigkeiten erzählen, die mit ihrem ersten Ansiedlerleben verknüpft waren.

b. Dann der Revolutionskrieg. Das mächtige England und die Bürger und Bauern der dreizehn Kolonien: welch ein ungleicher Kampf! Aber Gott gab uns den Sieg!

c. Weiter: der Bürgerkrieg; die Sklaverei und die politische Macht der Sklavenhalter, der Sklavenstaaten. Doch verhalf Gott der Union zum Siege, obwohl der Kampf zuerst ebenfalls sehr ungleich war; das militärische Uebergewicht lag wohl zuerst auf Seiten des Südens.

d. Wenn man erwägt, was die Pioniere, die ersten Ansiedler ausgerichtet haben; was z. B. auch die alten deutschen Einwanderer mit Gottes Hilfe zustande brachten; wenn man bedenkt, was wohl aus unserem Lande geworden wäre, wenn es nicht zur Bildung eines starken Staatenbundes gekommen wäre, eines Bundes, der seine Stärke im Feuer eines blutigen Bruderkampfes bewährte: wenn man dies alles wohl überlegt, dann haben wir gewiß viele Ursache, heute Gott zu danken im Blicke auf die Vergangenheit. Wir finden aber darum auch

2. den Grund zum Hoffen im Blick auf die Zukunft.

a. Ein leichtfertiger Optimismus, gepaart mit nationalem Unverstand und Eigendünkel, mag ohne religiöse Erwägungen und Rücksichten an die Zukunft unseres Landes glauben — blind und grundlos; das ist aber dann Aberglaube, hervorgegangen aus dem Undank gegen Gott und also aus Unglauben. Doch gibt es auch einen krankhaften und verkehrten Pessimismus, der des Glaubens an und des Schauens auf Gott ebenso wohl entbehrt, wie der angedeutete Optimismus. Vor beiden bewahrt der rechte Glaube, der Gottes Hand in der Geschichte der Völker sucht und findet.

b. Jede Zeit hat ihre besonderen Uebelstände und jedes Volk hat zu bestimmten Zeiten besondere Gefahren zu bestehen. Der kolossale Geschäftsaufschwung, der im Verein mit der Masseneinwanderung vor einigen Jahrzehnten einsetzte und gegenwärtig großartige Dimensionen angenommen hat, birgt ebenso großartige Gefahren in seinem Schoß. Das Gesellschaftsleben; die Arbeiterfrage; die Politik; das soziale Leben; neben vielem Guten wie viel Zündstoff!

c. Die Philippinenfrage und der Vatikan; der Vatikan und unsere Regierung; Kirche und Staat; Sonntagsfrage. Daneben

d. Verweltlichung der Kirche; Trunksucht; Ehescheidungen u. s. w. Uebermacht des Geldes!

e. Wird dies alles überwunden werden? Wird es wenigstens in Schranken gehalten, resp. zurückgedrängt werden können? Mit Gottes Hilfe gewiß. Böse Zeiten mögen kommen; aber man wird's dann wieder lernen, daß die Sünde der Leute Verderben ist und Gerechtigkeit ein Volk erhöht. Unsere Pflicht besteht darin, als Bürger und Christen nach dem Worte Gottes unser Leben einzurichten und aus Dank gegen Gott ihm zu dienen. Aufrichtiges, persönliches Christentum tut uns not.

1. Advent.—Luk. 17, 20-25.

Einleitung. Wir stehen am Anfang eines neuen Kirchenjahres. Von den Gräbern wenden wir uns weg, dem Leben mit seinen Gaben und Aufgaben wenden wir uns wieder zu. Und wie wir so in Gedanken versunken von den Stätten der Toten weggehen, drängt sich uns der Ruf auf die Lippen: und es ist doch nicht vergeblich, mein Leben und Streben, mein Kämpfen und Ringen, mein Leiden und Arbeiten. Mag mein Leben auch fürs Diesseits mit dem Sarge sich schließen, mag ich selbst in die Unsichtbarkeit versinken: dennoch lebe ich. Denn wer da lebet und glaubet an Jesum Christum, der wird leben, ob er gleich stürbe. Er vertauscht nur den einen Aufenthalt mit einem andern; er geht ein in das ewige Reich Gottes. Daß es ein solches gibt, daß es für diese Welt Anfang und Bedeutung gewonnen hat, davon legt das Kirchenjahr mit seinen Sonn- und Festtagen laut Zeugnis ab.

Wir Christen sind Bürger zweier Welten, der sichtbaren und der unsichtbaren. Die unsichtbare suchen wir; sie ist unsere wahre Heimat; hienieden weilen wir nur vorübergehend. Unsere Augen richten sich nach dem Jerusalem da droben. Das beweist, daß wir dem irdischen Reiche Gottes bereits angehören, nämlich dem Reiche Gottes, sofern es durch die Welt geht und davon wollen wir heute reden, nämlich:

Vom Gange des Reiches Gottes durch die Welt.

1. Sein Anfang ist unsichtbar.
2. Sein Fortgang leidensvoll.
3. Sein Ende ist sichtbare Herrlichkeit.

Also zunächst:

1. Sein Anfang ist unsichtbar.

a. Die Frage: Wann kommt das Reich Gottes? eine wichtige Frage. Haben Zweifel an Christi Sendung sie hervorgerufen, oder Ungeduld, oder Heimtücke? Was es auch war, wir können dem Fragesteller dankbar sein. Denn so erhalten wir von Christus eine wichtige Belehrung über Gang und Stand des Reiches Gottes.

b. Ein Reich Gottes ist dem Glauben gewiß. Wir sind überzeugt (glaubensmäßig), daß die sichtbare Schöpfung nicht alles ist, was Gott gemacht hat, daß es außerdem eine Welt der Unsichtbarkeit gibt. Aber noch ist im Diesseits Sünde und Tod. Wann wird's anders? Statt daß wir die Aenderung allein von der Zukunft erhoffen sollen, weist uns der Herr in die Gegenwart hinein; das Reich Gottes ist schon da „inwendig in euch," nämlich in eurer Mitte und will in eure Herzen. In den Herzen ist vorläufig seine Stätte. Also unsichtbar dem natürlichen Auge; dem Glaubensauge, zu allererst dem Auge des Herrn, offenbar.

c. Aeußerlich sehen die Christen ja auch nicht aus als etwas besonderes; dies gilt ebenso wohl vom Herrn Christus, wie von den Aposteln. Aber „es glänzet der Christen inwendiges Leben." Dem Anfange nach ist das Reich Gottes also da — aber unsichtbar und darum unscheinbar; wie im Samenkorn das Leben. Aber es wächst.

2. Sein Fortgang ist leidensvoll.

a. Die innere Herrlichkeit des Herrn und seines Reiches haben die Jünger mit Freuden erkannt. Sie hatten gesegnete Stunden der Gemeinschaft mit ihm. So war damals der Anfang des Reiches Gottes zwar unsichtbar und doch gar herrlich. Bald kam es anders, wie es auch jetzt im Leben des Neubekehrten zu gehen pflegt.

b. Die Jünger verloren ihren Meister; es kamen Verfolgungszeiten. Es kamen die Zeiten, von denen Christus im 22. Verse spricht. Es regt sich inmitten des leidensvollen Zustandes der heutigen Christenheit der Wunsch, von dem der Herr redet. Da gilt es aber auf der Hut sein. Da gilt es sich wappnen gegen die Verführung von rechts und links. Wie nahe, wie mächtig die Gefahr, der Kirche aus der Knechtsgestalt heraushelfen zu wollen, das Reich Gottes zu suchen in äußerlichen Dingen. Es gilt nur die eine Regel: erst dulden, erst erprobt sein im leidenden Gehorsam, dann herrschen, Auch der Heiland ging nur durch Leiden zur Herrlichkeit.

3. Das Ende ist sichtbare Herrlichkeit.

a. Das Bild des Blitzes soll in uns die Anschauung von Macht und Glanz, von plötzlich stark aufleuchtendem und daher schreckhaftem Lichte erwecken. Es kommt einmal die Zeit, da das Reich Gottes solcher Gestalt in die irdische Erscheinung treten wird. Cf. wie dies im Lebensgange Christi vorgebildet ist.

b. Ferner: für niemand wird dann mehr ein Zweifel bestehen. Klar und unzweideutig wird dies Kommen des Reiches Gottes für Gläubige und Ungläubige sein.

c. Dann kommt auch des Christen sichtbare Verherrlichung, wie auf der andern Seite der Unglaube in seiner ganzen Nacktheit und Nichtigkeit, Haltlosigkeit und Unfruchtbarkeit dastehen wird. Hierin liegt Trost und Mahnung. Halte aus; dulde; leide; diene!

---

2. Advent.—Luk. 12, 35–48.

Einleitung. Wird die Welt mit den Jahren besser oder schlechter? Der eine sagt, besser; der andere, schlechter. Ebenso viel Gewicht mag man vielleicht der Meinung beimessen, daß die Welt weder besser noch schlechter werde. Es fehlt auch nicht an solchen, die über alle diese Ansichten spotten und rufen: Was kümmert es uns; laßt uns das Leben genießen, denn morgen sind wir tot!

Aber wie ein Blitz das Dunkel der Nacht erhellt, so wirft das Wort Gottes einen Strahl himmlischen Lichtes in diese düsteren Wolkenhaufen und grauen Nebelmassen menschlichen Meinens und Irrens, indem es sagt: „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, und danach das Gericht!" Und unsere Erde, ja die Welt wird durch ein Gericht, eine Periode oder einen Augenblick der Scheidung und Auflösung hindurch müssen, um dann zur neuen Welt verklärt zu werden. Dann wird Gott alles in allem sein und dann gilt: draußen sind die Hunde u. s. w.

Wo möchten wir dann sein? Ja: wo werden wir dann sein? Wer will dem ewigen Verderben anheim fallen? Gewiß keiner! Und dazu kennen

wir die Bedingung, unter der wir der ewigen Nacht entfliehen können: „Wer ausharrt bis ans Ende, der wird selig.“ Gottes Wille ist uns nicht unbekannt und auch im heutigen Texte tritt er mahnend an uns heran, indem der Herr uns zur Wachsamkeit auffordert.

Wie möchte uns Christus zur Wachsamkeit veranlassen?

1. Er sagt uns, was er unter Wachsamkeit versteht.
2. Er weist uns auf den Lohn der Wachsamkeit hin.
3. Er warnt uns vor falscher Sicherheit.

1. Er sagt uns, was er unter Wachsamkeit versteht.

a. Dies tut der Herr in Form eines Gleichnisses. Wir sollen es machen wie Knechte, die auf ihren Herrn warten, ohne die genaue Zeit seiner Wiederkunft zu wissen. Wenn der Herr heimkehrt, dann rechnet er darauf, Licht im Hause zu finden, er rechnet auf der Diener und des Hauses Bereitschaft. Sobald sein Wagen über den Hof fährt, erwartet er, daß seine Diener herzu eilen, ihm aus dem Wagen helfen u. s. w.

b. Der Herr Christus weist uns nun auf zwei Dinge hin, die er von uns zuversichtlich erwartet.

Erstens, unsere Lenden sollen umgürtet sein; unsere Lichter brennen. Das will sagen, wir sollen allezeit fertig sein, dem Herrn zu dienen. Nichts, was wir eher tun konnten, sollen wir erst im letzten Augenblick noch tun wollen. Wie manche schieben ihre Buße auf, oder die Versöhnung mit dem Nächsten. Schieb dein Gutestun nicht auf! Schieb die Bekehrung nicht auf! Wir meinen, noch so vieles tun zu müssen; dabei unterbleibt das Nötigste.

Zweitens, dieses Bereitsein, anders bezeichnet, ist die Sehnsucht nach dem Herrn, das Warten auf ihn. Beides fällt im praktischen Leben zusammen. In den brennenden Lichtern, in der Umgürtung der Lenden drückt sich die Gesinnung des Herzens aus; jenes bezeichnet die innere Herzensstellung und Kampfbereitschaft gegen die fleischlichen, weltlichen Lüste (1. Petr. 2, 11), dieses den von Gottes Geist durchleuchteten göttlichen Sinn, der im Blick auf die Zukunft des Herrn vorsichtig wandeln lehrt (2. Petr. 3, 11 ff.).

Solche Stellung des Herzens zum Herrn wird einst von ihm öffentlich anerkannt. Solche Wachsamkeit hat ihren Lohn.

2. Der Herr weist auf diesen Lohn hin. V. 37. 43 f.

a. Es wird ein überraschender Lohn sein. „Der Herr selbst wird sich eine Schürze vorbinden, seine Knechte zu Tische geleiten, sie bedienen.“ Welch eine überraschende Wendung! Wenn der heimkommende Herr gar nichts gesagt oder getan hätte, um seine Befriedigung zu zeigen; wenn er die Knechte nur einiger anerkennender Worte gewürdigt hätte — es müßte genügen, er müßte gut sein! Allein, er will sie überraschen. So wird der Lohn, mit dem der Herr uns lohnen wird, für uns eine Ueberraschung sein. „Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, in keines Menschen Herz gekommen“ u. s. w.

Freut euch, ihr Müden, Angefochtenen, so oft bitter Enttäuschten auf diese Ueberraschung und lernt wachen und warten!

b. Dieser Lohn wird ebenso überschwänglich sein! Wir werden teilhaben

an des Herrn Freuden und Genüssen; an seiner Tafel speisen. Was wird uns da wohl vorgesetzt an Speis und Trank, wenn der Herr selbst uns bedienen wird? Jetzt scheint unser Lohn oft gering; Undank ist der Welt Lohn; „meine Tränen sind meine Speise Tag und Nacht, weil man" u. s. w. Aber einst! Darum wachet und wartet.

c. Dieser Lohn wird aber ein unverdienter sein. Man denke nicht, der Herr müsse uns so belohnen! Wenn er wollte, könnte er uns schelten ob unserer Fehler und Versäumnisse, auch beim besten Leben. Gerade das Ueberraschende und Ueberschwängliche des Lohnes weist uns hin auf das Unverdiente. Als unverdiente Gnade werden wir einst den Lohn auch empfinden. Darum: „Seid nüchtern und wachet, und setzet eure Hoffnung ganz auf die Gnade." Aber auch: „Seid nüchtern und wachet, denn euer Widersacher" u. s. w. Darum:

3. Der Herr warnt uns vor falscher Sicherheit.

a. Selig, wer so überrascht wird, wie die treuen Diener! Aber auch dem untreuen Knechte steht eine Ueberraschung bevor! Mit deutlichen Worten zeichnet dies der Herr in einem anderen Gleichnis. „Wie ein Dieb" kommt der Herr. Zweierlei gibt es hier zu bedenken:

Erstens, der Dieb kommt natürlich unangemeldet und unerwartet. So auch der Herr für viele. Cf. die Sintflut; Sodom und Gomorrha. Christus selbst vergleicht seine Wiederkunft mit diesen Gerichtskatastrophen. Luk. 17, 26 ff.

Zweitens, der Dieb kommt, um zu stehlen. Wenn Christus kommt, dann verlieren die, welche nicht wachen und bereit sind. Und sie verlieren nicht irdische Güter, zeitliche Werte; sondern ihr bestes Teil, himmlische Güter. Darum wachet! Die Seligkeit steht auf dem Spiel. Cf. plötzlichen Tod.

b. Dazu kommt, daß wir beständig in großer Gefahr stehen, sicher und übermütig zu werden. Denn es liegt dies in unserer menschlichen Natur. Die Wachsamkeit wird uns erschwert durch das Beispiel der Welt, oft naher Anverwandter und durch das Verziehen des Herrn. Beispiele aus der Kirchengeschichte; die verweltlichte Kirche.

c. Endlich ist zu bedenken, daß wir keine Entschuldigung haben. Ist uns auch die Stunde, in der der Herr kommt, unbekannt, so wissen wir doch, daß er kommt und auch bis zu einem gewissen und notwendigen Grade, wie er kommt. Ist auch vieles in Dunkel gehüllt: was wir wissen, reicht hin, uns alle Entschuldigung zu nehmen.

---

3. Advent.—Matth. 3, 10–12.

Einleitung. Draußen am Jordan — so hieß es eines Tages in Jerusalem — soll ja ein merkwürdiger Mann sein Wesen treiben! Gekleidet ist er in ein Gewand von Kameelshaaren, seine Speise sind Heuschrecken und wilder Honig und das eigentümlichste sind seine Predigt und seine Taufe. Da machten sich Tausende auf, ihn zu sehen und zu hören. Auch Pharisäer und Sadduzäer zog es hinaus und gerade an sie wandte sich der merkwürdige Mann ganz besonders. Er war ein Prediger, der keine Furcht kannte und kein Ansehen der Person. Seine Predigten oder Reden waren eindringende

Bußmahnungen, die mit jedem Stand und Herzen scharf ins Gericht gingen. Aus seinen Reden haben wir heute in den drei verlesenen Versen einige Gedanken vor uns: was haben sie für uns, für unsere Zeit zu bedeuten? Laßt uns den ernsten Bußprediger fragen:

Johannes, warum predigst du so scharf?

1. Weil es euch not tut.
2. Weil es euch gut tut.

Also: 1. Weil es euch not tut!

a. Johannes hat seine Augen auf den Messias gerichtet; er sieht ihn dicht hinter sich und er schaut ihn mit einer Axt in der Hand und mit einer Worfschaufel. Die Menschen vor ihm werden ihm zu Bäumen und zu einem Haufen von Spreu und Weizen. Was will denn der Mann mit der Axt? Johannes sieht im Geiste, wie derselbe sie an den Wurzeln der Bäume niederlegt und sich fertig macht, die schlechten Bäume abzuhauen. Das schaut Johannes, und da muß er schreien und rufen: Tut doch Buße, bekehret euch, sonst geht ihr ewiglich verloren!

b. Aber warum richtet er seine ernsten Worte in erster Linie an die Pharisäer und Sadduzäer? Erstlich, weil sie die Leiter des Volkes waren. Sie tragen immer die Hauptverantwortung. Dann aber, weil sie als Kinder Abrahams den Himmel als sicheren Lohn so bestimmt erwarteten. Endlich, weil sie sich darin so schrecklich täuschten. Sie hatten die Lehre, aber am Leben fehlte es; den Schein, aber nicht die Kraft gottseligen Wandels.

c. Daraus folgt für uns eine ernste Lehre. Daß wir von christlichen Eltern herstammen und selbst Christen genannt werden, daß wir in einem christlichen Lande wohnen, das macht uns noch nicht sicher vor der Axt und dem ewigen Feuer! Aeußerlich mitmachen, der Form nach ein Christ zu sein, geht leicht. Zur Kirche gehen, sein Geld für gute Zwecke hergeben, den Frommen spielen, über die Gottlosigkeit seufzen — dies haben die Heuchler zu allen Zeiten gut verstanden. In der Kirche beten und daheim fluchen; in der Kirche und vor der Welt fromm scheinen und im Herzen die Sünde lieben; über Gefallene zu Gericht sitzen und insgeheim dieselben Dinge tun, das ist eine gar gemeine Sache. Und doch steht nichts so sehr dem Herrn und dem Kommen seines Reiches im Wege, nichts ist vor ihm ein größerer Greuel, als solch heuchlerisches Treiben.

d. Darum tut's allerdings not, daß der Vorläufer und Wegbereiter Christi seine Stimme erhebt und eindringlich warnt: Die Axt liegt schon den Bäumen an der Wurzel! Der Mann mit der Worfschaufel steht schon bereit: er hebt, wer weiß wie bald, ein Sichten an und ein gründliches Richten; der Weizen gehört in die Scheuer und die Spreu ins Feuer! Kann nicht über Nacht ein solches Gericht kommen? Ja, es tut uns not, daß Johannes so scharf predigt. Wir wollen uns selber richten, auf daß wir nicht gerichtet werden. Es gilt aber auch:

2. Weil es euch gut tut!

a. Der scharfen Bußpredigt des Johannes fehlt nicht der Kern und Stern des Evangeliums! Er redet von dem, der ihm auf dem Fuße nachfolgt, d. i.

von unserem Herrn Christo. Johannes tauft mit Wasser zur Buße, aber die Kraft und den freudigen Trieb zu einem neuen Leben kann er keinem geben. Darin ist er Mose ähnlich. Darum sagt er von Christus: Er ist stärker, als ich bin.

b. Dies gilt von jedem Prediger heute noch. Man kann die Leute in die Buße weisen und zu Christo führen, ja jeder Prediger muß bußfertig zu Christo kommen. Aber den Heiligen Geist spendet Christus allein. Und darum ist es gut, wenn Johannes und alle rechten Prediger scharf predigen; denn so werden die Hörer zu Christo getrieben, wie Schafe, die sich verlaufen wollen. Die Hunde, als die Wächter der Schafe, jagen sie zum guten Hirten.

c. Der Herr gibt den Geist, der ein reinigendes, erleuchtendes und erwärmendes Feuer ist, eine überirdische Kraft und Energie, die schon jetzt Schlacken und Gold von einander löst und die Spreu an uns verbrennt, damit wir als guter Weizen erfunden werden. Dieser Geist schafft sich auch seine äußeren Formen und so sind sie dann wohl an ihrem Platze. Aber ohne ihn, den Schöpfer und Bildner der Formen, werden sie leerer Formelkram und toter Ballast; sie sind dann nur im Wege und hindern die freie Arbeit des Lebens. Ohne den Geist des Herrn fallen wir darum notwendigerweise immer wieder in eine heuchlerische Religion zurück, in totes Formelwesen, in Unfruchtbarkeit und verknöchertes Christentum. Der Geist ist es, der lebendig macht.

Wär Christus tausendmal
In Bethlehem geboren
Und nicht, o Christ, in dir,
So wärst du doch verloren!

---

4. Advent.—Joh. 3, 22–36.

Einleitung. Ehe der Landmann der Erde den Samen anvertrauen kann, muß er mit scharfem Eisen der Erde Wunden schlagen. Ehe wir Früchte bringen können, müssen wir dem scharfen Messer des Wortes Gottes stille halten. Der Weg zum rechten Glauben geht durch die Buße hindurch, durch Herzenserschütterung und Herzenserneuerung. Das ist eine harte Lehre und Tausende kehren um ihretwillen dem Evangelium den Rücken. Wer sich aber durch die Nacht der Buße hindurch gerungen, dem geht das milde Licht des neuen Tages auf; dem scheint gar helle die Sonne der göttlichen Liebe.

Nach dieser Liebe haben sich alle Frommen des alten Bundes gesehnt, ein David, ein Assaph, ein Simeon, eine Hanna. Nach dieser Liebe verlangt noch heute Tausende. Einen Freund, der es wahrhaft gut mit dir meint, möchtest du haben; eine zuverlässige Hilfe in den großen Nöten des Lebens; einen sicheren Schild in der Stunde des Kampfes.

Wohlan: Christus ist dieser Freund und wie ihn gibt es keinen mehr. Er ist der Seelenbräutigam, er allein. Es gibt niemand außer ihm, zu dem wir mit derselben Inbrunst sprechen können: „Habe Dank für deine Liebe!" Darum:

Jesus allein ist unserer Seele Bräutigam.

1. **Das Menschenherz verlangt nach Gemeinschaft mit Gott.**
2. **Christus allein stillt dieses Verlangen.**

Zunächst also: 1. Das Menschenherz u. s. w.

a. Unser Text redet zwar nicht ausdrücklich von dem Verlangen des Herzens nach der Gemeinschaft mit Gott. Aber wie kam es denn, daß Jesus überhaupt Jünger um sich sammeln konnte? Woher nahm er die Freudigkeit, sein Werk unter Sündern zu beginnen? Rechnete er nicht auf die Seelen, die nach einem Heiland, nach Gott sich sehnten? Hätte er doch sonst im Himmel bleiben können. Wie kam's, daß Johannes der Täufer seine Wirksamkeit beginnen und mit Erfolg ausrichten konnte? Warum strömten so viele zu Johannes und später zum Herrn? Der Hinweis auf die Neugierde der Menschen ist keine genügende Erklärung.

b. So tief sind wir, Gott Lob, nicht gefallen, daß nicht die Sehnsucht nach Gott in uns geweckt werden könnte. Wer den rechten Schlüssel zu unserem Herzen hat, vermag es wohl aufzuschließen. Aber in der Natur, in Kunst und Wissenschaft, im Familienleben — überhaupt bei Menschen ist er nicht zu finden. Auch Johannes der Täufer hat seine Bedeutung nur darin, daß er der Wegbereiter eines Höheren wurde. Darum ging sofort mit Christi Auftreten eine Erregung durch die Reihen der Anhänger des Johannes; es fing an, unter ihnen zu gähren: jetzt erst war der Rechte da! Daher die Frage, 25 und 26. Aus Johannis Antwort ersehen wir:

2. Christus allein stillt das Verlangen des Herzens nach Gemeinschaft mit Gott.

a. Als Johannes sah, daß Gefahr vorhanden war, seine Jünger möchten irre werden und an seiner eigenen Person hängen bleiben, da hat er mit großem Nachdruck auf Christum hingewiesen. Seine Freunde sollten keinen Augenblick im unklaren bleiben, sowohl über den Herrn als auch seine, des Johannes, Stellung zu Christus. „Wer die Braut hat"; Johannes sah im Geiste schon den Hochzeitstag kommen, an dem Christus und in ihm Gott selbst sich den Gläubigen vermählte. Da mußte er, der Freund, bescheiden zur Seite stehen.

b. Daher: „Er muß wachsen; ich aber abnehmen." Wie gut hat doch Johannes gewußt, daß es über sein Vermögen ging, das Verlangen des Menschenherzens nach Gott zu stillen. Wie beschämt er die Prediger, die der Versuchung nicht widerstehen können, die Leute an sich, an die eigene Person zu ketten; wie beschämt er die Gemeinden und Synoden, die statt Christi Ehre nur das eigene Wachstum und Ansehen suchen. Menschen sind Menschen und bleiben Menschen. Christus allein von oben. Darum:

c. Welches sind die Gründe dafür, daß Christus allein der Bräutigam der Seele ist?

Erstens, Christus von oben, ist über alle; Menschen von unten — schwach, sündig, unvollkommen, haben menschliche Ideen, so gut sie es meinen mögen. Seit Adams Falle gravitieren wir nach unten. Die Hilfe muß von oben kommen. Unser Bräutigam von oben, damit wir wieder nach oben gezogen werden.

Zweitens, dort (oben) ist allein wahre Liebe, wahre Freude und Herrlichkeit zu finden. Er, Christus, zeugt was er selber dort hört und sieht; er bringt die Güter des Himmels herab. Das vermag außer ihm keiner; auch

der Frömmste nicht. Denn außer Christus und ohne Christus gibt es überhaupt keine Frömmigkeit.

Drittens, denn alles ist in Christi Hand. So liebt der Vater den Sohn. Mit ihm schenkt er der Welt alles. Alle Macht, alle Ehre, alle Liebe, alles Heil.

Viertens, darum wer an den Herrn glaubt, ergreift das ewige Leben. Wer ihm nicht glaubt, muß verloren gehen. Durch unser Verhalten Christo gegenüber machen wir Gott entweder zum Lügner oder besiegeln seine Wahrheit. Auf der einen Seite liegt alles Heil, auf der andern lauter Verderben. O greift zu, liebe Seelen: Das Heil ist vor der Türe! Wie lange noch?

Weihnachten.—Micha 5, 1–3.

Sei uns gegrüßt, du liebes Fest, du lieber Tag, an dem wir die Geburt des Herrn mit Jubeln feiern dürfen! Dich, großen Tag, haben die alten Propheten verkündigt; ein Abraham hat dich im Glauben geschaut und Weihnachtsfreude hat sein Herz erfüllt! O, daß auch wir etwas empfänden von der wahren Freude, die nur an der Krippe Christi zu finden ist. Welch großes Geheimnis: Gott wird Mensch! Die Engel gelüstet's, da hinein zu schauen; die Hirten des Feldes haben es einander zugerufen: Kommt, laßt uns u. s. w. Die Weisen aus dem Morgenlande scharen sich ums Wunderkind. Kommt, laßt auch uns die Knie ihm beugen und mit den Großen und Kleinen in Gottes Reiche das Kind verehren, das Gottes große Gabe an die Menschheit ist!

Auch Micha, der Prophet, steht an der Krippe und aus grauer Vorzeit schallt sein Ruf zu uns herüber:

Der heilige Christ wird kommen!

1. Woher? oder die Weihnachtsüberraschung.
2. Wozu? oder der Weihnachtsjubel.
3. Wie? oder der Weihnachtsglanz.

Also: 1. Woher? oder die Weihnachtsüberraschung.

a. Ach, aus dem kleinen Bethlehem; nicht aus der Hauptstadt, aus Jerusalem; nicht aus der Palmenstadt, aus Jericho. Damit will Gott uns zeigen: ich habe andere Gedanken, als ihr Menschen; das Kleine schätzt ihr immerdar gering und eure Gedanken wollen hoch hinaus. Und weiter sagt die Stimme Gottes: „Ich, ich bin der Herr, der aus dem Nichtigen etwas macht, der aus dem ungerühmten Bethlehem gar eine Königsstadt, gar eine Weltstadt macht." So wurde aus Bethlehem ein wahrhaft Brothaus, reich mit dem Brot des Lebens angefüllt.

b. Ja, so versteht der Herr zu überraschen. Die Hohen werden schmerzlich überrascht und freudig die Geringen! Und hat die Christenheit etwas gelernt von Gottes hohem Rat, von den Gedanken, die er an das Kleine bindet? Gott Lob, der Kinder Größe ist uns aufgegangen und was die Armut für das Gottesreich bedeute!

c. Erst jetzt ist uns der Blick gerichtet auf den Himmel und das wahrhaft Große: denn aus dem Schoß der Ewigkeiten sollte kommen das heilige Kind, die große Gottesgabe! Welch eine Ueberraschung für die Juden, für

die Welt, für uns! So war schon in der Zeit des alten Bundes Christus der Fels des Heils, das Antlitz Gottes! So lehrt uns Micha heut des Festes Bedeutung erst recht verstehen und sagt, woher der heilige Christ einst kommen werde; aber auch:

2. Wozu, oder der Weihnachtsjubel!

a. Gar einer bösen Zeit tut der Prophet Erwähnung in der Mitte seines Liedes. Durch Kreuz zur Kron, durch Leid zur wahren Freude! Der heilige Christ wird kommen, wenn die Welt durch große Nöte sich hindurch gerungen. Das hat dem Volk des alten Bundes nicht gefallen und sie haben's gern vergessen, ach! sie haben eben darum den verworfen, der ihnen und der Welt den Segen brachte. Denn alles wahrhaft Große muß durch Not und Angst hindurch den Weg sich bahnen. Die Neugeburt kommt unter großen Wehen! Wo bleibt da der Jubel und die Freude?

b. Doch ebenso fing an die neue Zeit; nach dieser Regel kam und kommt der Christ, bis endlich alle Welt ihn kennt und hat. Und wenn die „übrigen aus Israel" sich endlich ihrem Heiland unterwerfen, ihn anerkennen, ihren Joseph wieder mit Tränen in die Arme schließen werden — o welch ein Jubel! welch ein Weihnachtsjubel der Menschheit, wenn der erstgeborne Bruder, das Haupt der Seinen, wieder kommen wird! So hat denn Micha bis ans Ende geschaut und drum in hohen Worten uns von dem Glanz des Weihnachtsfestes prophezeit.

3. Wie, oder der Weihnachtsglanz.

a. Was unserm Feste seinen echten Glanz verleiht, ist nicht das äußerliche Prangen. Er, er allein, der als ein kleines Kind im Kripplein liegt, ist unseres Festes Licht. So klein und doch so groß, so arm und doch so reich, so schwach und doch so stark — o Wunder! Der gute Hirte wird die Lämmer weiden; im Glanze seiner Liebe, seiner Hirtentreue erstrahlet heute uns das Fest! Wohl jedem, der den Herrn zum guten Hirten hat!

b. Ein Sieger über alle Feinde, steht der Heiland vor uns, in dem Glanz der Allmacht, in dem Glanze des Gehorsams, seines heißen Kampfes, seines Ringens um unser Heil, versuchet allenthalben, aber unbesiegt.

c. Und als ein König aller Welt im Glanz, im Ruhmesglanze seines Reiches; alle, die ihm gehören, werfen ihre Kronen nieder an seinem Thron und geben ihm die Ehre. Und die verklärte Natur, der Himmel und die Erde werden singen das große Lied zur Ehre des Erlösers.

Dann wird die große Ueberraschung, dann der große Jubel und der schönste Glanz am großen Tage kommen, wenn das alte erst vergangen und das Reich der Herrlichkeit erscheint! Gott helfe uns allen dazu. Amen!

Sonntag nach Weihnachten.—1. Tim. 3, 16.

Einleitung. Was, meinst du, will aus dem Kindlein werden, fragten die erstaunten Nachbarn den Vater des Johannes. Ein Prophet des Höchsten, war die aus Erleuchtung des Geistes geflossene Antwort — ein neues Geheimnis!

Was, meinst du, will aus dem Kindlein im Stalle zu Bethlehem werden? Der Engel antwortet: „Euch ist heute der Heiland geboren!" Wer faßt

die Antwort, wer konnte sie damals verstehen? Die Zeit mußte die Bedeutung der Engelsbotschaft klar machen.

Paulus verstand mehr von der Bedeutung Christi; aber auch er redet von einem Geheimnis. Er nennt es ein Geheimnis der Gottseligkeit, oder der geoffenbarten Religion; Geheimnis des Christentums. Christus ist der geheimnisvolle Kern, das Wunderzentrum unserer Religion. Wenn er einst wieder kommen wird, dann wird alles sich enthüllen. Bis dahin dauert das Geheimnis; es erzählt uns schon jetzt gar manches, woraus man seine Größe zum mindesten ahnen, wenn auch nicht ganz ermessen kann.

Wovon erzählt uns denn das Geheimnis der geoffenbarten Religion?

1. Vom wahren Gott.
2. Vom wirklichen Himmel.
3. Von der rechten Kirche.

Also: 1. Vom wahren Gott.

a. Den findest du nicht in Griechenland, Rom, Aegypten, Indien oder China; auch nicht in Jerusalem, aber nahe dabei, in Bethlehem. — Den findest du auch nicht im Buche der Natur, oder deinem eigenen Gewissen, oder in den Bänden menschlicher Weisheit; auch nicht im Himmel, er ist dir zu hoch, noch in den Palästen der Könige, die sind nicht gut genug! Nicht am Königshof zu Jerusalem, noch in den Häusern der Pharisäer oder Sadduzäer. Aber in der Krippe zu Bethlehem ruht ein kleines Kind und bei ihm seine Mutter, eine menschliche Mutter; da findest du den wahren Gott, in diesem Kind und durch dasselbe. Mit großen, leuchtenden Zügen schreibt des Apostels Hand über den Stall zu Bethlehem: Gott ist geoffenbaret im Fleisch!

b. Und dieses Kindlein wuchs und ward ein Mann, ein Lehrer, ein Wundertäter, ein Freund der Kinder und der Armen, ein Feind aller Heuchler und Scheinheiligen, aller Stolzen und Hochmütigen; ein Helfer aller Sünder; ein Ueberwinder des Todes, des Teufels und der Hölle, erwiesen als Sohn Gottes in der Kraft seiner Auferstehung! Wer nur wollte, konnte es ihm anmerken, hier ist mehr als Mose, als David, als Salomo u. s. w. Jedem demütigen Herzen, jeder nach Gott fragenden Seele, jedem gnadenhungrigen Gemüte ward es offenbar: da ist dein Gott. So ward der Sohn beglaubigt vom Vater (gerechtfertigt im Geiste); der Zug des Vaters zum Sohne. So erzählt uns das Geheimnis, das um Christi Person sich zieht, vom wahren Gott; aber auch:

2. Vom wirklichen Himmel.

a. „Erschienen den Engeln.“ Ob sich das auf eine uns sonst nicht weiter bekannte einzelne Tatsache bezieht (Gegenstück zur Höllenfahrt)? Fest steht jedenfalls, daß die Engel an verschiedenen Punkten des Lebens Jesu aufs engste damit verbunden waren; Geburt; Garten Gethsemane; Auferstehung; Himmelfahrt. So lernen wir, daß es allerdings eine andere Welt gibt, ein unsichtbares Jenseits (nicht ein unsehbares), das der Aufenthalt seliger Geister ist, von denen Christus sagt: Sie sehen allezeit das Angesicht des Vaters im Himmel. Der Hebräerbrief nennt sie dienstbare Geister u. s. w.

b. Dies macht allem falschen Glauben an Geister und derlei Ueberirdi-

sches ein Ende. Für ein böses Geheimnis bietet sich uns hier das Geheimnis der Gottseligkeit, d. h. der wahren Religion. Die falschen Religionen haben es viel mit Geistern zu tun; auch der Aberglaube in christlichen Ländern. Das Geheimnis der wahren Religion lehrt uns die Geister- und Gespensterfurcht bannen durch den Glauben an eine selige Welt, die uns unsichtbarer Weise umgibt und uns zu sich zieht. Dieselben Engel, die da gelüstete das Geheimnis der Herrlichkeit Christi zu schauen, gelüstet's auch zu schauen unsere Herrlichkeit (Vollendung; Wiederbringung).

3. Von der rechten Kirche.

a. Dem Gottesreich im Himmel entspricht das Reich der Gnade auf Erden. „Ich glaube eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen." Auch dies ist etwas Geheimnisvolles. Doch wissen wir, durch welches Mittel diese Gemeinschaft zu stande kommt. „Gepredigt den Heiden." Wir kennen also auch den Weg, auf welchem das Reich der Gnade zu stande kommt. Von Jerusalem nach Antiochien, nach Griechenland, nach Italien u. s. w. Heidenmission: Welche Wege wird das Evangelium noch weiter nehmen, Japan, China?

b. Die wahre Kirche überall da, wo Christus gepredigt und angenommen wird. Der Grund, auf dem die Gemeinschaft sich aufbaut, die wahre Kirche: der Glaube! „Geglaubt von der Welt." Dabei ein Geheimnis (die Kirchenlehre müht sich um dieses Geheimnis ab in der Lehre von der Gnadenwahl); der Glaube nicht jedermanns Ding; Sache der Freiwilligkeit und doch von Gott verordnet. Ineinander von Göttlichem und Menschlichem; Kirchengeschichte; Reichsgottesgeschichte, deren Ziel.

c. „Aufgenommen in die Herrlichkeit." Die Vollendung der wahren Kirche vorgebildet in Christi Himmelfahrt, ja bereits angefangen mit seiner Erhöhung zur Rechten Gottes. Die Reichsgottesgeschichte als Geschichte der Entwickelung der (noch verborgenen) Herrlichkeit der wahren Kirche. Das Ende kehrt für uns wieder in das Dunkel des Anfangs zurück: die wahre Religion kommt aus dem Schoße der Ewigkeit und führt wieder dahin zurück. Darum die große Forderung: Lebt gemäß der geoffenbarten Religion! Christus für uns soll werden Christus in uns und durch uns. Dies sein erweiterter Lebenslauf, der nicht mit seiner Geburt anfing und nicht mit seinem Tode endete.

Kirchliche Rundschau.

Die **Evang.-Luth. Synode von Iowa** u. a. St. hielt im August d. J. die 22. Versammlung der allgemeinen (oder Delegaten-) Synode in Dixon, Ill. Die Versammlung war gut besucht, die Delegaten mit wenigen Ausnahmen alle erschienen. Die Verhandlungen hatten, wie das „K. Bl." berichtet, mit *einer* Ausnahme einen ruhigen und würdigen Verlauf. Die alten Beamten wurden z. T. wieder erwählt, so der Präses, Sekretär und Schatzmeister. Der bisherige Präses war Pastor J. Deindörfer, der in Gemeinschaft mit Pastor F. Zimmermann auch das „Kirchen-Blatt" redigierte. Darin ist eine Aenderung eingetreten. „Vizepräses ist Herr Prof. Dr. F. Richter geworden, der auch zum Redakteur des „Kirchen-

Blattes" erwählt wurde und sich dieser Arbeit, abgesehen von dem Präsidium des südlichen Distrikts, ganz widmen soll. Die Redaktion der „Kirchl. Zeitschrift" bleibt in den Händen des Dir. W. Pröhl" (Direktor des Predigerseminars Wartburg zu Dubuque, Iowa.) Dr. Fr. Richter war bisher Professor am Wartburg College zu Clinton, Iowa, hat aber infolge vorberichteter Wahl seine Professur am College niedergelegt, um das Redaktionsamt übernehmen zu können.

Im Jahre 1904 wird die genannte Synode das 50jährige Jubiläum feiern. In diesem Jahre soll dann die nächste Allgemeine Synode in der St. Johannes-Gemeinde zu Dubuque, Iowa, gehalten und damit die Feier des goldenen Jubiläums der Synode verbunden werden.

Ein gesunder demokratischer Geist weht selbst noch auf den Hochschulen, wohin gewöhnlich die Geldfürsten unseres Landes ihre Söhne schicken. Der beste Student der absolvierenden Klasse 1902 war ein edel gesinnter und geistig hochbegabter, aber armer junger Mann. Gewöhnlich diente er im Speisesaal als Aufwärter, um sich die nötigen Mittel zum Unterhalt zu verdienen. Dessenungeachtet erwählten ihn seine Kameraden als Repräsentanten der Klasse. In derselben Klasse war auch ein Sohn der reichen Vanderbilt-Familie, mit einer Erbschaft von $7,000,000. Man verweigerte ihm ein Diploma, weil er in der Prüfung etlicher Fächer sich als schwach erwies. Wir freuen uns höchlichst über diese geistige Unabhängigkeit, wie sie in unserem Lande Gott Lob noch nicht ausgestorben ist. Geist und Charakter sollen in einer Hochschule die Türen nach oben öffnen. So mächtig das Geld auch ist, Geistesbildung und Herzensbildung sollen die Krone haben! (H. u. H.)

Die Versorgung der altersschwachen und dienstunfähigen Prediger, sowie der Predigerwitwen, hat auch die Bischöfl. Meth. Kirche seit Jahrzehnten beschäftigt und noch heute ist die Angelegenheit ein ungelöstes Problem. Der „Chr. Apol." schreibt: Es wurde so viel darüber geschrieben und an Konferenzen so oft darüber geredet und protokolliert, daß die Sache heute kaum mehr zieht und es besonderer Anstrengungen und Mittel bedarf, wenn es überhaupt noch zu etwas kommen soll. Es ist jetzt sogar die Gelegenheit, welche durch die zwanzigste Jahrhundert-Dankopfer-Bewegung geboten wurde, vorüber gegangen, ohne daß man dem Ziel besonders näher gekommen wäre. Die Schuld trifft vornehmlich die Prediger. Sie haben das Werk noch nie mit dem Ernst, der zum Erfolg nötig ist, in Angriff genommen. Wir denken dabei vornehmlich an die Gesamtkirche, aber leider ist das Gesagte auch anwendbar auf die meisten deutschen Konferenzen. Etliche haben einen erfreulichen Anfang gemacht — die West-Deutsche hat sogar einen Agenten angestellt — aber keine der Konferenzen war bis jetzt im stande, den altersschwachen Predigern eine ausreichende Pension zu geben. (Ganz wie bei uns! D. R.) Hoffentlich gelingt es dem Sekretär der Dankopferbewegung, Herrn Mills, das gesteckte Ziel zu erreichen und eine Million Dollars für diesen Zweck zu sammeln. Das wäre freilich nur ein Anfang, aber es wäre immerhin ein hoffnungsvoller Anfang. Die Südliche Bisch. Methodistenkirche hat beschlossen, fünf Millionen Dollars für einen ähnlichen Zweck zu sammeln und hat damit bereits begonnen. Wenn diese Kirche das vermag, sollte unsere Kirche im stande sein, mit Leichtigkeit das Doppelte zu erreichen. Wenn man bedenkt, daß bei den heutigen Ansprüchen an die Predigerfamilien nur wenige im stande sind, für das Alter zu sorgen, so ist

es die Pflicht der Kirche, die des Predigers ganze Zeit und Kraft beansprucht, für die Jahre der Dienstunfähigkeit Sorge zu tragen.

Zweierlei sehr verschiedene Urteile über Utah fanden wir in „W. Bl." Hier sind sie:

Eine Krisis in Utah. Das Presbyterium von Utah ist der Ansicht, daß die christliche Arbeit in Utah im Zeichen einer ernsten Krisis steht. Dreißig Jahre treuer Arbeit haben in Utah eine bemerkenswerte soziale, bürgerliche und moralische Transformation zuwege gebracht. Ueber 1500 Mormonen haben sich zum Christentum bekehrt. Dutzende von kleineren Ortschaften haben sich unter den Einfluß christlicher Schulen und Kirchen stellen lassen. Indessen bleibt noch sehr viel zu tun übrig. Viele Orte mit einer Einwohnerschaft von 1000—1400 Seelen sind ohne Verkündigung des Evangeliums. Die politische Macht des Mormonismus, nun, da die Staatenzugehörigkeit verwirklicht ist, scheint stärker denn je. Die erwähnte Krisis wird besonders durch die Tatsache herbeigeführt, daß die mormonische Priesterschaft jetzt einen Feldzug des bittersten Antagonismus gegen die christlichen Kirchen organisiert. Mormonenkinder werden aus den christlichen Schulen herausgenommen, und Erlasse sind verbreitet worden, daß Glieder der Mormonenkirche jeden Umgang mit den Anhängern des Christentums zu meiden haben. In Anbetracht dieser Sachlage läßt das Presbyterium von Utah einen dringenden Appell an die Kirche im allgemeinen ergehen, mit den Missionaren in Utah auch fernerhin, und zwar eifriger als je zu kooperieren im Kampf gegen den Fluch des Mormonismus, so daß keine Schule geschlossen, kein Prediger zurückgezogen werden brauche, die Arbeit vielmehr mit vermehrter Energie vorwärts getrieben werden könne. Das Presbyterium betrachtet Utah im besonderen Sinne als das Schlachtfeld der einheimischen Mission. „D. Vlksfr."

Ueber die Fortschritte des Mormonentums berichtet die in New York erscheinende Zeitschrift „Independent": „Im Staate Utah ist jetzt seit mehr als zehn Jahren der Schulzwang eingeführt, und das Ergebnis ist, daß die Jugend zum Mormonentume erzogen wird, statt aus ihm herauszugehen. Die verschiedensten kirchlichen Gemeinschaften haben in Utah missioniert, ohne irgend welche nennenswerte Erfolge zu erzielen; zwei Generationen sind dahin gestorben, seitdem das Mormonensystem erfunden wurde, und doch ist es heute zweifellos stärker als je zuvor. Die Zählung von 1870 gab die Zahl der Bewohner von Utah auf 88,374 an, von denen 80,000 Mormonen waren. Die Zählung von 1900 ergab für Utah 267,000 Bewohner, von denen nur etwa 40,000 nicht Mormonen sind. Dann wieder hatten die Mormonen in den übrigen Ver. Staaten im Jahre 1890 nur 144,000 Anhänger, während im Dezember vorigen Jahres 310,000 gezählt wurden. Trotz der Gesetzgebung, trotz der Einführung des allgemeinen Schulzwanges und sonstiger erziehlicher Maßnahmen dehnte sich das Mormonentum schnell aus."

Die St. Louis Deutsche Konferenz der Bisch. Meth. Kirche tagte in Quincy, Ill., anfangs September d. J. Bischof J. G. Vincent war Leiter der Versammlungen und eröffnete jede Tagessitzung mit einem Vortrag über einige praktische Gegenstände: Bedeutung des heil. Abendmahls; Pflicht der intellektuellen Selbstbildung; spasmodische, oberflächliche Bekehrungsmethoden; praktische Gesundheitsregeln. Die vier vor-

stehenden Aeltesten brachten ermutigende Berichte. Die beiden Lehranstalten dieser Konferenz in Warrenton, Mo., und Mt. Pleasant, Jowa, erfreuen sich eines guten Gedeihens. Vier besondere Redner fesselten die Aufmerksamkeit der Versammlung: Dr. J. F. Berry, der Gen.=Sekr. der Epworth Liga und Editor des „Epworth Herald"; Dr. Homer C. Stuntz hielt eine Rede über das Werk der Kirche auf den Philippinen; Dr. W. F. McDowell, der Sekr. des Erziehungsboard und Dr. T. B. Neely, Sekr. der Sonntagschul=Union und Traktat=Gesellschaft.

Jn Bezug auf die Tätigkeit der römischen Kirche auf den Philippinen berichtete Dr. Stuntz etwas, was zur Steuer der Wahrheit auch bekannt werden sollte.

Dr. Stuntz ist kein blinder Fanatiker, sondern anerkennt in freimütiger Weise alles Gute, was die römische Kirche an diesem Volk getan hat. Er sagte, da er das Heidentum aus persönlicher Beobachtung in Jndien kennen gelernt habe, so könne er die zivilisierende und christianisierende Arbeit, welche der Katholizismus an diesen ursprünglichen Seeräubern und Menschenfressern getan habe, nach ihrem vollen Wert anschätzen. Die allerniedrigste Stufe des korrupten Katholizismus sei immerhin unendlich besser als die denkbar höchste Stufe des reinen Heidentums. Die römische Kirche hat doch zum allerwenigsten den Philippinen die Lehre von dem einen lebendigen Gott gebracht und sie von dem Götzendienst des Polytheismus auf immer befreit. Jn der höheren Erziehung hat sie mehr geleistet, als gewöhnlich bekannt ist. Jn Manilla bestehen zwei Universitäten, welche beide älter sind, als Harvard und Yale in diesem Lande und aus denselben sind etwa 16,000 Studenten hervorgegangen. Die ersten Priester und Boten des Katholizismus waren sittenreine und selbstaufopfernde Diener Gottes und die Nonnen haben die weibliche Tugend in den Jnseln verhältnismäßig unbefleckt erhalten. Durch ihren großen Reichtum sind aber die Mönche nach und nach (natürlich mit Ausnahmen) herrschsüchtige Unterdrücker des Volkes und unzüchtige Weinsäufer geworden. Er erzählte wohlverbürgte Beispiele von der Plünderung der Eingeborenen und Schändung der Weiber und Töchter durch die spanischen Mönche. Der Aberglaube, den die Mönchsorden ernähren, dient ebenfalls zur Ausplünderung und Knechtung des armen Volkes. Er erzählte einen Fall, wo eine Frau, die sich zur Taufe meldete, nur mit großer Mühe bewogen werden konnte, ein Amulet (Bannmittel), das sie auf der Brust trug, herzugeben. Der Mönchspriester hatte ihr eingeredet, daß dasselbe so heilig sei, daß wer wagen würde es aufzumachen, auf der Stelle tot niederfallen würde. Als Dr. Stuntz es mit dem Messer aufschnitt, fand er nichts als ein schmutziges, von Tabak durchräuchertes Stück von einer Spielkarte!

Jn Bezug auf Gouverneur Tafts Mission in Rom bedauerte Dr. Stuntz, daß die Frage betreffs des Ankaufs der Ländereien der Mönchsorden je mit der Frage betreffs ihrer Ausweisung verquickt worden sei. Die Mönche, die noch auf den Jnseln zurückgeblieben sind, mußten sich bekanntlich nach Manilla flüchten und haben ihre Ländereien im Stich gelassen. Wären die letzteren von unserer Regierung gekauft worden, so wären die Mönche besitzlos geworden und die Frage der Auswanderung wäre faktisch gelöst worden. Sie hätten anderswo eine Unterkunft suchen müssen. Dr. Stuntz ist der Ansicht, daß der Vatikan eine herrliche Gelegenheit verpaßte, als er auf die Vorschläge unserer Regierung nicht einging.

Der Fortschritt des evangelischen Protestantismus in Manilla und Um=

gegend ist sehr ermutigend, seitdem Bischof Thoburn seine erste Predigt dort in einem Theater hielt über den Text: „Er wird nicht ermatten noch zusammenbrechen, bis er das Recht auf Erden gepflanzt hat, und auf seine Weisung harren die Inseln" (Jesaia 42, 4). Es waren 90 Personen gegenwärtig. Kurz darauf kam Nikolas Zamora nach Manilla, der wegen des Bibellesens aus Luzon verbannt worden war. Als er aber von der Eroberung Manillas durch die Ver. Staaten hörte, wagte er zurückzukehren. Mit Verwunderung hörte er, daß das Evangelium frei und offen gepredigt werde. Er kam in unsere Versammlung und an einem Sonntag, da der Prediger fehlte, wurde er gebeten, das Wort zu predigen, da man ihn als einen geschulten Mann erkannte. Er willigte mit frohem Herzen ein, denn er hatte die seligmachende Kraft des Evangeliums selbst erfahren. Ehe er anfing, sah er durch das Fenster des Lokals die amerikanische Flagge als Symbol der religiösen Freiheit wehen. Vor lauter Entzücken konnte er nicht anders als lachen, und dann predigte er mit solcher Salbung von oben, daß 20 Personen unter jener Predigt kräftig zu Gott bekehrt wurden. So führte der Herr uns dieses auserwählte Werkzeug seiner Gnadenmacht zu, und seither predigt er Tausenden das Heil in Jesu. Im verflossenen Jahre hatte er 387 Bekehrungen. Unsere Kirche hat nun 18 organisierte Gemeinden und zählt 2000 Glieder. Es wird berechnet, daß in den letzten drei Monaten 12,000 Personen unter den Einfluß der Predigt von Zamora kamen. Dr. Stuntz erwartet im November nach Manilla zurückzukehren, und möchte eine Kirche dort errichten, welche Sitzraum für 2000 Personen darbietet. Sie wird mit dem Grundeigentum $20,000 kosten, und die Eingeborenen haben selbst bereits $6000 dazu beigesteuert. Dr. Stuntz ist auch erfolgreich gewesen in der Sicherung einer Presse im Wert von $1000, welche ein guter Freund im Westen ihm dieser Tage schenkte. Der „Philippinen Christian Advocate", das jüngste Kind in der „Advocate"-Familie der Bisch. Methodistenkirche wird bereits in 10,000 Exemplaren gedruckt und man erwartet durch die Hilfe dieser neuen Presse viel Gutes zu stiften. Wir empfehlen dieses neue Missionsfeld der ernsten Fürbitte und liberalen Unterstützung aller unserer Leser. Der Herr hat uns hier in der Tat in Antwort auf Bischof Thoburns brünstiges Gebet eine herrliche Tür für die Verbreitung der selig machenden Erkenntnis Jesu Christi aufgetan.

Freikirchen und liberale Theologie. Prof. Pearson von Chicago, der durch die Leugnung aller Wunder eine vorübergehende Notorität erlangt hat, wirft den Kirchen vor, daß ihr Festhalten an der Wirklichkeit der biblischen Berichte daran Schuld sei, daß sie nicht größeren Einfluß auf das Volk ausübe. Derartige Urteile hört man oft aus den Reihen des Freisinnes. Sind sie begründet? Prof. J. L. Neve, vom Westlichen Theologischen Seminar zu Atchison, Kans., macht in seiner kürzlich erschienenen Schrift: „Die Freikirche im Vergleich mit der Staatskirche" einige diesbezügliche treffliche Bemerkungen: „Drüben in der Staatskirche führen die sogenannten Protestantenvereinler und kirchlich Freisinnigen das große Wort. Sie haben gut reden: sie liegen an der Brust der Staatskirche, durch deren gültige Bestimmungen die Gemeinden nun einmal nach Seelenzahl, mit so und so vielen Einkünften, die nötigenfalls durch den Exekutor eingetrieben werden, abgegrenzt sind. In Amerika muß es sich zeigen, ob die Predigt der Freisinnigen auch die nach wahrer Erbauung verlangenden Seelen befriedigt. Vermag sie das nicht, dann treten diese unter solcher Leitung auch nicht zu einer Gemeinde zusammen, und ist die Gemeinde etwa schon da, dann

wächst sie nicht, sondern geht wohl in ihrer Gliederzahl zurück und verliert schließlich ganz ihre Lebensfähigkeit. Da ist es nun eine sehr interessante und lehrreiche Beobachtung, daß die „Deutsche Evangelische Protestantische Kirche“ in Amerika, die mit den Protestantenvereinlern in Deutschland, den Reformern in der Schweiz, den Modernen in Holland auf gleichem Boden steht, heute mit nur ca. 40 Predigern und mit nur 52 Gemeinden dasteht, obwohl diese Denomination schon mindestens ein halbes Jahrhundert an der Arbeit ist. In Deutschland versichern uns immer die protestantenvereinlichen Prediger, daß die Verkündigung des Evangeliums nach dem alten Glauben schuld sei an den leeren Kirchen; aber in Amerika hat man die Erfahrung gemacht, daß alle Denominationen, die groß und mächtig geworden sind, es geworden sind, weil sie zu den Fundamentalwahrheiten des Christentums eine positive Stellung einnahmen. Zum Erweise dessen, daß unter freikirchlichen Verhältnissen die negative Theologie keine gemeindebildende Kraft besitzt, erinnern wir noch an die Unitarier, welche, obwohl sie schon sehr lange an der Arbeit sind, heute mit demselben kläglichen Erfolge dastehen wie jene vorhin erwähnte Gemeinschaft. Die freisinnige Theologie ist eben nichts für das Herz, und darum fehlt ihr auch der äußere Erfolg. Das aber zeigt sich mit überzeugender Klarheit nur in der Freikirche.“

D. A. Z. für Th. u. K.

Das ist ein sehr wahres Urteil, auf Erfahrung gegründet.

Ein neues Gesangbuch in Amerika. Die deutschen „protestantenvereinlichen“ Prediger in Cincinnati und Pittsburg haben ein neues Gesangbuch herausgegeben, über das die „Monatsschrift für Gottesdienst“ u. s. w. also schreibt: Von Luther sind zwei Lieder aufgenommen: „Ein feste Burg“ und „Aus tiefer Not“, letzteres entstellt. Von Paul Gerhardt finden sich acht Dichtungen, mehr als die Hälfte verstümmelt und geschändet. Unverhältnismäßig stark vertreten sind, in Anbetracht der Zahl 360, Klopstock, Krummacher, Lavater, Chr. Fr. Neander, Liebich, Häppel, Liskow, Ramler u. s. w. Aber was soll man dazu sagen, daß Dichter wie die folgenden, die in Europa mehr oder weniger unbekannt geblieben oder inzwischen wieder vergessen worden sind oder doch hinter die Front gehören, der Ehre teilhaftig wurden, in einem amerikanischen Gesangbuch neuesten Datums, das nur 360 Lieder enthält, einmal oder mehrmals vertreten zu sein: Koppe, Bürde, Münter, Aschenfeld, Schiebeler, Niemeyer, Dietrich, Meister, Loder, Hermes, Sachse, Funk, Garbe, Fröbing, Küster, Köhler u. s. w.?

Und nun die Lesarten! Es ist wirklich nicht um Belustigung zu tun; aber wer bringt es fertig, über folgende Verunstaltung ungemischte Wut zu empfinden?

Nun ruhen alle Wälder,
Mit ihnen Städt und Felder,
Es schlafen Hain und Flur.
Du aber, meine Seele,
Sei munter und erzähle
Das Lob des Vaters der Natur!

In dem Liede „O, Welt, sieh hier dein Leben“ lauten die 4. und 5. Strophe so:

Die Menschheit zu erretten
Von Wahn und Sklavenketten
Habsüchtiger Priesterschaft;
Die Liebe anzufachen,
Die Menschen frei zu machen
Von Selbstsucht, Sünde, Leidenschaft;

Dies Streben deiner Liebe
Entflammt der Priester Triebe
Des Zornes und der Wut;
Du kannst und darfst nicht leben —
Sonst unterliegt ihr Streben —,
Drum lechzen sie nach deinem Blut!

Drei Proben noch von der Wiedergabe älterer Texte:

Wer ist so gut wie du,
Stifter wahrer Ruh?
Jesu, Freund der Menschenkinder,
Retter der verlornen Sünder,
Licht und Seelenruh
Fließt von dir uns zu.

Ferner — rhythmisch zu singen —:

Allein Gott in der Höh sei Ehr,
Und Dank für seine Gnade!
Allsehend' blickt sein Aug umher,
Daß uns kein Unfall schade.
Den Sünder trägt er mit Geduld,
Den Frommen segnet seine Huld;
Er ist der Allerbarmer!

Die Strophen 2, 3 und 6 des Bickelschen „O, Jesu, Herr der Herrlichkeit" sind zum Teil unkenntlich gemacht worden. Die zweite (hier die erste!) lautet:

Wohl uns, wohl uns, daß Gott uns liebt,
Uns immer treue Lehrer gibt,
Die uns zum Himmel führen;
Die, aufgeklärt durch Wissenschaft,
Voll Tugendliebe, Geist und Kraft,
Der Brüder Herzen rühren.
Preiset, rühmet
Seine Treue!
Und aufs neue
Krönt sie heute;
Dank sei unsre heilge Freude! (Thl. Ztbl.)

Diese Proben mögen genügen.

Die lutherischen Slovaken hielten dieses Jahr in Braddock, Pa., eine Versammlung, auf der sie sich zu einer „Amerikanisch-Slovakischen Kirche Augsburger Konfession von Nord-Amerika" organisierten. Im September soll eine weitere Versammlung, zu der erwählte Gemeinde-Delegaten eingeladen werden,stattfinden. Es gibt Tausende von lutherischen Slovaken in Amerika und ihre kirchliche Versorgung läßt noch viel zu wünschen übrig. Hoffentlich geht die neue Vereinigung mit aller Energie an das Werk der Sammlung der Unversorgten. (K.-Bl.)

Von der Missouri-Synode, welche anfangs Juni in Milwaukee tagte, haben wir schon im letzten Heft einiges berichtet. Nachträglich fanden wir über genannte Synode noch folgenden Bericht.

Die Synode besteht aus 14 Distrikten, die sich über 43 Staaten und Territorien verbreiten. Die Zahl der Pastoren beträgt 1162, die der Lehrer 839, die der Gemeindeschulen 1843. 324 Pastoren werden aus der Missionskasse unterstützt. Die Einnahmen der Kasse für Innere Mission betrug im letzten Jahre $85,108.42. Für ein neues Gebäude beim Seminar in St. Louis wurden $25,000, für ein solches in Fort Wayne $56,000 und für das

College in Milwaukee $5000 bewilligt. Das Verlagshaus hatte in den letzten drei Jahren einen Umsatz von $529,367.84 und einen Reingewinn von $142,247.00. Der Wert des Geschäfts beträgt $237,710.63. Prof. Pieper wurde als Präses wiedererwählt. (K.=Bl.)

Auf der letzten Synodalversammlung der Augsburg=Synode wurde über den Anschluß an einen andern Synodalkörper verhandelt. Bekanntlich trennte sich die Augsburg=Synode unlängst wieder von der Michigan=Synode, mit der sie nur wenige Jahre in Gemeinschaft gestanden hatte. Einer Notiz in der „Gegenwart" nach hat sich nun die Augsburg=Synode an die Ohio=Synode gewandt. Auf der Versammlung des Wisconsin=Distrikts dieser Synode erschien eine Delegation der Augsburg=Synode und ersuchte um Aufnahme der letzteren in die Ohio=Synode. Ein sofort angestelltes Kolloquium verlief „vollständig zufriedenstellend" und wurde die Aufnahme mit der Bedingung beschlossen, daß die Namen der Aufzunehmenden zuerst in den kirchlichen Blättern veröffentlicht werden sollen. Demnach scheint es so zu sein, daß die Ohio=Synode sich doch eine Auslese unter den Augsburgern vorbehalten hat. (K.=Bl.)

Die Norwegische Synode, bestehend aus 340 Pastoren mit 850 Gemeinden, tagte Ende Mai zu Minneapolis, Minn. Präses der Synode ist Pastor Koren. Den Lehrverhandlungen lagen zu Grunde Thesen über die Schwierigkeiten, die sich einer Vereinigung der norwegischen Lutheraner zu einem Kirchenkörper entgegenstellen. Ein beträchtlicher Teil der Sitzungszeit wurde dem Gemeindeschulwesen gewidmet. Die Anstalten der Synode, das theologische Seminar zu Hamlin und das College zu Decorah, Iowa, berichteten über erfolgreiche Arbeit. Neunzehn Kandidaten traten kürzlich ins Predigtamt ein. Prof. Frich, Präsident des Seminars, legte wegen Krankheit sein Amt nieder, ebenso Prof. Larsen, seit 41 Jahren Direktor des College zu Decorah. Die Synode votierte Prof. Frich eine jährliche Pension von $900. Prof. Larsen wurde zum Hauptredakteur der „Kirketidende" ernannt mit einem Jahresgehalt von $1500. Die Norwegische Synode bildet den Teil der lutherischen Norweger, der es mit der Synodalkonferenz hält. (K.=Bl.)

Die Wisconsin=Synode, die kürzlich in Milwaukee tagte, zählt 214 Pastoren, 378 Gemeinden, 140,268 Kommunikanten, 208 Gemeindeschulen mit 107 Lehrern und 10,650 Schülern und 187 Sonntagschulen. Das Buchgeschäft der Synode hatte im letzten Jahre bei einem Werte von $35,122.46 einen Reingewinn von $6687.91. In St. Carlos, einer Missionsstation unter den Indianern in Arizona, soll eine Missionskapelle für ungefähr $2500 gebaut werden. Für den synodalen Haushalt wurden $33,000 bewilligt. Die Anstalt in Watertown, Wis., wird von 143 Schülern besucht. Hier soll ein neues Wohngebäude für die Studenten errichtet werden. Das „Gemeindeblatt", das Organ der Synode, hat 9300 Leser und der Reingewinn des Blattes betrug im letzten Jahre $3750. Ein Referat von Pastor M. Eickmann über „Die Gefahren, die uns zur Zeit ganz besonders drohen," wurde besprochen. Vier Gefahren wurden genannt: 1. Daß wir den Kampf um die reine Lehre göttlichen Wortes aufgeben; 2. daß wir uns das himmlische Ziel aus den Augen rücken und uns von irdischem Weltsinn einnehmen lassen; 3. daß wir mit andern als den von Gott verordneten Mitteln sein Reich bauen helfen wollen; 4. daß wir uns der Bibel als der einzigen Offenbarung der Wahrheit begeben. (K.=Bl.)

Die Dunker oder „Deutsche Baptisten-Brüder" hielten Mitte Mai eine großartige „Generalkonferenz" in Harrisburg, Pa. In manchen Gegenden Pennsylvanias sind diese Leute stark vertreten. Außer ihrer Praxis des Untertauchens bei der Taufe (daher Tunker oder Dunker) legen sie sehr großes Gewicht auf allerlei Aeußerlichkeiten in Bezug auf Kleidertracht, Haarwuchs, Bauart ihrer Häuser und Scheuern u. dgl. Sie können aber dem modernen Fortschritt auch nicht gänzlich widerstehen. Tauften sie früher in Flüssen und Bächen, so hat man sich jetzt in Ausnahmefällen für „Taufbecken" entscheiden müssen. Auch in der Kleidertracht werden sie — besonders das heranwachsende Geschlecht — immer mehr modern. Ueber die „Gebetshaube" bei den Frauen wurde mit großem Ernst debattiert. Einer ihrer Missionare aus Indien hob hervor, daß man dort das Zeug zu solchen Hauben nicht habe und die bekehrten Heidenfrauen dieselben auch nicht machen könnten. Auch die „Halsbinde" der Männer wurde zu einem Gegenstand der Debatte gemacht. — Daß sie in der Ehescheidungsfrage nur einen triftigen Grund nach Matth. 19, 9 anerkennen, ist zu loben. Lebensversicherungsgesellschaften, die mit geheimen Gesellschaften nichts zu tun haben, sind nicht zu verachten, aber über diesen Punkt ist noch ein Jahr nachzudenken. Der Vorschlag, die Bezeichnung „German Baptists", „Dunkards", „Dunkers" und „Tunkers" fallen zu lassen und einfach den Namen „Brethren" zu tragen, wurde einem Komitee überwiesen. Der Zudrang zu der Versammlung war so groß, daß 25 Ochsen geschlachtet werden mußten, um die Menge zu speisen.

Die diesjährige Versammlung des New Yorker Ministeriums, die anfangs Juni in Middle Village, N. Y., stattfand, wird künftighin in der Geschichte der Kirche unseres Landes als Anfangspunkt einer neuen englisch-lutherischen Synode gelten. Die schon seit längerer Zeit im Ministerium bestehenden Unzuträglichkeiten zwischen Deutschen und Englischen sind in der Weise friedlich beseitigt worden, daß die Synode ihre Zustimmung zur Gründung einer englischen Synode gab, die aus etwa 30 Pastoren bestehen wird. Christlicher Ernst, Brüderlichkeit und Sinn für die wahren Interessen der Kirche kennzeichneten die Verhandlungen über diesen Gegenstand. — Als Präses des Ministeriums wurde Pastor Dr. Heischmann gewählt. „Der Herold" hatte eine Einnahme von $3249.85, eine Ausgabe von $2886.85. Die Redaktion besteht aus den Pastoren: Dewald, Richter und Fischer. Die Gesamteinnahme der Synode betrug $27,201.59, die Ausgaben $25,137.13. Ein Beschluß, den sich gewisse Komiteen unserer Synode auch merken sollten, lautet: „Weil manche Missionare ungenau und saumselig in ihren Berichten sind, wird beschlossen, daß solchen Missionaren ihre Unterstützung vorenthalten werden soll, bis sie ihre Berichte eingesandt haben." Ein solcher Beschluß brächte wahrscheinlich dem Kirchenblatt die oft gewünschten, viel erbetenen, aber immer noch durch Abwesenheit glänzenden Missionsberichte. — Das Wagner College hat 38 Studenten und fünf Professoren. Die Einnahmen betrugen $6861.72, die Ausgaben $6791.76. Damit die Anstalt einen Direktor berufe, der seine ganze Zeit dem College widmen könne, legte Dr. Ricum sein Direktorat nieder. — Für Judenmission gingen auf den Aufruf des Komitees, dessen Sekretär Pastor F. Holter ist, $26.25 ein. (K.-Bl.)

Prof. Geo. Karl Seibert, Dr. phil. und theol., Editor des „Deutscher Volksfreund", und „Amerikanischer Botschafter", Seniorprofessor

am theologischen Seminar zu Bloomfield, N. J., starb am 9. Sept. d. J. an Bord des „Kronland", als er auf der Rückreise nach Amerika begriffen war. Bis diese Nummer unseres Blattes in die Hände unserer Leser kommt, hat der „Friedensbote" und andere kirchliche und weltliche Blätter längst ausführlich über den Heimgang des ausgezeichneten Mannes und Theologen berichtet, so daß wir zu sehr post festum kommen, wenn wir nochmals eine ausführliche Nachricht über ihn bringen. Doch wollten wir nicht ganz mit Stillschweigen darüber hinweg gehen. Der „Deutsche Volksfreund" vom 27. Sept. d. J. brachte ausführlichen Bericht vom Leben und Sterben des Entschlafenen und ein prächtiges Bild von ihm. Das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen.

Baden.

Ueber die Lage der Landeskirche in Baden liegen einige interessante Notizen vor. Nach einer Studie über die wirtschaftliche Lage der Katholiken und Protestanten in Baden hat im allgemeinen der protestantische Teil mehr zugenommen als der katholische; im Jahre 1828 war das Verhältnis des ersteren zum letzteren 46 zu 100, 1885 dagegen 60 zu 100. Es sind der Hauptsache nach auch die fruchtbareren Gegenden von Protestanten bewohnt, so die Rheinebene. Von den 33 vorwiegend katholischen Amtsbezirken zeigen 13, von den 19 vorwiegend evangelischen Amtsbezirken nur zwei eine Abnahme der Bevölkerung. Wie in dieser Beziehung, so in jeder anderen, besonders auch im Berufsleben ergibt sich der Vorteil, in welchem sich der protestantische Volksteil in Baden befindet. Auch der Bescheid des Oberkirchenrats auf die vorjährigen Diözesansynoden weiß Erfreuliches zu berichten. — Daneben werden aber auch recht betrübende Tatsachen festgestellt. Die Beziehungen zur katholischen Kirche haben sich noch nicht zum Besseren gewendet. Der Gottesdienstbesuch ist seit zehn Jahren wesentlich zurückgegangen; er hat gegenwärtig die seit langem niederste Stufe erreicht, und es ist eher eine Verschlechterung als eine Verbesserung zu erwarten. Wie alle Einzelkirchen befindet sich auch die evangelische Landeskirche in einer unleugbaren und in anhaltender Zunahme begriffenen Krisis. Weltförmige Unkirchlichkeit und sektiererische Religiosität haben ziemlich weite Kreise ergriffen. Daß der Zugang zu dem theologischen Studium in den letzten Jahren stetig und bedenklich abnimmt, wird auch in Baden beobachtet. Von einem eigentlichen Mangel an Geistlichen kann freilich hier nicht die Rede sein. Doch könnte ein solcher beim Andauern der gegenwärtigen Zustände noch eintreten. Einstweilen hat es sich immer nur um einzelne, vorübergehende Verlegenheiten gehandelt, da nicht in allen Fällen, wo es wünschenswert gewesen wäre, ein Pfarrverwalter oder Vikar gesandt werden konnte, auch die Errichtung neuer Pastorationsstellen nur langsam vor sich gehen konnte. Diese Verlegenheiten können aber leicht zur dauernden Kalamität werden, da gerade diejenigen Stellen allmählich ziemlich stark vermehrt werden, welche unständige Geistliche erfordern."

Interessant ist auch eine Parallele, welche das katholische Kirchen- und Volksblatt nach einer anderen Seite hin zieht: „Beachtenswert ist, daß zur selben Zeit, in welcher die Zahl der evangelischen Theologie-Studierenden abnimmt, die der katholischen zunimmt. In dem badischen Heimatland wenden sich seit Jahren alljährlich im Durchschnitt etwa 60 Abiturienten dem Studium der katholischen Theologie zu; und so kommt es, daß die katholisch-theologische Fakultät in Freiburg seit Jahren immer mindestens 200 Studenten hat.

Auf seiner diesjährigen Versammlung in Heidelberg hat der Pfarrverein u. a. einen Punkt erörtert, welcher in weiteren Kreisen der Landesgeistlichkeit unangenehm empfunden wird, nämlich die Verleihung von Orden an Geistliche. Es wurde ausgesprochen, es sei am besten, auf eine solche Auszeichnung überhaupt zu verzichten, da sie in der Regel nur das Zeichen dafür sei, daß der Dekorierte das 70. Lebensjahr erreicht habe.

Vater Goßner sagte über diesen Punkt: Du darfst kein anderes Kreuz tragen, als das dir dein Heiland aufgelegt hat, und dafür sei sehr dankbar.

Preußen.

Ein neuer „Fall". Pastor Horst in Mansbach, Kurhessen, ist angeblich wegen seiner Beteiligung an der Gemeinschaftsbewegung auf dem Disziplinarwege strafversetzt worden. Pastor Horst hat jedoch gegen das Urteil des Konsistoriums an das Kultusministerium appelliert, dessen Urteil aber noch nicht vorliegt. Anläßlich dieser „Verfolgung" der Gemeinschaft, dürfte folgende, der „Christlichen Welt" entnommene Charakteristik der Gemeinschaftsbewegung von Interesse sein:

Die Gemeinschaftsbewegung verliert je älter sie wird, desto mehr ihren streng einheitlichen Charakter. Es geht ihr, wie jeder Bewegung, die aus der Zeit des Enthusiasmus in die der Klärung tritt. Sofort treten die verschiedenen Individualitäten, Stimmungen, Motive hervor, und damit entstehen Differenzierungen und bei der gegebenen Nötigung, die neue Bewegung in die alten Gedankenkreise und Daseinsformen einzugliedern, neue Probleme und Fragestellungen. Die deutsche Gemeinschaftsbewegung fängt an, sich in drei Arme zu teilen. Der Kreis, der sich in diesem Jahre zum ersten Male in Eisenach ein Rendezvous gab, unterscheidet sich deutlich von dem der Gnadauer Pfingstkonferenz, und wieder sind von dieser durch das Prinzip der Landeskirchlichkeit manche ausgeschlossen, die in Blankenburg heimatberechtigt sind. Es ist zwar nicht ganz leicht, diese drei Kreise inhaltlich von einander abzugrenzen. Dazu ist die Differenzierung noch zu jung und die Grenzen noch zu fließend. Dennoch läßt sich klar erkennen, daß in diesen drei Kreisen die versuchten Lösungen der Fragen nach dem Verhältnis zum Engländertum, zu den Kirchen, zur Theologie und zur subjektiven Erfahrung verschieden sind. Doch liegen nicht darin die hauptsächlich wirksamen Unterschiede. Bedeutungsvoller scheint mir die verschiedene Art des praktischen Interesses und der Zielsetzung für die Bewegung.

Die Blankenburger Konferenzen sind rein erbaulicher Natur, Erbauung aller, die den Herrn Jesum lieb haben, ist die Aufgabe, Herstellung einer Sphäre der Allianz jenseits von Kirche und Sekte, jenseits von Engländern, Deutschen und Franzosen, Besitzenden und Armen. Infolgedessen kennt man hier keinerlei Weltaufgaben, außer der Mission, und auch diese nur in dem Sinne eines Heilsangebotes an die einzelnen Seelen; ja, man darf keine Weltaufgaben kennen, weil sonst das nur mit gespannter Energie der Askese von allen natürlichen Bedingtheiten aufrecht haltbare Gefühl einer christlichen Allianz schwinden müßte. Die Gnadauer Kreise sind die Träger der eigentlichen Gemeinschaftsbewegung. Ihre Arbeit ist Wiederaufnahme der Tendenz des alten Pietismus: Erneuerung der Kirchen durch die Gemeinschaften. Damit sind sofort eine Reihe von praktischen Aufgaben gegeben: Verhältnis zum Amt, zum Bekenntnis, zum Gemeindegottesdienst, zur landeskirchlichen Ordnung, nicht zuletzt zur kirchlichen Innern Mission, Zusammenhang der Gemeinschaften untereinander, Ausrüstung und Aufsicht der

Evangelisten und Gemeinschaftspfleger u. s. w. Diese Fragen werden in den Gnadauer Kreisen am lebhaftesten erörtert, die Antworten darauf sind verschieden, natürlich je nach den Widerständen, die die Bewegung in den einzelnen Landesteilen findet. Von großem Vorteil dürfte aber sein, daß die eigentliche Hauptarbeit an diesen Fragen in den Händen des schwäbischen Rektors und Herausgebers der Philadelphia, Dietrich, und nicht in denen des aufgeregten Grafen Pückler liegt, der zwar den Vorsitz der Konferenz führt, aber gewiß in ihr nur e i n e Stimmung vertritt. Dem dies Jahr erstmalig in Eisenach versammelten Kreis sind diese Dinge viel gleichgültiger. Ihm ist es um die Eroberung der Welt — der geistigen Welt der Gegenwart und der großen Welt draußen — für das Christentum zu tun; um Vermählung des Christentums deutscher Reformation mit englischem Methodismus. Hier fehlt das Kleinliche und Enge, das dem älteren Pietismus so leicht anhaftet; mit kühnem Wagemut und einer erstaunlichen Unabhängigkeit werden die größten allgemein-menschlichen Fragen der Kultur, Wissenschaft, Politik, in die Erörterung gezogen. Die Probleme sind vielfach ganz dieselben, die die moderne Theologie (dies Wort im weitesten Sinne genommen) bewegen; und gerade die aktuellsten Probleme werden mit impulsiver Entschlossenheit angepackt. Die Willigkeit, von der Theologie zu lernen, ist viel größer als in Gnadau oder gar in Blankenburg, das Verständnis dafür, daß ihre Arbeit nicht Frucht willkürlich-sündigen Zweifels, sondern Bemühen um zwingende Aufgaben unserer geschichtlichen Situation ist, im Wachsen, nicht wenige ihrer Resultate läßt man sich unbedenklich gefallen. Viele glauben, daß die Gemeinschaftsbewegung die lebenskräftigste und zukunftsreichste kirchliche Strömung der Zeit darstellt. Auch wer außerhalb der ganzen Bewegung steht und weder für noch wider sie Stellung nehmen mag, muß doch zugestehen, daß sie auf ein gespanntes Interesse Anspruch hat, und daß man verpflichtet ist, sie aufmerksam zu verfolgen.

Der von Mitgliedern und Gästen sehr zahlreich besuchten P a st o r a l - k o n f e r e n z in Liegnitz hielt Generalsuperintendent Nehmiz einen Vortrag über „Spiritismus, Scientismus und Gebetsheilung", dessen Hauptinhalt folgende Thesen wiedergeben: 1. Die drei genannten Richtungen haben ihre gemeinsame Wurzel in dem Gegensatz gegen die herrschende materialistische Weltanschauung. Indem sie dieselbe jedoch nicht mit den in der Heiligen Schrift und göttlichen Offenbarung enthaltenen Waffen bekämpfen, sondern vielfach in Widerspruch zu den letzteren treten, verfallen sie mehr oder weniger in schwärmerischen Spiritualismus und zum Teil in krassen Aberglauben. 2. Das letztere gilt vor allem von dem Spiritismus in seinem angeblichen Verkehr mit der Geisterwelt. Er ist in Lehre und Praxis als eine betrügliche, seelengefährliche Verirrung zu bezeichnen. Wegen seines eigenen inneren Zwiespaltes kann er zunächst nicht als eine wirkliche Gefahr für die Kirche betrachtet werden. Letztere hat jedoch alle Ursache, seinem weiteren Umsichgreifen gegenüber auf der Hut zu sein. 3. Der Scientismus muß trotz seiner Berufung auf die Bibel und auf die Erfahrung der christlichen Urgemeinde wegen seiner pantheistischen Verkehrung der christlichen Wahrheit und des mit dem Namen Gottes getriebenen Mißbrauches, sowie wegen gewerbsmäßiger Anwendung und Mitteilung seiner Methode als ein Zerrbild des wahren Christentumes bezeichnet werden. 4. Die als Gebetsheilung bezeichnete Richtung würde wegen ihres Glaubens an Gebetserhörung und an Gottes allmächtige Wunderhilfe, sowie auch wegen des vielfach damit verbundenen Heiligungsernstes für eine christliche Lebens-

regung gehalten werden können, wenn sie unter dem Gehorsam des göttlichen Wortes und in den Grenzen christlicher Nüchternheit bliebe. Da sie jedoch durch die Ueberschätzung der Charismata, durch Verachtung der natürlichen Heilmittel, durch Herausforderung der göttlichen Hilfe wie auch endlich durch schriftwidrige Lehre über das Verhältnis von Heiligung und Heilung in ungesunde Uebertreibungen gerät, so ist zu befürchten, daß sie auf unbefestigte Gemüter einen verwirrenden, schädlichen Einfluß ausübt. 5. Der Ausbreitung dieser dreifachen Neigung ist entgegenzutreten: a. durch gesunde Lehre und schriftgemäße Predigt von Sünde und Gnade, von Rechtfertigung und Heiligung, womit zugleich der Hunger nach den Kräften und Realitäten der übersinnlichen Welt gestillt und die zukünftige Verklärung auch des leiblichen Lebens verbürgt wird. b. Durch treue Seelsorge, vor allem am Krankenbett unter ernstlicher Betonung der Pflege des Gebets und der Fürbitte, sowie mit Ermahnung zu dankbarer Benutzung der von Gott dargebotenen natürlichen Hilfe. c. Durch Pflege eines regen an die kirchliche Ordnung sich anlehnenden Gemeinschaftslebens in der Gemeinde gegenüber ungesunden separatistischen Bestrebungen.

Die 15. Provinzial-Versammlung des Rheinischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes zu Saarbrücken vom 6.—8. Juli verdient besondere Schilderung wegen ihrer alle Erwartungen übertreffenden riesenhaften Dimensionen und ihrer weitreichenden Bedeutung. Diesen Charakter gewann das Fest wesentlich auf Grund zweier Faktoren: der noch nachwirkenden politischen Erregung von der letzten Reichstagsersatzwahl, worin wider Erwarten der nationalliberale Kandidat über den ultramontanen glänzend gesiegt hatte, und der vorhergehenden gehässigen Bekämpfung des Festes durch die Dasbachpresse (d. h. die kath. Kaplanspresse). Insbesondere wurde Sonntag, den 6. Juli, morgens am Ausgang der katholischen Kirchen — zum ersten Mal an einem Bundesfest — ein ultramontanes Flugblatt verteilt, das geistig nicht gerade hervorragend, unter dem Motto: „Schaut euch diese Gesellschaft zuvor gründlich an," in acht Punkten u. a. dem Bund insinuierte, er „wolle uns protestantisch machen," sodann nicht ungeschickt auf die dogmatischen Differenzen unter den Protestanten rechnend, den Vorsitzenden des Hauptvereins, Dr. Hackenberg, über seine Stellung zur Bibelinspiration und Trinitätslehre interpellierte und endlich mit der Aufforderung schloß: „Treu zum Priester — treu zu Rom." Für die großen Festversammlungen war die Markthalle von Saarbrücken in einen riesigen, auf 4000 Personen berechneten Festsaal verwandelt und prächtig geschmückt worden. Gleichwohl mußte sie in der Nachmittagsversammlung am 6. Juli 4500 Besucher fassen. Für die anderthalb Tausend, die keinen Einlaß mehr fanden, wurde sofort im Saalbau, dem danach größten Saal Saarbrückens, eine Parallelversammlung abgehalten. In der Markthalle hielt Prediger Horn-Halberstadt die Festrede; Pf. Lic. Bräunlich-Wetzdorf sprach über die Los von Rom-Bewegung in Oestreich; Supt. Müller-Düren stellte die „Pflicht und Grenze evangelischer Duldsamkeit" dar. Hierauf nahm Dr. Hackenberg selbst das Wort zum Dank an die Versammlung und dann zur Abwehr gegen das ultramontane Morgenflugblatt. „Von mir wird folgendes gesagt: Natürlich spielt eine Hauptrolle der Pfarrer Hackenberg, der Vorsitzende des Rheinischen Zweigvereins des Bundes. Interessant wäre es, wenn dieser Führer im Streit einmal klar und deutlich sagte, in welchem Sinne er an die heilige Dreifaltigkeit, an die Gottheit Christi und an den göttlichen Charakter der Heiligen Schrift glaubt.

„Will diese Partei mit uns theologische Kämpfe ausfechten? Das kann ich nicht glauben; denn dazu ist sie weder berufen noch gewappnet. Aber sie will den Führer des Bundes in der Rheinprovinz anklagen als einen Ungläubigen. Und wie einst Dr. M. Luther zu Worms, so will auch ich eine offene ehrliche Antwort geben. In tiefer innerer Bewegung lege ich hier öffentlich mein Bekenntnis ab und weiß, daß es unser aller Bekenntnis ist. Erstens wie wir zur Schrift stehen: Sie ist uns die Quelle, aus der wir unsers Gottes große Gedanken mit seiner Menschheit zu erkennen suchen. Darum verschließen wir sie keinem und fordern immer wieder alle auf, zu forschen und daraus zu lernen, was Gottes Rat und Wille mit uns armen Menschenkindern ist. Sodann, in welchem Sinne ich an die Dreifaltigkeit glaube:

„Wir glauben an Gott, unsern himmlischen Vater, und wollen nicht, daß irgend etwas, — kein Priester, kein Papst, keine Maria und keine Heiligen — sich zwischen ihn und uns stellen; wir wollen als arme verlorene Sünder den Weg zu ihm suchen, und das können wir nur, indem wir uns mit unserem ganzen Wesen und Leben anklammern an Christum Jesum, den einigen Mittler, Gottes eingeborenen Sohn, der uns alle zu Kindern Gottes machen wollte und machen will, und da lassen wir uns keinen anderen Mittler aufdrängen. Wir halten uns an ihn, auch dann, wenn wir des Unglaubens geziehen werden. Einer ist unser Meister und das bleibt er, der Eingeborne vom Vater. Und wir glauben an den Heiligen Geist, an diesen Geist, der von der Person Christi her von Person zu Person durch die Gemeinde der Christen hindurchflutet und sein Werk treibt. Wir glauben an den Heiligen Geist, indem wir ihn als einen Heiligenden erfassen und uns Tag für Tag mit unserem Tun und Lassen unter seine heilige Zucht stellen. Das ist mein Bekenntnis und unser aller Bekenntnis. Wenn das Flugblatt mit der Mahnung: Treu zum Priester, treu zu Rom! schließt, so stelle ich dieser Aufforderung die evangelische Mahnung entgegen: Treu zu Christo und durch Christum immer treuer zu Gott! In diesem Glauben lassen Sie uns einmütigen Herzens anstimmen, daß es wie ein Gebet zu Gott aufsteige, Ein feste Burg ist unser Gott!"

Unbeschreiblich war der Eindruck des aus tiefster Erregung heraus gesprochenen rein religiösen Bekenntnisses, und wie Donner brauste das Lutherlied durch die Halle. Es war nach aller Empfinden der Höhepunkt der ganzen Tagung.

Am folgenden Tage faßte die Versammlung einstimmig folgende Resolution gegen den letzten ministeriellen Geheimerlaß über das Prozessionswesen: „Durch die kath. Presse ist in jüngster Zeit eine geheime Ministerialverfügung zur öffentlichen Kenntnis gelangt, die in Abänderung der Vorschrift vom 26. August 1874 die Aufstellung und Verlegung von Altären auf öffentlichen Straßen und Plätzen bei Fronleichnams- und anderen althergebrachten und neu zu genehmigenden Prozessionen widerruflich gestattet, als einzigen Grund der Versagung die zu befürchtende Störung des Verkehrs und der öffentlichen Ordnung hinstellt und so der Ausdehnung und Neueinrichtung von Prozessionen, dieser polemischen, gegen die „Ketzer" gerichteten öffentlichen Schaustellungen Tür und Tor öffnet. Mit der ganzen evang. Bevölkerung der Rheinprovinz weiß sich die 15. Provinzialversammlung des Rheinischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes in Uebereinstimmung, wenn sie ihrem Befremden darüber einmütigen Ausdruck gibt, daß die Ministerialinstanz einen derartigen Erlaß ausgehen lassen konnte, der keine

Rücksicht mehr nimmt auf das Empfinden der evang. Staatsbürger, der den anmaßlichen Forderungen des Ultramontanismus nachgibt und der in seinen Folgen zu einer Verschärfung des konfessionellen Gegensatzes und zu einer Störung des konfessionellen Friedens führen muß. Die Provinzialversammlung erwartet von der evang. Bevölkerung jene durch die Grundsätze evang. Christentums und die Liebe zum Vaterlande gebotene Zurückhaltung, die alles vermeidet, was die konfessionelle Erregung steigern könnte, erwartet aber von ihr ebenso sehr die Ueberzeugungstreue und den sittlichen Mut, der, durch keine Rücksichten beeinflußt, sich von jeder irgendwie gearteten Unterstützung dieser öffentlichen, das evang. Gefühl verletzenden Kundgebungen fern hält und der nicht ruht, die Aufhebung des Geheimerlasses zu fordern und mit allen gesetzlichen Mitteln zu betreiben.

Sachsen.

Aus den letzten Sitzungen des Landtages ist folgendes von einer gewissen kirchlichen Bedeutung. In der 94. öffentlichen Sitzung der zweiten Kammer interpellierte der nationalliberale Abgeordnete Vizepräsident Schill-Leipzig den Kultusminister über die Berufung des Professors Jhmels nach Leipzig. Er berief sich auf Aeußerungen der Presse (des Neuen Sächsischen Kirchenblattes), die es lebhaft beklagten, daß die Regierung den Vorschlag der Fakultät (Professor Herrmann in Marburg) nicht befolgt habe. Der Minister bestritt die Behauptung, daß Jhmels gegen den Vorschlag der Fakultät berufen worden sei; es haben sich vielmehr fünf Stimmen für den einen, drei für den andern ausgesprochen. Es bedeute nichts Verletzendes für die Fakultät, wenn die Regierung sich dem Votum der Minorität anschließe. Diese Erklärung vermag natürlich nicht die weitverbreitete Mißstimmung darüber zu beschwichtigen, daß man es abermals und nun endgültig versäumt hat, einen Dogmatiker ersten Ranges wie Herrmann nach Leipzig zu bringen.

Prof. Herrmann ist Ritschlianer. Daher der Kummer bei der „Chr. W.“ und den Liberalen.

Ueber wichtige Funde alter Handschriften der Heiligen Schrift berichtet der „Standard“: Es gibt eine alte Tradition, daß das sogenannte Schatzgewölbe der Jami- und Keber-Moschee in Damaskus eine Anzahl wertvoller Handschriften enthalte, die sich hauptsächlich auf die frühen christlichen Zeiten beziehen. Nach einer jahrelangen Ueberredung ist der Sultan dahin gebracht worden, die Eröffnung des Gewölbes zu erlauben, das Jahrhunderte lang verschlossen geblieben und sorgfältig bewacht worden war; Sachverständige hatten ihm vorher versichert, daß in der Sammlung keine, die mohammedanische Religion betreffenden Dokumente wären. Die Handschriften, die man in dem Gewölbe entdeckte, wurden nach Konstantinopel gebracht, wo man fand, daß sie eine Anzahl Bruchstücke des Alten und Neuen Testamentes in der alten syrischen Sprache, zusammen mit Bruchstücken einer Uebersetzung des Alten und Neuen Testamentes in dem syro-palästinischen Dialekt enthielten. Unter den letzteren fand man das erste Zeugnis von dem Vorhandensein einer Uebersetzung der Epistel St. Pauli in diesen Dialekt, der zu Christi Zeiten gesprochen wurde. Außerdem fand man Bruchstücke des Pentateuchs in der samaritanischen Sprache, eine Uebersetzung des 78. Psalms ins Arabische, die aber in griechischen Buchstaben geschrieben ist und so einen wertvollen Anhaltspunkt für die Aussprache des

Arabischen in der Zeit vor Mohammed darbietet, 77 Seiten eines bisher unbekannten Kommentars in altsyrischer Sprache, 25 Seiten der Psalmen und 11 Seiten des Pentateuchs in griechischen Schriftzeichen, die aus dem elften Jahrhundert stammen. Jetzt wird aus Konstantinopel berichtet, daß die Handschriften von dem türkischen Ministerium des Aeußern auf Befehl des Sultans dem deutschen Gesandten Baron Marschall übergeben worden sind, damit sie in Berlin einer genaueren Prüfung unterzogen werden.

Litteratur.

Luthers Theologie in ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrem inneren Zusammenhange, dargestellt von Dr. Julius Köstlin. Zweite vollständig neubearbeitete Auflage. Zwei Bände. Geheftet M. 12.30. Gebunden M. 15.

Luthers Schriften sind wie ein frischer Brunnquell, der aus dem ewigen Lebensborn des Wortes Gottes hervorquillt und in vielen Segensbrünnlein die Kirche der Reformation befruchtend durchströmt. Das vorliegende Buch ist mit Recht als „Hauptwerk der evangelischen Theologie“ bezeichnet worden, als „unentbehrlich für die theologischen Bibliotheken und als notwendig für jeden, der die Wurzeln und das Wachstum der evangelischen Kirche und Lehre erkennen und das Evangelium predigen will.“

Luther ist ein Theologe von Gottes Gnaden, der den reichen Heilsschatz des Evangeliums nicht nur in wissenschaftlicher Weise und zu wissenschaftlichen Zwecken behandelte, sondern vielmehr in glaubensvoller, lebendiger Erfahrung der seligmachenden Gotteskraft des Evangeliums und zur Wiederherstellung der schwer geschädigten evangelischen Wahrheit in böser Zeit. Das erkennen wir auch aus dem vorliegenden reichhaltigen Werk. Luther selbst hat ja keine systematische Theologie verfaßt, aber in den vielen Schriften, die er geschrieben hat, ist dieselbe enthalten und Dr. J. Köstlin, der große Luthervererhrer und „erste Lutherkenner“, hat mit unermüdlichem Fleiß und großer historischer Treue und Sorgfalt in diesem köstlichen Buche Luthers ganze Theologie aus allen seinen Schriften zusammengetragen und „aus tausenden von Steinen aufgebaut“ zu einem schönen einheitlichen, organischen Ganzen. Denn nicht eine äußerliche, zusammenhangslose Zusammenstellung der Lehren Luthers enthält dieses Buch, sondern hier blicken wir hinein in das Werden und Wachsen, in den geistigen und geistlichen Entwicklungsgang dieses Gottesmannes, dessen Theologie der Austrag seines fest in der Bibel wurzelnden Geistes- und Glaubenslebens war.

Manche Anschauungen und Lehren Luthers erscheinen in neuem Licht in dieser genetischen Darstellung; alles aber zeugt davon, daß unsere evangelische Glaubens- und Heilslehre fest in Gottes Wort gegründet ist. Luther ging nur so weit, als er den festen Grund und Boden des Evangeliums unter den Füßen hatte, und er also sichere und gewisse Tritte tun konnte und mit heiliger Scheu zieht er sich zurück von allen Lehren und Anschauungen, die sich nicht sicher und fest aus Gottes Wort begründen lassen.

Das Werk ist jedem Theologen und Pastor und allen Theologie Studierenden bestens zu empfehlen. So lange die in demselben enthaltene Glaubenslehre grundlegend ist in unserem und in anderen theologischen Seminarien, wird es um die gesunde, evangelische Lehre wohl bestellt sein in den reformatorischen Kirchen.

Die Einteilung ist folgende: 1. Band. Erstes Buch: Luthers inneres Leben und seine Lehre bis zum Ablaßstreit im Jahre 1517. Zweites Buch: Das große reformatorische Zeugnis 1517—1521, von den 95 Thesen bis zum Wormser Reichstag. Drittes Buch: Weitere Fortschritte Luthers seit dem Wartburgaufenthalt: gegenüber dem Katholizismus und gegenüber einem falschen evangelischen Geist. 2. Band. Viertes Buch: Luthers gesamte Lehre nach ihrem inneren Zusammenhang in elf Hauptstücken." Hb.

Mit großem Vergnügen weisen wir auf ein im eigenen Verlag, „Eden Publishing House", St. Louis, erschienenes, von Pastor Karl Kißling verfaßtes Büchlein hin, das in keiner Familie fehlen sollte: „Am eigenen Herd". Eine Mitgabe in das freudvolle und leidvolle Leben für Eheleute und für alle, die es werden wollen. In prächtigem Leinwandband mit Goldprägung und Goldschnitt, 153 Seiten; Preis 75 Cts.

Pastoren können aus dem Büchlein Anregung bekommen für passende Traureden; sie sollten aber das Büchlein auch fleißig zu verbreiten suchen. Nicht nur Hochzeitsleute sollten es bekommen; in jeder Familie sollte es seinen Platz haben. Es enthält Kapitel, die zu jeder Zeit im Ehestand angebracht sind. Und heiratsfähige Kinder würden gut tun, ehe sie die Wahl fürs Leben treffen, die einleitenden Kapitel zu lesen und zu beherzigen. Für Begründung eines glücklichen Hausstandes und Familienlebens läßt sich kaum ein besserer Ratgeber finden.

Vom Verlag von A. Deichert (Geo. Böhme), Leipzig, kamen uns folgende Schriften zu:

Der Kampf um Bibel und Babel. Von Dr. Sam. Oettli, Prof. in Greifswald. 32 S. Preis: 80 Pfg.

Der Vortrag, den Friedr. Delitzsch vor dem Kaiser über Babel und Bibel gehalten hat, hat schon manche Gegenschrift hervorgerufen. Es ist eine traurige Sache, daß deutsche Gelehrte so sehr von dem Evolutionswahn gefangen sind, daß sie durchaus auch die jüdische und christliche Religion auf die naturalistische Stufe menschlicher Entwicklung herabzudrücken sich bemühen. So hat auch Delitzsch sich bemüht, die Abhängigkeit der biblischen Schriftsteller von den altbabylonischen Vorstellungen in Religion und Kultur zu beweisen. Er meint, „unserem religiösen Denken haftet durch das Studium der Bibel noch gar manches Babylonische an." Und zu diesem babylonischen Erbgute gehören nach dem Zusammenhang jenes Vortrags nicht nur die wichtigsten Kulturelemente des altisraelitischen Volkslebens, sondern auch die Vorstellungen der Bibel über die Entstehung der Welt, den Sündenfall, die große Flut, das Menschenschicksal vor und nach dem Tode, über Engel, Dämonen und Teufel, ferner mit dem Sabbat ein guter Teil des alttestamentlichen Opferwesens und Priestertums, ja schließlich der Name und die Verehrung Javes selbst, verbunden mit einem mehr oder weniger deutlich ausgebildeten Monotheismus.

Prof. Dr. Oettli geht nun in oben angezeigter Schrift auf einige dieser Behauptungen ein. Er berichtet besonders über den babylonischen Schöpfungs- und Flutmythus und vergleicht damit das biblische Gegenstück, sucht die Frage zu beantworten, ob die Verwandtschaft zwischen beiden auf einen notwendigen geschichtlichen Zusammenhang zu schließen zwinge, und wie derselbe zu bestimmen sei. — Die Schöpfungsmythe der Babylonier zeigt ein phantastisches Gebilde von Götterkampf und Kosmogonie, Zauberspuk und Beschwörung. Im biblischen Bericht aber „ist mit einem Schlage

der phantastische Götterspuk verschwunden. Der Schöpfergott, streng monotheistisch gedacht, ruft durch sein Allmachtswort Himmel und Erde . . . ins Dasein. . . . Man glaubt aus den wirren Phantasien eines Fieberkranken in die reine Atmosphäre gesunder Geistesklarheit und Nüchternheit zu treten, wenn man von dem babylonischen Epos her zum ersten Kapitel der Bibel kommt."

Gleichwohl sind Anklänge vorhanden zwischen beiden; und der biblische Bericht der Schrift kann nicht der erste sein, sondern das Mardukepos. Es mögen in Israel die babylonischen Mythen bekannt gewesen sein, wie manche Anklänge auch bei den Propheten und in den Psalmen zeigen. Die Läuterung aber jener heidnischen Phantasieprodukte kann nur durch einen Geist sich vollzogen haben, der höher war, als der nationale Volksgeist, ein Geist, der sich im Prophetentum ein Organ geschaffen hat, durch eine wirkliche Offenbarung des lebendigen Gottes. — In solcher durchaus positiven Weise sucht der Verfasser die Uebertreibungen der Assyriologen auf das richtige Maß zurückzuführen. — Wir können dem Vortrag Oettlis nur weiteste Verbreitung wünschen.

Aus demselben Verlage stammt:

Ein diplomatischer Briefwechsel aus dem zweiten Jahrtausend vor Christo, von Prof. Dr. A. Klostermann. 31 S. 0.80 M.

Diese Schrift ist verwandten Inhalts mit der vorigen. Hat jene es mit altbabylonischen Altertümern zu tun, so diese mit altägyptischen, d. h. mit den sog. Tell-el-Amarna Briefen. Diese enthalten eine politische Korrespondenz aus der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends vor Christo, und werfen auf die Beziehungen des ägyptischen Hofes und Staates zu Palästina und zu den das damalige Weltkonzert bildenden Mächten Vorderasiens ein ungeahntes Licht. Die Zeit, in welche die Briefe zurückführen, ist also vormosaisch. Die damaligen Verkehrsformen der Fürsten und ihrer Vasallen unter einander stechen nicht allzu sehr von denen der heutigen Zeit ab. Und wenn nun bedacht wird, daß auf jenem Schauplatz hoher Kultur kurze Zeit nachher das Volk Israel auftrat; daß Moses, um für seinen Beruf eine welt- und staatsmännische Ausrüstung zu bekommen, in ähnlicher Weise wie Luther, von Kind auf durch Gottes Führung herangebildet wurde, erzogen in aller Weisheit der Aegypter, — wie absurd ist es dann, sich das Volk Israel bei seinem Auszug aus Aegypten nach Analogie der heutigen Südseekannibalen, Buschneger oder Feuerländer als eine in Fetischismus und Animismus geknechtete rohe Horde vorzustellen! Freilich, die negative Kritik mit ihren wilden Phantasien und Spekulationen, hat auch diese Briefe dazu benützt, um die biblischen Berichte zu diskreditieren. Doch davon ist in diesem Schriftchen, das in positivem Sinne geschrieben ist, nichts zu finden. — Wer für die Altertümer sich interessiert, wird gerne sich diese Schrift verschaffen.

Aus demselben Verlage stammt:

Die Bedeutung des Autoritätsglaubens, von Prof. Dr. L. Ihmels, 44 S. 1.00 M. Ein Vortrag, gehalten auf der Hannoverschen Pfingstkonferenz am 28. Mai 1902. Der Verfasser erörtert Fragen, die bei dem heutigen Kampf um die Autorität der göttlichen Offenbarung, wie dieselbe in der Heiligen Schrift vorliegt und von der christlichen Kirche als Lehrautorität von höchster Bedeutung sind.

Wenn nach der Schrift alle Sache auf zweier Zeugen Mund besteht, so muß es in Sachen des Glaubens erst recht also sein. Die zwei Zeugen sind aber äußerlich die Schrift und die Kirche (als Einheit gefaßt), innerlich die persönliche Erfahrung, die jemand macht, indem er sein herzliches Vertrauen auf eine Tatsache richtet, von welcher er lebt. Die Schrift behandelt daher eigentlich zwei Fragen: 1. Die Bedeutung des Autoritätsglaubens; 2. Welche Bedeutung hat die Autorität für den Glauben? — Es ist keine leichte Speise, die hier geboten wird. Wir sind aber gerade hierzulande von konfessionell-gesinnten Brüdern umgeben, welche nach unserer Auffassung das äußere Autoritätsprinzip der Schrift und Kirche zu einseitig betonen. In diesem Kampfe kann gerade diese Schrift uns die rechten Richtlinien zeigen. Es ist eine ethische Ungerechtigkeit, dem in der Kraft und Erkenntnis des Glaubens zurückgebliebenen Christen mit Geltendmachung der kirchlichen Autorität, die in fleischlichem Eifer zufährt und sich aufdrängen will, weiterhelfen zu wollen. „Autoritätsglaube hat in der evangelischen Kirche kein Heimatsrecht; aber der evangelische Glaube selbst lebt nur durch Autorität." Wie der Verfasser diese zwei Sätze vermittelt, wolle man in der Schrift selbst nachlesen. Er schließt mit 11 Thesen über die von ihm behandelten Fragen. Die Schrift ist für Seelsorger in hohem Grade wichtig und anregend.

Aus gleichem Verlag kam das nachstehend genannte Buch, das wir zunächst mit der Empfehlung einführen, welche die Buchhandlung ihm mitgibt, hoffend, später genauer darauf eingehen zu können:

Seeberg, Prof. D. R., „Die Grundwahrheiten der christlichen Religion". Ein akadem. Publikum vor Studierenden aller Fakultäten der Universität Berlin im Winter 1901—'02 gehalten. 3 M., eleg. geb. 3.80 M.

Das Buch ist entstanden aus Vorlesungen, die der Herr Verfasser vor Studierenden aller Fakultäten gehalten hat, es wendet sich somit an gebildete Christen aller Kreise. Als Aufgabe hat es sich gestellt, das Christentum als Religion so darzulegen, wie es dem Verständnis der Gebildeten unserer Tage zugänglich gemacht werden kann und soll. Und wenn heute mit Recht geklagt wird über die erschreckende Unwissenheit unserer Gebildeten gerade in religiösen Dingen, die es zu keinem Interesse und damit zu keiner Erkenntnis kommen läßt, so muß man sagen, es kann keine wichtigere, keine zeitgemäßere Aufgabe geben.

Wie der Herr Verfasser diese Aufgabe löst, ergibt sich aus nachfolgender Inhaltsangabe: 1. Teil: Die Wahrheit der christl. Religion: Ursprung und Wesen der Religion. — Die Religionen der Menschheit und die absolute Religion. — Das Christentum als die absolute Religion. — Der Beweis der absoluten Religion. — Glaube und Liebe. — Das Christentum als positive Religion. — Das kirchliche Dogma. 2. Teil: Die Wahrheiten der christl. Religion: Die Offenbarung Gottes in Jesu Christo. — Der freie Mensch und der allwirksame Gott. — Das Wesen der menschl. Sünde. — Ursprung und Ausbreitung der Sünde, der Erlöser der Sünder. — Die Person Jesu. — Das Werk Jesu. — Die Gemeinde Jesu. — Entstehung und Entwickelung des neuen Lebens des Christen. — Der sittliche Kampf um das neue Leben und sein Ziel.

Als Prof. Harnacks „Wesen des Christentums" energische Zurückweisung in zahlreichen Gegenschriften erfuhr, da ist immer wieder dem Verlangen Ausdruck gegeben, neben dieser berechtigten Kritik auch einen positiven Aufbau im Gegensatz zu dem Harnackschen Wesen des Christentums zu erhalten.

So fern nun dem Herrn Verfasser jede Polemik liegt, dieses Verlangen hat in Professor Seebergs: „Grundwahrheiten der christl. Religion“ Erfüllung in vorzüglichster Form gefunden, in einer Form, die selbst Anhängern anderer Richtungen, sobald es ihnen nur auf die Sache ankommt, Interesse abgewinnen, Gewinn und Förderung bringen muß.

Ferner kam zuletzt noch von demselben Verlag:

„Der Pentateuch“, Beiträge zu seinem Verständnis und seiner Entstehungsgeschichte. Von Dr. Aug. Klostermann. 447 Seiten, geh. 8.00 M. Wir geben hier den Inhalt des schon 1893 gedruckten Buches und hoffen in einem späteren Heft genauer darauf zurückzukommen.

Bei dem heutigen Kampf um das Alte Testament, und besonders den Pentateuch, tut ein zuverlässiger Führer not, der sich von den Phantasien der ungläubigen Kritiker nicht irre führen läßt. Inhalt: 1. Der Grundfehler aller heutigen Pentateuchkritik. Nachtrag: Die Notwendigkeit der Konjekturalkritik in der bibl. Exegese. — 2. Der sichere Ausgangspunkt für die zukünftige Pentateuchkritik. — 3. Die Einfügung des Deuteronom-Buches in das Buch Numeri. — 4. Der vorjosianische Pentateuch. — 5. Eine vorjosianische Erweiterung des alten Pentateuchs. — 6. Das Lied Moses und das Deuterononium. — 7. Ezechiel und das Heiligkeitsgesetz. — 8. Ueber die kalendarische Bedeutung des Jobeljahres.

G. Schnedermann, „Der christliche Glaube im Sinne der gegenwärtigen evang.-luth. Kirche.“ Leipzig, Deichertsche Buchh.

Von diesem Buche, dessen frühere Abteilungen im vorigen Jahrgange besprochen wurden, ist wieder eine Abteilung erschienen, enthaltend: „Die christliche Anschauung von der Welt und dem Menschen.“ Es werden in derselben behandelt die Aussagen des christlichen Bewußtseins über Dasein, Ursprung, Beschaffenheit der Welt als Kreatur Gottes, über Schöpfung, Vorsehung, Wunder, ferner über des Menschen Dasein, Individualität, Persönlichkeit, Geistigkeit, Leiblichkeit, Freiheit, ursprüngliche Gutbeschaffenheit, Sünde. Es ist die Gesamtabsicht des Buches, dem evangelischen Christen der Gegenwart, der an seinem Glauben fest halten will, und der zugleich am geistigen Leben der Gegenwart mit ihren erweiterten Kenntnissen der Naturwissenschaft, Geschichte u. s. w. teilnimmt, zu einer Orientierung über den Inhalt seines Glaubens zu verhelfen, zu zeigen, wie der Christenglaube in seiner Einfalt doch in allen Beziehungen sichere Leitung besitzt und darbietet. Allerdings machen die Darlegungen des Verfassers vielfach den Eindruck großer Umständlichkeit; die Resultate, zu denen er gelangt, sind ganz recht, man freut sich der Einfalt, Sicherheit, Weitherzigkeit seiner Aussagen, aber man fragt sich häufig: Ist es notwendig, so einleuchtende Dinge umständlich zu beweisen? und nur derjenige wird an der Lektion des Buches reine Freude gewinnen, dem es nicht bloß darauf ankommt, zu Resultaten zu gelangen, sondern zugleich auf den Weg zu achten, wie sie gewonnen sind. Methodisches Lehrbuch der Glaubenslehre nennt der Verfasser sein Buch, und dem Interesse, methodisch zu sein, ist das andere, kurz zur Sache zu eilen, geopfert. O.

Die Neue kirchliche Zeitschrift von dem Verlag von A. Deichert erscheint monatl. 5 Bogen stark zum Preise von 10 M. jährlich.

Das 5. oder Maiheft enthält: Gottesgeist und Menschengeist im Alten Testament. — Der Kampf um die leibliche Auferstehung des Herrn.

(Fortsetzung.) — Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Pentateuchs. (Klostermann.)

Das 6. oder Juniheft enthält: Gottesgeist und Menschengeist im Alten Testament (Schluß.) — Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Pentateuchs (Schluß.) — Die bisher unbekannte Schwäbisch-Haller Handschrift der deutschen Augsburgischen Konfession. — Der Kampf um die leibl. Auferstehung des Herrn. (Fortsetzung.)

Das 7. oder Juliheft, 1902, enthält folgende Artikel: Konfirmation und Kommunionrecht. — Rudelbachs Konfessionen über sein theol. Studium. — Der Kampf um die leibl. Auferstehung des Herrn (Schluß). — Ein unbekannter Bericht über Luthers Lebensende.

Das 8. Heft enthält: Die Chronologie des Lebens des Apostels Paulus. Von Privatdozent Lic. Hönnicke in Berlin. — Sebna und Eljakim. Von Professor Dr. E. König in Bonn. — Glossen zum ersten Johannesbrief 3. Von Pastor Lic. G. Wohlenberg.

Das 9. Heft enthält: Ueber Baumanns reale Religion. Von Pastor Harräus in Hundsbach (Rheinpr.) — Vom Kinderglauben. Von Kirchenrat Dr. Rocholl in Düsseldorf. — Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Pentateuchs. Von Prof. Dr. Klostermann, Kiel. — Luther über Gregor von Rimini.

Ein Ueberblick über die behandelten Gegenstände zeigt, daß meist solche Fragen behandelt sind, die heutzutage brennende genannt werden müssen und worüber eine gründliche Kenntnis auch dem praktischen Geistlichen dringend nötig ist. Die Zeitschrift steht nicht im Dienste der negativen Kritik, sondern wird redigiert im Sinn positiven Glaubens an die Schrift und die darin berichteten Tatsachen.

Vom Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. (Türmerverlag):

„Der Segen der Sünde". Geschichte eines Menschen. Von Jeannot Emil Freiherrn v. Grotthuß. 4. Auflage (8—10 Tausend), fein gebunden. 169 Seiten. Preis: 75 Cents.

Segen der Sünde? Ist nicht die Sünde ein Fluch? der Leute Verderben? Gewiß. Und daß sie es ist, das ist auch aus dem Buch zu ersehen, das obigen Titel trägt. Für harte, selbstgerechte, tugendstolze Charaktere aber, die alles sich selbst und ihrer eigenen Tüchtigkeit verdanken wollen, keines Gottes zu bedürfen wähnen, kein Gefühl des Erbarmens aufkommen lassen wollen gegen ihre fehlenden Mitbrüder und wenn dieselben auch ihr eigen Fleisch und Blut sind, für solche kann der eigene tiefe Fall in Sünde und Schande zum Segen werden. Mit tiefer psychologischer Wahrheit beschreibt der Verfasser den Fall eines edel angelegten jungen Mannes, seine Verstoßung durch seinen auf Weltehre haltenden Bruder. Dann den Fall des letzteren von Stufe zu Stufe abwärts, bis der einst verstoßene Bruder ihn, den tief Gefallenen, auffindet und ihm zum Anlaß der Bekehrung wird. Die vergebende Barmherzigkeit Gottes und der Menschen empfindet der so tief Gefallene als härtere Strafe als alles, was Gottes Zorn an Strafgericht hätte über ihn verhängen können. So enthält auch dieses Buch ein Zeugnis dafür, daß Gottes Liebe einen Sünder tiefer zerschmettern kann als die Schläge des Zorngerichts. Ein Buch gegen den tugendstolzen Pharisäismus!

Aus gleichem Verlag kam:

Psalter und Harfe, von K. J. Ph. Spitta, 21. Auflage. Hübsch in Leinwand gebunden. Preis: 25 Cts.

Spittas Lieder sind längst anerkannt und in den evangelischen Liederschatz aufgenommen; auch in unserem Evang. Gesangbuch und S.-S.-Ldb. reichlich vertreten. Eine große Anzahl inniger Glaubenslieder finden sich aber in dem Buche, die sonst nirgends zu finden sind, Lieder passend für jede Lebenslage. Das Buch eignet sich für Geschenke an Geburtstagen oder bei anderen Gelegenheiten.

„Der Türmer“. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des August-Heftes: Der fossile Mensch und Affe. Von Dr. E. Dennert. — Aus Seb. Bachs Lehrjahren. Ein musikalisches Kulturbild von Karl Söhle. — Nikolaus Lenau. F. Lienhard. — Aus Lenau: Faust am Grabe seiner Mutter; Der Tod Lorenzos des Erlauchten; Das Vogelnest. — Wozu lebte sie? Erzählung von Kupernik. — Tanzlied. Gedicht von Ernst Preczang. — Neue und alte Lyrik. Von Richard Zoozmann. — Der Dichter des Jörn Uhl. Von Theodor Kappstein. — Neue Buchkunst. Von W. v. O. — Vom Schaffen des Schauspielers. Von Eugen Kalkschmidt. — Die Apotheken. Von G. Terburg-Arminius. — Kunstgewerbe und moderner Geschmack. Von Felix Poppenberg. — Die Dichter und die Berge. Von S. — Der Glaube an Gespenster. Von Dr. Benno Diederich. — Schule und Stil. — Zur Psychologie der Frau. Von Dr. Rudolf Eisler. — Noch einmal von der individuellen Erziehung. Von R. Lembert. — Türmers Tagebuch: Wo liegt der Umsturz? — Kunstbeilagen: Kirmes. Von Peter Brueghel. (Photogravure.) Nikolaus Lenau. Nach einem Originalgemälde von Emilie Reinbeck.

Aus dem Inhalt des Septemberheftes: Ein Lied von ewigen Dingen. Erzählung aus der Einsamkeit von Peter Rosegger. — Karl Joseph Simrock. Von Prof. Dr. Max Koch. — Aus Seb. Bachs Lehrjahren. Ein musikalisches Kulturbild von Karl Söhle (Schluß). — Der historische Don Carlos. Von G. Schuster. — Ein Staatsstreich. Von Guy de Maupassant. — September. Gedicht von Karl Hunnius. — Aus der neuen philosophischen Litteratur. Von Dr. Fr. Mohr. — Gabriel v. Max, Christus als Arzt. — Die Wanderungen der Meerestiere. Von Dr. Julius Reiner. — Die Kunstausstellungen dieses Sommers. Von Walther Gensel. — Haiti. Von S. — Die älteste Stadt der Erde. — Die Weltennebel. — Unverwüstliche Pflanzen. — Zur Frage „Schule und Stil“. Von Clar. — Die Heilsarmee. Von O. T. und von A. Schindler. — Türmers Tagebuch: Kastengeist. — Kunstbeilage: Ein Hypochonder. Von Karl Spitzweg. (Photogravure.)

Für weite Kreise berechnet und darauf vortrefflich angelegt ist der altberühmte Beweis des Glaubens mit seiner kräftigen, edlen Apologetik (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. Preis 8 M.)

Hier nennen wir besonders Zöcklers Artikel über den Darwinismus, Dennerts Rundschau über die jetzige Anthropologie u. s. w., wie seinen Artikel über Fechner, Höhnes Arbeit über Humboldt; Gerhardt orientiert geschickt über den Scientismus, und Ziese macht in einem Aufsatz über die Fürbitte Christi in schöner, lebendiger Weise Ernst mit der Tatsache, daß Christus die Kirche trägt. Der bekannte Theologische Litteraturbericht, eine Beigabe des Beweis des Glaubens, hat unter Jordans Redaktion sehr gewonnen; er berichtet über alle Erscheinungen, welche für das christliche Haus von Interesse sind.

Das neueste Heft für September bringt folgenden Inhalt: Glaube und Wissenschaft. Von Pfr. em. F. W. Otto. — Fechner als Naturphilosoph und Christ. (Schluß.) Von Dr. E. Dennert. — Miscellen. — Theologischer Litteraturbericht.

Berichtigung.

Im Septemberheft, S. 366, ist leider aus Versehen eine Zeile ausgefallen. Unter dem Thema muß der erste Teil heißen:

I. Die göttliche Gnade wirkt im Bekehrungswerk: